This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

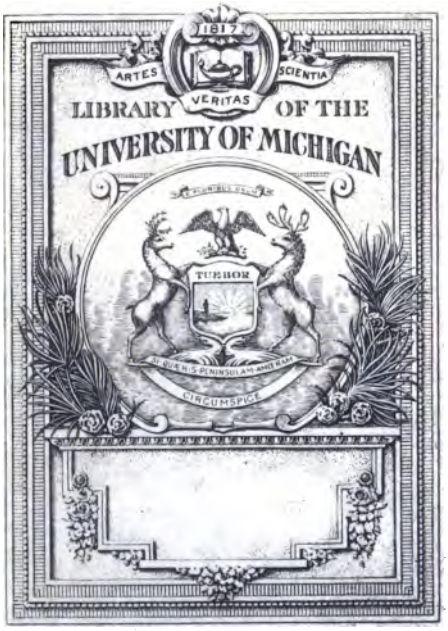
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

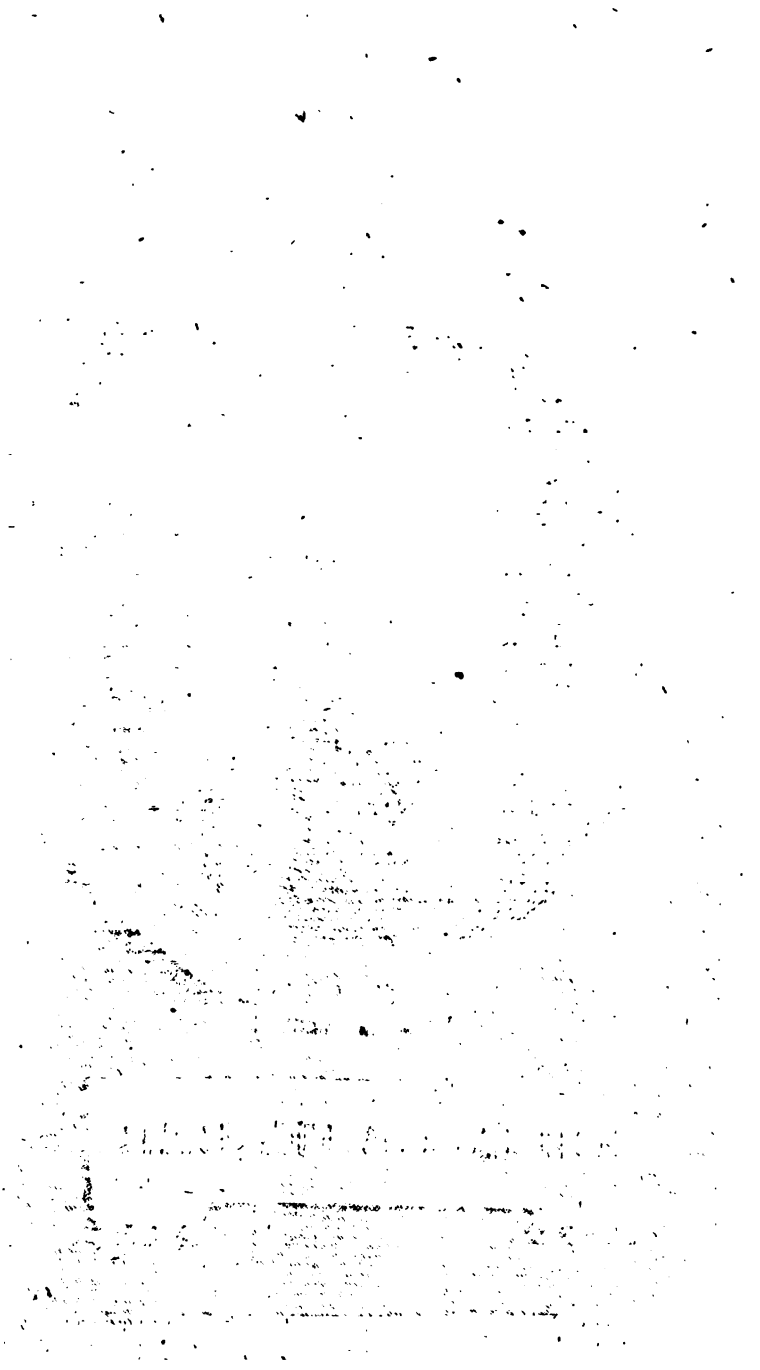
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

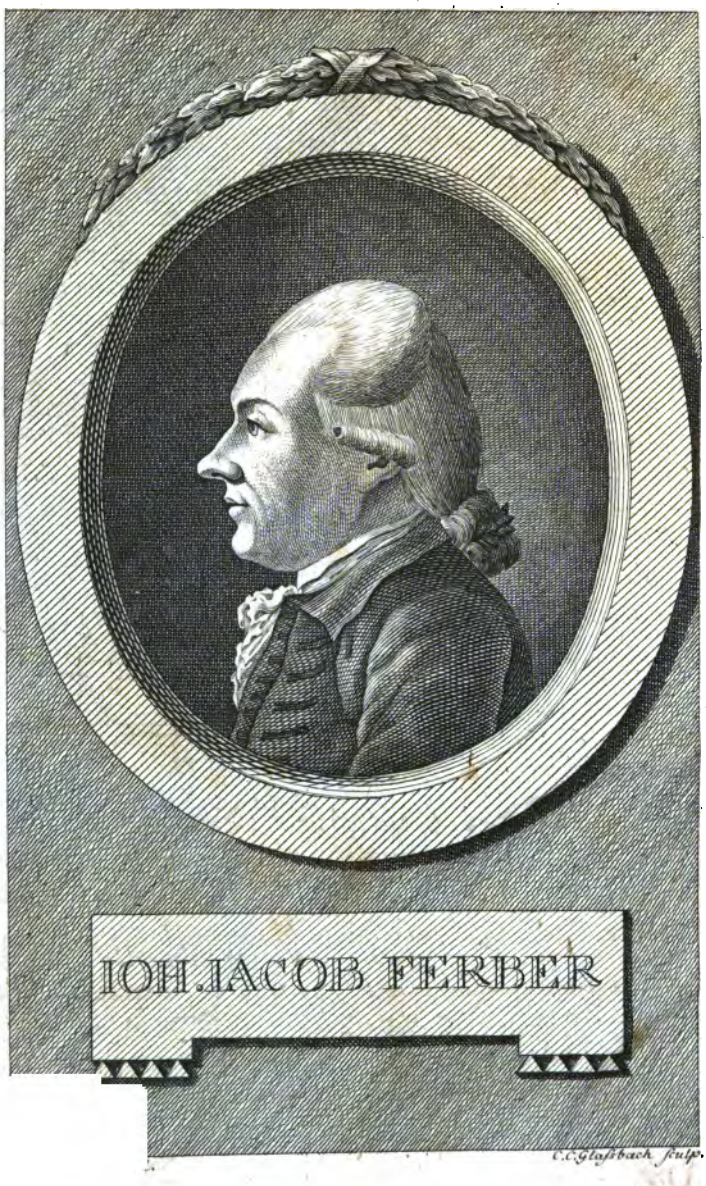
A 946,804

Litt. I.
2


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Z
1007
.A39




IOH. IACOB FERBER
C.C. Glaßbach sculp.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ein und vierzigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kaiſerl. Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churfürſtl. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai 1780.

Faculty Research Lib.
Ue Gruyter
2-57-31
23643

Verzeichniß

der in des ein und vierzigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

D. Leß, christliche Religions-Theorie fürs gemeine Leben. 5
Idea della poesia alemanna. T. I. S. 15. 15
D. Büschings Magazin. XIII. Theil. 43

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Neues Göttingisches Gesangbuch 71
J. F. G. Krausens Sammlung neuer Lieder 71
J. F. Schmidts Sammlung einiger Kirchenlieder 71
Gedanken über das Berlinische neue Gesangbuch 71
Neues Hanauisches Gesangbuch 74
D. Moschens Bibelfreund. V Theil. 77
Geschichte Josua und der Heerführer. 1 und 2 Band. 79
D. Moldenhauers Uebersetzung und Erläuterung über Sprüchw. Pred. und Hohelied Salomons. 81
Sykes Paraphrase des Briefs an die Ebräer mit D. Semlers Anmerkungen. 82
Christenfreuden. 86
Lilienthals gute Sache der in der heil. Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbahrung. XVI. Theils 1 Lieferung. 87
Ebendesselben gute Sache ꝛc. 1 Band, neue Auflage. 88
F. G. Resewitzens Predigten für die Jugend. 90
J. S. Werkenthins fromme Jünglingsjahre, von J. A. Zeußer. 91
D. *Stosch* introductio in Theolog. dogmat. 93

J. J. Sells moraliſche Reden. 96
J. J. Coners Erläuterung ſeines Schreibens an ſeine Amtsbrüder. 97
Ebend. über die nöthige Auswahl der Wahrheiten zum Unterricht in der chriſtlichen Religion. 97
Religionsklagen gegen Hrn. Pet. Trunk, catholiſchen Pfarrer, ſammt deſſen Beantwortungen. 98
Handbuch für angehende Prediger. 3. 4. 5. Theil. 104
Sammlung geiſtlicher Lieder, auf Befehl des Conſiſtor. zu Buchsweiler herausgegeben. 105
Theologiſch-kritiſches Wörterbuch 107
Briefe eines Schwaben an ſeinen Freund über die neueſten Verſuche zur Verbeſſerung der Religion. 107
Seth Calviſius, der Chriſt am Morgen und Abend. 1. 2 T. 108
J. Chr. Blaſche fortgeſetzte Erkl. ſchwerer Stellen N. T. 113
Unterhaltungen der Andacht nach dem Brand zu Hildburghauſen. 114

2) Rechtsgelahrheit.

G. L. *Boehmeri* electa iuris civilis. Tom. III. 116
D. J. L. Schmidts Lehrbuch von gerichtlichen Klagen. 2. Ausgabe. 117
D. *Hartleben* meditationes ad Pandectas. Vol. I. Pars. I. 120
C. B. Stößners Abhandlung von Verloſung der Kirchenſtühle in den churſächſiſchen Landen. 124

3) Arzneygelahrheit.

Mediciniſche Commentarien von einer Geſellſchaft der Aerzte zu Edinburg. 4. Band. 124
Halleri Phyſiologia. T. I — VIII. 128
W. Trnka de Krzowitz hiſtoria cophoſeos et baryecoiae. 130
D. Wolfſtein Unterricht für Fahnenſchmiede. 132
D. *Mezger* adverſaria medica. Pars I. 133
Stolpertus, am Krankenbette 2ter Theil. 138
D. Unzer, über die Anſteckung, beſonders der Pocken. 142
D. *Lentin* memorabilia circa aerem — et morbos Clausthalenſium. 146

D.

D. Brinkmanns Bemerkungen über die Operation der Durchschneidung der Symphysis der Schaambeine. 149
J. Ratzenbergers Hebammencatechismus. 151
J. von Horn durch Frag und Antwort anweisende Wehemutter. 151
Levrets Kunst der Geburtshülfe, übersetzt durch D. Held, 2 Theile. 152
Ebend. Versuch über den Mißbrauch der allgemeinen Grundsätze, und wider die Vorurtheile, die sich der Ausbreitung der Hebammenkunst entgegensetzen, übers. durch D. Burdach. 153
D. Flemming Unterricht für angehende Hebammen. 155
D. Schürgens Geschichte einer 12monatlichen Schwangerschaft. 185

4) Schöne Wissenschaften.

Die drey Pachter, ein ländliches Schauspiel, aus dem Franz. umgedeutscht von W. G. Becker. 159
Die Entführung, oder alte Liebe rostet nicht. 160
Die Aussteuer, ein Nachspiel. 161
Satyren nach dem Geschmack des Rabeners. 162
Amalia oder die Leidenschaften, ein Drama von Biwanko. 162
Zu gut ist nicht gut, ein Lustspiel. 162
Poetische Bilderjagt. 163
Der Täubler, 1ter Band. 163
Dreyßig Oden aus dem Horaz, und drey Eklogen aus dem Virgil übersetzt. 164

5) Schöne Künste. Musik.

Sammlung deutscher Lieder für das Klavier, von J. A. Steffan, 1 Abth. 168
Die Friedensfeyer, oder die unvermuthete Wiederkunft. 169
Six duettes a deux Flutes traverf. par Wolff. 179

6) Romanen.

Leben u. Abentheuer des Küsters Wilibald Schluterius. 172
Waldek auf der Reise in sein Vaterland. 176

7) Weltweisheit.

Ueber das königl. dänische Indigenatrecht und einige Gegenstände der Staatswissenschaft und Geschichte. 171
G. *Plouquet* Elementa philosophiæ contemplat. 186
Zur Bildung des Menschen. 187

8) Mathematik.

G. *Guil. Bauer* fundamenta geograph. et hydrograph. subterraneæ. 187
C. Scherffers Abhandlung über die orthographische Projection einer bey dem Pole zusammengedruckten Elliptoide. 191
Max. Hell Ephemerides astron. anni 1779. 192
N. Schenmark analytische Geometrie. 193
M. J. T. Mayers Unterricht zur praktischen Geometrie zweyter Theil. 198
L. Vochs Unterricht zur Aufreissung der 9 Säulenordnungen nach dem 12theiligen Modul. 209

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

Sammlung von Nachrichten und Beobachtungen über die Erzeugung und Verfertigung des Salpeters, übersetzt von J. H. Pfingsten. 203
J. A. Webers Abhandlung von dem Salpeter, und von der Gährung. 207
J. A. de Lüc Untersuchungen über die Atmosphäre, 2ter Theil. 212
J. A. Cankrinus erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde, 5 - 7ter Theil. 213
J. F. W. Charpentier mineralogische Geographie der churſächsischen Lande. 215
Der Naturforscher, 11. 12 und 13tes Stück. 216

F. E. Martinet Catechismus der Natur aus dem Holländiſchen. 219
D. E. Espers Beobachtung einer neuentdeckten Zwitterphaläne. 220
Jami entworfenes Meiſterrecht in der hermetiſchen Kunſt. 221
J. J. Waldins Frankenberger Verſteinerungen. 221
J. Chr. Fabricii philoſophia entomologica. 223

10) Geſchichte, Geographie u. ſ. w.

G. H. Richters geograph. Unterſuchung, ob das Meer, durch welches die Iſraeliten gegangen, das rothe Meer geweſen ſey? 225
C. Büttinghauſens, Beyträge zur pfälz. Geſch. 2. Band des 1. 2. St. 230
Acta Oſnabrugenſia, 1. Theil. 234
Hofmann über die Wappen-Schildhalter, beſonders des deutſchen Reichsadlers. 235
Holwells Nachrichten von Hindoſtan und Bengalen. 238
Chr. Leiſte Beſchreibung des britiſchen Amerika. 238
Das Nordamerika hiſtoriſch und geographiſch beſchrieben, 4ter Theil. 249
Beſchreibung der europäiſchen Kolonien in Amerika, 1, und 2. Band. 240
Geſchichte der Koloniſirung der freyen Staaten des Alterthums. 241
Abhandlungen ſineſiſcher Jeſuiten über die Sineſen, 1 Band. 243
Zeitungen aus der alten Welt vom Jahr der Welt 3648 - 3940. 249
S. A. Ehrhards Abhandlung vom verderbten Religionszuſtand in Schleſien vor der Reformation. 251
Entwurf eines Staatsrechts der R. Stadt Nürnberg. 252

11) Gelehrte Geſchichte.

Literariſches Muſeum, 1ten Bandes 3tes Stück. 253
Nachrichten zu dem Leben des Petrarca, 3. Band. 255

7) Weltweisheit.

Ueber das königl. dänische Indigenatrecht und einige Gegenstände der Staatswissenschaft und Geschichte. 171
G. *Plouquet* Elementa philosophiæ contemplat. 186
Zur Bildung des Menschen. 187

8) Mathematik.

G. *Guil. Bauer* fundamenta geograph. et hydrograph. subterraneæ. 187
C. Scherffers Abhandlung über die orthographische Projection einer bey dem Pole zusammengedruckten Elliptoide. 191
Max. Hell Ephemerides astron. anni 1779. 192
N. Schenmark analytische Geometrie. 193
M. J. T. Mayers Unterricht zur praktischen Geometrie zweyter Theil. 198
C. Dochs Unterricht zur Auflösung der 7 Glaubenshaupt-gen. auch dem 12theiligen Modul. 200

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

Sammlung von Nachrichten und Beobachtungen über die Erzeugung und Verfertigung des Salpeters, übersetzt von J. H. Pfingsten. 203
J. A. Webers Abhandlung von dem Salpeter, und von der Gährung. 207
J. A. de Lüc Untersuchungen über die Atmosphäre, 2ter Theil. 212
J. A. Cavkrinus erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde, 5 - 7ter Theil. 213
J. F. W. Charpentier mineralogische Geographie der churſächsischen Lande. 215
Der Naturforscher, 11. 12 und 13tes Stück. 216

F. E. Martinet Catechismus der Natur aus dem Holländiſchen. 219
D. E. Espers Beobachtung einer neuentdeckten Zwitterphaläne. 220
Jani entworfenes Meiſterrecht in der hermetiſchen Kunſt. 221
J. J. Waldins Frankenberger Verſteinerungen. 221
J. Chr. Fabricii philoſophia entomologica. 223

10) Geſchichte, Geographie u. ſ. w.

G. H. Richters geograph. Unterſuchung, ob das Meer, durch welches die Iſraeliten gegangen, das rothe Meer geweſen ſey? 225
C. Büttinghauſens, Beyträge zur pfälz. Geſch. 2. Bandes 1. 2. St. 230
Acta Oſnabrugenſia, 1. Theil. 234
Hofmann über die Wappen-Schildhalter, beſonders des deutſchen Reichsadlers. 236
Holwells Nachrichten von Hindoſtan und Bengalen. 238
Chr. Leiſte Beſchreibung des britiſchen Amerika. 238
Das Nordamerika hiſtoriſch und geographiſch beſchrieben, 4ter Theil. 249
Beſchreibung der europäiſchen Kolonien in Amerika, 1, und 2. Band. 240
Geſchichte der Koloniſirung der freyen Staaten des Alterthums. 241
Abhandlungen ſineſiſcher Jeſuiten über die Sineſen, 1 Band. 243
Zeitungen aus der alten Welt vom Jahr der Welt 3648 - 3940. 249
S. A. Ehrhards Abhandlung vom verderbten Religionszuſtand in Schleſien vor der Reformation. 251
Entwurf eines Staatsrechts der R. Stadt Nürnberg. 252

11) Gelehrte Geſchichte.

Literariſches Muſeum, 1ten Bandes 3tes Stück. 253
Nachrichten zu dem Leben des Petrarca, 3. Band. 255

12) Philologie.

Homeri Ilias. edidit A. H. *Niemeyer* Vol. 1. 257
Homeri Opera, edit. Baſil. Tom. 1. et 2. 263
Die Mannheimer Ausgaben vom Nepos, Virgil, Salluſt, Horaz, Cäſar, Lucan und Livius, 3 Theile. 264
Die Zweybrücker Ausgaben vom Tacitus, Plautus, 1. Band, Terenz, 1. Theil, und vom Salluſt. 265
J. J. G. Schelleri præcepta ſtili bene latini, Pars 1. 271
— — — — Pars 2. 279

13) Erziehungsſchriften.

F. H. Stopfels Briefe über die Erziehung beyderley Geſchlechts. 284
Verzeichnis der Schulkinder und Studierenden, die in München, 1779. Preiſe erhalten haben. 287
Der Zögling, von J. H. Röding, 4tes Bändchen. 288
Briefe junger Fräuleins. Zweyter Theil. 289
Vermiſchte Abhandlungen und Erzählungen für Kinder. Erſtes Bändchen. 291
A. H. Strodtmann, über die Sorge für den Wohlſtand in den lateiniſchen Schulen. 293
H. M. G. Kæſter Recueil de pieces diverſes, en proſe et en vers, tirées des Auteurs les plus celebres, à l'uſage de la jeuneſſe tant del'un que de l'autre ſexe. 265
Recueil de lectures utiles et agréables pour exciter l'attention de la jeuneſſe. 296

14) Kriegswiſſenſchaft.

J. G. F. Koch Beyträge zur Geſchichte des Kriegsweſens, der heutigen preuſſ. und brandenburgl. Staaten, in den älteſten Zeiten. 298

F. W. von Zuchhaus, Verſuch über die Märſche der Armeen, die Läger, Schlachten und den Operationsplan, erläutert durch die Geſchichte des vorigen Krieges. 289

15) Finanz-Policey und Handlungswiſſenſchaft.

Vermiſchte Verbeſſerungsvorſchläge und freye Gedanken, über verſchiedene den Nahrungsſtand, die Bevölkerung und Staatswirthſchaft der Deutſchen betreffende Gegenſtände. Zweyter Band. 302
J. F. Enderlins natürl. Cammeralwiſſenſchaft. Zweyter Band. 301
Der Reichthum von Holland, oder Unterſuchung des Handels und der Macht der Holländer. Erſter Band. 308

16) Haushaltungswiſſenſchaft.

Oeconomiſche Nachrichten der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien. Sechſter Band. 303
J. A. Meyer, Wie hat ſich der Landmann bey Wetterſchäden, in Abſicht auf ſeine Getraidefelder zu verhalten? 303
M. J. Franzmadhes neueres Forſtmagazin — Erſter Abtheilung dritter Band. 303
U. Chr. Salchow beſtätigte Heilung und gänzliche Tilgung der Rindviehſeuche 304
Joſephs Seithers, gründlicher Unterricht zur fruchtbaren Gärtnerey. 304

W. G. Hoffs ökonomische Abhandlung vom Holzmangel 284
Isidorus Metaphilus wohlerfahrner Bienen-, Küchen- und Kunstgärtner. 295

17) Vermischte Nachrichten.

Anordnung der in Hamburg errichteten allgemeinen Versorgungsanstalt. 302
Der neue Diogenes. Zweyter Theil. 305
Das Grab des Aberglaubens. Dritte Sammlung. 306
J. E. Fülsmann Erfahrungen eines Mühlenmeisters. 308
Abt Condillacs Unterricht aller Wissenschaften. Dritter Theil. 309
Der Ungelehrte, eine Monatsschrift für den Bürger und Landmann. 311
Nachrichten. 312
Todesfall. 312

I.

Chriſtliche Religions-Theorie fürs gemeine Leben, oder Verſuch einer practiſchen Dogmatik, von D. Gottfried Leß, Profeſſor der Theologie. Göttingen, im Verlage der Vandenhökſchen Buchhandlung. 1779. 592 Seiten und 16 Seiten Vorbericht in 8.

Man muß den Verfaſſer nach der Idee, die er in ſeinem Vorberichte von einer practiſchen Dogmatik giebt, beurtheilen. Eine practiſche Dogmatik, ſagt er, ſoll die Beweisſtellen ſtrenge auswählen, überhaupt den Chriſten gewöhnen, das neue Teſtament mit eigenem Nachdenken zu leſen und recht zu verſtehen: auf eine richtige Bibel-Auslegung bauet ſie demnächſt das Syſtem der Religions-Theorie, welche aber nur diejenigen Sätze enthält, die mit der Moral, und der Freude des Lebens in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehen: ſie lehrt den rechten Gebrauch derſelben, und geht den Mißbräuchen und herrſchenden Vorurtheilen entgegen: trägt alles allgemeinfaßlich und kraftvoll vor: und entwickelt den Einfluß dieſer Theorie auf die Beſſerung, Beruhigung und Erfreuung menſchlicher Seelen.

Eine ſolche Art der Dogmatik fehlt uns noch, und würde dem denkenden Chriſten ſehr nützlich ſeyn; und in dieſer Abſicht verdient Herr Leß Dank, daß er die Bahn gebrochen hat. Recenſent will offenherzig und kühle ſagen, wiefern er ſeiner Einſicht nach

den Zweck erreicht zu haben scheint. Die Beweisstellen sind großentheils wohl gewählt und richtig erklärt, und viele, die sonst gewöhnlich gebraucht werden, als unbeweisend verworfen oder ausgelassen. Die Hr. Leß für beweisend gehalten, hat er nach eigener Einsicht übersetzt und jedem Artikel vorausgeschickt: da er sich aber nicht allein an die erste Bedeutung der Worte in der Grundsprache, sondern auch an ihre Stellung und Verbindung zu genau und ängstlich gehalten, und darinn sowohl, als in dem Gepräge gewisser Ausdrücke und Redensarten etwas besonderes und kraftvolles zu finden gemeinet haben mag: so ist er darüber undeutsch und ausländisch geworden, daß manche Leser den Sinn und die Beweiskraft nicht sattsam werden verstehen und wahrnehmen können. Aus Begierde, wie es scheint, kraftvoll zu seyn, ist er nicht gemeinfaßlich geworden: wie er denn überhaupt in seinem Vortrage oft zu kurz ist, zu viel voraussetzt und dem Nachdenken des Lesers nicht genung entgegen kömmt; daß er für diejenigen, die ihn nicht noch besonders darüber zu hören Gelegenheit haben, die Gemeinnützigkeit schwerlich haben wird, die er haben könnte und sollte.

Die aus diesen Beweisstellen gezogene dogmatische Lehrsätze sind meistentheils mit weiser Ueberlegung zweckmäßig gefaßt, und das zur Schultheologie gehörige, wie billig, ganz weggelassen worden; und es muß jedem menschenkennenden Verehrer des Christenthums sehr willkommen seyn, daß endlich von Theologen selbst der Anfang gemacht wird, Religionslehre von Schultheologie, Subtilitäten und Erklärungsarten nach menschlicher Fassung zu scheiden. Zwar würde Recensent nach seiner Einsicht noch manches als unzweckmäßig weggelassen haben,

das auf Besserung und Beruhigung des Menschen keinen allgemeinen Einfluß haben kann; als z. B. die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi, von dem thuenden Gehorsam desselben, von seinen drey Aemtern und was dem ähnlich ist: indessen ist es doch immer rühmlich und ein Beweis eines redlichen und christlichen Muths die Bahn gebrochen zu haben. Andere können nun weiter schreiten; Klugheit, Behutsamkeit und Achtung für herrschende religiöse Denkungsart erfodern es auch, bedenklich und langsam hierinn zu verfahren, und der weisen Oeconomie nachzuahmen, die Christus selbst beobachtet hat. Diesen Sinn wird man mit Vergnügen an dem Verfasser bemerken; und eben dieser Gesinnung oder einem vorsichtigen Mistrauen in seine eigene Einsicht rechne ich auch die Unbestimmtheit zu, welche ich hie und da, und besonders in den Artickeln vom allgemeinen Verderben und vom Glauben wahrzunehmen meyne.

Der practische Abschnitt, welcher auf die erklärte Theorie eines jeden Artikels folgt, und die Anwendung derselben auf die Besserung, Beruhigung und Erfreuung des Menschen lehren soll, gefällt dem Recens. am wenigsten. Denn wiewohl viel gute und brauchbare Anmerkungen darinn vorkommen, so ist er doch für seine Wichtigkeit viel zu kurz und mangelhaft. Hier hat der Christ gerade den meisten Unterricht nöthig, hier herrschen die meisten und schädlichsten Vorurtheile, hier erlaubt er sich am liebsten Unachtsamkeit und Mangel des Nachdenkens, wenn es darauf ankömmt, wie er seine theoretische Ueberzeugung richtig anwenden, wie er sie benutzen und welche Fehler und Irrgänge er dabey vermeiden soll. In dieser Absicht ist wohl in neuern Zeiten kein Buch

geſchrieben worden, das an lehrreichem und wirklich practiſchen Unterricht Hermes Handbuch der Religion übertreffen ſollte. Etwas von dieſer Art, wenigſtens ins kurze zuſammengefaßt, erwartete man nach dem Titel auch hier; aber die Erwartung iſt nicht erfüllt. An den vielen Berufungen des Verf. auf ſeine Moral und herausgegebene Predigten wird ſich der Leſer auch ſchwerlich genügen laſſen; den jedesmaligen Kern der Sache verlangt er gleich hier, als Folgerung und nähere Handleitung aus der vorhergehenden Theorie.

Nach dieſer generalen Ueberſicht wird ſich nun genauer beurtheilen laſſen, was nach des Verfaſſers Sinn Religionstheorie fürs gemeine Leben ſey; wenn ich einige Proben auszeichne, wie er in dieſer Rückſicht die dogmatiſchen Lehren beſtimmt und ausgewählt habe. Es iſt dabey ehrſam für unſre Zeiten und verſprechend für die Zukunft, wenn er es in ſeiner Zuſchrift rühmlich bezeuget, daß die herzlichſte Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinen Kollegen gar keinen Abbruch dadurch leide, daß ſie in verſchiedenen Punkten mit ſeiner abweichenden Denkungsart nicht einſtimmig ſind. So ſoll es im Reiche der Wahrheit ſeyn, und ſo geziemt es den Wahrheitsforſcher, der ſich bewußt iſt, daß er ein Menſch ſey. — Nun noch die Proben.

Jeſus Chriſtus hat den Glauben an einen Einigen Gott nach S. 85. „auf eine dreyfache Art über die Welt verbreitet; nemlich durch ſeine Religion; die Lehren des Muhammedismus von dem einzigen wahren Gott, welche aus dem Chriſtenthum genommen ſind; und durch die Aufklärung der Vernunft, welche er durch ſeine Religion veranlaßte und wirkte. Von eilfhundert Millionen Menſchen, welche jetzo

auf

auf dem Erdboden beysammen leben, sind auf achthundert Anbeter des einigen wahren Gottes.„ — S. 135. f. wird verschiedenen gangbaren Beweißstellen für die Dreyeinigkeit, als Matth. 28, 18 -- 20. 2. Kor. 13, 13 auch 1. Tim. 3, 16 und 1 Joh. 5, 20 u. a. m. ihre beweisende Kraft abgesprochen. S. 151. wird zum Schluß dieser Lehre, wo nur die biblischen Stellen erläutert werden, dem Zweifelnden folgende praktische Anweisung gegeben. „Findest du sie nach allem redlichen Forschen nicht in der Bibel: so wisse, daß keine unvorsetzliche Unwissenheit und Irthum dem Menschen schadet. Findest du sie aber; so bedenke, daß es für uns kurzsichtige Geschöpfe die heftigste — heftig ist wohl nicht das rechte Wort! — Thorheit seyn würde, eine richtig bewiesene Wahrheit, blos wegen uns unbeantwortlicher Einwürfe zu verwerfen.„ Richtig und wahr!

Von Gottes Rathschluß zur Seligkeit der Menschen, wird S. 169. eben so wahr und menschlich gesagt: „Gott bietet jedem Menschen, er sey Christ oder Heyde, die nöthige Kraft zur Tugend und Beharrung darinn an; der redliche Gebrauch dieser Kräfte, (also bey Christen der tugendreiche Glaube an Christum,) ist die einzige Bedingung, worunter er die ewigen Wohlthaten austheilet u. s. w. und S. 240. Jeder Mensch, auch der allerwildeste, hat die nöthigen Mittel, sich in Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. — Nach S. 177. f. handelt die Schöpfungsgeschichte blos von unserer Erdkugel, nicht von ihrer ersten Schöpfung, sondern von Umschaffung der Erde, ist auch viel wahrscheinlicher eine poetische Einkleidung, als eigentliche Geschichte; eben so wie die Schöpfungsgeschichte Eva's S. 194. Der erschaffene Mensch war im Kinderstande, nur der

werdende Menſch S. 195 f. womit man doch das, was er in der Folge S. 295. f. von der Vollkommenheit, beſonders der moraliſchen Vollkommenheit des erſten Menſchen ſagt, nicht ganz zu reimen weiß. — Die böſen Engel ſind fern von unſrer Erde, und ſtehen mit uns Menſchen in gar keiner Verbindung. Aber zu Chriſti Zeiten haben ſie ſchreckliche Verwüſtungen unter den Menſchen angerichtet S. 256. auch 266. Sie haben nicht die geringſte Gewalt über uns Menſchen, und ſind jetzo weder wirkende, noch veranlaſſende Urſachen der Irthümer und Laſter S. 269. Vor und nach Chriſti Zeiten findet man kein Beyſpiel von Wirkungen des Teufels S. 267. 68 Es giebt auch keine Hexereyen, und keine Beſitzungen und keine Verſuchungen des Teufels in unſern Zeiten mehr u. ſ. w. S. 270. f.

Die Geſchichte der erſten Uebertretung der Menſchen iſt gleichfalls poetiſche Einkleidung, die eigentlich verſtanden viel Zweifel und endlich an der ganzen Religion veranlaßt hat. Geſchichte iſt nur das: die Menſchen aſſen gegen Gottes Befehl von einer giftigen Frucht, und machten ſich und ihre Nachkommen dadurch elend S. 278. f. Das ſittliche Verderben, das daraus entſtand, war natürliche Folge der Sünde, nicht poſitive Strafe Gottes, wie überhaupt keine willkührliche Strafen Gottes darauf erfolgten S. 301. 302. Das ganze Menſchengeſchlecht hat dieſe Folgen empfunden, aber nicht durch Imputation, welche weder erweislich iſt aus der Schrift, noch gerecht wäre S. 304. 305. Die Zerrüttung des Körpers der erſten Menſchen wird auf alle fortgepflanzt, und dieſe iſt die Quelle des ſittlichen Verderbens.

Dieſes

Dieſes allgemeine Verderben der Menſchen ſoll nach S. 319. nicht allein im Verfall, ſondern auch in gänzlicher Zerrüttung Leibes und der Seele beſtehen; der elend gewordene Körper verſenkt den Menſchen in den Schlamm unvernünftiger Sinnlichkeit, welche die Quelle und Summe alles ſeines ſittlichen Verderbens iſt. Wie krank Verſtand und Willen ſey, wird S. 320. 21. ſehr feyerlich beſchrieben, woraus ein gänzliches Unvermögen zu allem Guten folgen würde. Doch behauptet der Verf. auch S. 323, jedem Menſchen, dem Nichtchriſten, ſo wie dem Chriſten, werde das für einen jeden ſchickliche Maas göttlicher Kräfte ſich zu beſſern, dargeboten; es werde unter den Menſchen viel gutes und edles, und ſelbſt unter Heyden Muſter der Tugend angetroffen, auch wären nicht alle Menſchen wirklich laſterhaft, würden es aber ſeyn, wenn nicht eine höhere Hülfe des Schöpfers, durch Vernunft oder Schrift, ſie beſſerte S. 324. (Aber wie durch Vernunft, wenn die Vernunft von der Sinnlichkeit unterdrückt, und der Verſtand unwiſſend und verfinſtert iſt? Wie kann ein Menſch durch die Vernunft gut und nicht laſterhaft ſeyn, wenn ſie alle verderbt ſind, alle einen überwiegenden Hang zum Böſen haben, wie der Verfaſſer in eben dem Athem behaupten will? Man unterſcheidet wohl nicht genung die angeborne überwiegende Sinnlichkeit von der Gewöhnung ihr nachzuhängen; das ſittliche Verderben der alten Welt, das die Schrift ſchildert, von dem was noch jetzt da iſt, nachdem der Geiſt des Chriſtenthums, wie es der Verf. ſelbſt anerkennt, ſo viel Licht, richtige Kenntniſſe, beſſere Grundſätze und edlere und menſchlichere Geſinnungen in mehreren oder mindern Grade unter einen groſen Theil unſers Geſchlechts verbrei-

tet

ret hat. Dieſe Materie verdient noch die Unterſuchung und Berichtigung eines philoſophiſchen Beobachters der Menſchheit.) Erbſünde will indeſſen der Verf. dies allgemeine Verderben nicht nennen S. 328. auch läugnet er, daß der Menſch das Böſe aus deklarirter Feindſchaft gegen Gott thue, ſondern nur aus unvernünftiger Sinnlichkeit. S. 333.

Für Weiſſagung vom Meßias nimmt der Verf. den 2ten Pſalm nicht an S. 385. hingegen aber Pſ. 16, 22, 40, 110. Jeſ. 11 und 12. und Kap. 52 und 53. S. 387. f. Jeſus hat nach S. 443. nicht die Chriſten allein, ſondern auch Juden, Muhammedaner und Heyden erlöſet; auch dieſe werden wir dereinſt im Himmel finden; auch ihnen giebt Gott die nöthigen Kräfte, an dem Verdienſt Jeſu Theil zu nehmen. (Aber wie und wodurch? Ob allein durch redliche Uebung des Guten nach ihrer Einſicht? wird nicht geſagt, und an andern Orten nur unbeſtimmt erwähnt. Beſtimmung iſt hier unumgänglich nothwendig, wenn der Werth der chriſtlichen Religion recht ins Licht geſetzt werden ſoll.) Denn an der Erlöſung nimmt man nach dem 9ten Artikel nur durch einen tugendreichen Glauben an Jeſum Theil. S. 447. f. Zwar fodert Gott von den Nichtchriſten nichts mehr als treuen Gebrauch des Maaßes von Kenntniſſen, das er ihnen gegeben hat; dann wird er eben ſowohl durch das Verdienſt des allgemeinen Welterlöſers Gott gefällig und ſelig, als der mit dem tugendreichen Glauben verſehene Chriſt; bey Chriſten aber iſt dieſer Glaube die einzige Bedingung der Seligkeit S. 459. (Allein wozu dann eine allgemeine Erlöſung? Warum können jene des Glaubens entbehren? wie kann das allgemeine Verderben nach dieſer Vorausſetzung die Beſſerung und Selig-

keit

seit der Menschen unmöglich machen? Und wozu über-all Christenthum, wenn redlicher Gebrauch der von Gott verliehenen Kräfte die Hauptsache ist? da fehlt es gewiß noch an einer schicklichen und angemessenen Erklärung der Theologen, zu welcher Absicht Gott die Erlösung durch Christum veranlasset habe, und was für Einfluß sie auf seine Menschenwelt haben solle.) Richtig und gut wird es gesagt: daß dieser Glaube nicht in bloßem Bekennen, Wissen noch Vertrauen, sondern *in wirklicher* und redlicher Ausübung der Tugend d. i. alles Gemeinnützigen und besonders der Menschenliebe bestehe, S. 460 f. (denn diese ist Zweck, und jener nur schickliches Mittel.) auch im praktischen Abschnitt S. 467. f. wird der Einfluß dieses Glaubens auf die Ruhe und Tugend der Menschen als unumgänglich nothwendig empfohlen. Aber es ist doch nicht allgemein faßlich und einleuchtend gemacht: wie und warum der Glaube diesen Einfluß haben müsse, und wie stark und nachdrücklich er wahre Tugend wirklich befördere und befördern solle.

Im 10ten Artikel von der Besserung des Menschen durch den heiligen Geist ist zwar sehr viel gutes gesagt, und viel irriges und misdeutiges aus dem Wege geräumet; aber es fehlt doch auch an Bestimmtheit und rechter Uebereinstimmung. Auf der einen Seite wird laut gesagt: Jedem Menschen giebt Gott Mittel eines wahren und ewigen Glücks theilhaftig zu werden S. 476. f. er wirkt an dem Herzen jedes Menschen S. 478 u. f. w. Auf der andern Seite wird wieder mit dem System behauptet: niemand als ein Bekehrter könne gute Werke thun S. 483. (und bekehrt wird man doch nur nach dem Ausspruch der Theologen durch die Bibel;) ingleichen wären

nur

nur das gute Werke, die aus herrſchender Liebe zu Gott unternommen werden, (dergleichen der Nichtchriſt kaum einige, und der Chriſt nur wenige thut.) Warum geht man hier nicht grade heraus und ſagt, was Erfahrung und Selbſtbewuſtſeyn beſtätigen: Gottes Vorſehung veranlaßt, leitet und reizt alle Menſchen durch Erziehung, Umſtände, Begebenheiten, unvorhergeſehene Vorfälle, Eindrücke und Rührungen zu ſittlich-guten Geſinnungen und Thaten; und auſſerdem noch die Chriſten durch die mächtigen Bewegungsgründe und Eindrücke der Lehren, Verſicherungen und Verheiſungen Jeſu. Dies iſt es, was die Bibel Geiſt Gottes nach altem jüdiſchen Sprachgebrauch zu nennen das Anſehen hat.

Ueber die Natur und den Zweck der beyden von Jeſu eingeſetzten religiöſen Gebräuche, der Taufe nemlich und dem heiligen Abendmal, wird im 11ten Artikel ſehr viel vernunftmäßiges, ohne Sektirerey und ohne Anhänglichkeit ans Kirchenſyſtem geſagt; das muß ich aber zum Nachleſen empfehlen, weil es zu weitläuftig ſeyn würde mehr auszuzeichnen. Es mag alſo an der einen Stelle S. 587. folg. über die Strafe der Verdammten aus dem 12ten und letzten Artikel zum Schluſſe genung ſeyn, wo der Verf. folgendes behutſame und zugleich menſchliche Bekenntniß ablegt: „Gewiß iſt es, Gott drohet wirklich den Laſterhaften endloſe Strafen an; gewiß aber, wird ſeine Wahrhaftigkeit nicht verletzet, wenn er dieſe Drohungen nicht erfüllt: — allein was die göttliche Weisheit in Abſicht ihrer wirklichen Vollziehung gut befinden werde, das weis kein Sterblicher. — Die Güte des Vaters der Menſchen, hat jeden durch Chriſtum erlöſet, giebt jedem die Mittel eines ewigen Glücks theilhaftig zu werden. — Bey allem trau-

traurigen Anblick einer wachsenden Ruchlosigkeit erhält sich Gott doch eine unglaubliche Anzahl redlicher Verehrer; — mehr als die Hälfte des menschlichen Geschlechts stirbt noch vor dem Gebrauch des Verstandes. Dies zusammen genommen flößt uns die entzückende Hofnung ein; daß die Zahl der Seligen sehr viel — gröser ist, als die Zahl der Verdammten, — und sehr viel gröser noch, setzt Recens. hinzu, als wir jetzt nach unsrer Kurzsichtigkeit und vermeynten staatsklugen Einsicht in Gottes Regierungskunst zu berechnen vermögend sind.

Em.

II.

Idea della Poesia Alemanna — Tomo I. Napoli, presso i Fratelli Raimondi, 1779. gr. 8vo.

Es ist wohl keine Frage ob die Anzeige eines ausländischen Werks dieser Art für eine deutsche Bibliothek gehört; vielmehr hat man Recht, in derselben eine umständliche Anzeige und Prüfung desselben zu erwarten, weil dies Buch gewiß nicht in den Händen aller derer seyn wird, denen an dem Urtheil und an dem Grade der Kenntniß von unsrer poetischen Litteratur bey einer so aufgeklärten Nation, wie die italiänische, gelegen ist.

Der Verfasser nennt sich über der Zuschrift an den Marcheſe di Salsa, Aurelio de' Giorgi Bertola, und erfüllt durch die Herausgabe dieses Buchs ein Versprechen, das er vor seiner Uebersetzung der Geßneri-

nerischen Idyllen gethan hatte, die wenn wir nicht irren, schon vor einigen Jahren erschien. Sein Plan ist eigentlich zwiefach; er will seinen Landesleuten die Geschichte unsrer Poesie, und zugleich Proben aus jeder Gattung derselben, bekannt machen. Jenes geschieht in diesem ersten Bande, der auch schon Proben von lyrischen Gedichten liefert; im zweyten soll eine Auswahl dramatischer Stücke folgen; und der dritte wird Geßners Tod Abels, einen Gesang aus der Meßiade, und Stellen aus heroischkomischen, satirischen und didaktischen Gedichten nebst einigen moralischen Briefen und Fabeln, enthalten.

Es wäre ungerecht, von dem hier gelieferten historischen Versuch über unsre Poesie durchgängige Richtigkeit und Vollständigkeit zu fodern; und desto ungerechter, da es uns selbst noch an einer Geschichte unsrer Dichtkunst fehlt. Gar sehr muß daher dem Verf. die Entschuldigung zu statten kommen, die er mit vieler Bescheidenheit in seiner Vorrede hierüber macht; und man mus sich vielmehr wundern, und ihm danken, daß er bey so manchen Schwierigkeiten, dennoch diesen Grad der Vollständigkeit und Richtigkeit hat erreichen können, den man in seinem Versuch antrifft. Auch die vorgängige Prüfung der von ihm gefällten Urtheile uber die Charakter der Dichter macht ihm Ehre. Der Werth seiner Quellen ist freylich sehr ungleich. Unter diesen nennt er zuerst zwey berühmte französische Journale. Vermuthlich das Journal Etranger und Encyclopedique; und man weis, wie seicht, verstümmelt und armselig die Nachrichten des letztern von deutscher Litteratur sind. Seine fernern Quellen waren Schmids Biographie der Dichter, Klotzens Bibliothek, die allgemeinen Bibliotheken, die Blumenlesen und Musenalmanache,

che, wiewohl mit vieler Behutſamkeit; der deutſche Merkur, und andere periodiſche Schriften vom erſten Range. Kein Wunder, wenn der Verfaſſer hier oft Mühe gehabt hat, den wahren Standpunkt unſers Geſchmacks ins Auge zu bekommen, und die ſich oft durchkreuzenden Urtheile ſo ganz verſchiednet Köpfe mit einander zu vereinigen! Glücklicherweiſe war er vor Bielfelds Progrès des allemands gewarnt, und vermied wie er ſagt, die Auffaſſung der darinn vorkommenden Urtheile, oder Vorurtheile vielmehr, wie eine Peſt. Dagegen rühmt er den Beyſtand und die Zurechtweiſungen mancher deutſchen Gelehrten, die Unterſtützung eines erlauchten Miniſters, und die Hülfe zum Verſtändniß ſchwerer Stellen im Klopſtock, Gerſtenberg und andern, die ihm ſein Freund, Hr. Joſeph Koller, leiſtete, der beym Oberſten Jauch Sekretär iſt. Auch Herr Werthes, der ſich jetzt in Italien aufhält, hat dem Verfaſſer, wie er S. 105. rühmt, manche Beyträge zu ſeinen Nachrichten geliefert. Hrn. Huberts ähnliche franzöſiſche Arbeit iſt gleichfalls von ihm benutzt worden. — Am Schluß der Vorrede wünſcht der Verf. daß die italiäniſche und deutſche Nation, deren Fürſten durch ſo enge Bande des Bluts mit einander verbunden ſind, auch in ihrer Literatur mehr Gemeinſchaft und Verkehr haben, und alle Vorurtheile wider einander aufgeben möchten.

Von dem hiſtoriſchkritiſchen Verſuch über die deutſche Poeſie betrifft das erſte Kapitel die Epoche der Minneſinger. Im Eingange redet der Verfaſſer von dem allerdings groſen Vergnügen des Geiſtes, welches die Vergleichung des Fortgangs mehrerer Nationen in Wiſſenſchaften und Künſten

gewährt. In Italien, ſagt er, hat man faſt bis itzt immer gezweifelt, ob die Deutſchen Einbildungskraft beſitzen. Gelehrſamkeit und Forſchungsgeiſt geſteht man ihnen gern zu; aber kein Talent zur Poeſie. Mancher beurtheilte die deutſchen nach den vegetirenden ſchwerfälligen Maſchinen von Thürſtehern bey den Groſſen in Italien; ein andrer ließ ſich durch die erſten widrigen Eindrücke der ungewohnten deutſchen Sprache abſchrecken; ein dritter hielt ihren unleugbaren kriegriſchen Geiſt für unverträglich mit den Muſen. Die Franzoſen waren nicht gerechter gegen uns; der Verf. führt hier die bekannten, und eben ſo unwiſſenden als beleidigenden Urtheile eines **Bouhours, Desfontaines** und **Paliſſor** über den armen deutſchen Geſchmack an. Nur möchten wir doch dergleichen Urtheile nicht, wie er hier thut, dadurch zu beſchämen und zu widerlegen ſuchen, daß wir ihre Urheber auf das Alterthum unſrer Poeſie, auf die Zeiten Karls des Groſſen, und auf den Zeitpunkt der ſchwäbiſchen Dichter verwieſen: Zeiten, die dem Literator und Sprachforſcher wichtiger, als dem nach Talent und Geſchmack fragenden Liebhaber ſind. Mit Recht werden hier übrigens **Bodmers** groſe Verdienſte um die **Minneſinger** gerühmt, wiewohl der Verfaſſer nur ſeine **Proben der ſchwäbiſchen Poeſie** zu kennen ſcheint; wenigſtens wird die gröſere Sammlung nicht namentlich angeführt. Bey dieſer Gelegenheit verweiſt er ſeiner Nation ihre Gleichgültigkeit gegen die Provenzaldichter, deren Ueberreſte allerdings mehr Aufmerkſamkeit, Studium und Bekanntmachung verdienten. Die von **Bodmer** gleichfalls beſorgte Ausgabe von den Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger ſcheint der Verfaſſer nicht gekannt zu haben; denn er beruft ſich bey ihrer Er-

Erwähnung blos auf Gellerts Vorrede, woraus er auch zwey Proben, zum Schluß dieſes Kapitels, einrückt.

Das zweyte enthält die Epoche der Meiſterſänger. Hier wird gleich Anfangs, nach einer im Voraus richtig entworfenen Idee von der Herabwürdigung der Poeſie durch dieſe Dichterzunft, eines alten dramatiſchen Stücks von den zehn Jungfrauen, aus Menkens Scriptoribus rer. Germ. erwähnt, welches von den Mönchen zu Eiſenach im Jahr 1322. aufgeführt wurde. Wir erinnern uns nicht, daß dieſes Schauſpiel von irgend einem, der die Geſchichte unſers alten Theaters beſchrieben hat, erwähnt ſey, auſſer von Kreisleben, in ſeinem Nachtrage zu Gottſcheds Vorrath, und hernach von Gottſched ſelbſt, im zweyten Theile dieſes Vorraths zur Geſch. d. dram. Dichtkunſt; deſto unerwarteter war uns hier die Aufmerkſamkeit eines Ausländers darauf, wenn er gleich in der Behauptung, daß dies Schauſpiel älter ſey, als irgend ein geiſtliches oder weltliches andrer Nationen, die italiäniſche ausgenommen, vielleicht zu weit geht. Die Nachrichten, die er von dem Renner giebt, ſind abermals nur aus Gellerts Vorrede zu ſeinen Fabeln entlehnt. Den Faßnachtſpielen geſchieht wohl zu viel Ehre, wenn ihnen Einſicht und völlig dramatiſche Form beygelegt wird. Reuchlins Schulkomödie, nach dem Terenz, war nicht deutſch, wie der Verf. zu glauben ſcheint, ſondern lateiniſch geſchrieben; und überhaupt hatte die damalige Nachahmung der Manier und Form des Alterthums in Deutſchland nicht viel auf ſich, und ſehr geringen Einfluß in die Bildung des Nationalgeſchmacks. So iſt auch die Imagination und das Feuer im Theuerdank zu hoch angeſchlagen, von

dem übrigens eine sehr richtige Beschreibung gemacht wird. — Minder treffend ist Burkard Waldis charakterisirt, den der Verfasser wiederum blos aus Gellerts sehr unzulänglicher Nachricht kannte, eben wie den Reinecke Fuchs, dem er gleiche Fehler und Schönheiten mit den Fabeln des Waldis zuerkennt. — Von Rebhuns keuscher Susanna, die mehr wegen der Form als des innern Werths merkwürdig ist, wird hier zu viel Rühmens gemacht. Hans Sachs heißt un amabile ingegno; und seinen Schauspielen werden, wenigstens stellenweise, bellezze, gratie, arte di colpi teatrali, e di contrasti di passioni angerühmt, wiewohl der Verf. gesteht, daß sie in einem Meer von schlechten und alltäglichen Dingen — aber doch *in gran copia* — schwimmen. Immer noch ein übertriebnes Lob, aber dem Italiäner so verzeihlich, und äusserst mäßig gegen den Posaunenton des Deutschen, der unlängst hohen Dichtergenius in ihm erkannte. Die Aufspürung der Wege und Vehikel, durch welche Hans Sachs, bey aller seiner Ungelahrtheit, zur Bekanntschaft und Nachbildung der Alten gelangte, ist wohl so schwer nicht, wie der Verf. glaubt.

Kap. *III.* Opitzens Epoche. Sehr wahr ist leider! die Anmerkung über die Verspätung der deutschen Kultur in den Wissenschaften und Künsten, womit der Verfasser diesen Abschnitt anfängt, und über den weiten Vorsprung, den Italiäner, Franzosen und Engländer, vornehmlich in der Poesie, vor uns hatten; und sehr richtig ist folgende Würdigung des opitzischen Verdienstes: „Wenn ein geschickter „Bildhauer weit mehr Mühe hat, einen schon geformten Marmor zu verarbeiten, als einen noch „rohen und ungeformten; so hat sich Opitz, als „Refor-

„Reformator der deutschen Poesie eben so sehr, und „vielleicht mehr noch verdient gemacht, als wenn er „ihr Schöpfer gewesen wäre. Welche Stärke des „Geistes gehört nicht dazu, wenn ein einziger Mann „dem Geschmack aller seiner Zeitgenossen entgegen „arbeiten will! welch blühendes Genie, die Saiten „eines Instruments neu und angenehm zu rühren, „das schon gröstentheils unbrauchbar und dumpficht „geworden ist! — Sonderbar dünkt es dem Verf. mit Recht, daß schon Opitz unter den Deutschen ein Gedicht auf den Vesuv verfertigt hat, und daß es keinem neapolitanischen Dichter früher, als dem Beteinelli, in den Sinn gekommen ist, ein so ausnehmend poetisches Subjekt zu bearbeiten. Die Lobsprüche, die der Verfasser diesem opitzischen Gedichte giebt, überschreiten vielleicht das Maas, in welchem sie der gerechteste Kunstrichter unsrer Nation, ertheilen würde. Er findet in den Beschreibungen der Gegend um Neapel die reizendste Zauberey der Farben; in der Schilderung der schrecklichen Ausbrüche des Berges die Stärke eines Michelangelo, ein Helldunkel von der bewundernswürdigsten Wirkung, woraus ein Gemählde entstehe, das den berühmtesten Gemählden der griechischen, lateinischen und italiänischen Dichter an die Seite zu setzen sey — Hier, und bey mehrern Stellen dieses Versuchs, ist dem Recensenten eine Bemerkung noch einleuchtender geworden, die er auch sonst schon bey ähnlichen Anlässen gemacht hatte, daß nemlich allgemeines poetisches Gefühl, sichrer kritischer Blick, und nach Grundsätzen und Mustern gebildeter Geschmack uns allerdings grosse Dienste leisten, die Schönheiten ausländischer Dichter zu empfinden, ihren Werth gehörig einzusehn und zu bestimmen; daß aber zur genauen

verſchaffte einer verkehrten Nachahmungsſucht leichtern Zugang. — Von Lohenſtein ſagt der Verf. zu wenig; und doch wars er und ſein Muſter vorzüglich, wodurch Schwulſt und Bombaſt in unſre Dichtkunſt am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts kam; mit Recht aber wird hier der weit ſchädlichere Einfluß des Weiſſiſchen Geſchmacks bemerkt, der jenen Schwulſt vermeiden wollte, und dadurch gemein, platt und niedrig wurde. Die Einführungen der Staatsaktionen mit dem Hanswurſt möchten wir aber nicht, wie der Verf. thut, für eine Mittelgattung, oder einen Verſuch anſehen, das Schwülſtige und Niedrige mit einander zu vereinigen; wenigſtens fehlt es dieſer Bemerkung an hiſtoriſcher Richtigkeit.

Von den frühern Dichtern des itzigen Jahrhunderts iſt im vierten Kapitel die Rede. Zuerſt von Canitz, der dem Verfaſſer gleich Anfangs Gelegenheit zu einer Maxime giebt, auf deren Prüfung wir uns hier nicht einlaſſen wollen: „Nulla di più amabile che un autor cortegiano.„ Die Satiren dieſes Dichters werden ſehr richtig charakteriſirt. Ob Günther jemals unſer Horaz hätte werden können, iſt wohl ſehr zweifelhaft; auch wiſſen wir die Oden nicht anzugeben, worinn er ſich *ſublimiſſimamente* erhöbe. Richeys Oden auf Karln den Zwölften, wovon der Verf. eine in dieſem Bande ganz überſetzt hat, ſind bey uns längſt vergeſſen, und werden viel zu übertrieben gelobt, wenn der Verfaſſer ſagt, ſie würden zugleich mit dem Namen des darinn beſungnen Helden ewig leben. — Leider! waren die meiſten Gedichte von Brokes componimenti *eſtemporanei*; und man ſiehts ihnen auch wohl an, daß er ſie ſtans pede in uno gemacht haben muß. Uebrigens iſt es uns begreiflicher, als es dem Verf.

zur

zu ſeyn ſcheint, daß Dichter von ſolchem Schlage den Nebel des ſchlechten Geſchmacks in Deutſchland nicht haben zertheilen können; trugen ſie doch ſelbſt ſoviel bey, ihn zu nähren und zu verdicken!

Drey Männer ſind es, denen der Verf. dieſe Reformation des Geſchmacks zuſchreibt, und von denen er im folgenden fünften Kapitel umſtändlicher redet: Gottſched, Hagedorn und Haller. Aber freylich waren die Wege ſehr verſchieden, auf welchen ſie dieſen Zweck verfolgten! Schwerlich iſt es unter uns einem eingefallen, dieſe drey Schriftſteller in ein Triumvirat zu vereinigen, wie der Verfaſſer thut, der ſie mit den Verbeſſerern des Geſchmacks in Italien vergleicht. Was von Gottſched geſagt wird, iſt mehrentheils treffend genug; aber ſeine Verdienſte um unſere Schaubühne ſind doch wohl nicht unausſprechlich. Dagegen wird Hagedorns Lob durch verſchiedene Erinnerungen eingeſchränkt, die nicht jeder Kenner dieſes Dichters zugeben wird. Mangel an Leichtigkeit, an Abwechſelung, und philoſophiſcher Beſtimmtheit, glaubt der Verfaſſer in ſeinen Gedichten zu finden. Hallers gelehrte und poetiſche Verdienſte werden nach Würden geprieſen; nur an ſeine Oden an Doris und über den Tod ſeiner beyden Gattinnen, wird zu viel Lob verſchwendet: „Che ſpontaneità, che tenerezza, che inſinuazione, che divino linguaggio di core regna in queſti lamenti!„ — Bey Gelegenheit des Halleriſchen Gedichtes, die Alpen, und einer darüber von Sabatier gemachten Kritik, vertheidigt der Verf. in einer langen Note, unſere und beſonders die italiäniſche Sprache, von der Seite des Poetiſchen, mit vieler Lebhaftigkeit wider die Ungerechtig-

leiden der Franzoſen, die freylich eigentlich gar keine poetiſche Sprache haben.

Das ſechſte Kapitel, worinn die verſtorbnen Dichter unſers Jahrhunderts vorkommen, eröfnet der Verf. mit dem Lobe eines neuen Beſchützers der deutſchen Litteratur — des verſtorbenen Königs von Dännemark! dies Lob mochte dem Verfaſſer vielleicht die ſchicklichſte Einleitung zu demjenigen dünken, was er von dem ältern Schlegel, der in Dännemark lebte, zu ſagen hatte, deſſen, von ſeinem Bruder verfertigte, Lebensbeſchreibung den Memoiren des ältern Racine, die ſein Sohn ſchrieb, gleich geſchätzt wird. Durch Erwähnung Behrmanns, des Verf. der Horazier und Timoleons, wird dies Dichterverzeichnis, wie durch manche andere, faſt übervollſtändig. Roſts Schäfererzählungen werden hier als Schäferſpiele beſchrieben, die man lange Zeit mit groſem Beyfall zwiſchen Trauerſpielen und Komödien als Zwiſchenſpiele aufgeführt hätte. Von den übrigen in dieſem Kapitel meiſtens richtig beſchriebenen Dichtern wollen wir nur die Namen herſetzen. Es ſind: Rabener, von Kleiſt, Gellert, von Creuz, Zacharia, Krüger, von Cronegk, von Brawe und Michaelis. Mit Recht bemerkt den Verf. das für die deutſche Dichtkunſt ſo nachtheilige Verhängnis in dem frühen Tode ſo mancher, beſonders dramatiſcher, Dichter; und wendet ſehr glücklich die Verſe Virgils darauf an, die man hierüber der deutſchen Poeſie in den Mund legen könnte:

— — — nimium vobis — — —
Viſa potens, ſuperi, propria hæc ſi dona fuiſſent.

Zuletzt werden noch einige verſtorbene Dichterinnen erwähnt: die Gottſched, Ziegler, Klopſtock und

und Dilthey. Die Gedichte der leztern verrathen dem Geſchmacke des Verf. durch die Feinheit ihres Ausdrucks und durch ihre anmuthige Form eben ſo ſehr den weiblichen Charakter und das Geſchlecht ihrer Verfaſſerin, als die Köpfe von Guido Reni auch den Unerfahrenſten ihren bezaubernden Urheber entdecken!

Das ſiebente Kapitel betrifft die berühmteſten itztlebenden Dichter unſrer Nation. Um Anſtoß und Weitläuftigkeit zu vermeiden, wollen wir die wichtigſten Urtheile des Verfaſſers über dieſe Dichter blos erzählen, und ihre Prüfung dem Leſer überlaſſen. Den Anfang machen Bodmer und Breitinger, und das Lob ihrer Verdienſte um die Kritik und die Reinigung des deutſchen Geſchmacks. Bodmer ſagt der Verf. iſt als Dichter minder glücklich; hier iſt er Nachahmer; aber ſo, wie es Rubens von Tizian und Paul Veroneſe würde geweſen ſeyn. Herrn Duſch (nicht 1710, ſondern 1727 geboren,) nennt er den Ovid unſrer Nation, ſowohl ſeines Genies wegen, als wegen ſeines offenbar vorzüglichen Studiums dieſes Dichters. Ohne Zweifel gründet ſich dies befremdende Urtheil auf einen ſich hernach äuſſernden Irthum des Verf. daß nemlich D. moraliſche Briefe, ovidiſche Heriden wären. Der Fleiß und die beſcheidne Gelehrigkeit dieſes Dichters, die ſich in der Umarbeitung ſeiner Gedichte in der neuen Auflage entdecken, erhalten ihr Lob. Daß in den Briefen zur Bildung des Geſchmacks auch Auszüge und Zergliedrungen italiäniſcher Poeten vorkämen, iſt uns nicht erinnerlich. Gleim nennt ſich mit Recht einen Schüler Anakreons; ſeine Lieder athmen jene angenehme Simplicität, die man als Erklärungsmerkmal der Poeſie jenes alten Sejers

braun-

brauchen könnte, wenn dieſe nicht eben ſo unerklärbar wäre, als die Grazie. Auch in ſeinem Halladat herrſcht dieſe Simplicität. Lichtwers Fabeln habe viele Züge der angenehmſten Ueberzeugungsart, und enthalten zuweilen kurze moraliſche Winke, die wohl ſo viel werth ſind, als eine lange Abhandlung über die Erziehung. Uz iſt der gröſte Kenner des poetiſchen Mechanismus in der deutſchen Sprache, und ein Meiſter in der Kunſt, die erhabenſten metaphyſiſchen und moraliſchen Wahrheiten reizend einzukleiden. Sulzer wird S. 70, in einer Note mit verdientem Ruhm erwähnt; und bey dieſer Gelegenheit erfahren wir, daß der Verf. ſchon vor einigen Jahren einzelne Artikel aus deſſen allgemeiner Theorie ins Italiäniſche überſetzt hat, und daß hernach andre in die zu Mayland herauskommende periodiſche Schrift, *Opuſcoli ſcelti*, eingerückt ſind. Auch gedenkt Herr Berrola, bey Gelegenheit der Frau Karſchin, eines von ihm ſchon ausgearbeiteten, aber noch ungedruckten, Verſuchs über die Poeſie aus dem Stegreife, worinn er dieſe unſre Dichterin mit den Improviſatoren ſeiner Nationen verglichen hat; doch verſchweigt er hier noch das Reſultat dieſer Vergleichung. Die Karſchin, ſagt er übrigens, beſitzt alles, was dazu gehört, ihren dichteriſchen Geiſt zu entflammen, und ihn, ſo lange es ihr gefällt, in Glut zu erhalten. In alles was ſie mit Vorbedacht und reifer Ueberlegung ſchreibt, miſcht ſich viel mittelmäßiges; ſie iſt nicht anders ſtark, feurig und erhaben, als in den Augenblicken der Begeiſterung. Bey ihren Lebensumſtänden verweilt der Verfaſſer ſich zehn ganzer Seiten lang. Auſſer Cramers Pſalmen, wird vornehmlich ſeine Ode, die Auferſtehung, als ein Meiſterſtück der Erhabenheit, der

Stärke,

Stärke, der Gedankenfülle, der Ausführung und der Schreibart, gelobt. Daß er auch die Jahrszeiten besungen, und moralische Episteln geschrieben hätte, wüßten wir nicht. Kästner ist vielleicht, sagt der Verfasser der beste Epigrammatist der Deutschen, zuweilen bitter, aber immer sehr witzig. In andern Dichtungsarten, wo er seine angeborne Liebe zum Sarkasmus nicht anbringen konnte, ist er schwächer. In Withofs Gedichten ersetzt die Neuheit und Stärke der Gedanken gar reichlich die Härte und Nachläßigkeit seiner Verse. Weisens scherzhafte Lieder versprachen nicht den Verfasser der Amazonenlieder, denen der Verf. groses Lob ertheilt. Er ist Wiederhersteller der komischen Oper: In seinen Arbeiten dieser Art haben die Reden und Arien mehr Schönheit und Natur, als die Charaktere, denen oft Affektation eigen ist. Auch seinen Trauerspielen giebt der Verf. die gröſten Fehler in der Ausführung Schuld. Desto rühmlicher spricht er von seinen Kinderliedern; es ist beynahe, meynt er, kein Kind in Deutschland, das sie nicht zu singen weiß! Ramlers Batteux scheint der Verfasser beynahe als sein eigen Werk anzusehen, und sagt, er habe darinn neue Regeln für die Nationaldichtkunst und Beredsamkeit vorgetragen. Seine Oden machten ihn werth, der deutsche Horaz zu heißen. Den Aenderungen in den Liedern der Deutschen und in der lyrischen Blumenlese legt der Verf. irrig eine moralische Absicht bey. Lessing erwarb sich bey seinem neulichen Aufenthalt in Italien, als Literator von der ausgesuchtesten Gelehrsamkeit, Bewunderung. Unter seinen Lustspielen gefallen dem Verfasser die Juden und der Freygeist am meisten. Seine Miß Sara ist von der Signora Caminer-Turra ins Italiänische übersetzt.

Emilia

Emilia Galotti ist L. Meisterstück. Er dialogirt mit Präcision, und weis das wachsende Interesse in jeder Scene sehr glücklich fortzuführen. Sein Nathan wird als angekündigt erwähnt. Von seinen kleinen lyrischen Gedichten glaubt der Verf. daß sie wegen einer zu grosen Begierde neu zu seyn, mindern Werth haben. Sie unterhalten und ergötzen oft den Geist, aber nie das Herz; alles ist darinn gedacht, nicht empfunden. Der Contrast fröhlicher Ideen mit den Bildern von Tod und Pest, in dem bekannten Liede, der Tod und der Trinker, das er in der Note ganz übersetzt liefert, ist ihm anstößig. „Wer, sagt er, kann diesen Kontrast zwischen zwey Ideen aushalten, wovon die eine die Tochter der liebenswürdigsten und einfachsten Natur, und die andere eine Geburt alles dessen ist, was die Natur nur immer schreckliches hat?„ Von Geßner wiederholt Hr. B. zum Theil den Charakter, den er in der Vorrede zur Uebersetzung einiger Idyllen von ihm, gemacht hatte. „Eine immer gleiche Feinheit der Zeichnung, sagt er unter andern, eine freywillige Verschmelzung der Züge, eine genaue Verbindung der Simplicität, der Grazien, der Korrekthelt eines Raphael und Correggio, tragen die Eindrücke der Geßnerischen Gemählde sanft ins Herz; und indeß seine lachende Phantasie zur Hervorbringung angenehmer Empfindungen dahingerissen wird, bleibt sein Geist in der grösten Ruhe von der Welt, um die Gedanken den verschiednen Gegenständen gehörig anzuschmiegen, um darunter zu wählen, um die Zergliederungen nicht zu überladen, um den versteckten oder schwersten Gesichtspunkt nicht zu übersehen, nicht aus den Augen zu verlieren, so bald er belebt zu werden verdient.„ Daß Geßner

nicht

nicht in Versen geschrieben hat, da sie ihm doch, wie der Verf. glaubt, so sehr gelingen, das muß, meynt er, irgend eine tiefliegende Ursache haben, die in der feinsten Kenntnis der von ihm bearbeiteten Subjekte, seiner Sprache, seiner Nation, und des Geschmacks seiner Zeit, gegründet ist. Mit diesem und einem noch viel wortreichern Lobe unsers treflichen Geßners, verbindet der Verf. zuletzt seinen Dank, für die ihm von diesem Dichter überschickte Büste und neue Ausgabe seiner Werke. G. F. Schmidt würde den nächsten Rang neben Geßner verdienen, wenn er mehr, als seine wenigen geistlichen Idyllen, in dieser Gattung geschrieben hätte. Gärtners geprüfte Treue, sagt Hr. B. sey auch von Ausländern mit grosem Beyfall aufgenommen; vermuthlich weil Huber sie gelobt hat. Klopstocks Gemählde dringen in die Seele, nicht blos sie zu erschüttern, sondern sich ganz ihrer zu bemächtigen; seine Gedanken sind die erhabensten, die je von einem Dichter gedacht sind. Seine äusserst erhabene Schreibart schreitet in prachtvoller Steigerung fort, und mit einer Fülle, die zwar zuweilen einen zu weiten Bezirk von Ideen, und zu viel Gruppen von Bildern, umfaßt, aber beständig anzieht und festhält. Seine Manier läßt sich nicht leicht in eine fremde Sprache übertragen; ein Gemählde von herrlichem Kolorit bleibt in einem noch so schönen Kupferstiche nicht mehr das nemliche. Die Meßiade erkennt der Verfasser für ein Meisterstück epischer Poesie, voll homerischer und miltonischer Schönheiten, aber auch nicht ohne ihre Mängel. Der Reden der Engel und der Seeligen kommen ihm darinn zu viele vor. Von Kl. Oden wird nur wenig, von seinen Trauerspielen, ihrer Original-

geſchmacks wegen, ein mehrers geſagt; die letztern vergleicht Hr. B. nicht allzuſchicklich mit den geſellſchaftlichen Schauſpielen der Franzoſen. Sonſt wird der Geſichtspunkt, woraus man ſie zu beurtheilen hat, ganz richtig angegeben. Von Hermannsſchlacht glaubt er, es lieſe ſich nicht leicht ſagen, ob der Enthuſiasmus, der durch dies ganze Schauſpiel verbreitet iſt, gröſer ſey, als der enthuſiaſtiſche Beyfall, den dies Schauſpiel ſelbſt von allen ſeinen Kennern erhalten habe. Die Gelehrtenrepublik ſcheint der Verf. für eine periodiſche Schrift zu halten. **Denis** hat in ſeinen Oden einzelne groſe Züge, des Verfaſſers der Meßiade würdig. Auch ſeine Einleitung in die Bücherkunde wird hier angeführt. **Kretſchmann** iſt einer von den wenigen glücklichen Nachahmern der celtiſchen Poeſie. In **Maſtaliers** Oden ſind einzelne horaziſche und klopſtockiſche Schönheiten. **Wieland** vereint Arioſts Anmuth mit Locke's Gründlichkeit. Kein deutſcher Dichter hat mehr, als er geſchrieben; und keiner von allen neuern, Taſſo und Voltaire ausgenommen, hat ſich ſo gut in alle Dichtungsarten zu verſetzen gewußt. Mit der gröſten Schnelligkeit eilte er von den Muſen zur Philoſophie, von dieſer wieder zu jenen, und hernach durch alle Gebiete der menſchlichen Erkenntnis; ein bewundernswürdiger Proteus! Seine orientaliſchen Erzählungen rühmt der Verf. vornehmlich, und zieht ſie den komiſchen vor. Zwey von jenen hat der Abt **Perini** ins Italiäniſche überſetzt. **v. Sonnenfels** hat ſich um die Verbeſſerung des wieneriſchen Geſchmacks und Theaters groſe Verdienſte erworben; auch von einer andern Seite, durch ſein Werk über die Abſchaffung der Tortur. Seine poetiſchen Arbeiten ſind voll Gefühls. Die Ode auf

die

die Geneſung der Kaiſerin iſt hier überſetzt. Pfeffels Gedichte verrathen den feinſten Geſchmack; die Romanze (Erzählung vielmehr) und das muſikaliſche Drama ſind ſeine Lieblingsgattungen. v. Gerſtenberg beſitzt eine äuſſerſt fruchtbare Einbildungskraft. Aus ſeinen Gedichten eines Skalden giebt der Verf. eine Probe. Sein Ugolino hat, nach einiger Urtheil, Scenen, die mit allem, was die alte und neue Bühne ſchönes hat, verglichen werden können. Jakobi hat ſich den Chaulieu, Chapelle, Greſſet, und andere leichte franzöſiſche Dichter zu Muſtern gewählt, und ſie mehr als Hagedorn, von Seiten der ſchmachtenden Anmuth, und der blühenden Galanterie erreicht, die allen ihren übrigen Nachahmern entgangen iſt. Lavaters Schweizerlieder erregten die gröſte Bewunderung. Am längſten aber verweilt ſich der Verfaſſer bey ſeinen phyſiognomiſchen Fragmenten, um davon ſeinen Landsleuten eine Idee zu geben, und empfiehlt ſie dem Schriftſteller ſeiner Nation, der vor einiger Zeit eine Umarbeitung der bekannten Phyſiognomik des della Porta angekündigt hat. Gotter wird als lyriſcher und epiſtoliſcher Dichter angeführt, nicht als dramatiſcher. Bürger iſt pieno d'immagini delicate, e di vezzoſa ſpontaneità. Daß er ein ganzes Buch von Minneliedern geliefert hätte, wüßten wir nicht. Die Proben ſeines deutſchen Homers ſollen die gröſte Ungeduld nach der Vollendung des Ganzen erregt haben. Die Ueberſetzung des Grafen von Stolberg ſcheint indeß dem Verf. darin den Vorzug zu haben, daß ſie mehr mit den groſſen und prachtvollen Zügen der homeriſchen Poeſie ſympathiſirt. Werthes gehört dem Verf. zu den ſeltnen Genies, die ſich in mehrere und ganz verſchiedne Gattungen wagen dürfen.

Er nennt von ihm die bekannten Hirtenlieder, zwey, uns noch fremde, musikalische Schauspiele, Orpheus und Deukalion, und seine poetische Uebersetzung Arioſts. Auch hat man von diesem Schriftsteller, der sich itzt zum zweytenmal in Italien aufhält, und daselbst „die Blüthen alles Schönen sammlet, um sie unter seine Nation zu verpflanzen,„ einen Versuch über die besten neuern Dichter Italiens zu erwarten, die man als eine Fortsetzung der meinhardischen Arbeit wird ansehen können. Heinse, auch Rost genannt, hat, so viel wir wissen, nicht ganze Gesänge, sondern nur Auszüge, aus dem Ricciardetto geliefert. Er besitzt, nach des Verf. Zeugniß, ungemein viel Genie, und sehr grosse Kenntnis der einheimischen und ausländischen Literatur. Göthens Roman, che hà fatto molto ſtrepito, erschien nicht, wie hier gesagt wird, früher als seine dramatischen Arbeiten, später wenigstens, als sein Götz, der hier noch nach seinen übrigen Stücken fürs Theater in der Zeitfolge gesetzt ist. Von diesem seinem berühmtesten, und gewiß besten, Schauspiele sagt der Verfasser: „Wer kann ein Stück aushalten, das so lang ist, als vier von unsern Trauerspielen, worinn mehr als dreyßig Personen auftreten, worinn nicht etwa blos von einem Akt zum andern, sondern von Scene zu Scene, Reisen von dreyhundert und mehr Meilen geschehen, worinn das ganze Leben eines Menschen enthalten ist, worinn ein Gewimmel der gewöhnlichsten, häuslichsten Vorfälle vorkömmt, worinn viele Personen auftreten, die zwey Scenen hindurch interesſiren, und hernach auf immer wieder verschwinden, und andre, die im ersten Aufzuge Kinder, und im letzten abgelebte Greise sind?„ Zwar gesteht er, nach diesem wirklich sehr unrichtigen und übertriebenem

nem Urtheile, dem Stücke manche Schönheiten zu, die ihm aber doch jene vermeynten Fehler nicht aufzuwiegen scheinen, und wendet auf die zu regellose Freyheit dieses horazischen Verse an:

— in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi.

Der Beyfall, den es sowohl von Lesern, als Zuschauern — wobey vielleicht das con un furore di applausi von der Aufführung in Berlin sehr unrichtig ist — erhalten hat, schiebt er blos auf die Vaterlandsliebe der Deutschen. Ob Hr. Ramler vieles davon weggeschnitten hat, um es zu jener Aufführung bequemer zu machen, ist dem Recensenten nicht bekannt. Uebrigens wünscht der Verfasser, daß Hr. Göthe sich einmal überzeugen möchte, daß Unregelmäßigkeit nur auf kurze Zeit blenden könne, und daß man immer grose Gefahr laufe, wenn man die Natur aus den Augen verliert, die allein zu dem Verdienste hilft, allen Nationen und Zeiten zu gefallen. Lenz erhält mehr Lob, weil er sich schon mehr nach den Mustern der Alten, besonders des Plautus, bildet. Leiserwitz und Klinker heissen hier noch jüngere Zöglinge *) Melpomenens; aber unrichtig ist es, wenn der Verfasser sagt, beyder Trauerspielen wäre von der Direktion des hamburgischen Theaters (dall' academia di Hamburgo) der Preis zu erkannt, den Julius aber nur verdiente, und die Zwillinge erhielten. Noch werden Brandes und die Brüder Stephanie genannt; und zu-

*) Nicht Säuglinge, wie der Recensent in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften das Wort *allievi* übersetzt hat, dessen Recension uns eben erst zu Gesichte kömmt.

letzt einige Dichterinnen blos anonymisch angegeben, wovon zwey in Berlin, und andre in Leipzig, Göttingen, Düsseldorf und Breslau, leben sollen. Namentlich noch, die Unzerin, la Roche und die Bondely in Bern, von der Rousseau geschrieben haben soll, sie habe Voltairens Feder, und Leibnitzens Geist. Zum Schlusse nennt der Verfasser noch — wider alle Erwartung — *la Semiramide del Nord* — keine andere, als die Kaiserin von Rußland, die wie er sagt, zuweilen im Tempel der deutschen Musen einige von den kostbaren Augenblicken zum Opfer bringt, die ihr von den unermeßlichen Sorgen der Regierung übrig blieben. In der Note führt er einige — vermuthlich ins italiänische erst übersetzte, und doch schwerlich wohl ursprünglich deutsche — Verse an, womit sie das Geschenk einer goldnen Dose an Hrn. Vanhall, einen berühmten Flötenisten, begleitet haben soll. Wir fürchten fast, es ist mit diesen Versen eben so unrichtig, als mit diesem berüchtigten Flötenisten, der sich vor einigen Jahren Vanhalls Namen anmaßte.

Gern verweilten wir uns etwas länger bey dem letzten Abschnitte dieses Versuchs, welcher Gedanken über den Charakter der deutschen Dichtkunst enthält, wenn unser Auszug nicht schon so weitläuftig geworden wäre. Also nur das wesentlichste daraus. Die deutschen Dichter haben, nach des Verf. Urtheil, mehr als andre, den moralischen und politischen Zweck der Dichtkunst vor Augen gehabt. Als Beweise davon nennt er Gedichte aus der vaterländischen Geschichte, die Kriegslieder, Schweizerlieder und Kinderlieder. Auch unsre Schäferpoesie scheint ihm sowohl auf diesen Zweck, als auf unsre Sitten und Lebensart, Beziehung zu haben.

Selbst

Selbſt den Charakter unſrer Trinklieder rechnet er mit dahin. Auſſerdem glaubt er bey unſern Dichtern einen groſſen Hang zur morgenländiſchen und figürlichen Manier entdeckt zu haben; und findet es ſonderbar, daß die charakteriſtiſchen Merkmale des orientaliſchen Geſchmacks in der erhabnen Poeſie, auch in den nördlichen Gedichten dieſer Art anzutreffen ſind. Am allgemeinſten aber ſcheint ihm bey uns die Neigung, oder vielmehr die Raſerey für die engliſchen Schriftſteller zu ſeyn, deren Grund er in der Aehnlichkeit der Sprache und des Nationalcharakters findet. Er meynt, die deutſche Poeſie werde dadurch nicht nur, wie ſchon Kleiſt glaubte, etwas zu wortreich, ſondern auch etwas zu philoſophiſch; und wundert ſich, daß die Begierde, Sachen zu ſagen, und das abgöttiſch verehrte Beyſpiel der Engländer nicht länger nicht ſchon irgend einen Dichter veranlaßt habe, Eulers Rechnungen in Verſe zu bringen. Ihm dünkt die Menge deutſcher Gedichte unglaublich; — dem Recenſenten ſind ſie faſt völlig fremd — die ganz voll von Definitionen, Diſtinktionen, und Beweiſen ſind. In Anſehung des Theaters glaubt er uns Deutſche in einerley Lage mit ſeinen Landsleuten; bey beyden hält er für die Urſachen des langſamen Fortgangs zur Vollkommenheit, den Mangel eines politiſchen und litteratiſchen Vereinigungspunkts, ob er gleich zur Abhelfung dieſes Mangels ſich viel von dem Schutze verſpricht, den verſchiedne Fürſten ſeit einigen Jahren der Bühne angedeyhen laſſen. Unter dieſen Beſchützern des Theaters ſteht wieder der vorige König von Dännemark oben an; hernach wird der ſächſiſche und weimariſche Hof von dieſer Seite gerühmt. Auch erhalten das hamburgiſche und wieneriſche Nationaltheater von des Verfaſſers

Lobe ihren Antheil. Zuletzt macht er noch einen allgemeinen Abriß von dem itzigen Zustande des deutschen Geschmacks. Ueberhaupt erklärt er denselben für sehr richtig; für die gröſten Hinderniſſe seiner Verbreitung und Beſſerung aber hält er Neuerungsſucht, zu gebietriſche Kritik, und verfehlte Anführung junger Genies, die man zu früh ihrem Schwindel überläßt, ohne ſie genug mit der Natur und den beſten Muſtern bekannt zu machen. Von den beyden weſentlichen Eigenſchaften des Geſchmacks, Kenntnis und feines Gefühl dünkt ihm die erſtere bey uns viel ausgebreiteter, als die letzte, zu ſeyn. Die Urſache davon ſucht er indeß nicht in der Organiſation der Deutſchen, ſondern in der Menge und Mannichfaltigkeit vortreflicher Produkte, die ihnen noch nicht Zeit genug gelaſſen hat, ihr Gefühl und ihr Urtheil darüber gehörig zu üben, und die Rührungen des Herzens auf die Unterſuchungen des Geiſtes anzuwenden. Wenn indes die Deutſchen, ſagt der Verfaſſer zum Beſchluß, ſchon itzt ihr goldnes Zeitalter, ſchon itzt ihren Virgil, Horaz, und Tibull haben, und der Gipfel der Vollkommenheit allemal wieder abwärts führt; ſo ſollte man freylich wohl in Anſehung der Folgezeit für den deutſchen Parnaß in Furcht ſeyn. Zwar ſetzen ſich viele Kunſtrichter und ſelbſt Dichter der einreiſſenden regelloſen Schwärmerey entgegen; aber werden ihre Bemühungen den gewöhnlichen Lauf der Dinge ändern können? Vielleicht aber wird der Genius der Künſte und Wiſſenſchafften Deutſchlande dies Vorrecht gewähren, als einen Erſatz für die ſo ſpäte Entſtehung ſeines goldnen Zeitalters, das auch bey den übrigen Nationen in Europa ſchon da geweſen iſt.

Nach diesem Versuche folgen nun verschiedene von dem Verf. gröstentheils in Verse übersetzte Gedichte, die, wie gesagt, in diesem Bande fast alle lyrischer Gattung sind. Zuerst, Idyllen von Geßner: der Frühling, Myrtill und Chloe, Iris und Aegle, die Zephyre, Chloe und das Lied an die Liebe. Hierauf die Fischeridylle von Kleist; zwey Lieder von Cronegk: der Abschied, und an Chloris; ferner, der Morgen, und der May, von Hagedorn; an die Leyer, und die Linde, von Zacharia; an Seline, und das Körbchen, von Jacobi; der May an eine Braut, von Gotter; dreyzehn, meistens anakreontische Lieder von Gleim; eine Romanze von Göthe; zwey Lieder von Werthes, eins, an die Grazien, vom Grafen Stollberg; zwey von v. Gerstenberg; drey Oden von Haller; eine von Richey; zwey von Klopstock; zwey von Ramler; drey Amazonenlieder von Weisse; sechs Oden von der Karschin; je eine von Gellert, Uz, und Michaelis, zwey Hymnen von Wieland; drey Oden von Denis; und eine vom einem Ungenannten, bey der Durchreise des Kaisers durch Strasburg. Am Schluß ist ein raisonnirtes Verzeichnis dieser Gedichte angehängt, das gleichfalls manche richtige Anmerkungen über die Dichter, und die aus ihnen gelieferten Stücke enthält; und endlich sind noch zwey Briefe von Hrn. Geßner beygefügt, worin er dem Verf. seine Hochachtung, und seine Zufriedenheit mit den von ihm übersetzten Idyllen bezeugt.

Ueberhaupt von den hier gelieferten Uebersetzungen zu urtheilen, kan man darin freylich die Sprachkenntniß und den feinen poetischen Geschmack des Verf. nicht verkennen, wodurch sie, im Ganzen ge-

nommen, das Verdienſt der Richtigkeit und Elegänz erhalten haben. Allein, ſo bald man die Originale dagegen hält, ſieht man überall, mit wie groſſer Freyheit, beſonders in den verſificirten Ueberſetzungen, Hr. B. ſie behandelte, wie weit er oft von der eigentlichen Idee des Dichters abgieng, wie oft er ſichs erlaubte, deſſen Gedanken, Bilder und Ausdrücke weiter auszuſpinnen, oder zu metaphraſiren. Daher dann die faſt durchgehends herrſchende Ausführlichkeit und Verboſität, wodurch oft eine Zeile des Originals in der Ueberſetzung zu drey oder vier Zeilen, ein dort blos angedeuteter Zug zu einem ganzen Gemählde wird. Man leſe, z. B. folgende erſte Strophe eines bekannten Liedes von Zachariä:

Du majeſtätſche Linde,
Worunter oft Lucinde
Mit ruhigem Gemüth
Der Nacht entgegen ſieht,
O! ſchüttle von den Aeſten
Bewegt von ſanften Weſten,
Der Blüthen ſüſſen Duft
In die gekühlte Luft.

und vergleiche ſie mit Hrn. Bertola's Ueberſetzung:

Albero maeſtoſo,
A cui ſovente viene
Verſo ſera Licoride
Dolce a cercar ripoſo,
E le freſche ſerene
Ore notturne aſpetta
All'ombra tua diletta;
Ah! l'aquilon fremente
Mon ſcuota i rami tuoi,
Mà ſolo un molle Zefiro
Li tochi lievemente,
E ſu be' vanni ſuoi

D'ogn'

D'ogn' intorno gli odori
Diffonda de' tuoi fiori.

Welch eine Verſchiedenheit! Und wir könnten eine Menge Beyſpiele anführen, wo die Entfernung der Ueberſetzung von dem Original noch weit gröſſer, und die Periphraſe noch weit wortreicher iſt. Daß dieſe Methode den Italienern ſo wenig eine richtige als vortheilhafte Idee von der deutſchen Poeſie geben könne, dürfen wir wohl nicht erſt bemerken. Noch ſchlimmer iſts, daß Hr. B. manchmal ganz andre Gedanken ſubſtituirt, und das offenbar in einigen Fällen, wo er den Gedanken ſeines Originals nicht recht faßte. Wie falſch iſt z. E. die Stelle beym Hagedorn überſetzt:

Nicht frölicher, weidlicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freyheit den Hut.

Tal nella priſca etade
Colla robuſta mano
Le vezzoſe cingea
Sabine delicate.

Auch von dieſer Art gibt es mehr Stellen. Und endlich iſt nicht ſelten der ganze Charakter eines Gedichts von dem Verf. umgeſchmolzen, ob wir gleich geſtehen, daß manches dabey nicht verloren hat; aber die Idee, die der Verf. ſeinen Landsleuten davon geben wollte, litt doch dabey. Wer erkennt z. B. den ebenmäßigen Gang in des Grafen v. Stollbergs Gedicht an die Grazien:

Leicht, wie Hauche des Abendwinds,
Schwebe leicht, mein Geſang! ſanft wie des Liebenden
Kuß von Lippe zu Lippe ſchwebt!
Wehe Düfte des Lobs, ſüſſer denn Weyhrauchsduft,
Zum Altare der Grazien, u. ſ. f.

Wer erkennt diesen zwar leichten, aber nicht hüpfenden, lyrischen Hang noch hier:

Leggera, come il sibilo
Del venticel di sera
Ti movi, aura poetica,
Si moviti leggera;
E dolce dolce moviti
Come occhiata d'amore,
Che va da ciglio a ciglio,
E va da core a core.
Sull' ara delle Grazie,
Ove il volgo non t'ode,
Recane tu gli eterei
Vapor d' ingenua lode;
I vapori che vincono
Quanto di odor sabei
S' inalza in folte nuvole
A salutar gli Dei.

Wie viel frembes und müßiges hat sich auch hier eingemischt. Wirklich, es scheint Hrn. B. noch gar sehr seine ehemalige Fertigkeit des Improvisirens anzuhängen, deren er einmal in seinem Versuch erwähnt. Bey den höhern Oden und Hymnen von Klopstock, Wieland, Denis und Ramler, ist diese Weitschweifigkeit noch unleidlicher; zum Glück aber hat er einige davon in Prose übersetzt; und diese sind, wie natürlich, dem Original getreuer. Uebrigens verdienen die Bemühungen des Verf. um unsre Litteratur, die sich von so manchen ähnlichen Versuchen der Ausländer durch Richtigkeit, Vollständigkeit, Einsicht und Geschmack, so sehr unterscheiden, den Dank jedes patriotischen Deutschen.

Bk.

III.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedrich Büsching, königl. preußischen Oberconsistorialrath ꝛc. Dreyzehnter Theil, 598 Seiten in 4. und 1 Bogen Titel, Vorrede und Inhalt. Halle verlegt von Johann Jacob Curt. 1779.

Die in diesem Theile enthaltenen Artikel sind folgende:

S. 1 – 76. Correspondence sur les Affaires politiques du Royaume de Pologne de l'année 1763. jusqu'à 1766.

Diese Briefe sind von einem Sächsischgesinnten geschrieben, der in der lezten Zwischenregierung wünschte, daß die polnische Krone in dem Churhause Sachsen bleiben mögte. Er hatte dazu auch im Anfange, grosse Hoffnung, und fand die Gesinnungen der Polen in vier polnischen Reimen ausgedruckt, wovon er diese deutsche Uebersetzung beyfügt:

Nicht ich, nicht du, nicht Hänsel a)
Nicht Adel b) und nicht Stänsel c)
Kurz, unser Keiner, Groß und Klein,
Ein Sachs soll König seyn *)

Der

*) Die durch obige Namen angezeigte Personen sind nach einer Anmerkung des Briefschreibers a) der Kron-Großfeldherr, (Graf Johann Clemens Bra-

Der erste Theil der Briefe bezieht sich ganz auf diesen Gegenstand. Der Briefsteller aber hört mit dem 4ten Jun. 1764, und also lange vor der Königswahl, auf zuschreiben, und fängt erst mit dem 15ten Febr. 1766. wieder an. Vieles, was dem neuen Könige unangenehmes und widriges begegnet ist, wird in diesem lezten Theile erzählt, und ihm nicht undeutlich ein Vorsatz willkührlich zu regieren, Schuld gegeben. Das Ende des 1766. gehaltenen Reichstages ist auch das Ende dieses Briefwechsels, der nicht weiter als bis zum 30sten Nov. des gedachten Jahres geht. Er enthält also nichts von den bald hernach ausgebrochenen grossen Unruhen. Eine Merkwürdigkeit verdient daraus noch angeführt zu werden. Sie steht in einem Briefe vom 4ten März 1764, und ich will sie mit des Verfassers eigenen Worten hieher setzen! Une petite transpositioti qu' à l'insçu de l'Eveque de Kiovie on a fait dans son Manuale Iuris Publici Poloni in statu Reipublicae acephalo collectum. Varsaviae 1764. in 8. a manqué de brouiller ce Prélat avec l' Ambassadeur de France. Voici les paroles que Mr. Friese, chargé d'arranger ce recueil, lui a pretées p. 61. à l'instigation de l' Ambassadeur de Russie, Cte Keyserling, son Principal: "Inter legatos cer„tus ordo servatur, fitque initium a nuncio apo„stolico, quem excipit Caesareus, hunc Russiae „Imperii, cui Galliae Legatus vix cedere vult.„ Lengnich et les autres disent "hunc Galliae Le„gatus, cui Russiae Imperii vix cedere vult.„ La difference de ces theses n'échape pas à un lecteur atten-

Branicki) b) der Fürst Adam (Czartoriski,) c) der Stolnik (Ober-Truchses von Lithauen, Graf Stanislaus Augustus Poniatowski.)

attentif, et qui eſt au fait des reverſales et des transactions qui ſe font à cet egard, entre les deux Couronnes, à l'elevation d'un Prince ſur le trône imperial de Ruſſie. Auſſi l'Ambaſſadeur de France en a-t-il porté ſes plaintes. Le remede le moins violent a paru de retrancher cette theſe abſolument. — L'Ambaſſadeur de Ruſſie en a cependant fait enlever cent Exemplaires, comme ſi ſur cette autorité l'on pourroit fonder ſes prétenſions à cet égard.

S. 77 – 80. Schreiben des das groſſe Kaiſerthum Taytſing und auswärtige Provinzen regierenden hohen Tribunals in Pecking, an den Rußiſchen Senat abgeſandt. 1771.

Ein Theil der Wolgiſchen Kalmyken, beſonders die Stämme der Oelöt und Torgöt, waren im Jahr 1771, aus ihren Sitzen weg und nach ihrem alten Vaterlande Szinegorien gezogen, welches zwiſchen der Kirgis-Kaiſakiſchen Steppe, Sibirien, Sina und der kleinen Bucharey liegt *) Es waren ihnen Rußiſche Truppen nachgeſandt worden, um ſie zurück zu bringen; aber ſie konnten ſie nicht einholen, und kamen unverrichteter Sache zurück. **) Der Rußiſche Senat hatte an den Sineſiſchen Monarchen geſchrieben, und ihn zu bewegen geſucht, daß er den Flüchtigen den Uebergang in ſein Gebiet verwehren mögte. Auf dieſes Schreiben iſt das unter obigem Titel angezeigte, die Antwort des Sineſiſchen Tribunals an den Rußiſchen Senat. Sie ent-

*) D. Büſchings wöchentliche Nachrichten 1773. S. 138. ꝛc.

**) S. die A. D. B. Bd. 24. S. 11.

enthält eine Erklärung des Monarchen an das Tribunal, worin er die Ursachen anführt, warum er die Flüchtlinge aufgenommen habe, und sie nicht zurückgeben wolle, und befielt demselben, „seine Meynung den Russen so deutlich zu machen, daß sie „es verstehen.„

„Dieses,„ schreibt hierauf das Tribunal, „hat „unser höchster und weiser Kaiser verordnet. Wir, „die wir dessen Befehle demüthigst nachleben, finden, daß derselbe alles, was zur Sache gehöret, „enthält, daher wir diese Mittheilung für den Russischen Senat für hinlänglich halten. Wenn der „Rußische Senat diesen Brief erhalten, so wird „ihm obliegen ihn mit der gröſten Aufmerksamkeit „und Vorsicht zu lesen, und wegen dessen, was zu „thun ist, Maasregeln zu erwählen, bey welchen „der vorhandene Bund und die Einigkeit beyder „Reiche beybehalten werde, aus welcher Ursache wir „geschrieben haben. Im 36sten Jahre am 13ten „Tage des 7ten Monats der Regierung Kien-Long.„

Dieses Schreiben kann zur Probe des Sinesischen Kanzeleyceremoniels dienen. Es ist aus dem Sinesischen ins Lateinische, nnd aus diesem in das Deutsche übersetzt worden.

S. 81 – 192. Nachricht von dem Ursprunge und Fortgange, und hauptsächlich von der gegenwärtigen Verfassung der Brüder-Unität der sogenannten Herrnhuther. Aufgesetzt 1778.

Dies ist eine der besten und zuverläßigsten Schriften, die wir von der Brüdergemeine haben. Der Verfasser, wie der Herr Herausgeber in der Vorrede meldet, ist nicht ein Mitglied der Gemeine, hat über

aber Gelegenheit gehabt, ſich von der ganzen Einrichtung derſelben, auf das genaueſte und durch den Augenſchein zu unterrichten; welches beydes ſein Zeugniß deſto unverdächtiger macht. Das Directorium der Brüder-Unität zu Barby, welchem dieſe Schrift zugeſchickt worden, hat ſie nicht gemisbilligt, jedoch erinnert, daß manche Stelle einer Verbeſſerung benöthigt ſey. So viel iſt gewis, daß der Verfaſſer nicht wider die Brüder eingenommen iſt. Aber daß er für ſie etwas eingenommen ſey, mögte man faſt daraus ſchlieſſen, daß er ihre Anſtalten und Einrichtungen immer von der beſten Seite vorſtellt, oder wenigſtens entſchuldigt, und dagegen, bey Gelegenheit, über ihre Gegner ein wenig ſpöttelt.

In der Einleitung erinnert er, daß der den Brüdergemeinen insgemein beygelegte Name der Herrnhuther nicht wohl ſchicklich wäre, eben ſo wenig, als wenn man die Lutheraner Wittenberger nennen wollte, weil Luthers Lehre und Partey ſich von Wittenberg aus überall ausgebreitet habe, und daß die Brüdergemeinen ſich ſelbſt die vereinigte evangeliſche Brüder-Unität Augſpurgiſchen Bekenntniſſes nennten. Hernach kommt er zu ihrer Geſchichte, die er in zwey Hauptperioden theilt. Die erſte begreift die Begebenheiten, welche ſich mit der alten Brüder-Unität in Böhmen und Mähren, von ihrem Urſprunge an, bis auf ihre Zerſtreuung zugetragen haben.

Dieſe alte Brüder-Unität fieng eigentlich mit einem gemiſchten Haufen an, der aus Waldenſern Wikleſiten, Hußiten und Taboriten beſtund. Nach vielen ausgeſtandenen Verfolgungen, erlaubte ihnen der König von Böhmen, Georg Podiebrad, in die Mitte des 15ten Jahrhunderts, daß ſie ſich in

der

der auf der mährischen Gränze gelegenen Herrschaft Lititz, anbauen durften; und in Kunewald traten sie, unter dem Namen der Brüder-Unität (Unitas Fratrum,) im Jahr 1456. zusammen. Allein unter eben diesem Könige wurden sie wieder heftig verfolget, gemartert, und einige verbrannt; woran die Calixtinischen Priester in Böhmen mit der römischen Geistlichkeit gleichen Antheil nahmen. Indessen versammleten sie sich in Wüsteneyen. Die Aufsicht über sie hatten einige Aeltesten, die sie durch die meisten Stimmen wählten. Bald darauf liesen die Brüdergemeinen, die nun auch von ihrem Aufenthalte in Mähren, die Mährischen Brüder genannt wurden, drey aus ihrem Mittel von dem letzten Bischofe der Waldenser (denn diese leiteten ihre bischöfliche Ordination von den Zeiten der Apostel her,) Stephanus, zu Bischöfen ordiniren, und erhielten, von dieser Zeit an, die bischöfliche Ordination unter sich, in ununterbrochener Folge. Fulnek in Mähren war einer der Hauptsitze der Brüder-Unität. Ungeachtet der unzähligen Verfolgungen vermehrten sie sich doch so sehr, daß man im Anfange des 16ten Jahrhunderts gegen zweyhundert Brüdergemeinen zählte. An der Reformation nahmen sie groſen Antheil; und Luther unterhielte mit ihnen einen freundschaftlichen Briefwechsel, welches auch Erasmus von Rotterdam that. Eine neue Verfolgung ergieng über sie, unter dem böhmischen König und nachherigem römischen Kaiser, Ferdinand I. in welcher viele nach Polen flohen, wo sie, 1570. mit den dortigen Lutheranern und Reformirten eine gemeine Synode zu Sendomir hielten, und alle drey Parteyen sich verbanden in Friede und Einigkeit zu leben, welches Consensus Sendomiriensis genannt ward.

ward. Weil inzwiſchen die Brüder von dem Kaiſer Maximilian II. die Gewiſſensfreyheit erhielten, giengen ſie meiſtens nach Mähren zurück. Die Einigkeit der drey Partheyen in Polen aber ward gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts durch einige lutheriſche und reformirte Geiſtlichen unterbrochen, bis im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder eine allgemeine Verſammlung von Lutheranern, Reformirten, und etlichen wenigen in Polen noch übrig gebliebenen Mähriſchen Brüdern gehalten ward. Dieſe letztern aber als der kleinſte Theil haben ſich jedoch unter den Reformirten, mit denen ſie ſich insbeſondere verbunden hatten, ziemlich verlohren, und ſind auch ſo genannt worden. Als in dem dreyßigjährigen Kriege in Böhmen und Mähren alle, die ſich nicht zur römiſchen Kirche bekennen wollten, aus dem Lande gejagt und ſchwer verfolgt wurden: hatten die mähriſchen Brüder ein gleiches Schickſal und wurden zerſtreuet. Jedoch verbargen ſich viele in Böhmen und Mähren. Andere verlieſen das Land, und unter dieſen, ihr Biſchof, der berühmte Johann Amos Comenius, deſſen Begebenheiten hier kürzlich erzählt werden. Er verheyrathete ſeine Tochter Eliſabeth mit Peter Jablonski, nachherigem Biſchofe, den er aus Mähren nach Polen mitgenommen hatte; und deſſen Sohn Daniel Ernſt Jablonski iſt der letzte Biſchof derjenigen Brüder geweſen, die ſich in Polen obgedachter maaßen, mit den Reformirten verbunden hatten; daher er auch, ſeines mähriſchen Kirchenamts ungeachtet, königlich preußiſcher Oberhofprediger war. Durch ihn iſt die biſchöfliche Ordination auf die Herrnhuther gekommen. Dies war die erſte Periode der Geſchichte der Brüderunität.

Die zwote enthält die Nachrichten von der Erneuerung der Brüder-Unität und ihrer Ausbreitung bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Die in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder hielten sich heimlich zusammen, und unter sich, einen mit vieler Lebensgefahr verknüpften Gottesdienst. Da sie seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, viele Verfolgungen und Bedrückungen ausstunden, verließen sie ihr Vaterland, aus Noth und Begierde nach der Gewissensfreyheit. Diese fanden sie in der benachbarten Oberlausitz. Ihr Anführer war ein Zimmermann Christian David, der es redlich meynte, und um des Gewissens willen alles wagte. Sie wurden mit einem gottseligen Prediger in Görlitz, M. Schäfer, und einem Candidaten der Theologie, Johann Andreas Rothe bekannt; und diese bewirkten, 1722 bey dem Grafen Nicolaus Ludewig von Zinzendorf, daß er ihnen erlaubte, sich in einer zu seinem Gute Bertholdsdorf gehörigen Gegend anzubauen. Das erste daselbst gebauete Haus bezogen die Brüder am 7ten Oct. des gedachten Jahrs, und der Ort bekam von dem in der Nähe gelegenem sogenanten Hutberge, auf welchem hernach der Gottsacker der Gemeine angelegt worden ist, oder von der Hut (Obhut) des Herrn, den Namen Herrnhuth, der seit 1724 allgemein geworden ist. Die Zahl der Einwohner vermehrte sich durch mehrere Emigranten aus Mähren, und durch andre sich zu ihnen gesellende gottesfürchtige Personen. Der obgedachte Candidat Rothe ward, nachdem der Prediger zu Bertholdsdorf gestorben war, an dessen Stelle von dem Grafen von Zinzendorf berufen. Im Jahr 1724 ward zwar ein Saal in Herrnhuth gebauet, in welchem die Einwohner

sich

ſich zu Erbauungsſtunden verſammleten, die ihnen der Prediger Rothe zu halten pflegte; übrigens aber giengen ſie, gleich den andern Pfarrkindern, nach Bertholdsdorf zur Kirche und zum Abendmal. Jedoch waren die mähriſchen Brüder von dem Verlangen, ihre alte kirchliche Einrichtung wieder hergeſtellt zu ſehen, nicht abzubringen, und daher feſt entſchloſſen, in andre proteſtantiſche Länder zu gehen, wo ſie hierin eine völlige Freyheit hofften. Dieſe Bewegungen und die Gefahr, in welcher dieſe Leute, bey ihrer geringen theologiſchen Einſicht, und der groſſen Liebe zu der ehemaligen Verfaſſung ihrer Kirche, zu ſtehen ſchienen, entweder Separatiſten zu werden, oder neue Secten zu veranlaſſen, bewogen den Prediger Rothe und den Grafen von Zinzendorf, ſich um ihre Geſchichte, Schickſale und ehemalige Einrichtungen genau zu bekümmern, und auf Mittel zu denken, wie ſie, auf eine ihrem Wunſche gemäſſe Art, in gehöriger Ordnung gehalten werden könnten. Der Graf hielte zuweilen in Bertholdsdorf Vorträge, und gab auch verſchiedene kleine Erbauungsſchriften heraus, unter andern eine periodiſche Schrift, unter dem Titel: der deutſche Sokrates. Schon als er zu Halle auf dem Pädagogio ſtudierte, hatte er mit einem Baron von Watteville aus der Schweiz eine genaue Freundſchaft errichtet, und ſie ſich mit einander verbunden, die praktiſche Religion auf alle Art, ſo wie es ihre Umſtände verſtatten würden, zu befördern und auszubreiten. Der Baron, der zum Beſuch nach Herrnhuth gekommen war, entſchloß ſich, nebſt dem Grafen, die Aufſicht über dieſen neuen Ort zu übernehmen. Der 13te Aug. 1727 war der feyerliche Tag, an welchem die Gemeine in Herrnhuth,

bey dem Genusse des heiligen Abendmahls, in der lutherischen Kirche zu Bertholdsdorf in eine beständige Verbindung trat. Diesen Tag sehen die Herrnhuter als den Geburtstag ihrer ganzen Gemeine an. Von diesem Tage an, ist ihr unterscheidender Charakter gleichsam ausgeprägt, und der Grund aller ihrer Handlungen und Einrichtungen geworden. Er besteht in einer fortdaurenden lebhaften Empfindung und in der festen Ueberzeugung von einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott; und bey allen ihren Handlungen und Einrichtungen lag die Absicht zum Grunde, diese unmittelbare Gemeinschaft mit Gott und die aus der Ueberzeugung davon entspringende lebhafte Empfindung bey sich und andern zu befördern und zu unterhalten, und alles zu vermeiden, wodurch dieselbe unterbrochen oder verloren werden könne. In den ersten zehn Jahren ward der Grund sehr vieler nachherigen Ordnungen und Einrichtungen gelegt, wiewohl in der Folge vieles, weil es zum Theil aus der zu lebhaften Einbildungskraft des Grafen seinen Ursprung hatte, verändert worden ist. Weil die Gemeine in Herrnhuth durch die mährischen Auswanderungen stark anwuchs; den oberlausitzischen Herrschaften aber die Aufnahme mehrerer kaiserlicher Unterthanen untersagt ward: so war man auf die Ausbreitung in mehrere Colonien und Mißionen bedacht. Die erste Mißion gieng nach der dänischen Insel St. Thomas in Westindien; und in diesem und den folgenden Jahren folgten bald mehrere, nach Georgien zu Bekehrung der wilden Indianer, nach Surinam, nach Grönland, Lappland und zu den Samojeden. Nun war man, bey den Mißionen und den daraus entstan-

ſtandenen Colonien, ordinirter Prediger, welche die Sacramente verwalten könnten, benöthigt. Die Gemeine war auch ſo ſtark angewachſen, daß ſie nicht mehr aus Bertholdsdorf verſorgt werden konnte. Da aber die lutheriſchen Conſiſtorien ſich weigerten, Mitglieder einer Gemeine, die ſie nicht für orthodox hielten, des Lehramts fähig zu erklären, und theils Leute, die wenn ſie auch noch ſo eine gute Kenntnis von der chriſtlichen Lehre beſaßen, doch auf keiner Univerſität die Dogmatik gehört hatten, zu ordiniren: ſo ließ ſich der Aelteſte, David Nitſchmann, im Jahr 1735 in Berlin, von dem Oberhofprediger Jablonski zum mähriſchen Biſchofe ordiniren; und zwey Jahre hernach ward auch daſelbſt von eben demſelben der Graf von Zinzendorf, der ſchon 1732 ſein Amt eines Hof- und Juſtizraths in Dresden niedergelegt hatte, zum Biſchofe eingeweihet. Lange vorher war er bereits von der Gemeine zu ihrem Vorſteher und Ordinarius, wie ſie es nannten, berufen worden; und der Vortrag der Lehre, die Beſetzung der Aemter, die Gebräuche und Verfaſſung, die Vertretung bey der Obrigkeit, die Beantwortung der Streitſchriften und die Beſorgung der gemeinen Ausgaben, kurz alles hing von ihm ab. Allein in Dresden ward er als ein Störer der öffentlichen Ruhe und Verwirrer der Religion angeſehen, und ihm 1737 der Befehl zugefertigt, die churſächſiſchen Lande auf lebenslang zu meiden. Auch die Gemeine ſollte fort, weil ſie, wie es hies, ſtatus in ſtatu, und eine Quelle der gröſten Unordnung wäre. Unvermuthet kam, in Anſehung dieſer letztern, ein Gegenbefehl: aber dem Grafen ward erſt nach zehn Jahren, wieder erlaubt in das Land zu kommen. Hiedurch aber ward ſein Eifer für den Dienſt der Gemeine, welchem

chem er sich ganz gewidmet hatte, nicht im geringsten unterbrochen. Sein übriges Leben brachte er, wie er 1731 schon angefangen hatte, mit beständigen Reisen zu, auf welchen er auch lehrte und predigte. Ausser denen nach Böhmen, Mähren, Polen, Preußen, und in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Liefland, hat er noch viele andere, nach Holland, England und nach America gethan, wo er den Juden, Quäkern, Mennoniten, Wiedertäufern, Inspirirten, Separatisten und Schwärmern aller Arten predigte. In Philadelphia bauete er 1742 eine lutherische Kirche, und ward selbst Prediger bey derselben; weswegen er zuvor sein bischöfliches Amt feyerlich niedergelegt hatte, weil die Lutheraner ihn sonst nicht angenommen haben würden: wiewohl er hernach, unter dem Titel Ordinarius, doch alles that, was er vorher gethan hatte. Er begab sich auch zu den Wilden in Canada und andern dortigen Völkern, um ihnen das Evangelium zu verkündigen; welche Reisen zum Theil mit großer Gefahr verbunden waren, so daß er auch einmal beynahe ermordet worden wäre. Nächst den zuvor erwähnten Colonien, entstunden viele andre, hie und da in dem deutschen Reiche, in Schlesien und andern preussisch-brandenburgischen Ländern, in der Schweiz, in den vereinigten Niederlanden, in England, Schottland und Irland. Ausser Europa giengen Mißionen in die americanischen holländischen Pflanzörter, zu vielen wilden indianischen Völkern, selbst bis an den Amazonenfluß, und fast in alle englische Colonien in Nordamerica, ferner nach der Küste von Guinea, zu den Hottentotten, nach der Insel Ceilon, nach Egypten und Algier, nach

Con-

Conſtantinopel, Paläſtina, Jeruſalem; wiewohl ſie bey den Türken wenig haben ausrichten können. Ja es iſt ſogar ein Verſuch gemacht worden, unter die Gebren oder Gauren zu kommen, die an den Gränzen von Indoſtan wohnen; welches aber nicht gelingen wollte, weil die dahin geſandten zween Brüder zu viele Schwierigkeiten und Gefahren auf dieſer weiten Reiſe fanden. Aus dieſen Mißionen ſind unzählige Colonien, beſonders in Amerika, entſtanden, und die Brüdergemeinen in allen vier Theilen der Erde ausgebreitet worden. Dieſen großen und erſtaunlichen Fortgang eines in ſeinem Anfange ſehr geringen, ſchweren, verachteten und faſt überall übel beſchrienen Werkes hat deſſen unermüdeter und mit einem bis zur Schwärmerey gehenden Eifer beſeelter Stifter, der Graf von Zinzendorf ſelbſt erlebt, der im Jahr 1760. in einem Alter von 60 Jahren, in Herrnhuth, dem Orte, dem er das Daſeyn, und der ihm einen ewigen Namen gegeben hat, geſtorben iſt. Die Entſtehung und das bey allen Schwierigkeiten ſo ſchnelle Wachsthum eines ſo großen gottesdienſtlichen Körpers iſt unter die wunderbaren Begebenheiten unſers Jahrhunderts zu zählen; und man kann auch, wenn man gerecht ſeyn will, den Mann, welcher der Schöpfer dieſes Körpers geweſen iſt, nicht anders als mit Bewunderung betrachten.

Sehr viel iſt wider ihn und ſeine Brüdergemeine geſchrieben, gepredigt und geſchrieben worden. Hievon aber will ich den Verfaſſer ſelbſt reden laſſen. „Daß kaltblütige Philoſophen, ſagt er, „deren „Herz noch nie von der Religion erwärmet worden, „ihn für einen bloßen Phantaſten halten, ſolches „darf niemanden befremden; denn gleichwie bey

„gewiſſen Orthodoxen, der Apoſtel Paulus, weil „er beym Examen die dogmatiſchen Fragen nur „ſchlecht beantworten dürfte, ſich ſchwerlich auf einen „Schulmeiſterdienſt Hofnung machen könnte, ſo „würde auch von den Antiorthodoxen derſelbe, we„gen ſeiner Entzückung ins Paradies, gewiß für einen „Schwärmer, und wenn Johannes die, an welche „er ſchrieb, lieben Kindlein nennt, ſolches für Tän„deley erklärt werden. Dagegen hat man ſich mehr „zu wundern, daß die unter dem Namen der Hallen„ſer oder Pietiſten bekannte Partey, in deren „Schooße er ſeine erſte Bildung empfangen hatte, „ſich ebenfalls unter der Zahl ſeiner eifrigſten Gegner „befand. Allein ſo bald er ſich den Verdacht der „Heterodoxie zugezogen hatte, ſchnitt ſolches mit „Halle, wo man damals der Orthodoxie in gewiſſem „Verſtande treu war, nothwendig alle Gemeinſchaft „ab. Hiezu kam, daß der Graf Zinzendorf, ſo „hoch er Spenern, Aug. Herm. Franken, Anton und „andere der alten ehrwürdigen Männer auch ſchätzte, „dennoch an ihren Nachfolgern verſchiedene Dinge, „z. B. den unnatürlichen Zwang zum Gebete und „Bibelleſen, die zum Schiboleth gemachte Enthal„tung von den ſo genannten Mitteldingen, und „überhaupt das zur Unwiſſenheit und Heucheley An„laß gebende Formenweſen öffentlich mißbilligte, wor„über man ihm abhold ward, und der Ausſöhnung „die er mehrmals angelegentlich ſuchte und anbot, „aus Mißtrauen überall auswich, er aber im Un„willen den bekannten Vers machte:

„Ein einzig Volk auf Erden
„Will mir anſtößig werden
„Und iſt mir ärgerlich;

„Die

„Die miserablen Christen,
„Die kein Mensch Pietisten
„Betitelt als sie selber sich.„

Wir können uns nicht enthalten, hierbey die sonderbaren Wendungen zu bemerken, welche die Streitigkeiten in der Lutherischen Kirche, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts genommen haben. Zu erst stritten die Orthodoxen mit der grösten Heftigkeit und Erbitterung gegen diejenigen, welchen sie den Namen der Pietisten gegeben hatten. Als hernach die Herrnhuter auf den Schauplatz traten, fieng der Krieg wider diese an. Orthodoxen und Pietisten machten nun Frieden, um den neuen Feind mit vereinigten Kräften desto stärker anzugreifen. Allein dieser herrnhutische Krieg hörte auf, als einige Theologen von dem gemeinen Lehrbegriff abwichen, und Sätze behaupteten, um derentwegen sie von andern für Socinianer, Verächter der Bibel und der symbolischen Bücher, Naturalisten, Teufelsleugner ꝛc. erkläret wurden. Auch in diesen Händeln ist es zum Stillstande gekommen, nachdem die Wolfenbüttelschen Fragmente und das Bahrdtische Glaubensbekenntnis erschienen sind. Wider diese sind nun aller Waffen gewandt, und werden es vielleicht so lange bleiben, bis neue Irrlehren dem theologischen Eifer eine andere Richtung geben werden.

Aber wir kommen nun zu der Herrnhutischen Geschichte und dem Grafen von Zinzendorf zurück. Nach seinem Tode traten seine nächsten Gehülfen und Freunde zusammen, und theileten die von ihm verwalteten Geschäfte unter sich, die ihren unverrückten Gang giengen; und es sind seitdem verschiedene neue Missionen und Colonien in Rußland, in Ost-

indien, in dem nordlichen America, so gar in dem Lande Labrador errichtet worden.

Nach der Geschichte folgt eine ausführliche Abhandlung von der Verfassung der Brüdergemeinen. Sie hat viel eigenes, und scheint eine aristokratische oder vielleicht aristokratisch-despotische Regierung zu seyn. Denn die Ober-Direction (welche seit 1771, in Barby ist,) hat eine unbeschränkte sehr willkührliche Gewalt, woran auch die Vorsteher und Aeltesten der besondern Gemeinen, gewissermaaßen, Antheil nehmen; alle übrige Glieder sind zu dem vollkommensten Gehorsam verbunden, und haben keinen eigenen Willen, selbst nicht in solchen wichtigen Angelegenheiten, worin das Wesentliche auf den Willen ankommt, z. E. bey den Heyrathen. Bräutigam und Braut haben dabey keine Wahl, sondern ein Paar, das von den Aeltesten, als sich wohl zusammenschickend, ausgesucht ist, muß sich heyrathen. Wenn der eine Theil dem andern nicht gefällt, oder beyde einander nicht haben wollen; so ist dies eben so gut, als dem Heyrathen ganz entsagen. Wenigstens kan kein Bruder sich eine Gattin nach seinem Gefallen wählen; welches eben so von einer Schwester gilt. Und wenn sie darauf bestehen, müssen sie die Gemeine verlassen. Oft wird eine Schwester aus einer americanischen Gemeine, für einen Bruder in einer sächsischen, verschrieben, und bald nach der Trauung reisen sie vielleicht mit einander nach Asien. Denn solche noch so weite Reisen, in Geschäften der Gemeine, müssen sie sich ohne die geringste Einwendung gefallen lassen, und eben so die Mißionen, welche zu übernehmen sie schlechterdings verbunden sind. Hierin, und überhaupt in dem Gehorsam gegen die Vorgesetzten, ist eine grose Aehnlichkeit zwischen ihnen

ten und dem ehemaligen Jesuiterorden, dessen Mitglieder auch, in allem, was ihr General ihnen befehlen mogte, einen blinden Gehorsam leisten musten. Die Geldangelegenheiten der Brüdergemeine sind ein Geheimnis, welches der Verfasser nicht zu erklären vermag. Er vermuthet, daß sie tief in Schulden stecken müsse. Der Graf von Zinzendorf hat, nachdem er sein eignes geringes Vermögen anfänglich zugesetzt hatte, ungeheure Summen auf seiner und der Gemeine Credit, erborgt; wiewohl ihm auch reiche Leute, besonders in Holland und England, die Freunde oder Glieder der Gemeine waren, mit ihrem Gelde zu Hülfe gekommen sind. Man sagt von den Freymäurern, daß das Geheimnis, welches sie zu erfinden bemühet sind, der Stein der Weisen sey. Von den Herrnhutern mögte man fast sagen, daß sie dies grosse Geheimnis gefunden haben müssen. Denn, wenn man die grossen Summen betrachtet, welche die Erbauung so vieler Oerter, und öffentlichen Gebäude, so viele Mißionen, die unzählichen Reisen zu Lande und zu Wasser, der hie und da erlittene Verlust, der Briefwechsel, die Synoden, die Unterhaltung unzähliger in Aemtern stehender Brüder und dergleichen Artickel gekostet haben, und noch itzo kosten; und wenn man ferner bedenkt, daß die Gemeine keinen eigentlichen Fond besitzt, noch jemals gehabt hat, auch keine Zuflüsse von aussen genießt, und grösstentheils aus armen Mitgliedern, als Handwerksleuten und dergleichen besteht: so scheint es unbegreiflich, woher ein zu so großen Kosten und Ausgaben nöthiger und auf Millionen hinausgehender Geldvorrath hergekommen sey. Denn die Gemeinschaft der Güter und die so genannte Heilandswunde erklärt der Verfasser

für

indien, in dem nordlichen America, so gar in dem Lande Labrador errichtet worden.

Nach der Geschichte folgt eine ausführliche Abhandlung von der Verfassung der Brüdergemeinen. Sie hat viel eigenes, und scheint eine aristokratische oder vielleicht aristokratisch-despotische Regierung zu seyn. Denn die Ober-Direction (welche seit 1771, in Barby ist,) hat eine unbeschränkte sehr willkührliche Gewalt, woran auch die Vorsteher und Aeltesten der besondern Gemeinen, gewissermaaßen, Antheil nehmen; alle übrige Glieder sind zu dem vollkommensten Gehorsam verbunden, und haben keinen eigenen Willen, selbst nicht in solchen wichtigen Angelegenheiten, worin das Wesentliche auf den Willen ankommt, z. E. bey den Heyrathen. Bräutigam und Braut haben dabey keine Wahl, sondern ein Paar, das von den Aeltesten, als sich wohl zusammenschickend, ausgesucht ist, muß sich heyrathen. Wenn der eine Theil dem andern nicht gefällt, oder beyde einander nicht haben wollen; so ist dies eben so gut, als dem Heyrathen ganz entsagen. Wenigstens kan kein Bruder sich eine Gattin nach seinem Gefallen wählen; welches eben-so von einer Schwester gilt. Und wenn sie darauf bestehen, müssen sie die Gemeine verlassen. Oft wird eine Schwester aus einer americanischen Gemeine, für einen Bruder in einer sächsischen, verschrieben, und bald nach der Trauung reisen sie vielleicht mit einander nach Asien. Denn solche noch so weite Reisen, in Geschäften der Gemeine, müssen sie sich ohne die geringste Einwendung gefallen lassen, und eben so die Mißionen, welche zu übernehmen sie schlechterdings verbunden sind. Hierin, und überhaupt in dem Gehorsam gegen die Vorgesetzten, ist eine grose Aehnlichkeit zwischen ihnen

nen und dem ehemaligen Jesuiterorden, dessen Mitglieder auch, in allem, was ihr General ihnen befehlen mogte, einen blinden Gehorsam leisten musten. Die Geldangelegenheiten der Brüdergemeine sind ein Geheimnis, welches der Verfasser nicht zu erklären vermag. Er vermuthet, daß sie tief in Schulden stecken müsse. Der Graf von Zinzendorf hat, nachdem er sein eignes geringes Vermögen anfänglich zugesetzt hatte, ungeheure Summen auf seiner und der Gemeine Credit, erborgt; wiewohl ihm auch reiche Leute, besonders in Holland und England, die Freunde oder Glieder der Gemeine waren, mit ihrem Gelde zu Hülfe gekommen sind. Man sagt von den Freymäurern, daß das Geheimnis, welches sie zu erfinden bemühet sind, der Stein der Weisen sey. Von den Herrnhutern mögte man fast sagen, daß sie dies grosse Geheimnis gefunden haben müssen. Denn, wenn man die grossen Summen betrachtet, welche die Erbauung so vieler Oerter, und öffentlichen Gebäude, so viele Mißionen, die unzählichen Reisen zu Lande und zu Wasser, der hie und da erlittene Verlust, der Briefwechsel, die Synoden, die Unterhaltung unzähliger in Aemtern stehender Brüder und dergleichen Artickel gekostet haben, und noch itzo kosten; und wenn man ferner bedenkt, daß die Gemeine keinen eigentlichen Fond besitzt, noch jemals gehabt hat, auch keine Zuflüsse von aussen genießt, und grösstentheils aus armen Mitgliedern, als Handwerksleuten und dergleichen besteht: so scheint es unbegreiflich, woher ein zu so großen Kosten und Ausgaben nöthiger und auf Millionen hinausgehender Geldvorrath hergekommen sey. Denn die Gemeinschaft der Güter und die so genannte Heilandsgasse erklärt der Verfasser für

für Fabeln und falsche Beschuldigungen. Man kan sich also, sagt er, nicht genug wundern, daß dieses weitläuftige Werk bis itzo hat bestehen können. Weiter können wir ihm hier, ohne sehr weitläuftig zu werden, nicht folgen, und müssen uns mit der blossen Anzeige der Rubriken begnügen, welche folgende sind: Von der Direction der Unität und den Synoden; von den Geldangelegenheiten; von den Tropen; von den gottesdienstlichen Versammlungen; von dem Eintritt in die Gemeine, und von den Graden, durch welche einer gehen muß; von den Chören; von dem Ehe-Chore, von der Diaspora; von der Taufe; vom Tode und den Begräbnissen; von der Bedienung der Fremden in der Gemeine; von den geistlichen Aemtern; von einigen zur äussern Verfassung gehörigen Stücken; von der Gemeinzucht; vom Pädagogio und der Akademie der Brüder-Unität, und endlich von den Mißionen.

Wir merken noch an, daß diese Nachricht von dem Ursprunge, Fortgange und der Verfassung der Brüder-Unität, auch besonders abgedruckt sey.

S. 193 – 200. Einige Urkunden, welche das Osmanische Reich angehen.

Es sind 1. ein französischer Brief des Grafen von Tessin an den Grafen von Bonneval, vom 7. Jan. 1746, worin jener diesem die Ursachen meldet, warum der schwedische Gesandte Carlson von Constantinopel zurückgerufen sey; 2. Ein Memoire des französischen Botschafters zu Constantinopel, Grafen von Castellane vom 29. Jul. 1746, worin

worin er, in dem damaligen österreichischen Erbfolgekriege, der Pforte vorschlägt, daß sie, zu Frankreichs Vortheile, einige Vorspiegelungen, durch Versammlung einiger Truppen an den Ungarischen Gränzen, durch Befehle an die Tartaren sich marschfertig zu halten, und durch Anlegung von Magazinen machen mögte; 3. ein Memoire des Grafen von Bonneval vom 1746, worin er diese Maasregeln als sehr nöthig und nützlich anpreiset, jedoch so, daß Frankreich die Hälfte der Kosten tragen sollte.

S. 203 – 205. Instruction, nach welcher der hochlöblichen Reichsstände geheimer Ausschuß sich zu richten hat. Stockholm den 10. Nov. 1760.

Die auf dem damaligen Reichstage herrschende Parthey der Mützen war, wie man hieraus sieht, mit dem 1757 in Pommern angefangenem Kriege nicht zufrieden; und daher ward dem geheimen Ausschusse aufgetragen, den Plenis der Reichsstände die Ursachen zu entdecken, aus welchen die Reichsräthe dem Könige angerathen hätten, ohne Kundschaft und Zusammenberufung der Stände, an gegenwärtigem Kriege Theil zu nehmen. Den übrigen Inhalt müssen wir so wie das S. 209 – 211 folgende Reichsraths-Protocoll vom 1. May 1770, welches die Besetzung der vier Präsidentenstellen in dem Hofgerichte Abo betrift, übergehen.

S. 213 – 218. Des Reichsraths Vertheidigung wider die Anmerkungen, welche der geheime Ausschuß, beym Reichstage 1765, wegen der vom Reichsrathe mit Frankreich abgeschlossenen Subsidien-Convention gemacht hat.

Frank-

Frankreich hatte die an Schweden zu dem Kriege wider Preussen bewilligten Hülfsgelder nicht völlig bezahlt, weil Schweden ungeachtet der Verbindung der zwo Kronen, nicht anders als gemeinsam die Waffen niederzulegen, 1762. einen besondern Frieden geschlossen hatte. Von schwedischer Seite beantwortete man diese Einwendung, und bestund auf die Bezahlung der Rückstände. Nach vielen Unterhandlungen erklärte der französische Hof sich endlich, eines für alles, 12 Millionen Livres, und davon jährlich 1500000 Livres zu bezahlen. Dies ward angenommen. Aber nun legten die Reichsstände dem Reichsrathe zur Last, daß die verglichene Summe 2 Millionen und etliche 100000 Livres weniger wäre, als die schwedische Forderung. Die Reichsräthe verantworteten sich mit sehr guten Gründen. Sie gehörten wie es scheint, nicht zu der herrschenden Parthey; denn sonst würden ihnen diese Händel nicht gemacht seyn.

Der folgende Artikel S. 219, 220. enthält in französischer Sprache das Urtheil des geheimen Ausschusses wider den Kanzeleyregistrator Johann Irkenholz, wegen der in einer Schrift gebrauchten beleidigenden Ausdrücke von dem Cardinal von Fleury (Stockholm 28. Aug. 1738.) Er ward seines Dienstes entsetzt, und mußte den Cardinal, in einem Schreiben um Vergebung bitten. Die Schrift steht im VIII. Th. S. 245. ꝛc. dieses Magazins, und ihr Inhalt ist im 26. Bande S. 117. der A. D. B. angezeigt worden.

S. 221 – 236. Verzeichnis aller adelichen Güter in Ost-Preussen 1776.

Ihrer sind ungefähr Ein Tausend.

S. 239 – 245. Verzeichnis aller im Herzogthum Schlesien Königl. Preuß. Antheils befindlichen Fürstenthümer, freyen Standes-Herrschaften, Kreise und Städte. Im Jahre 1775.

Es sind 17 Fürstenthümer, 4 freye Standesherrschaften, 48 Kreise, 53 Immediat- und 108 Mediatstädte.

S. 247 – 324. Verzeichnis aller im Herzogthum Schlesien Preußischen Antheils befindlichen Dörfer.

Die Zahl ist 3936, wozu noch 32 Colonien, und 60 von besondern Herrschaften, durch königliche Unterstützung 1774 und 1775. neu angebaute Dörfer kommen.

S. 325 – 340. Topographie des Böhmischen Antheils von Schlesien.

Sie enthält 1. ein Verzeichnis der Oerter des böhmischen Antheils am Fürstenthum Neiße, 2. ein Verzeichnis aller Städte, Klöster, Dörfer und Vorwerke, die nach Ausweisung der Troppau- und Jägerndorfischen neuen Landcharten, und nach dem Definitiv-Friedenstractat, J. M. der Kaiserin-Königin von Ungarn verbleiben, 1742; 3. ein Verzeichnis der in der hoch- und deutschmeisterischen Herrschaft und Commende Freudenthal befindlichen Städte und Dorfschaften, und 4. ein Verzeichniß aller Städte, Klösterdörfer und Vorwerke im Fürstenthum Teschen.

S. 341 – 254. Kurze Beschreibung der Stadt Hirschberg, aufgesetzt 1776.

Aus dieser Beschreibung, welche dem Herrn Herausgeber von einem unbekannten Jünglinge zugeschickt

geschickt worden, zeichnen wir uns dieses aus, daß im Jahr 1775, in Hirschberg, welches nach Breslau, die vornehmste Handelsstadt in Schlesien ist, 525 Personen getauft, und 483 begraben sind. Die Einwohner rechnet der Verfasser 6000 Seelen. Diese Zahl aber hat kein Verhältniß zu den Gebohrnen und Gestorbenen, und ist vermuthlich ein Druckfehler, durch welchen, statt 16000, 6000 gesetzt worden sind.

S. 357 – 369. Tafel von dem Zustande der zum oberbarnimschen, lebusischen und storkowschen Kreise gehörigen Immediat- und Mediatstädte, im Jahr 1727.

Die Städte sind Wrietzen, Freienwalde, Oderberg, Neustadt Eberswalde, Biesenthal, Strausberg, Münchenberg, Fürstenwalde, Sello, Lebus, Müllrose, Beeskow, Storkow. Man findet hier ein Verzeichnis der Zahl der Einwohner, des jährlichen Betrags der Accise, Zinse, Servis und der wirklichen Einquartirung, der Kämmerey-Einkünfte und Ausgaben, der Zahl der Häuser, Braustellen, Brandweinblasen, des verbrauchten Malzes und Brandweinschrots, der verarbeiteten Wolle, der Brunnen und Feuerrüstungen.

S. 365 – 372. Lutherisch-geistliche Inspectionen in der Churmark.

Der Inspectionen sind 58, und darunter gehören 1662 Kirchen, von welchen 774 Matres sind, 858 Prediger, 80 Städte und 1971 Dörfer,

S. 373 – 376. Verzeichnis der deutschen reformirten Inspectionen, Kirchen, Gemeinen und Filiale in der Mark Brandenburg.

Inspec-

Inſpectionen ſind 7, und ungefehr 80 Kirchen und Gemeinen.

S. 377 – 386. Summariſche Liſten der in den Jahren 1775 und 1777. in der Churmark getrauten, gebornen und geſtorbenen Lutheraner und Reformirten.

1775.	Getr. Paare	Gebohrne,	Geſtorbene.	
In den Städten —	1981	— 8863	— 8844	
Auf dem platten Lande	3262	— 13675	— 12158	
In der Grafſch. Werniger.	76	— 312	— 269	
	5319	— 22850	— 21271	Luther.
In Städten und Dörfern.	92	— 444	— 336	Reform.

1777.	Getr. Paare	Gebohrne,	Geſtorbene.	
In den Städten —	1850	— 8836	— 8168	
Auf dem platten Lande.	3270	— 13840	— 10322	
In der Grafſch. Werniger.	87	— 313	— 278	
	5207	— 22989	— 18768	Luther.
In Städten und Dörfern.	102	— 468	— 253	Reform.

S. 389 – 392. Verzeichnis aller Familien, welche in der Mittelmark Brandenburg, mit Inbegrif des zieſarſchen und luckenwaldiſchen Kreiſes, Rittergüter beſitzen. 1778.

Gräfliche Familien ſind 14, freyherrliche 6, adeliche 122, bürgerliche 38. Ueberdem beſitzen die Prinzen des königlichen Hauſes, die Domkapitel,

der Johanniterorden, die Kirchen und andre fromme Stiftungen, ingleichen die Städte viele Rittergüter.

S. 393 – 398. Unterthänigſte Vorſtellung und Bitte der churmärkiſchen Landſtände (wegen Verminderung des Kriegsſtaats,) nebſt des Churfürſten Friedrich Wilhelm gnädigſten Antwort, beyde vom October 1660.

S. 399 – 402. Vergleich zwiſchen den Mittelmärkiſchen, Uckermärkiſchen und Ruppinſchen Städten, wie viel eine jede zu tauſend Thalern Abgabe austragen ſollte. Vom 17. April 1662.

S. 403 – 406. Klagen der armen und geringen Bürgerſchaft zu Mittenwalde 1662. (wegen zu hoher Contributionen.)

S. 407 – 410. Des Churfürſten Johann Sigismund Reſcript an Martinum Willichium, Archidiaconum an der Peterskirche zu Cölln an der Spree vom 12. Jun. 1714. Ein ſcharfer Verweis wegen aufrühriſcher Predigten.

S. 411 – 414. Vorſtellung des churfürſtl. Prinzl. Ober-Hofmeiſters, Herrn Grafen von Dohna welche zu Berlin auf dem Schloſſe den 26. Febr. 1695. geſchehen.

Eine Anrede an den Grafen, bey Antritt ſeines Amts.

S. 415 – 496. Daniel Finke, Rectors der Schule zu Neuſtadt-Brandenburg, Nachrichten von Alterthümern und Urkunden der Chur-Hauptſtadt Brandenburg, gedruckt von 1749 bis 1753, in fünf Einladungsſchriften, und jetzt wegen

wegen ihrer Seltenheit und Erheblichkeit aufs neue zusammen gedruckt.

Diese mit Fleiß und Mühe ausgearbeiteten kleinen Schriften geben der Geschichte nicht allein der Stadt Brandenburg, sondern auch des ganzen Landes eine Aufklärung, weil die mit der Mark vorgegangene Veränderungen darin zugleich kürzlich berührt und bis zum Jahr 1488. erzählt werden. Den Hauptinhalt machen die von Kaisern, Päpsten und den Landesherren der Stadt und ihren Kirchen und andern geistlichen Stiftungen verliehene Privilegien und Schenkungen, auch mit andern gemachte Verträge aus; und alles ist mit Urkunden belegt. Aber da es so viele besondere Begebenheiten und Thatsachen sind: so können wir nichts als diese allgemeine Anzeige davon geben.

S. 497 - 540. Lebensgeschichte Christians, Erzbischofs von Maynz, Kaisers Friederichs des ersten Legaten in Toscana. Aus den Osiequii letterarii d'Ipolito Maria Camici übersezt von Herrn Hofbibliothekar Jagemann. Mit einigen Anmerkungen von Büsching.

Der Verfasser erzählt nur besonders dasjenige, was der Erzbischof als Legat des Kaisers Friederich I. in Italien gethan hat. Sonst aber ist diese Schrift eben kein Muster einer guten Lebensbeschreibung. Ihr grösstes Verdienst besteht in der Freymüthigkeit, mit welcher sie abgefaßt ist.

Christian war aus dem thüringischen Geschlechte der Grafen von Buche. Er redete, ausser seiner Muttersprache, nicht nur griechisch, lateinisch, italienisch und flämisch, mit grosser Fertigkeit, sondern

hatte auch eine groſſe Kenntnis in der heiligen Schrift. Der Kaiſer Friedrich I. ernannte ihn, 1159. zum Reichskanzler, und verhalf ihm 1163. zur Würde eines Erzbiſchofs von Maynz; wiewohl er, weil die Wahl zwieſpältig geweſen war, erſt 1166. zum Beſitz gelangte. Er war daher auch ein treuer und ſtandhafter Anhänger des Kaiſers, welchem er in Italien ſehr groſſe Dienſte geleiſtet hat. Er und der Erzbiſchof von Cöln, Reinhold, führten die Kriegsvölker im Jahr 1166. in dem Treffen bey Tuſculum oder Frascati an, worin der Kaiſer einen vollkommenen Sieg über das 42000 Mann ſtarke Heer des Papſtes Alexanders III. erhielte. Als hernach die Longobardiſchen Städte, die es mit dieſem Pabſte hielten, ſich empöreten, kam der Erzbiſchof Chriſtian, 1171. wieder nach Italien, wo er anfänglich die Staatskunſt und Unterhandlungen, und hernach die Gewalt und die Waffen brauchte, aber mit beyden wenig ausrichtete. Im Jahr 1176. führte er ein friſches Kriegsheer dem Kaiſer wider die Mailander zu Hülfe, welches aber von ihnen gänzlich geſchlagen ward; und der Verluſt dieſes Treffens hatte die Folge, daß der Kaiſer und der Erzbiſchof ſich mit dem Papſte Alexander III. in Venedig verſöhnen mußten. Der Erzbiſchof, den zwar das Glück, aber nicht ſein kriegeriſcher Geiſt verlaſſen hatte, tummelte ſich hernach mit Conrad von Monferrato herum, der die Rechte des griechiſchen Kaiſers in der anconitaniſchen Mark vertheidigte. Er war hier wieder unglücklich, und 1179. mit allen ſeinen Truppen zu Kriegsgefangenen gemacht. Dieſe Gefangenſchaft war hart und daurete faſt zwey Jahre, weil er ein ſehr hohes Löſegeld bezahlen ſollte. Nachdem er endlich die Freyheit wieder erlangt hatte, führte

er

er für den Papſt Lucius III. die Waffen wider die widerſpenſtigen Romaner. Aber in dieſem Kriegszuge zog er ſich eine gefährliche Krankheit zu, woran er, und nicht am Gifte, ſtarb, welches, wie einige, und darunter der Abt Fleury (der hier irrig Cardinal von Fleury genannt wird) in ſeiner Kirchengeſchichte, zu glauben ſcheinen, ihm die Romaner in Brunnenwaſſer beygebracht haben ſollen. Der Tag ſeines Todes war der 25. Aug. 1183. Nicht allein ſeine Neigung, ſondern auch ſeine Kleidung war kriegeriſch. Er trug einen vergoldeten Helm auf dem Haupte, einen hyacinthblauen Harniſch um die Bruſt, und eine dreyſpitzige Lanze in der Hand. Es war ihm ein beſonders Vergnügen, wenn er, mit eigener Hand, einen Feind erlegen konnte, und nach einer Anmerkung des Verfaſſers, beobachtete er alſo nicht, was der Apoſtel *) ſagt, daß ein Biſchof kein Schläger ſeyn ſoll. Aber hierin hatte er, zu ſeiner Zeit, viele ſeines gleichen. Sein Aufwand war, nach dem Zeugnis einer alten Chronik, ſo prächtig, und ſein Gefolge von ſo verderbten Sitten, daß der Unterhalt der Weiber und Pferde mehr koſtete, als dem Kaiſer der ganze Hof. — Am Ende ſind zum Beweiſe dieſer Lebensbeſchreibung, 22 Urkunden beygefügt.

S. 541 – 546. Vorſtellung, welchen die Stände des Fürſtenthums Lüneburg, 1668 oder 69, dem Herzog Georg Wilhelm zu Braunſchweig und Lüneburg gethan haben, um denſelben von einer neuen Reiſe nach Italien abzuhalten.

*) 1 Timoth. 3, 3.

S. 547 – 556. Probe einer Beſchreibung der markgräflich Badenſchen Lande.

Dieſe Probe, ſagt der Herr Herausgeber, ſoll nur zum Beweiſe dienen, daß die Beſchreibung der Markgrafſchaft noch eine Verbeſſerung bedarf, welche er zugleich verſpricht.

S. 557 – 560. Johann Brecht, Schreiben an Herrn Chriſtian, Markgrafen zu Brandenburg, wegen ſeiner neuen Landcharte von Thüringen, 1626.

Der Briefſchreiber, der die neue Charte herausgegeben, ſchenkt ſie dem Marggrafen, und bittet ſich ein Gegengeſchenk aus.

S. 561 – 598. Auszug aus dem Laaerbuch des Königreichs Böheim, nebſt einer vorläufigen Nachricht von der Landes- und Kreisverfaſſung deſſelben.

Das Lagerbuch iſt noch, nach der 1714 gemachten Eintheilung des Königreichs in 12 Kreiſe, verfertigt. Dieſe Eintheilung hat 1751 aufgehört und es iſt eine neue in 16 Kreiſe gemacht worden. Man lieſet hier Nachrichten von der Einrichtung des Steuerweſens in Böhmen; und am Ende iſt ein ſummariſches Verzeichnis der Bevölkerung, woraus wir noch anmerken, daß in dem Königreiche 486 Städte (außer Prag) 10771 Dörfer, (worunter aber viele aus einem Paar Bauerhöfen oder einigen Häuſern beſtehen,) 29179 Bürgerhäuſer, 57354 Bauerhöfe, 39156 Chalupner, 31944 Häuſler und 48308 Anſäßige, (Beſitzer ſteuerbarer liegender Gründe von einer gewiſſen Gröſſe) gezählt werden.

H. K.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

1) Neues christliches Gesangbuch, nebst einer Anleitung zur Gebetsübung. Göttingen, bey Johann Christian Dieterich. 1779. 8. 328 Seiten.

2) Sammlung neuer geistlichen Lieder und Gesänge aus den besten Liedersammlungen und andern Erbauungsschriften herausgezogen von Joh. Friedrich Gotthard Krause, fünften Lehrer der Stadtschule zu Eisenberg, und des Predigtamts Candidat — Eisenberg, gedruckt bey Christian Heinrich Walther, und in Commißion bey Gottfried Müller, Buchhändler in Leipzig. 346 Seiten, in 8.

3) Sammlung einiger Kirchenlieder von Jacob Friedrich Schmidt, zweyten Stadtdiakonus zu Gotha. Gotha, bey Wilhelm Ettinger. 1779. 8. 84 Seiten.

4) Gedanken über das berlinische neue Gesangbuch und dessen vermeinten Vorzug vor dem Porstischen. Von einem lutherischen Geistlichen an seine Rechtgläubigen Brüder. Frankfurt und Leipzig. 1779. 8. 39 Seiten.

Wir haben nicht nöthig, viel über diese Liedersammlungen zu sagen. No. 1. ist das Werk der Herren D. Leß und D. Miller. Der letztere hat die zu den christlichen Glaubenslehren gehörigen Lieder so bearbeitet, daß auch

die strengste Orthodoxie nichts dawider wird einzuwenden haben, auch die Neujahrs- Morgens- und Abendlieder eingerichtet; Hr. D. Leß aber alle übrigen in dem zweyten eigentlich moralischen Theile, nebst dem Anhange von Gebeten. Noch kennen wir keine geistliche Liedersammlung, welche diese an Güte überträfe. Sie enthält 412 Gesänge, und ist vollständig, ohne übermäßig stark zu seyn. Die neuen Lieder sind nach den besten Regeln gewählt, und die alten so verbessert, daß man sie mit gleicher Erbauung, wie jene, wird singen können. In Luthers Liedern ist wenig geändert, und das mit Recht. — Die Gebete sind unter drey Rubriken gebracht. I. Wandel vor Gott. Spiegel des Christen. II. Nachdenken über das heilige Abendmahl. III. Kirchengebet. Es hat dadurch eigentlich in allerley Betrachtungen „nur Stoff zum Beten sollen gegeben „werden, um den Geist der christlichen Andacht mehr zu „verbreiten, und das Beten zu dem zu machen, was es „seyn soll, nemlich zu einem Uebungsmittel christlicher Tugend„ Man muß sie daher nicht als Formulare ansehen. Als solche wären sie freylich für alle und jede Christen nicht einfach und populär genug.

No. 2. ist eine sehr vermischte Sammlung aus 500, theils guten, theils mittelmäßigen und zum Theil auch schlechten Liedern. Bogatzky, v. Backof, der Christ am Sonntage, Cramer, Danneil, das berlinische von Diterich (nicht Spalding) veranstaltete Gesangbuch, Eberwein, Fedderſen, Gellert, Graun, Heym, Hermes Handbuch der Religion, Klopstock, Lange, Lappenberg, Liebich, Meander, Pivatje, Schlegel, Sturm, Weigel, Woltersdorf haben das ihrige dazu hergeben müssen. — No. 3. enthält alte unveränderte und neue Lieder, zeichnet sich aber durch nichts vortreffliches aus, sondern hält das Mittel zwischen vorzüglich guten und ausnehmend schlechten Liedern. So ein Lied, wie das letzte: Jerusalem, du hochgebaute Stadt ꝛc. soll erhabene Poesie seyn, ist aber ganz verfehlt. Wozu die orientalische Bildersprache in Liedern für unsere Christen? Warum soll der selige Himmel nicht Himmel, warum soll er Jerusalem, die hochgebaute Stadt heißen?

Tag, da mein Geist der Erd' entfliehen soll
Noch bist du Vorgefühl.

Der

Der gemeine Christ, weis nicht was Vorgefühl ist, und denkt bey diesem neologischen Worte so wenig, als er bey gewissen absoleten Wörtern und Ausdrücken in den alten Liedern dachte. Vielleicht sind diese ihm noch verständlicher. —

N. 4. Deren wir bey dieser Gelegenheit Erwähnung thun, ist eine Chartecke, die um zehen Jahr zu spät kömmt. Damals hätte sie vielleicht diesem oder jenem sich rechtgläubig nennendem Priester oder Laien einen Floh ins Ohr setzen können. Aber nun ist der Vorzug des Berlinischen neuen Gesangbuchs vor dem Porstischen unter verständigen Leuten aus allerley Ständen wohl zu allgemein anerkannt. Wer, wie der V. thut, noch behaupten kan: das neue Berlinische Gesangbuch wäre gar nicht nöthig gewesen, die Knüttelreime in vielen Liedern des Porstischen Gesangbuchs, hinderten deren Erbaulichkeit nicht, durch die Veränderungen, welche man in jenem Buche mit diesen Liedern vorgenommen hätte, wären sie eher verunstaltet und in Ansehung ihres geistvollen Nachdrucks geschwächt, als verbessert werden. Z. B. O Haupt voll Blut und Wunden — Gellerts, Klopstocks, Kanitz, Cramers eigentliches Fach sey es nicht gewesen, Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu schreiben — Seit Paul Gerhards Zeiten, hätte man wenig Gesundes in dieser Art gesehen — Das Porstische Gesangbuch, das so lang Mode gewesen, sey billig bey seinem vormaligen Ansehn zu schützen, da es eine sehr brauchbare Sammlung guter und schätzbarer Kirchenlieder wäre, selbst die darin befindlichen Lieder von der geistlichen Vermählung enthielten den Kern des christlichen Glaubens. — Wer dergleichen noch behaupten kan, der muß nicht bey Trost seyn. Ueberhaupt scheint uns die Brochüre ums Brods willen von einem Mensschen geschrieben zu seyn, dem Wahrheit und Lügen um ein Morgenbrod gleich feil sind, und der sich von einem angesehenen Freunde der alten Rechtgläubigkeit in Gesängen und Predigten, damit zugleich sein Patrocinium hat erbeteln wollen. Er spricht von unserm klügelndem Zeitalter, von Neulingen, die durch das studium novitatis Unheil anrichteten, von naseweisen Verbesserern bey einer gewissen Kirche in Berlin, welche Kandidaten nicht wollten alte

Lieder ſingen laſſen, von überhandnehmender Irreligion, und dem damit ſehr nahe verwandten Naturalismus, von redlicher Ausrichtung des Predigtamts zur Erhaltung des Glaubens an Chriſtum in ſeiner alten Reinigkeit, von falſchen Lehrern, die neben einführen verderbliche Sitten und den Herrn verleugnen — und hat ſeine Gedanken dem Hrn. Hauptpaſtor Göze in Hamburg zugeeignet, der ſich wohl eben nicht damit geehrt finden möchte, und ein zu weltkluger Mann iſt, als daß er den Zeiſig nicht an ſeiner Sprache erkennen ſollte.

Fb.

Neues Geſangbuch zum Gebrauch der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden in der Grafſchaft Hanau. Mit gnäd. Privilegio. Hanau, im Verlag des evang. lutheriſchen Waiſenhauſes 1779. Ein Alph. und ſechszehn Bogen, 8.

Während dem man in den meiſten unter den gröſſern lutheriſchen Ländern weder an eine Abänderung der liturgiſchen Gebete und Formulare, noch an eine Verbeſſerung der Kirchengeſangbücher denkt: iſt die lezte, ſeit 1772. in mehr als Einem unter den kleinern, (zum Theil kaum der Hälfte nach lutheriſchen, als der Churpfalz *) bereits zu Stande gebracht, gegen das Ende des Jahrs 1779. auch in der Grafſchaft Hanau-Münzenberg bewerkſtelligt worden. Fehlerfrey ſind nun ſämmtliche neugemachte und eingeführte Liederſammlungen nicht; gleichwohl aber uns endlich vorzüglicher, als alle die, welche vorher recipirt geweſen, es ſey nun das Porſtiſche Geſangbuch, oder das Marburger, oder dieſes, oder jenes alte. In der That verdienen dieſe nicht einmal mit jenen in Vergleichung geſezt zu werden. Doch ſchon zu viel über eine Sache, die kein Nachdenkender und Unbefangener läugnen kann. Alſo zur Anzeige des vor uns liegenden Hanau-Münzenbergiſchen neuen Geſangbuchs. Dieſes enthält in drey Abtheilungen 591 Lieder. Die Ordnung der Materien iſt unverwerflich. Und

*) S. unſre Bibl. B. XXVIII. S. 252. f.

Und von der Vollſtändigkeit derſelben zeugen, unter andern folgende, in den meiſten neuen Kirchengeſangbüchern fehlende, Rubriken: Vorbereitung zum Tode; Pflichten und Glück der Freundſchaft; von der Kinderzucht; bey den Jahrszeiten; in der Jugend; im Alter; in Aermuth; in glücklichen Umſtänden u. ſ. f. Mehrere alte ſchlechte Lieder, die ſeit ihrer Publicität jeder Sachverſtändige ſofort in den indicem expurgandorum geſetzt, die man aber zu unſerem Erſtaunen in einigen, und zwar ſeit 1776 erſchienenen, neuen Kirchengeſangbüchern, neben Gellertſchen, Münterſchen, und ähnlichen Stücken, wörtlich wieder abdrucken zu laſſen, ſich nicht geſchämt hat, als Egypten! Egypten! gute Nacht ꝛc. O wie iſt der Weg ſo ſchmal ꝛc.; O wüſter Sünder ꝛc.; Seelen Bräutigam! Jeſu Gottes Lam ꝛc.; Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern ꝛc. ſind mit Recht ganz weggelaſſen; dagegen etliche von dieſem und jenem Liederſammler der neueſten Zeit unbillig ausgeſchloſſene, als: Du ſagſt, ich bin ein Chriſt ꝛc.; Solt ich meinem Gott nicht ſingen ꝛc. beybehalten, doch aber hie und da verbeſſert worden. Ueberhaupt hat der Herausgeber kein altes Lied ungeändert aufgenommen, ſondern einige ſo, wie ſie von verſchiedenen Dichtern der letzten Hälfte unſers Jahrhunderts verbeſſert worden ſind, eingerückt, und andre ſelbſt „neu umgearbeitet.„ Vielleicht hätten doch verſchiedene, namentlich in den Rubriken von der Menſchwerdung und Geburt Chriſti, von dem Leiden und Tode Jeſu, vom Glauben u. ſ. w. können wegbleiben, und andre, ſonſt behaltbare, noch mehr beſeilt werden. Der Lieder von den beſten geiſtlichen Dichtern der neuern Zeit, Gellert, Neander, Münter u. a. m. ſind viele. Indeß haben wir doch einige, als Nicht, daß ichs ſchon ergriffen ꝛc.; Wenn zur Vollführung deiner Pflicht ꝛc.; Willſt du, daß ich den rauhen Pfad des ꝛc.; Willſt du die Buße noch, die ꝛc. ungern vermißt. S. 363 ſteht, Befiel du deine Wege ꝛc. verbeſſert; und S. 365 die Neander'ſche Umarbeitung deſſelben Chriſt! alles, was dich kränket ꝛc. ebenfalls mit etlichen Veränderungen. Jenes iſt ein ſehr bekanntes und beliebtes Lied, und vermuthlich deswegen dieſem vorangeſetzt worden. Viele Leſer ſchließen ſo fort auf die Auslaſſung eines alten Liedes (und nehmen daher Anlaß zum Murren über die neuen Geſangbücher) wenn ſie die urſprünglichen

Anfangs-

Anfangsworte deſſelben nicht im Regiſter finden. Dieſem hätte deswegen ein in zwo Columnen geſpaltenes alphabetiſches Verzeichnis aller aufgenommenen alten Lieder, in derer erſter der gewöhnliche Anfang ſo wie in der andern der Anfang derſelben nach ihrer Veränderung, bemerkt worden wäre, vorgeſetzt werden können. Die angehängten wenigen Gebete, ſind ganz gut. In dem in Krankheiten zu gebrauchenden aber wäre doch ein Wort von der Wiedererſtattung ꝛc. ſehr an ſeiner Stelle geweſen; auch hätte in der Fürbitte für Sterbende einiges anders ſeyn können und ſollen. Der Herausgeber führt zwar für die kleine Zahl der beygefügten Gebete in der Vorrede das als den Grund an, daß es „in den meiſten Familien an beſondern Sammlungen davon nicht zu fehlen pflege.„ Werden aber in allen gute gebraucht? Zuverläßig nicht! mittelmäßiger, oder ſchlechter, bedient man ſich in den meiſten. Aus dieſem Grunde hätten wir gewünſcht, daß eine gröſſere Menge guter, es ſey von dem Herausgeber ſelbſt verfertigter, oder aus Doadley, Enfield, Tobler, Zollikofer, Lüdke, Baſedow u. a. gezogene Gebete dieſem neuen Geſangbuche angefügt worden wäre. Doch genug. Allemal gebührt dem Herausgeber (es iſt der einſichtsvolle, und ohne Geräuſch vieles Gute wirkende, Herr Superintendent Stockhauſen zu Hanau) warmer Dank dafür, daß er durch dieſes von ihm vorgeſchlagene, geſammelte, nun publicirte, wahrſcheinlich auch eingeführte Buch, in der obengenannten Stadt und der Grafſchaft, deren Hauptort ſie iſt, die zweckmäßigere Einrichtung dieſes Theils der öffentlichen Gottesverehrung bewirkt, die weitere Bekanntwerdung neuer (verfertigter, auch erſt zu verfertigender) guter Lieder erleichtert, die Verbeſſerung der häuslichen Andacht möglich gemacht, und ſo für die Ehre der Religion ſelbſt geſorgt hat. Aus der Vorrede wollen wir noch eine Stelle ausheben, und ſie allen denen, die Aenderungen in der Einrichtung der öffentlichen Religionsverſammlungen zu machen im Stande ſind, zur Beherzigung empfehlen. „Gute liturgiſche und andre Geſänge mit Antiphonien, heißt es S. 2, fehlen noch in den meiſten unſrer Geſangbücher. Die Urſache davon liegt wohl in der einmal feſtgeſetzten oder gewohnheitsmäßigen Form des äuſſerlichen Gottesdienſtes, welche dergleichen an den meiſten Orten nicht verlangt. Aber ob es nicht gut wäre, denſelben wenigſtens bey beſondern

Feſt-

Gelegenheiten und Veranlaſſungen, bey gewiſſen kirchlichen Gebräuchen, eben dadurch mehr Feyerlichkeit zu geben: darüber kann wohl nicht lange geſtritten werden. Es iſt auch zu glauben, daß die Erbauung dabey gewinnen würde; vorausgeſetzt, daß ſowohl Text, als Geſangweiſe und Ausführung zweckmäſſig und gut ſeyn müßen. Ein einziges neueres Abendmalslied, welches mit in unſerm Geſangbuche Nr. 209 ſteht, und ſo eingerichtet iſt, daß die erſte Strophe von der Gemeinde oder von den Communicanten, die andere aber von einem beſondern Chor geſungen werden kann, iſt von der Art, daß ſich daraus eine Probe machen ließe, die, wie uns deucht, ihren guten Eindruck nicht verfehlen könnte.„ Die Vorrede enthält noch einige gute Vorſchläge, die wir ausgeführt zu ſehen wünſchen; wir können ſie aber nicht hieher ſetzen, ſondern müſſen ſie dem eignen Nachleſen überlaſſen.

Sk.

Der Bibelfreund von D. Gabriel Chriſtoph Benjamin Moſche. Fünfter Theil. Frankf. am Mayn 1778. bey Garbe, gr. 8. 1 Alph. 7½ B.

Herr D. und Senior Moſche hat durch dieſes periodiſche Werk über ſchwere oder misverſtandene Stellen der Bibel, deſſen erſter bis vierter Theil in den Jahren 1770-1773. herauskam, ſich als einen Exegeten bekannt gemacht, der manche ſchätzbare Einſichten hat, und geſunden hermeneutiſchen Grundſätzen folget, welche ihn nur dann etwas zu verlaſſen ſcheinen, wenn ihm ſeine Dogmatik, und die von alten Kirchenverſammlungen beſtimmte, durch die ſymboliſche Bücher ſancirte Lehren den Pfad verzäunen. Hier reißt ihn dann, wie gewöhnlich, ſeine Anhänglichkeit, ſeine Vorliebe fort, die hergebrachte Auslegungen der ſo genannten dictorum claſſicorum ängſtlich zu verfechten, oder wenigſtens gar nicht weit von der gebahnten Heerſtraße, worauf die Exegeten ſeiner Kirche wandeln, abzuweichen. So auch in dieſem fünften Band. In der erſten Abhandlung z. B. über 1. B. Moſ. 1, 1-5. denket er ſo aufgeklärt über die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte, daß man ihm meiſten

ſtentheils, wenigſtens im ganzen, den Beyfall nicht verſagen kan. Aber wie ganz anders ſind die zweite Abhandlung über 2 Corinth. 13. S. 76. und die dritte über Col. 2, 8. 9. S. 90. beſchaffen? — daß er Herrn O. C. R. Teller dabey widerlegen, und inſonderheit das Harte in der Tellerischen Erklärung der zweyten Stelle auffallend darſtellen will, darf ihm kein Menſch, und wird ihm am wenigſten dieſer warme Freund der Wahrheit und Freyheit im Denken verübeln — Hanc veniam damus petimusque vicissim. — Aber wie dunkel wirds dem uneingenommenen Leſer ums Auge, wenn er nun bey dem polemiſch-exegetiſchen Lämpgen des Hr. S. in der erſten Stelle die Lehre von den drey Perſonen in der einigen unzertrennlichen Gottheit, und in der zweyten die perſönliche Vereinigung der höchſten ewigen Gottheit des Sohns mit dem Menſchen Jeſu ſchlechterdings erblicken ſoll. Sonſt ſtehen verſchiedene gute Erklärungen im Buche, welche die Bibelfreunde mit Nutzen leſen können, wie uns dann die Abhandlungen über Röm. 11, 7 - 24. — und 1. Cor. 7, 12 - 17. 36. vorzüglich gefallen haben. Ermüdend bleibt indeſſen die Weitſchweifigkeit des V. ungeachtet aller ſeiner Entſchuldigungen. Man kan gewis kürzer auslegen, ſeine Auslegung mit Gründen unterſtützen, für gelehrte und auch für ungelehrte und Nichttheologen beſtimmt, und nützlich ſeyn, ohne die hier durchaus herrſchende Weitläuftigkeit.

In der Vorrede vertheidigt er ſich gegen einen gewiſſen Reviſor in dem 3ten Band der Mietauer allg. theol. Bibliothek, welcher bey Gelegenheit ſeiner Erklärung von Petr. 3, 17. f. die Anmerkung gemacht hatte: „Auch Herr „Moſche glaubt die Höllenfahrt Chriſti nicht. Was ſind „nun fundamentelle Lehren der ſymboliſchen Bücher, wenn „nicht einmal die wenige Sätze des ſogenannten apoſtoliſchen Symbolums dazu gehören? Ein Problem für die „Herrn Hyper-Orthodoxen!„ Freylich hätte der Mann nicht ſo inſultant ſprechen, nicht einen ſolchen Trumpf auf ſeine ſo triviale Bemerkung ſetzen ſollen! Und der Hr. S. erweiſet gegen ihn gründlich genug, daß dieſer Artikel von der Höllenfahrt Chriſti nicht urſprünglich zum Symbolum gehöret, ſondern in dieſen Exemplaren deſſelben gemangelt, in jenen ſtatt des Artikels begraben, welches dieſer morgen-

länd-

kindliche Ausdruck eigentlich sage, gestanden habe, auch von mehrern orthodoxen Theologen, wie vom B. als eine Nebensache behandelt worden. Aber so richtig diese Erläuterungen sind, so wenig sind sie ganz symbolisch. Das Concordienbuch und seine Erklärung, will das ὅτι einer Höllenfahrt geglaubt, und nur über das πως, die eigentliche Beschaffenheit derselben, nichts bestimmt wissen.

Db.

Geschichte Josua und der Heerführer von dem Verfasser der Geschichte Jesu. Zürich bey Orell 1779. Erster Band, 326 Seiten, nebst einer Vorrede von 21 Seiten, zweyter Band 324 Seiten in 8.

Der Verfasser fährt mit eben der Ausführlichkeit in der Aufklärung und Erläuterung der ältern Israelitischen Geschichte fort, die er in den vorhergehenden Theilen gezeigt hatte. Dankbar nützt er die Bemerkungen eines Michaelis und anderer, so daß er unter dem Guten wählet, und wenn sie ihm nicht Genüge thun, von ihnen abweicht, und einen bessern Ausweg suchet. Er weiß sich so recht in die Lage und Denkungsart der damaligen Zeiten zu versetzen, und daher gelingt es ihm, über manche Begebenheiten, die sonst dem Leser dunkel waren, ein nicht geringes Licht zu verbreiten, andern dagegen das Anstößige zu benehmen, und überhaupt die Geschichte angenehmer und verständlicher zu machen.

Diese zwey Bände enthalten die Schicksale des jüdischen Volks unter den Heerführern oder sogenannten Richtern, und es sind dabey die in den Büchern Josua, der Richter, Ruth und den acht ersten Kapiteln des ersten B. Samuels vorkommenden Nachrichten zum Grunde gelegt. Der erste Band erzählt, was gleich nach dem Tode Moses vorgegangen, den Uebergang über den Jordan, und die dazu gemachten Vorbereitungen und die Eroberung und Vertheilung des Landes und gehet bis auf den Tod Josua.

Der

Der zweyte ſetzt die Erzählung fort, bis auf die Erwählung der Könige. Ich kann mich nicht auf alle beſondere Umſtände einlaſſen, einige will ich indeſſen auszeichnen. So haben mir im erſten Bande die Bemerkungen über das Eigenthümliche der Kananitiſchen Abgötterey, und das Gefährliche derſelben für die Iſraeliten S. 9. u. f. über die Kenntnis dieſer in der Kriegskunſt und andern Wiſſenſchaften S. 104. und über den vormaligen ſowohl als jetzigen Zuſtand des Lands Kanaan S. 151. recht wohlgefallen. Dieſe leztere enthalten freylich nichts Neues; allein ſie ſind zur Sache gehörig, und ſtehen hier am rechten Ort. Verdienſt iſt es auch ſchon, die in ſo vielen Schriftſtellern zerſtreuten Nachrichten zu ſammlen, zu ordnen, und in einem fruchtbaren und wohlgeſetzten Auszuge dem Leſer zu überliefern. Denn dem geringſten Theil der Leſer ſtehets frey zu den Quellen ſelbſt zu gehen, und daraus zu ſchöpfen. Auch die Schilderung der von Joſua zur Verwahrung vor der Abgötterey getroffenen Anſtalten, und die Rede, die er an das verſammlete Volk gehalten, iſt nach meinem Bedünken ſehr gut gerathen. Im andern Bande verdient das, was der Verfaſſer über die öftern Rückfälle der Iſraeliten in die Abgötterey, über die Gradation der göttlichen Strafen in Anſehung ihrer, und die Mittel zu ihrer Errettung ſagt, imgleichen die Behandlung der Geſchichte der Ruth Aufmerkſamkeit — doch ſcheint mir der Verf. zuweilen aus dem theokratiſchen Geſichtspunct Begebenheiten anzuſehen, und zu rechtfertigen, die ſich aus andern Gründen eben ſo gut und noch beſſer vertheidigen laſſen. So kann ich mich auch nicht überreden, daß in dem 104, 147, 148. und 65 Pſalm gerade die Fruchtbarkeit des Landes Canaan, beſungen werden ſollte. Die Beſchaffenheit deſſelben konnte den Dichter zu dieſen Liedern veranlaſſen und ihn in Begeiſterung ſetzen; allein ſonſt enthalten ſie nichts, was nicht von einem jedem Lande, das ihm an Fruchtbarkeit und Vortreflichkeit ähnlich, geſagt werden konnte. Sie ſind eigentlich Loblieder auf die Werke der Schöpfung und die ſich darinn offenbahrende Allmacht und Güte des Schöpfers — Auch die Abhandlung über den Simſon hat meinen Beyfall nicht gänzlich; ich wünſchte, daß auf gewiſſe Begebenheiten und Züge in dem Charakter deſſelben, die beſonders Anlaß zum Anſtoß und Einwendungen gegeben haben, mehrere Rückſicht

ſich genommen wäre. Dies benſeitet übrigens dem Werth des Buchs nichts; es wird vielmehr allen denen, welche die bibliſche Geſchichte gern gehörig verſtehen wollen, und die weitläuftigern Abhandlungen und Auslegungen darüber nicht leſen können, zu dieſem Endzweck ſehr dienlich ſeyn, und ihme eine ſo lehrreiche als angenehme Lektüre gewähren.

Nr.

Ueberſetzung und Erläuterung über Sprüchwörter, Prediger und Hohelied des Königs Salomo, von D. J. H. D. Moldenhauer. Quedlinburg und Blankenburg, verlegts Chriſtoph Auguſt Reußner, 1778. 350 Seiten 4.

Die Ueberſetzungen der Sprüchwörter und des Predigers ſind das nicht was ſie ſeyn ſollten; ohne Krft, ohne Geſchmack, in welche die hebräiſche widrige Art des gedoppelten Ausdrucks einer einzigen Idee noch übergetragen iſt: und da wo der V. Hebraismen zu überſetzen gewaget hat, fällt er ins gedehnte und langweilige. Aber die Erläuterungen? meiſtentheils ſo trivial, daß ſie ein jeder mäßiger Menſch ohne darüber lange nachzuſuchen, leicht ſelbſt machen kan. Beym Prediger iſt ſie überdem noch äußerſt gezwungen.

Das Hohelied hält er für ein geiſtliches Hochzeitlied; und wenn Gelehrte glauben, Salomo beſinge hier ſeine unreine Liebe, ſo rühre es daher, daß die wenigſten unter ihnen wahre Chriſten wären; — daß zum Verſtändnis dieſes Buchs, ein hoher Grad des evangeliſchen Weſens, gehöre. — Wie? ein ſolches Buch ſoll zum höhern Chriſtenthum zu rechnen ſeyn? Da auch dergleichen Sachen, als hier vorgetragen werden, dem Satan vorzüglich zuwider ſind, ſo hat er geſucht, dies Kleinod zu beflecken. Das iſt wohl dem Satan nicht eingefallen. Uebrigens ſind die Erläuterungen nach der Vorſchrift des Horaz gemacht: humano capiti - varias inducere plumas, undique collatis membris.

U.

Paraphraſis des Briefes an die Hebräer, aus dem engliſchen des Arthur Aſhley Sykes überſetzt mit vielen Anmerkungen von D. Joh. Sal. Semler. Halle, Hemmerde, 1779. 600 Seiten 8.

Der Verf. liefert in einer Einleitung das vorzüglichſte, was vorläufig zu einem allgemeinen Verſtändnis dieſes von andern Briefen Pauli ſo ſehr abweichenden Aufſatzes nöthig war. Rec. will die vornehmſten Hypotheſen in der Einleitung und in den Anmerkungen mit dem was er ſelbſt über die Erklärung dieſes Briefes denkt, zuſammenfaſſen, um ſich die Mühe zu erſparen, ſtückweiſe über einzelne dogmatiſche Meinungen und Erklärungen zu urtheilen.

Die Einleitung begreift folgende Unterſuchungen: vom Styl, von der Aechtheit des Briefes, zu welcher Zeit er geſchrieben iſt, von der Art und Weiſe wie Paulus citirt, ingleichen vom hiſtoriſchen und myſtiſchen Sinn, an welche er geſchrieben iſt, und endlich von den Typen.

Zuförderſt beſtimmt er die Zeit, in der dieſer Brief geſchrieben iſt, nach der zweiten Gefangenſchaft Pauli; wahrſcheinlicher aber deucht uns dieſer Brief eine ſeiner erſten Arbeiten zu ſeyn, und zwar bey ſeiner erſten Reiſe, um wohl vorzüglich zuerſt die Bekehrung der Juden zu ſuchen. S. Ap. Geſch. 13, 46. S. 80 geſtehet es der Verf. ſelbſt, es wären hebräiſche Chriſten geweſen, an die er den Brief geſchrieben habe, um ſie zu überzeugen, daß in dem moſaiſchen Geſetze keine einzige Sache ſey, die nicht weit beſſer in dem Geſetze Chriſti zu finden wäre. Dies iſt das locale was abgeſondert werden muß, und ſoviel wir glauben der einzige Geſichtspunkt, aus welchem man ſich ſo viele geſuchte Parallele erklären kann; und nach welchem die in Vergleichung gebrachte Sache ſich eigentlich nicht ſo verhält, Chriſtus wirklich ein Prieſter, wirklich ein Opfer iſt. Paulus lies den Juden die Worte, an die ſie gewöhnt waren, in denen er aber einen höhern Sinn einkleidete. Hätte man ihnen geſagt, der ganze Zuſammenhang der jüdiſchen Religion ſoll jetzt aufgehoben werden, gewiß ſie hätten ſich nicht zur chriſtlichen Religion bereden laſſen. Was that der Apoſtel? wir haben, ſagt er, in unſrer Religion alles beſſer, einen

Prieſter

Prieſter, ein Opfer, aber wie? dieſe Auseinanderſetzung wurde bis auf die Erweiterung der Kenntniſſe zu beantworten vorbehalten. Dieſe vom Paulus gewählte Lehrmethode war zweckmäßig, viele zur Annahme des Chriſtenthums zu bewegen, ſie beruhete ſagt Hr. Semler auf conceſſis. Die Gründe einer ſolchen Lehrart giebt Paulus ſelbſt an: den Juden bin ich geworden ein Jude, um ſie zu gewinnen.

S. 473. ſetzt der Verf. die Vergebung der Sünden bey Juden und Heyden darinn, daß nicht alle Sünden den Menſchen vergeben würden, ſondern nur die, welche begangen worden ſind, ehe ſie Chriſten wurden. Chriſtus habe nur fürs vergangene, nicht fürs zukünftige eine Amneſtie geſtiftet. Allein, wenn da weder Gehorſam gefodert, noch auch Vergehungen beſtraft werden können, wo keine Erkenntnis, noch auch Vorſatz, gegen die, noch nicht daſeyenden Gebote zu ſündigen, ſtatt hat; mithin mit dem Zuſtand der abſoluten Unwiſſenheit ganz natürlich Vergebung ſelbſt ſchon verbunden iſt: ſo werden auch dergleichen Ausdrücke des Apoſtels aus ſeiner angenommenen Lehrmethode, die wir unverrückt vor Augen haben müſſen, zu erklären ſeyn. Jüdiſche Opfer waren blos äußerliche Reinigungen Heb. 9, 13. nun ſetzt Paulus etwas von größerm Umfange entgegen, aber auch nur für ſeine damalige Abſicht. Den Genuß einer ſtärkern Speiſe verſaget er ſonſt da nicht, wo Zeit und Umſtände es ſo mit ſich brachten. Er hat uns erlöſet vom Fluch des Geſetzes Gal. 3, 13.

Ueber die Methode des Paulus, Schriftſtellen anzuführen, äußert er ſich S. 55 ſo: es gebe eigentlich keinen gedoppelten Sinn, es finde oft Accommodation, oft Aehnlichkeit der Begebenheiten, da ſtatt, wo ein myſtiſcher Sinn behauptet würde. Solte ſo einer ſtatt finden, ſo müſte der Geiſt Gottes einen ſolchen gedoppelten Sinn abgezweckt haben, der gegenwärtige und zukünftige Dinge zu einer und eben derſelben Zeit, ſo auch zwei Perſonen zu gleicher Zeit bezeichne. Solche Worte könnten ſich nach S. 294 eben ſowohl auf 22 Perſonen beziehen, und niemand könne ſagen, welche insbeſondere gemeinet würden, und dies, fürchte er, ſey niemals geſagt worden. Ueberdies käme eine ſolche Zweydeutigkeit und Ungewißheit in die heilige Schrift, der ſelbſt kein menſchliches Buch unterworfen ſey. Vom

Gelegenheit ähnliche Begebenheiten mit Bezug aufeinander zu vergleichen, führt er eine sehr treffende Stelle Olympiodors vom Plato an, dem in seiner Jugend auf dem Berge Hymettus ein Bienenschwarm seinen Mund mit Honig gefüllt habe, ἵνα ἀληθες περι αὐτου γενηται, τὸ ἀπο γλωσσης μελιτος γλυκιων ρεειν αὐδη.

Dies führt uns nun auf die Typologie, die dieser Brief zu begünstigen scheint. S. 84. Es folge nicht, daß die Opfer des Gesetzes Anspielungen auf die große und endliche Versöhnung durchs Blut Christi gewesen wären, sondern daß beyde nur mit einander verglichen würden. Es gehöre zum Typus, daß nach Gottes Absicht etwas vorgebildet seyn müsse; man daher zu beweisen habe, daß Gott diese Absicht gehabt hätte, welches doch nicht statt finde. Schwache Aehnlichkeit zwischen zwey Dingen, machen noch keine zweckmäßige Anspielung auf das andre nothwendig. Wären auch, setzt Hr. S. hinzu, größere Zwecke bey den Opfern gewesen, so hätten die Propheten und Apostel diese Opfer nicht genug schätzen können. — Sie tadeln aber diese noch so ordnungsmäßig verrichteten Opfer selbst.

Seiner Meynung über den Endzweck der Opfer, auf die sich viele seiner Anmerkungen beziehen, können wir nicht beytreten: sie ist in unsrer Bibliothek neuerlich in der ersten Abtheilung des Anhangs S. 242 angezeigt.

S. 296 muthmaßet er, die Meynung, daß das Gesetz durch die Engel gegeben sey, schiene eine Ueberlieferung gewesen zu seyn. Mede glaube, diese Meynung der jüdischen Lehrer und Apostel habe ihren Grund in einer Stelle des fünften Buchs Mosis: er ist kommen mit viel tausend Heiligen, zu seiner Rechten, ein feuriges Gesetz an sie.

Was nun die Umschreibung betrift, so gestehet Rec. sie habe ihm nicht gefallen, ihm deucht sie viel zu gedehnt, mit vielen fremden, zur Sache nicht gehörigen Ideen verwebt zu seyn, wozu noch allenthalben übergetragene Hebraismen kommen. Sollten dafür nicht verständlichere Ausdrücke erwartet werden können? Fülle der Zeiten, er macht seine Engel Geister, und seine Diener Feuerflammen, Freudenöhl u. s. w.

Beweis

Beweise seiner Art zu paraphrasiren behalten wir des Raums wegen zurück.

Die Erklärungen sind nicht immer richtig, oft willkührlich. z. B. ἐπ εσχατων ἡμερων zur Zeit des vierten Reichs Daniels; αἰωνες Zeitpunkte; ἀπαυγασμα würde Christus genennet, weil er in der Verwaltung seines Reichs Gott ähnlich sey: χαρακτηρ της ὑποστασεως, weil er an Güte, Liebe und Barmherzigkeit Gott ähnlich sey: ist wohl geflissentliches Drehen um den nationalisirten Begrif vom λογος, υἱος Θεϑ mit seinen Prädicaten wegzuexegesiren. Dieser uns anscheinenden Mängel ohngeachtet können wir dies Buch, als überaus reichhaltig an vielen freymüthigen Urtheilen, und meistentheils zwanglosen Untersuchungen anempfehlen.

Nun noch ein paar Worte von der Arbeit des Herrn D. Semler. In sehr vielen Stellen berichtiget er Sinn und Erklärung, so daß dadurch dieses schätzbare Werk brauchbarer geworden ist. Bey dem allen vermißten wir oft sein Urtheil, wo er ohne sich heraus zu lassen, darauf verweisset, es müsse die eine und die andere Beschreibung denkenden Christen frey bleiben.

In der Einleitung beschwert er sich noch über Lavatern, der ihn in in einer Synode zu Zürich einen äußerst gefährlichen Deisten genannt habe; er könne, sagt er sehr richtig, ihm doch mit aller physiognomischen Kraft so wenig ins Herz sehen, als er die eingebildete Giftmischerey beweisen könne. Es ist hier der Ort nicht, daß wir uns näher in Beurtheilung mancher unbilligen Behandlungen gegen einen so verdienstvollen Mann einlassen sollten. Einige Schwächen aber, denen er sich seit einiger Zeit, wie uns deucht, neben der nicht genug sorgfältigen Anwendung der esoterischen Erkenntnisse, und der Uebertreibung von relativen Urtheilen, überlassen hat, scheinen ihm itzt um den Lohn der Werthschätzung bringen zu wollen, auf die die Rechtschaffenheit seines Herzens doch so viel billige Ansprüche machen kann.

Wir wünschen, daß unser Zeitalter nicht der Propheten Gräber bauen möge.

U.

Christenfreuden zur Erbauung geschrieben. Leipzig bey Weygand, 8. 15 Bogen.

Der V. dieses Erbauungsbuches hat Gefühl für die Religion Jesu, und manche Stellen sind mit Empfindung geschrieben. Die Aufsätze sind nicht zu gedehnt, und beziehen sich immer auf eine biblische Stelle. Dem Abschnitt vom öffentlichen Gottesdienst fehlt Stärke, Eindruck und Vollständigkeit. S. 71. Die weitschallenden Glocken, sind ihm schon eine Freude — Zu so armseligen Dingen sollte der Freund der Religion seine Zuflucht nie nehmen. Matth. XVIII, 20. geht blos auf die Apostel, und auf ihre Amtsverrichtungen. Auch wird die Stelle, Matth. XXI, 2-6. gleich im Anfang wieder falsch angewendet. Eben so beruft sich der V. beym Abendmahl wieder auf Johann. VI. S. 101. ist die seltsame Redensart; jeder Wahrheit einen Wiederhacken beyfügen, die noch überdies vieldeutig ist. Biblische Phraseologie, die zwar bekannt und heilig, aber nicht verständlich ist, herrscht durch das ganze Buch. Da die Lieder des seel. Gellerts jezt in ganz Deutschland bekannt sind, so hätten wir hier die häufigen Stellen daraus weggelassen. Das XII. Stück über die Freuden eines christlichverrichteten Berufs hat uns am Besten gefallen. Bey dem XIII. Aufsatz über die christliche Genügsamkeit haben wir die Erinnerung an eine andere bessere Welt, die Erfahrung und Schrift immer als den stärksten Grund der Beruhigung gewähren, ungern vermißt, und irren wir, oder ist uns recht? die Sprache, die man auch täglich von den Canzeln hört, daß immer nur der Christ in tertia persona geschildert wird, dünkt uns nicht so eingreifend, nicht so andringend zu seyn, als wann der Lehrer vertraulich sagt, wie man sich in jedem Fall verhalten soll, die Zweifel gleich beantwortet, und gleichsam immer mit dem Traurigen brüderlich redet. Die Apostel schildern nie, sie sprechen immer mit ihrem Zuhörern. Jener Schulton schläfert ein, und rührt nicht. Aber freylich ist Menschenkenntnis und Popularität im Vortrag immer noch selten unter unsern Sittenlehrern.

Uz.

Die

Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, königl. preußl. Kirchen- und Schulenrath ꝛc. Sechzehnten Theils, erste Lieferung. Königsberg 1779. bey Gottlieb Lebrecht Hartung, 8.

In diesem zweyten Abschnitt des 27. Kap. setzet Hr. D. L. die im 15. Theile angefangene Abhandlung von der Zuverläßigkeit der Geschichte neuen Testaments fort. Zur Widerlegung der Einwürfe, womit man ihre Glaubwürdigkeit so oft bestritten hat, führet er den Beweis von der aufrichtigen Ehrlichkeit der evangelischen Geschichtschreiber. Da kommen dann folgende Fragen in Untersuchung. Was ist an den Widersprüchen und der Unfähigkeit, die man den Geschichtschreibern N. T. vorgeworfen hat? §. 1 - 4. Sind sie auch aufrichtig gewesen? §. 5 - 10. Ihre Berichte könnten vielleicht durch gegenseitige Nachrichten widerlegt seyn? Bestätigen auch auswärtige Schriftsteller, was sie melden? §. 12 - 16. Bey dieser Gelegenheit beleuchtet der V. die Zeugnisse des Josephus von Johannes dem Täufer, vom Jacobus, dem Bruder des Herrn, und Christo selbst, über welches leztere, ob es ächt, oder unächt sey? bekanntermassen die Gelehrten noch streitig sind, §. 17-33. Die Gründe des V. es für ächt zu halten, sind, 1) weil es in keiner der noch vorhandenen Handschriften fehlte, 2) weil sich schon seit dem dritten Jahrhundert die christlichen Schriftsteller darauf berufen hätten, 3) weil es nicht leicht hätte können eingeschoben werden, 4) weil Josephus von Christi Begebenheiten nicht füglich hätte schweigen können, 5) weil wirklich das ächte Zeugniß vom Jacobus zu beweisen schiene, daß er schon vorher von Christo geredet habe. Die Gegengründe aus dem Stillschweigen älterer Schriftsteller, anderer Kirchenscribenten, absonderlich des Photius — aus der innern Beschaffenheit des zu vortheilhaften Zeugnisses, als daß Josephus es hätte schreiben können, — aus dem Mangel des gehörigen Zusammenhanges der Erzählung, wenn dies Zeugnis an der Stelle gelesen wird — aus der Verschiedenheit der Schreibart,

werden beantwortet. Hr. L. hat bey dem allen nichts dawider, wenn jemand das Zeugnis für interpolirt hält, und gesteht, daß die Wahrheit der christlichen Geschichte nichts verliehre, wenn es auch nicht ächt seyn sollte. — Findet man auch bey Profanscribenten Zeugnisse von den im N. T. erzählten Begebenheiten? Ja! zwar verschiedene sind verdächtig, einige, worauf man sich in alten Zeiten berufen hat, sind nicht mehr vorhanden, andere aber bis auf unsere Zeiten gekommen §. 34 - 42. Aus dem dritten Jahrhundert hat man ebenfalls heidnische Zeugnisse, sonderlich vom Philostratus und Porphyrius §. 43 - 46. selbst im Koran der Mahomedaner kömmt etwas von Christo vor, §. 47. Stehet nicht zu besorgen, daß die Glaubwürdigkeit der Geschichte N. T. je länger jemehr abnehmen werde? §. 48. —. Sind die abgebrochenen Nachrichten des N. T. auch brauchbar? und wie hebt man die darin vorkommende Schwierigkeiten? §. 49 - 52. — Lardner, der dem V. fehlte, thut uns hierüber doch noch mehr Genüge.

Wir haben der angefangenen neuen Ausgabe des ganzen Lilienthalischen Werks noch nicht gedacht, und wollen es bey dieser Gelegenheit thun.

Der erste Band unter dem Titel:

Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, königl. preußl. Kirchenrath ꝛc. Erster Band. Neue vermehrte Ausgabe. Königsberg 1778. bey Gottlieb Lebrecht Hartung 808 Seiten in 4. nebst 6½ Bog. Vorrede und Register.

Enthält die vier ersten Theile, oder die sieben ersten Kapp. der alten Ausgabe in 8. 1. Von der Nothwendigkeit und Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung. 2. Von den Kennzeichen und Zeugnissen, woraus die Wahrheit einer

einer göttlichen Offenbarung zukomme wird. 3. Von den Wahrheiten, die in der H. Schrift vorkommen, überhaupt. 4. Von den Geheimnissen der H. Schr. 5. Von ihren Weissagungen überhaupt. 6. Von den besondern Weissagungen, die an Christo und seinem Reiche erfüllt sind. 7. Von den Widersprüchen, welche der H. Schrift beygemessen werden. Da hätten wir dann nun freylich wohl gewünscht, daß bey den Lehrsätzen, Meinungen und Schriftauslegungen, welche unter diese Kapitel gehören, und worüber seit 1750. vieles näher geprüft, mehr berichtiget und durchdisputirt worden ist, manches anders, als in der ersten Ausgabe, wäre bestimmt worden; denn was nun sollten wir von dem Fortgange der Erkenntnis, den wir seit dem in allen Fächern der Theologie und ihren Hülfswissenschaften gemacht haben, und der gewis sehr beträchtlich ist, nicht den möglichsten Gebrauch machen, gesetzt, daß wir uns auch dadurch genöthigt sähen, ganze Kapitel in unsern gelehrten Werken umzuarbeiten, diesen und jenen unerweislichen Satz aus unserm System wegzuwerfen, da einen und dort einen schwachen dogmatischen oder exegetischen Beweisgrund schwinden zu lassen. Allein Hr. D. L. hält in der Hauptsache, an dem, was er vor mehr als zwanzig ja beynahe dreißig Jahren, über Geheimnisse und Weissagungen in der H. Schrift schrieb, so fest, daß auch kein Titel davon wegfällt. Er meynet, es würde den christlichen Religionslehren an zuverläßiger Gewisheit fehlen, wenn man z. B. freygebig genug wäre zuzugeben, daß nicht alle Theile der Schrift von einem durchgängigen göttlichen Ansehn wären — man müsse auch nicht eine einzige Stelle Preis geben, sondern alles in der Bibel gegen alle Einwürfe zu retten wissen, wenn durch selbige nur der geringste Zweifel wider ihre göttliche Autorität könne erregt werden; zumal da keiner darunter unwiderlegbar wäre. Bey diesen Gesinnungen des V. wird denn auch das Werk in dieser neuen Ausgabe die ganze grosse Vollständigkeit behalten, die es in der ersten hatte. Vielmehr sind noch Zusätze dazu gemacht; zwar auch einige Abänderungen, die aber wenig bedeuten, und im Ganzen für nichts zu rechnen sind. Das Kennikottsche Bibelwerk ist dabey genuzt, und die abweichende Lesart in gewissen Schriftstellen bemerkt worden. Zum Vortheil derer, welche die erste Octavausgabe des

Werks beſitzen, ſind die Zuſätze und Abänderungen, wie es billig war, unter ihrem eigenen Titel beſonders gedruckt worden.

Dk.

Predigten für die Jugend. Zu Kloſter Bergen gehalten und herausgegeben von Friedrich Gabriel Reſewitz, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1779. 8. 238 Seiten.

Müſſen von allen jungen Leuten mehr als einmal geleſen werden. Sie handeln I. von den Vortheilen der Gottesfurcht in der Jugend. II. Von ihren Vortheilen für das männlichr Alter. III. Von ihren Vortheilen für das letzte Alter und den Tod. IV. Vom Werth der Keuſchheit. V - VI. Von den Mitteln ſeine Keuſchheit zu bewahren. Dieſe ſechs ſind vom Herrn Abt ſelbſt. VII. Vom wichtigen Einfluß der rechten Anwendung der jugendlichen Jahre in das folgende Leben, vom Hrn. Reccard, ehemaligem Kloſterprediger. VIII. Von einigen Vortheilen der jugendlichen Arbeitſamkeit. IX. Von der rechten Art, ſich von Jugend auf Ehre und Lob erwerben. Der Verf. dieſer beyden hat nicht genannt ſeyn wollen. X. Betrachtungen über Spr. Sal. 28, 12. XI. XII. Von der Verpflichtung zur Anwendung der Talente. XIII. Von der Friedfertigkeit. Dieſe vier letztern haben Hrn. Laas, Lehrer am Pädagogio zu Bergen, zum Verfaſſer. In dem, was der Herausgeber in dem Vorberichr über die zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Religionsvorträge überhaupt, und inſonderheit der Predigten für junge Leute ſagt, wird jedermann ihm beyfallen müſſen. Wenn man es nur mehr herzigte und ſo praktiſch zu üben ſuchte, als man es in der Theorie für wahr zugeſtehen muß. Die Verſicherung daß dieſe Predigten von guten Wirkungen auf die jungen Gemüther geweſen ſind, welches nicht ausbleiben konnte, iſt ſehr erfreulich.

Cr.

From-

Fromme Jünglingsjahre eines nachhero verdienstvollen Generalsuperintendents der alten Mark und Prignitz, Herrn Johann Samuel Werkenthins, mit praktischen Anmerkungen begleitet von J. A. Heuser, Inspektor des Osterburgischen Kirchenkreises und Pastor zu Osterburg. Halle, gedruckt im Waisenhause 1779. 8. 71 Seiten,

Der seel. General Superintendens Werkenthin zu Stendal war einer von den Gottesgelehrten, die mit einer ungeheuchelten Frömmigkeit und Rechtschaffenheit gegen Gott und Menschen gründliche Gelehrsamkeit verbinden, ob er sich gleich nie durch Schriften bekannt gemacht hat. Hr. Insp. Heuser, sein Schulfreund, fand nach dessen Tode unter seinen Papieren ein Tagebuch, das der seel. Mann in den Jahren 1746 bis 1749, da er auf der Schule des Waisenhauses und dann auf der Universität zu Halle studierte, gehalten hatte. Aus diesem Tagebuch hat Hr. H. nun hier die darin befindlichen Gebete mit Anmerkungen abdrucken lassen. Die Gebete zeugen von der herzlichen Frömmigkeit des damals jungen W. während seiner Schul- und Universitätsjahre. Man sieht aber auch daraus, durch was für bange unnöthige Gewissens-Aengstlichkeiten der gute fromme Jüngling sich hat hindurch kämpfen müssen, bevor er zum Gefühl einer sichern Freudigkeit in Gott gelangte. Er hatte gewis bis zu seinem Eintritt in das Waisenhaus sein Herz in der Unschuld bewahrt, und brachte eine ganz für Religion und Tugend gestimmte Seele mit dahin. Die Art des christlichen Unterrichts, den er dort genoß, so methodistisch wie er auch war, machte auf sein weiches, fühlbares Herz einen lebhaften Eindruck. Er hatte ohnfehlbar in den dortigen Schul- und Erbauungsstunden oft gehört, daß man sich nicht ehor für fromm und bekehrt halten soll, bis man zu einer bestimmten Zeit durch besondere Gnadengefühle erweckt worden und diese Gnade zum rechten Durchbruch gekommen sey. Also gab er nun auf diesen Zeitpunkt sorgfältig acht; da giebt er dann den 31 Oct. 1746 in seinem Tagebuch als den Tag an, an dem ihn Gott zur wahren Bekehrung habe erwecken lassen; und bittet inbrünstig, ihn zu segnen, damit es doch bey

ihm

ihm zum rechten Durchbruch komme und es nicht bloß bey einer guten Empfindung bliebe. Er fährt darauf die folgenden Monate fort, Gott um Kraft zum anhaltenden Gebet anzurufen, jammert mit Furcht und Zittern über seinen Seelenzustand, wenn er keinen brünstigen Trieb dazu bey sich wahrgenommen, beseufzet, daß er öfters von bösen Gedanken gequält werde, wünschet, er möchte erst recht arm am Geist und recht demüthig werden, bittet Gott, daß er ihn in dem Artickel von der Rechtfertigung recht gegründet werden lasse, freuet sich, wenn er gewisse Tage und Wochen größere Lust zum Beten und zur Lesung des göttlichen Worts bey sich verspüret, merket daran, daß Gott ihm nahe, mit ihm verbunden sey, bis er endlich ein Vertrauen auf ihn setzen und ruhig und vergnügt sich seiner trösten kann. —

Hr. Heuser hat bey seinen ascetischen Anmerkungen, die er zu jedem Gebete macht, die Absicht, junge Leute zur frühen Gottesfurcht zu erwecken. Diese Absicht ist an sich zu loben; aber sollte die ängstliche methodistische Seelenführung, welche damals in dem hallischen Waisenhause üblich war, wohl das rechte Mittel zu diesem Zweck seyn? Der junge W. jammert auch den 24 und 25sten Januar 1747. über seine Leibesumstände, welche so sehr elend wären. Das war aber kein Wunder, bey der unter lauter Aengstlichkeit und Bekümmernis Monate lang fortwährenden Anstrengung der guten unschuldigen Seele, die nun von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde Achtung geben mußte, ob der Geist Gottes, ob die Gnadengefühle sich in ihr stärker, oder schwächer, oder gar nicht regten, und im letzten Fall jedesmal von Traurigkeit niedergedrückt wurde — dabey mußte der Körper nothwendig leiden, sein ganzes Nervensystem äußerst geschwächt und das Mark in den Gebeinen verzehrt werden. Gott behüte alle Pädagogen, daß sie nicht den unglücklichen falschen Weg junge Leute auf den Weg der Frömmigkeit zu leiten, einschlagen. Eine so weiche, gutsmüthige Seele, als der junge W. hatte, nimmt alle Eindrücke an und folgt willig, eben weil sie so gut ist. Der Jüngling vom lebhaftem munterem Geiste, von härterer, oder gar unsittlicher Gemüthsart widersetzet sich, und wird gerade zu wider die Frömmigkeit eingenommen, aus der man ihm

ihm eine ſo niederſchlagende traurige und ängſtliche Sache machte. Iſt er völlig bösartig, und kann er äußerliche Vortheile dabey auf der Schale gewinnen, wenn er für ein begnadigtes frommes Kind Gottes gehalten wird, ſo fügt er ſich in den Zwang, betrügt die Lehrer durch angenommenen Schein der Kopfhängerey, und wird der ſchändlichſte Heuchler.

Uns wundert, daß der Herausgeber dieſes Büchleins zur Berichtigung der gewiß nicht nachzuahmenden Seelenführung junger Leute, auch nicht eine einzige Anmerkung gemacht hat, welches ſehr nöthig gethan hätte, und er ſcheint uns doch ein zu vernünftiger Mann zu ſeyn, als daß er ſie billigen könnte. — Der ſeel. Gener. Super. W. der in ſpätern Jahren ſeines Lebens durch unermüdetes Studieren und anhaltendes Forſchen nach der Wahrheit, zu viel aufgeklärtern richtigern Erkenntniſſen gekommen war, und an dem theologiſchen Syſtem, worinn er erzogen worden, vieles verändert und gebeſſert hatte, hat wohl nicht geglaubt, daß nach ſeinem Tode von dem Tagebuch ſeiner Jugend etwas ins Publikum kommen ſollte. Was davon in dem angezeigten Büchlein ſteht, mag dazu gut ſeyn, daß es bey Lehrern, die auf Bildung der Jugend zur Religion arbeiten, Nachdenken über die Frage erwecke: Muß man zur Anrichtung des göttlichen Gnadenwerks in jungen Leuten eine Methode wählen, die Gottes edles Naturwerk in ihnen an der andern Seite verdirbt, oder gar zerſtört? Oder muß man ſie ſo leiten, daß weder das eine noch das andere dabey leidet? Und wie geſchieht das am beſten und ſicherſten?

Fb.

Introductio in theologiam dogmaticam conſcripſit *Eberh. Henr. Dan. Stoſch* Theol. D. et in reg. viadr. Prof. publicus. Frf. ad Viadr. impenſis Carol. Gottlieb Straus 1778.

So eine Einleitung wäre recht gut: aber das wäre denn doch auch nicht weniger gut, freymüthige Erkenntnis zum Grunde einer Sache zu legen, die bis dahin ohnmächtig, und dürftig bleibt, ſo lange vom erſten Cap. Moſis bis

an

en die Offenbarung Joh. noch immer ohne weitrem Raisonnement, als ſey dies alles nähere Offenbarung Gottes, argumentirt wird. Das thut denn der V. ohne von verjährten Theorien das geringſte wegzulaſſen, ſo daß man glauben möchte, das ganze A. T. ſey Text und das N. blos Noten und Commentar, um jenes zu verſtehen. Wir wollen es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob bey ſolchen Einſchränkungen der Erkenntnis wohl irgend ein Kopf wohlgerathen könne.

Die natürliche Religion, meint der V. S. 16. rühre aus unmittelbarem Unterrichte Gottes her: Man könne aus der itzigen Lage des menſchlichen Verſtandes nicht ſchlieſſen, wie die Kraft der Vernunft bey den erſten Menſchen beſchaffen geweſen ſey. Allein man darf nur bedenken, daß wenn urſprünglich nähere Offenbarung Gottes unmittelbar ſeyn ſoll, doch bey dem Menſchen viele vorhergehende Begriffe von einer Endurſache, von dem Daſeyn eines Gottes, der ſich ihm offenbaren will u. ſ. w. vorauszuſetzen ſind, nach welchen er, die Offenbarung geſchehe auch wie ſie immer wolle, es gewis wiſſen könne, er irre ſich nicht, daß es wirklich Gott ſey, der ihm ſeine Forderungen bekannt machen wolle. Mithin wird am Ende die Erkenntnis von Gott, und von dem Verhältniſſe der Menſchen gegen ihn, in dem Gebrauch des Verſtandes und dem Wachsthum der Erkenntnis unter den Menſchen überhaupt zu ſuchen ſeyn. Hieraus können die jedesmaligen zuerſt ſinnlichen Begriffe der Religions-Erkenntniſſe am ſicherſten erklärt werden, die bey Erweiterung des Verſtandes allmählig reiner werden. Wenn man hierauf acht hat, ſo wird man von dem Unvermögen der Vernunft bey den erſtren Menſchen gewis keine Trugſchlüſſe fällen. Da aber nun einmal der V. den unmittelbaren Unterricht von Gott zur einzigen Erkenntnisquelle angenommen hat, ſo iſts wohl kein Wunder, wenn er S. 25. von der Unzulänglichkeit der N. Rel ſo willkürlich verfährt: De expiandis criminibus et placando numine, ſiniſtre ſenſerunt gentiles, verum in univerſa eorum religione parum ſani reperitur, pluraque magis ad vitiorum excuſationem, quam ad eorum deſtructionem faciunt. Certe dum magiſtratus in crimina omnis generis animadverteret, et ab omni adulterio, furto abſtinendum iuberet, Deos tamen coli præcipiebat adulteros

adulteros, fures, crudeles etc. quos inter ſceleſtus quisque criminum ſuorum complices habebat. Der V. ſollte ſich aber billig erinnern, daß dies Misbräuche ſind, die von weiſen Heyden ſelbſt verlacht wurden; wer, ſagt Lucian in der Abhandlung von Opfern, dergleichen Thorheiten von Gott glauben könne, verdient entweder in die Hände des Demokrit oder des Heraklit zu fallen. Bey jeder Religion finden Ungereimtheiten des Pöbels ſtatt. Schändlichkeit der Götter bey einfältigen Heyden, und ſatisfactio Chriſti vicaria, bey einfältigen Chriſten, jenes gewährt böſes Beyſpiel, dieſes Sicherheit zu ſündigen.

Dergleichen Uebertriebenheiten finden ſich mehr in dieſer Schrift. Wer ſollte es wohl itzt noch erwarten, wenn der V. den Modus der Revelation ſo weit ausdehnet, daß er 1) Unterredung Gottes mit heiligen Männern 2) Erſcheinungen der Engel 3) unmittelbare Wirkungen des heiligen Geiſtes 4) Ekſtaſen, Träume, ſymboliſche Vorſtellungen, begriffe? Eben ſo wenig hätten wir vermuthet S. 48 noch folgende Urtheile zu finden: Das Buch Joſua, Richter und Ruth enthielten herrliche Beweiſe bonitatis, juſtitiæ et potentiæ — Libri Samuelis, Chron. — Nehemiæ ſeyen verzüglich nützlich in cognoſcendis et dijudicandis dei viis, partim in erudiendis et ad pietatem formandis Iudæis, partim ad pleniorem religionis hiſtoriam. Warum nicht noch mehr! S. 51. Von der Offenbahrung Joh. — Ut eccleſia mediis in perſequutionum magnorumque mundi eventuum procellis pietatem et fidem immotam conſervet, revelata fuerunt apoſtolo Iohanni — præcipua eccleſiæ et regnorum mundi fata, quæ libro apocalypſeos repræſentantur. O die Blindheit, daß doch niemand das alles darinn ſo recht hat finden können!

Zu den Beweiſen für die Theopneuſtie rechnet er; weil Chriſtus der Sohn Gottes ſelbſt war, igitur omnis doctrina a I. C. tradita — ipſius dei verbum habendum eſt, wozu er auch unter andern die Formeln rechnet: So ſpricht der Herr: Jehova redet ꝛc. Jeſus und ſeine Apoſtel hätten ihre Ausſprüche Gott und dem heiligen Geiſt zugeſchrieben. Sed ſatis eſt. Am Ende fällt er über die ſymboliſchen Bücher S. 242 das Urtheil: Es ſey ſchlimmer wenn ſie abgeſchaft würden, als wenn ſie in ihrem Werthe bleiben. Damit ſind wir auch zufrieden; ſo lange keine unmittelbare Verpflich-

tung

tung auf ſie vorhanden iſt, und ſie als libri ἀπόκρυφοι angeſehen werden, iſt es nicht nöthig auf eine neuere Einrichtung derſelben zu dringen. Aber der Verf. dehnet die Verpflichtung gegen ſie zu weit aus, er verlangt noch das *quia*, und glaubt daß keine Schwierigkeit ſey, für die Anhänglichkeit an jene Bücher einen Eid zu fodern. Ein groſſes Glück, daß dieſem Verlangen gewiß nicht genüget werden wird.

Ww.

Moraliſche Reden von Joh. Jac. Sell, Halle, bey Gebauer 1779. gr. 8. S. 184.

Gleich in der Vorrede gefiel uns Hr. S. wohl. Er giebt keine andre Urſachen an, warum auch er Predigten drucken läßt, als die immer ſteigende Leichtſinnigkeit in der Religion, und Hr. S. iſt gewis der Mann, der Gutes ſtiften kan. Er wiederhohlt den Wunſch, daß auch Erwachſene catechiſirt werden ſollen, und Rec. hat auf Reiſen mit Vergnügen bey Hr. Conſiſtorialrath Sander geſehen, daß zwo junge Leute am Sonntag noch vor dem Altar ſtunden, die den folgenden Tag getraut wurden. Der V. redt eine reine, edle Sprache: nur ſind die Perioden zuweilen gröſſer, als ſie für das Volk ſeyn dürfen. Am wenigſten gefallen uns die Gebete. Das: möchten wir doch, Entreiß uns dem irdiſchen Sinn ꝛc. kommt zu oft darinn vor: Die Laufbahn mit Roſen beſtreuen, möchten wir auch im Gebet nicht ſagen. Das Gebet bey der lezten Predigt iſt gar zu dogmatiſch. Sonſt haben die Reden das rechte Maas, und ein ſanftes Feuer. Den Art. von der Vorſehung ſchärft Hr. S. wie es ſeyn muß, oft ein. Auch redt er von den Wohlthaten Gottes in der Natur am rechten Ort, und verbindet damit die Wohlthaten des Chriſtenthums. Er denkt alſo nicht, wie die, die dem Candidaten Vorwürfe machen, wann er ein Wort aus der Naturgeſchichte auf der Canzel fallen läßt. In einigen Predigten vermißt man doch mehr kernhafte Sprüche der Bibel.

Tf.

Ger-

Gerhard Julius Conrs Erläuterung seines Schreibens an seine nächsten Amtsbrüder auf Veranlassung einer darwider gerichteten Schrift. Bey Mylius, Berlin 1779. 8. 7. B.

Der V. hat in einem Schreiben von der rechten Art die christliche Religion der Jugend beyzubringen, seine Meinung entdecket. Ein Ungenannter hat ihn darüber angegriffen. So schlecht desselben Einwürfe sind: so verdient er doch Dank, daß er dem Herrn Conrr Gelegenheit gegeben, manches in ein helleres Licht zu setzen. Wir empfehlen diese wenige Bogen ganz zum durchlesen, sonderlich den Predigern, die Religion und Dogmatik noch nicht unterscheiden können. Noch mehr empfehlen wir

Eben desselben: Ueber die nöthige Auswahl der Wahrheiten und die beste Lehrart zum gemeinnützigen Unterricht in der christlichen Religion. Berlin, bey Mylius 1779. 8. 9 B.

Da der V. die Erläuterung seines Schreibens herausgegeben hatte: war sein Schreiben vergriffen. Er arbeitete es von neuen um, und gibt es in dieser Schrift erläutert und vermehrt von neuem heraus. Er schreibt mit solcher Wärme des Herzens, Deutlichkeit und Gründlichkeit, daß er denkende Leser rühren und überzeugen muß.

Er fordert schlechterdings von den Lehrern, daß sie das Volk bessern, er zeigt, daß solches nicht durch gelehrte Speculationen, die selbst den ersten Christen unbekannt gewesen, geschehen könne. Er verlangt, daß ein Lehrer nebst den göttlichen Wahrheiten auch die natürlichen guten Anlagen, die Gott selbst in die Seelen geleget, als das Gewissen, den Trieb zur Gottseligkeit, das Gefühl des Schändlichen des Lasters und des Schönen der Tugend nutzen solle.

Er beweiset selbst, aus Beyspielen Jesu und der Apostel, daß der Vortrag nach der Sprache und Denkungsart eines jeden Volks und einer jeden Zeit angemessen seyn müsse. Der Verf. verbreitet zugleich viel Licht über wichtige Lehren, als über die Erbsünde, den Glauben an Jesum, die Wirkung des Satans und andere mehr.

Rf.

Religionsklagen gegen Herrn Peter Trunk, katholiſchen Pfarrer in der churpfälz. Oberamtsſtadt Bretten, ſamt deſſen Beantwortungen. Herausgegeben, und mit Anmerkungen begleitet, von einem Liebhaber der Wahrheit. Ohne Anzeige des Druckorts 1779. 5½ Bogen in 8.

Die Capuciner, und übrigen zum Mendicantengeſchlechte gehörigen Ordensleute, haben ſichs bisher, aus bekannten ſelbſtſüchtigen Urſachen, vor andern, zu einer Angelegenheit gemacht, bey den unteren Ordnungen ihrer Glaubensgenoſſen insbeſondre — Unwiſſenheit und Aberglauben aufrecht zu halten, ja zu vermehren; zu dem Ende jeder aus ihrer Kirche, der an der Verminderung dieſer Uebel zu arbeiten, für Gewiſſenspflicht anſah, aus allen Kräften ſich widerſetzt, und ſolchem — wenigſtens den Mund zu ſtopfen eifrig ſich beeifert. Einer der neueſten Beweiſe der Richtigkeit dieſer Angabe iſt der Vorfall, welchen die oben angezeigte Schrift zum Gegenſtande hat. Hr. Trunk hielt es für pflichtmäßig, vom Anfang ſeiner Amtsführung zu Bretten an, der Unwiſſenheit und dem Aberglauben in ſeiner Gemeinde nach ſeinem beſten Vermögen zu ſteuern. Die daſigen Capuciner, dafürhaltend, daß mit der Verringerung beyder, ihr Intereſſe nicht beſtehen könne, dachten gar bald darauf, wie ſie einen demſelben ſo gefährlichen Mann nicht nur zum Schweigen bringen, ſondern ſelbſt entfernen möchten. Nichts dünkte ihnen hiezu geſchickter, als wenn ſie Hrn. Trunk bey ſeinem Ordinario verdächtig machen, zum Irrlehrer brandmarken könnten. Da ſie ſelbſt nur ſelten Zuhörer der Predigten und Katechiſationen dieſes ihres Glaubensbruders ſeyn konnten: ſo beſtellten ſie an ihrer Stelle andere dazu, (S. 1.) bildeten aus den Berichten dieſer Laurer Anklagen gegen ſelbigen, und ſchickten ſie, an der Zahl 29, an das Vicariat zu Speyer ein (an deſſen Spitze, ſo viel wir wiſſen, der bekannte Herr Weihbiſchof Seelmann noch immer ſteht.) Das Vicariat ſandte eine Commiſſion nach Bretten, die jene Klagen unterſuchen ſollte. Hr. Caplan Jakobi daſelbſt, der auch verhört worden, hat ſolche (ſo heißt es S. 2) aufgezeichnet, nebſt Hr. Trunks nicht angehörter Verantwor-

wortung. *) In dem Verhör nemlich hat man (S. 2. Anm.) Zeugen abgehört, ehe man den Beklagten vernommen, ob er die Beschuldigung läugne, oder eingestehe? und als er nachher die Anklagen begehrt, um sie schriftlich und umständlich zu beantworten, ihm geantwortet: dies sey nicht Styli!

Man weiß, aus welchem Stoffe Menschen, die sich zu Laurern gebrauchen lassen, gebauet seyn müssen, und von welchem Gehalte sonach ihre Aussagen sind. Voraus gesetzt auch: kein Satz von Wichtigkeit, kein Ausdruck, auf den Etwas ankammt, sey der Aufmerksamkeit der Laurer entwischt; sie haben einen Vortrag seinem wesentlichen Inhalte nach auf das genaueste gefaßt (welches gleichwohl, wie bekannt, nicht jedermanns Ding ist, und dem unbefangensten, attentesten und behaltsamsten Zuhörer oft durch äußerliche Hindernisse unmöglich gemacht wird:) so tragen doch gewiß Leute von solchem Gelichter, um ihren Commitenten sich gefällig zu machen, kein Bedenken, aus ihren Berichten von dem angehörten Etwas von Belang, was sie aber den Absichten jener hinderlich zu seyn glauben, sey es ein Satz, oder ein Ausdruck ꝛc., gefliſſentlich hinwegzulassen, eben so dieses, jenes was ihnen jenem zweckförderlich zu seyn scheint, in selbige mit Vorbedacht einzuschieben, den zum Opfer Bestimmten, Dinge sagen zu lassen, die er niemals gesagt, an die er vielleicht nie gedacht hat. Verschiedene, wiewohl nur wenige, Anklagen weiset also Hr. Trunk geradezu von sich, leugnet, daß er das ihm Angeschuldigte gesagt habe; andre erkennt er zwar zum Theil, oder stückweise, an, setzt aber die volle Reihe seiner Aeusserungen über die Sache, wovon die Klage ist, mit allen näheren Bestimmungen ꝛc. her; noch andre gesteht er ganz ein, rettet aber das von ihm Gesagte auf eine Art, mit der, wie wir glauben, alle Nachdenkende und Partheyloſe aus seiner Kirche, zufrieden zu seyn Ursache haben werden. Unsre Leser sollen selbst urtheilen. Wir wollen also einige der, von den Capucinern gegen H. Tr. aufgestellten Religionsklagen, nebst dessen Antworten darauf, hierhersetzen.

*) Was aber Hr. Capl. Jacobi aufgezeichnet hat, dieses muß nothwendig von Hrn. Tr. selbst vor dem Drucke durchgesehen worden seyn.

Religionsklagen gegen Herrn Peter Trunk, katholiſchen Pfarrer in der churpfälz. Oberamtsſtadt Bretten, ſamt deſſen Beantwortungen. Herausgegeben, und mit Anmerkungen begleitet, von einem Liebhaber der Wahrheit. Ohne Anzeige des Druckorts 1779. 5½ Bogen in 8.

Die Capuciner, und übrigen zum Mendicantengeſchlechte gehörigen Ordensleute, haben ſichs bisher, aus bekannten ſelbſtſüchtigen Urſachen, vor andern, zu einer Angelegenheit gemacht, bey den unteren Ordnungen ihrer Glaubensgenoſſen insbeſondre — Unwiſſenheit und Aberglauben aufrecht zu halten, ja zu vermehren; zu dem Ende jeden aus ihrer Kirche, der an der Verminderung dieſer Uebel zu arbeiten, für Gewiſſenspflicht anſah, aus allen Kräften ſich widerſetzt, und ſolchem — wenigſtens den Mund zu ſtopfen eifrig ſich beeifert. Einer der neueſten Beweiſe der Richtigkeit dieſer Angabe iſt der Vorfall, welchen die oben angezeigte Schrift zum Gegenſtande hat. Hr. Trunk hielt es für pflichtmäßig, vom Anfang ſeiner Amtsführung zu Bretten an, der Unwiſſenheit und dem Aberglauben in ſeiner Gemeinde nach ſeinem beſten Vermögen zu ſteuern. Die daſigen Capuciner, dafürhaltend, daß mit der Verringerung beyder, ihr Intereſſe nicht beſtehen könne, dachten gar bald darauf, wie ſie einen demſelben ſo gefährlichen Mann nicht nur zum Schweigen bringen, ſondern ſelbſt entfernen möchten. Nichts dünkte ihnen hiezu geſchickter, als wenn ſie Hrn. Trunk bey ſeinem Ordinario verdächtig machen, zum Irrlehrer brandmarken könnten. Da ſie ſelbſt nur ſelten Zuhörer der Predigten und Katechiſationen dieſes ihres Glaubensbruders ſeyn konnten: ſo beſtellten ſie an ihrer Stelle andere dazu, (S. 1.) bildeten aus den Berichten dieſer Laurer Anklagen gegen ſelbigen, und ſchickten ſie, an der Zahl 29, an das Vicariat zu Speyer ein (an deſſen Spitze, ſo viel wir wiſſen, der bekannte Herr Weihbiſchof Seelmann noch immer ſteht.) Das Vicariat ſandte eine Commißion nach Bretten, die jene Klagen unterſuchen ſollte. Hr. Caplan Jakobi daſelbſt, der auch verhört worden, hat ſolche (ſo heißt es S. 2) aufgezeichnet, nebſt Hr. Trunks nicht angehörter Verant-

wort

weerung. *) In dem Verhör nemlich hat man (S. 2. Anm.) Zeugen abgehört, ehe man den Beklagten vernommen, ob er die Beſchuldigung läugne, oder eingeſtehe? und als er nachher die Anklagen begehrt, um ſie ſchriftlich und umſtändlich zu beantworten, ihm geantwortet: dies ſey nicht Styli!

Man weiß, aus welchem Stoffe Menſchen, die ſich zu Laurern gebrauchen laſſen, gebauet ſeyn müſſen, und von welchem Gehalte ſonach ihre Auſſagen ſind. Voraus geſetzt auch: kein Satz von Wichtigkeit, kein Ausdruck, auf den Etwas ankommt, ſey der Aufmerkſamkeit der Laurer entwiſcht; ſie haben einen Vortrag ſeinem weſentlichen Inhalte nach auf das genaueſte gefaßt (welches gleichwohl, wie bekannt, nicht jedermanns Ding iſt, und dem unbefangenſten, attenteſten und behaltſamſten Zuhörer oft durch äußerliche Hinderniſſe unmöglich gemacht wird:) ſo tragen doch gewiß Leute von ſolchem Gelichter, um ihren Commitenten ſich gefällig zu machen, kein Bedenken, aus ihren Berichten von dem angehörten Etwas von Belang, was ſie aber den Abſichten jener hinderlich zu ſeyn glauben, ſey es ein Satz, oder ein Ausdruck ꝛc., gefliſſentlich hinweggus laſſen, eben ſo dieſes, jenes was ihnen jenem zweckförderlich zu ſeyn ſcheint, in ſelbige mit Vorbedacht einzuſchieben, den zum Opfer Beſtimmten, Dinge ſagen zu laſſen, die er niemals geſagt, an die er vielleicht nie gedacht hat. Verſchiedene, wiewohl nur wenige, Anklagen weiſet alſo Hr. Trunk geradezu von ſich, leugnet, daß er das ihm Angeſchuldigte geſagt habe; andre erkennt er zwar zum Theil, oder ſtückweiſe, an, ſetzt aber die volle Reihe ſeiner Aeuſſerungen über die Sache, wovon die Klage iſt, mit allen näheren Beſtimmungen ꝛc. her; noch andre geſteht er ganz ein, rettet aber das von ihm Geſagte auf eine Art, mit der, wie wir glauben, alle Nachdenkende und Partheyloſe aus ſeiner Kirche, zufrieden zu ſeyn Urſache haben werden. Unſre Leſer ſollen ſelbſt urtheilen. Wir wollen alſo einige der, von den Capucinern gegen H. Tr. aufgeſtellten Religionsklagen, nebſt deſſen Antworten darauf, hierherſetzen.

*) Was aber Hr. Capl. Jacobi aufgezeichnet hat, dieſes muß nothwendig von Hrn. Tr. ſelbſt vor dem Drucke durchgeſehen worden ſeyn.

Die erste ist folgende: „Die Wunden Christi und „seine Blutstropfen verehren, sey unvernünftig; „denn was für ein Gefallen und Freude können wohl „seine Wunden und sein Blut an einer solchen Verehrung „haben? So wenig als unser Blut, dem es völlig gleich „sey.„ Hr. Trunk antwortet hierauf: „Als ich in der christlichen Lehre das erste Gebot erklärte, und folglich vom Aberglauben handeln mußte, hatt' ich ein Gebetbüchlein bey mir, dessen Titel heißt: Ein schöner und wohl approbirter heiliger Seegen. Daraus las ich dem Volk allerley abergläubische, lächerliche und zum Theil wirklich gottlose Stücke vor. Ich hatte dazu 2 gewiß nicht unerhebliche Gründe. 1) wolt' ich an diesem Beyspiele und durch meine darüber gemachte Erklärung meinen Zuhörern zeigen, was Aberglauben ist, und sie, ihn zu beurtheilen, in den Stand setzen. 2) suchte ich damit dieses, und andre ähnliche, verfluchte Bücher, die so stark in des christlichen Pöbels Händen sind, wenigstens aus meiner Gemeinde zu verdrängen, oder doch ihren äusserst schädlichen Einfluß auf Herz und Kopf meiner Pfarrkinder zu schwächen. In dem obengenannten Buche nun steht, unter andern lächerlichen Zeuge, besonders folgendes: „Blutstropfen, so aus meinem Leibe „geflossen (aus Christi nämlich, denn dieser soll es geoffenbahrt haben) sind 30,430 gewesen. Alle, die da sprechen, „alle Tage 7 Vater unser und 7 Ave M. und einen Glauben, so lange, bis diese Zahl der obbemeldeten Tropfen „wird vollbracht seyn, denen will ich geben vollkommnen „Ablaß aller ihrer Sünden; ich will sie den heiligen Märtyrern vergleichen, als wenn sie für mich und meinen Glauben das Blut vergossen hätten!„ Hierüber fährt H. Trunk fort, sagt' ich 1) es ist abergläubisch, wenn man sich einbildet, daß in der Verehrung eines jeden einzelnen Blutstropfens Christi eine besondere Andacht bestehe. Was für ein vorzügliches Wohlgefallen kann und soll wohl Christus davon haben, wenn sein heiliges Blut tropfenweise und jeder Tropfen a part verehret wird? Ein Tropfen seines heiligen Bluts ist wie der andre, so wie bey uns Menschen keiner ist vorzüglicher als der andre, daß er eine besondere Verehrung verdiene. Betet das heilige Blut Christi überhaupt an, so verehret ihr auch zugleich einen jeden Tropfen desselben; verehret Jesum mit wahrer Andacht und Vertrau-

dienen, ſo verehret ihr auch ſein Blut, und alles was er hat. 2) ſagte ich: es iſt abergläubiſch und führet zur Gottloſigkeit, wenn man meynt, Chriſtus wolle denen, welche alle ſeine Blutstropfen verehren, vollkommne Nachlaſſung ihrer Sünden ertheilen. Das Wort Gottes lehrt uns, daß keine Sünde jemals anders, als durch wahre Buße, durch eine aufrichtige, ernſthafte Reue, Verabſcheuung und Unterlaſſung derſelben, Vergebung erhalten werde. Wenn man 2000mal alle Blutstropfen Chriſti verehret, und verabſcheuet ſeine Sünden nicht aufrichtig: ſo hoffet man umſonſt Nachlaſſung derſelben. Wenn man dagegen aufrichtige Buße thut, und dabey gleich keinen einzigen Blutstropfen Chriſti insbeſondere verehret: ſo werden die Sünden doch vergeben. Wenn durch die Verehrung aller Blutstropfen Chriſti mit 7 V. U. die Sünden vollkommen vergeben würden: ſo könnte man getroſt alle Laſter begehen und hätte weiter nicht nöthig, ſich um Buße zu bekümmern. Alſo öfnet dieſe grundfalſche abergläubiſche Offenbahrung aller Gottloſigkeit Thüre und Thor. 3) ſagt ich: es iſt abergläubiſch und gottlos, ſich einbilden, Chriſtus wolle diejenigen welche u. ſ. w. den Märtyrern gleich achten, ut ſupra. Jeſus befiehlt in ſeinem Evangelium, Gott und den Nächſten zu lieben, für ſeine Sünde zu beten, die Gebote Gottes recht zu halten, und alle ſeine beſondere Berufs- und Amtspflichten gewiſſenhaft zu erfüllen. Wenn man nun durch Verehrung der Blutstropfen Chriſti ſogar den Märtyrern gleich werden kann: ſo braucht man dies alles nicht; man braucht die Gebote Gottes nicht zu halten u. ſ. f. ſondern wird doch ein großer Heiliger, wenn man nur die 7 V. U. zu Ehren der Blutstropfen Chriſti betet; folglich führet dies Buch, dieſe vorgegebne Offenbahrung, von aller Tugend, von allen chriſtlichen Werken ab. Dies iſt alles, was ich hierüber geäußert habe. Der Wunden Chriſti habe ich dabey gar nicht erwähnt; die Anklage iſt alſo in dieſem Stücke unwahr.„ — Die zwanzigſte Klage iſt dieſe: „Hr. Trunk ſoll geſagt haben: es ſey gut, daß Luther und „Calvin aufgeſtanden ſeyen;„ und des Beklagten Antwort folgende: „Als ich von Nebendingen in der Religion handelte und beklagte daß unſer katholiſches Volk weit mehr „auf ſolche Nebendinge, als auf die Hauptſtücke der Religion halte, erzählte ich, wie übel und erbärmlich es damit

lieb Strauß 1779. 8. 284 Seiten. Vierter Theil 1779. 297 Seiten. Fünfter Theil 1779. 316 Seiten.

Wenn man angehenden Predigern durch dieſes Handbuch zur Vermehrung ihrer theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe eine recht nützliche Lectür hätte verſchaffen wollen: ſo hätte man, dächte ich, am wenigſten nur Kaſualreden und Predigten dazu wählen müſſen, die in ſo groſſer Menge vorhanden ſind. Oder wenn es dem Herausgeber am bequemſten fiel, dergleichen von dieſem und jenem zuſammen drucken zu laſſen, ſo hätte doch billig für lauter muſterhaftes geſorgt werden ſollen. Hier iſt mehr mittelmäßiges und ſchlechtes, als ausgeſucht gutes beyſammen. Affectirtere Vorträge kan man doch nicht leſen, als des Herrn Tiede ſeine, und von dem ſind auch ein paar darunter. Nur ein Paar Zeilen aus dem Eingange ſeiner Einweihungsrede der nach dem Brande neu erbauten Kirche zu Freyburg in Schleſien: „Mit klopfendem Herzen übergeben wir dir, „dreyeiniger Gott! dies dein Haus, das du dir über Brandſtätten erbauet haſt. Unſer Weihwaſſer ſind dankbare „Thränen, unſere Ceremonien Gebet und Loblieder, und „ſer Pomp demüthige Herzen — Traurig fährt der Gedanke durch die Seele: Heute vor vier Jahren war hier „ein Feuergericht, und wohin wir jezt ſehen können, „qualmte Brandſchutt, oder loderte die lechzende Flamme. „Ich darf euch nicht dreiſt ins Geſicht ſehen, verarmte „Einwohner! die ihr euren Kindern noch öfters die Stätte „ſchluchzend weiſet, wo ſie geboren wurden, und wo ihr „Erbtheil verbrannte. Mitleidig ſchlage ich die Augen „weg, um meinem gedrängten Herzen Luft zu machen, „und nicht vor euch zu verſtummen! Gott! es ſind deine Kinder! vielleicht mehr ſind ſie es jezt, als da ſie reicher waren. Ein Kirchenfeſt! Aber ach! eine leere, unausgebaute Kirche! Wer wird ſich ihrer noch erbarmen, wie „einer nackten Wayſe! Und — o! könnte ich es dir verhehlen, kaum genoſſenes Freyburg! dein königlicher Vater — wo iſt er itzt? — Ach! vielleicht noch von der „Mündung eines feindlichen Geſchoſſes u. ſ. w. (Der König von Preuſſen ſtand den 26. Julius 1778. in Böhmen.)

mann? Nec. läßt einen jeden urtheilen, ob das natürliche Sprache des Herzens, oder studirtes, weitläuftiges, pompöſes Geſchwätz iſt? Mich dünkt, ein Prediger der wirklich gerührt wäre, könnte ſich beym Auftritt auf die Kanzel ſo nicht ausdrucken. Vermuthlich wird der angehende Prediger das ſchön finden, und gelegentlich auch in ſeinen Geſchmack reden ſollen, da man es ihm in ſeinem Handbuch zu leſen giebt. Das thun doch ja keiner —. In dem vierten Theil finden ſich ein Paar vorzüglich gute Predigten über die falſche und wahre Ehrbegierde von Hrn. Prediger Jacob Elias Troſchel zu Berlin, die allen Beyfall verdienen, und des Drucks werth waren. — Auch kann man hier die Beurtheilung des von Hrn. Leßing herausgegebenen Fragments von der Auferſtehung Chriſti von Hrn. Schickedanz, die beſonders gedruckt iſt, leſen —. Die Bücheranzeigen ſind bloß aus der Vorrede und den Inhalts-verzeichniſſen der Kapitel gemacht, ſonſt könnten im fünften Theil allein, auf ſechs Bogen, nicht Nachrichten von zwey Schriften gegeben werden. Wenn es nicht Knaben ſind, die die Anzeigen machen, ſo möchten ſie wenigſtens mehr verhaltig über Gelehrte und ihre Bücher, wie Knaben, Leßing hat ihnen Makroſenwitz „faſt müſſen ſie Hrn. Wiedeburg glauben, daß er den Anzügze nicht ſelbſt nieder„geſchrieben, überhaupt eine Apologie des Sokratens „zweyter Theil, iſt ihnen ein ſchlechtes Buch, „denn Hr. E„hne darin nichts ſcharfſinnig, ſondern alles nach den neuen „ſten Menſchenſatzungen dargethan„, hingegen der ſchöne groſſe Dank wider Ulrich ein vortreffliches. Das heiſſe wie einer noch Bücherrichter, von denen angehende Prediger etwas in der neueſten Litteratur lernen können.

Fb.

Sammlung geiſtlicher Lieder, nebſt einem Gebethbuch. Herausgegeben auf Befehl und unter der Aufſicht des hochfürſtlichen Conſiſtorii zu Buchsweiler. Straßburg, gedruckt bey J. H. Heiz, 1780. 8.

Dieſes zum Gebrauche der lutheriſchen Gemeinden in Buchsweiler und der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg

Der Christ am Morgen und Abend, oder andächtige Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur auf alle Tage des Jahrs nach Anleitung der heiligen Schrift herausgegeben von Seth Calvisius, Pastor Prim. an der Neustädter Kirche zu Magdeburg. Erster Theil. Nürnberg, druckts und verlegts Joh. Gottfr. Stiebner 1778. 8. 700 Seiten. Zweyter Theil. 850 Seiten.

Die Gehülfen des Hrn. Calvisius bey diesem Andachtsbuche sind Hr. Henning, Prediger zu Jabelitz, und Hr. Bäbenroth, Prediger zu Arensdorf, beyde im Magdeburgischen gewesen. Der Anfangsbuchstabe unter jeder Betrachtung bezeichnet ihren Verfasser. Vermuthlich haben die Herren die übliche Gewohnheit, nach dem Kalender das Jahr durch zu beten, beybehalten, weil sie in ihren Gegenden auch eingeführt, und bey dem christlichen Publikum beliebt ist, denn sonst könnten freylich der Löwe, der Crocodill, das Mastvieh und das Feld eben so gut vom 3—6. Nov. als vom 3—6. Octobr., oder die rauhe Witterung eben so wohl den 28. October, als den 28. Februar, andächtige Betrachtungen veranlassen. Wenn wir gerade ein Schaltjahr haben, kömmt so eine Morgen- und Abendandacht über den wahren Satz: Nichts ist in der Welt ohne Nutzen, weil sie eben auf den 29. Febr. fällt, gar nicht an die Reihe, und es wäre doch gut, wenn die Menschen öfter, als alle vier Jahr daran dächten. Rec. würde sich schwerlich entschließen, nach Tagen und Monaten ein Andachtsbuch einzurichten, weil es ihm das mechanische Beten und chronologische Andächtigseyn, wovon gute Erbauungsschriften stets die Leute eher abzubringen suchen sollten, zu befördern scheint. Indessen, wenn das gemeine Publikum es so haben will, wenn man dadurch die Menschen jeden Tag zu guten Gedanken und Gesinnungen erwecken, und ihnen etwas zu lesen geben kann, das sie sonst nicht lesen würden: so läßt sich auch nichts dagegen sagen, und man muß das Buch billigen, wenn es sonst gut und nützlich ist.

Die Verfasser des vorliegenden haben gar nicht die Absicht gehabt, eigentliche Untersuchungen über physikalische Materien für Kenner der Naturlehre zu liefern, sondern nur das, was gelehrte Naturkündiger geschrieben haben, unmittelbar zur Erbauung ihrer Mitchristen anzuwenden, damit sie auf Gottes Werke im Reiche der Natur aufmerksam würden. Die heil. Schrift führt die Menschen auf allen Blättern darauf, darum hat man jeder Abhandlung eine biblische Stelle vorgesetzt, in welcher davon die Rede ist. Z. B. Die Morgen- und Abend-Andacht am 21. Decbr. beziehet sich auf die Thäler. Die Texte dazu sind Ps. 23, 4. Ob ich auch wandelte im finstern Thal ꝛc. und Jes. 40, 3. Alle Thäler sollen erhöhet werden ꝛc. — den 3. Oct. wird der Löwe betrachtet. Morgens über Richt. 14, 18. Was ist stärker, als der Löwe. Abends über 1 Petr. 5, 8. Seyd nüchtern und wachet, denn euer Widersacher der Teufel gehet umher, wie ein brüllender Löwe ꝛc. Hr. B. hat sich bey dieser Betrachtung bloß durch unsere deutsche Bibelübersetzungsarten lassen. Da Luther das Wort διάβολος, das er Eph. 4, 27. durch Lästerer gegeben, hier durch Teufel übersetzt hat: so läßt der V. nun auch den Christen beten: „Du, o Gott, kennest die Macht der Feinde, die nach meiner Seele stehen. Jener unsichtbare „Widersacher deiner Ehre und meiner Seeligkeit, der wie „ein grimmiger Löwe, im Verborgenen auf Raub lauret, „bald mit wilder Grausamkeit umhergeht, und zu schrecken „und zu verderben sucht; o! er hat auch heute nach meinem „Schaden getrachtet, und sich bemühet, mich unter sein tyrannisches Joch zu bringen. Meine sehr eingeschränkte „und mangelhafte Einsicht in die geheimen Verbindungen „der Geisterwelt, läßt mich zwar nicht völlig begreifen, wie „und auf was Art er zur Beförderung seiner schädlichen Absichten auf meine Seele würken und mir dadurch höchst gefährlich werden kann. Aber traurige Erfahrung und „häufige Sonnenklare Zeugnisse deines wahrhaftigen Worts „(Joh. 8, 34. 44. 2 Petr. 2, 4. 2. Cor. 4, 4. Eph. 2, „2. 3.) lassen mir keinen Zweifel übrig, daß er ärger, als „der wüthendste und grausamste Löwe nach Tod und Verderben dürstet. Große Macht und viel List seine grausame Rüstung ist, auf Erden ist nicht seines gleichen.„ Wird mancher Christ das wohl mit Ueberzeugung und Andacht

beten

ſeten können? Die Erfahrung, die Hr. B. von den Einwürkungen des wüthenden grauſamen Teufels in ſeine Seele, gehabt haben will, kann ihm niemand ableugnen. Aber begierig wäre Revenſ. wohl zu wiſſen, woran er es denn ſo ſicher erkannt hat, daß dieſe und jene Gedanken und Affecten bey ihm Würkungen des Teufels und nicht natürlich gewesen ſind? So ſonnenklar, als er, finden auch wohl viel gute verſtändige Chriſten jene bibliſche Stellen nicht, um den phyſiſchen Einfluß des Teufels in die menſchlichen Seelen daraus zu beweiſen. Er folgt auf keine Weiſe daraus, einen ſo wahren guten Sinn ſämtliche Stellen auch immer haben. Luthers Beyſpiel berechtiget uns nicht, dem Teufel ſoviel Gewalt zuzuſchreiben, als er ihm noch zuſchrieb. Er ſchlug ſich allenthalben mit ihm herum, ſahe und hörte ihn in ſeiner lebhaften Einbildungskraft um ſich her rumoren, und wenn er ihm in der aufgebrachten Phantaſie einmal das Dintenfaß an den Kopf warf, ſo war es nicht zu verwundern, daß er auch bey ſeinen Andachten wider ihn ſang und betete. Wer wird dem groſſen Mann nicht eine ſolche Schwachheit verzeihen. Aber wer wird ihm itzt noch nachahmen. Man ſollte nicht ungegründete Ideen und Einbildungen durch Gebetbücher in dem Chriſtenvolk erneuern, die ihnen zu nichts in der Welt nützen, aber wohl, wie die Erfahrung lehrt, ſehr, ſehr ſchädlich werden können. — Kein Menſch wäre je darauf gefallen, in 1 Petr. 5, 8. den Teufel zu finden, wenn Luther den διάβολος durch Läſterer überſetzt hätte, den es da ſonnenklar bedeutet. Da die Chriſten von ihren Widerſachern ſo arg verläſtert und verfolgt wurden; da dieſe bey allen Gelegenheiten darauf lauerten, ſie ins Verderben zu ſtürzen, und gar gern jeden Anſchein einer Vergehung zum Vorwande brauchten, warum ſie ihnen ſo hart fielen: ſo ſollten ſie nach der Ermahnung des Apoſtels deſto mehr auf ihrer Hut ſtehen, und ſich vor allen Vergehungen in jeder Art deſto ſorgfältiger hüten. — Dies liegt nach dem ganzen Zuſammenhange im Text, und weiter nichts. Hr. B. hat aber ganz etwas anders daraus gemacht, lediglich um des Worts Teufel und Löwe willen, das in dem deutſchen Spruch ſteht.

Wir können die Bemühungen und Abſichten der Herausgeber dieſes Andachtsbuchs, Menſchen Gottes Weisheit, Macht und Güte in allen ſeinen Werken bewundern zu lehren,

ren, nicht anders, als billigen und rühmen. Nur kömmt es uns doch unnatürlich und wir möchten sagen, seltsam vor, wenn in manchen Betrachtungen dem Schöpfer solche Beschreibungen von seinen Geschöpfen gemacht, und ins Gebet eingeschaltet werden, als die in der Abendandacht am 4. Oct. vom Crocodill über Ps. 5, 7. Der Herr hat einen Greuel an den Blutgierigen und Falschen. „Wenn es wahr ist, „wunderbarer Gott, hebt die Betrachtung an, daß der „Crocodill die Geschöpfe, die er sich zum Raube ausersehen hat, auf mannigfaltige Weise zu belistigen, und durch „allerley künstliche Fallstricke in seine Gewalt zu bringen „sucht; daß er sich bald schlafend und ganz unbeweglich stellet, um sie sicher zu machen, herbeyzulocken; bald wenn „er sie verfolgt, grosse Vorräthe Wassers, womit er seinen „Schlund vorher angefüllet, auf den Weg stürzen läßt, „um ihnen die Flucht beschwerlich, und die Bahn schlüpfrig „zu machen, um sie zu Falle zu bringen; wenn es wahr „ist, daß er zuvor, ehe er die erhaschte Beute zu Grunde „richtet und frisset, sogar heuchlerische Thränen eines scheinbaren Mitleids vergiesset: so muß man zwar deine tiefe „Weisheit bewundern, welche dies Thier mit so sonderbaren „Fähigkeiten versehen hat, die ihm vielleicht unentbehrlich „waren, wenn es nicht in Gefahr Hungers zu sterben gerathen sollte. Aber man kan sich auch nicht entbrechen, „ihn als einen lebendigen Abdruck jener verabscheuungswürdigen Menschen zu betrachten, die als Blutgierige und „Falsche, Schandflecken des menschlichen Namens, und „dir, du Heiligster, ein Greuel sind ꝛc.„ Daß der gemeine Christ dieses wunderbare Thier soll kennen lernen, ist gut. Aber in der Einkleidung, in einem Gebet an Gott? — Das dünkt uns unschicklich. — Wir wollen an der Schreibart, die freylich ganz simpel und ungekünstelt ist, wie sie seyn muß, bey der aber, grosser Nachläßigkeiten wegen manches zu erinnern wäre, nicht mäkeln; auch vieler Wortspiele und des Schematismus, welche bey verschiedenen Andachten zum Grunde liegen, nicht gedenken; sondern nur bemerken, daß übrigens viel gutes, zweckmäßiges und herzliches zum Preiße des grossen Urhebers der Natur, und zur Beförderung der Gottseligkeit unter den Christen darin gesagt sey.

Fb.

Fort-

Fortgeſetzte Erklärung ſchwerer Stellen in den göttlichen Schriften des N. Teſtaments von Johann Chriſtian Blaſche, der Gottesgelahrheit und Weltweisheit Profeſſor. Jena, in der Göllner- und Rudolphiſchen Buchhandlung, 1778. 8. 183 Seiten.

Das Stück begreift vier Abhandlungen in ſich. 1. Ueber Joh. 10, 1 -- 16. Widerlegung des Wahns, daß Chriſtus unſer Herr, durch den Thürhüter den heiligen Geiſt v. 3. bildlich vorgeſtellt habe. 2. Erklärung der Stelle 2 Corinth. 10, 4. Sie trunken von dem geiſtlichen Felſen, der mit folgete, welcher war Chriſtus. — Paul. ſagt der V. hat mit dem Ausdruck πνευματικη πετρα nicht auf jüdiſche Weiſe allegoriſirt. Der Fels bedeutet auch nicht den eigentlichen natürlichen Felſen, den Moſes geſchlagen hatte, denn der konnte den Iſraeliten nicht folgen, ſondern das Attribut des Felſen, ακολουθουσα iſt aus dem Beyworte πνευματικη zu erklären, alſo metaphoriſch zu nehmen. Ein geiſtlicher Fels, etwas göttliches konnte die Iſraeliten wohl begleiten. Der Apoſtel hat auch den Sprachgebrauch des A. Teſt. für ſich, wo Gott צור und יהוה genannt wird. Gott alſo war bey den Iſraeliten in der Wüſte. Iſt nun, wie Paulus ſagt, der geiſtliche Fels Chriſtus, der die Kinder Iſrael durch die Wüſte führte, ſo iſt Chriſtus der Gott, zwiſchen welchem und dem Volk Iſrael, Moſes der Mittler war. „Daraus erhellet auch, „woher es kömmt, daß Chriſtus auf das Bekenntnis, das „Petrus gegen ihn ablegte, er ſey der Sohn des lebendigen Gottes, in den Worten: auf dieſen Felſen will ich „bauen meine Gemeine, ſich einen Fels nennet, deswegen „nehmlich, weil er anzeigen wollte, er ſey derjenige, für „welchen er war erkannt worden, der Fels in den Schriften des A. Teſtaments, Gott, der die Iſraeliten durch „die Wüſte führete, und auf den die Väter des alten Bun„des ihr Vertrauen ſetzten.„ (Hr. Bl. muß wohl die Meynung annehmen, daß Chriſtus bey jenen Worten eine Bewegung mit der Hand gemacht, und auf ſeine eigene

Per-

Perſon gewieſen habe, ſonſt war nicht Chriſtus, ſondern Petrus der πετρα, auf den die Gemeine gebauet werden ſollte, wie dieſer denn auch nachher durch ſeine Predigt des Evangelii zuerſt den Grund zu einer chriſtlichen Gemeine legte). Alſo iſt Chriſtus ſelbſt der geiſtliche mitfolgende Fels, nicht in myſtiſcher, typiſcher Bedeutung des Ausdrucks, auf keine Weiſe — ſondern ganz und gar Chriſtus ſelbſt. Und wenn das iſt, ſo folgt ja noch mehr daraus; ſo enthält dieſe Stelle einen gültigen Beweis von der Wirklichkeit Chriſti vor ſeiner Menſchwerdung; ſo war und iſt Chriſtus alſo der wahre weſentliche Gott, den die Iſraeliten in der Wüſte verſuchten, welches ſich ſo lange nicht beweiſen läßt, als „die Hypotheſe, daß der geiſtliche Fels Chriſtum nur ver„bildend, bezeichne, noch nicht widerlegt iſt„ (welches hier geſchehen) folglich liegt in dieſem Spruch ein ſtarker Beweis für die höchſte Gottheit Chriſti wider die Socinianer — (Er wird freylich etwas weit und krumm herum geführt, aber doch wie man ſieht, durch lauter Schulgerechte Schlüſſe) 3. Erläuterung der Worte 1 Timoth. 1, 9. Dem Gerechten iſt kein Geſetz gegeben; beſſer: dem Gerechten iſt das Geſetz nicht gegeben. 4. Ueber 1 Timoth. 4, 8 folg. und Kap. 6, 4. Beantwortung der Frage: ob Chriſtus ſelbſt, oder durch ſeine Apoſtel der Gottſeligkeit irdiſche Belohnung an langem Leben und Wohlergehn verheißen habe? — Hr. Bl. ſagt: Nein! Er leugnet nicht, daß die Gottſeligkeit auch in dieſem Leben gute Folgen habe, denn das iſt ſichtbar. Er will nur ſo mancher Mißdeutung dieſer Stelle vorbeugen. Der begüterte Chriſt ſoll nicht glauben, daß es ihm um ſeiner Gottſeligkeit willen ſo wohl gehe; ſich nicht einbilden, daß er ein gottſeliger Menſch ſey, weil er äußerliches Glück genug hat; und der wirklich Fromme, der mit Widerwärtigkeiten und Leiden kämpfen muß, ſoll ſich deshalb nicht in ſeinem Gemüthe ängſtigen, und auf die Gedanken gerathen, als ob er nicht in der Gnade Gottes ſtände. — Wer wird dieſe Abſicht des Verfaſſers bey dem Aufſatz nicht billigen, da des Apoſtels Worte häufig genug mißverſtanden werden. Die Abhandlung bedürfte aber doch noch mancher Zuſätze und nähern Beſtimmungen: In wiefern der gottſelige Menſch vor dem, der es nicht iſt, doch allemal ſchon hienieden viel voraus hat — woran es liege, daß es mit dem irdiſchen Wohl-

ſtande mancher wirklich frommen Leute nicht recht fort will — was einzelne Fehler derſelben für Einfluß auf ihr zeitliches Glück haben — wie manche ihrer Plagen von der Gottſeligkeit ganz unabhängig ſey u. d. m. — Noch iſt ein Anhang beygefüget, in welchem der Verf. ſeine ſechs Jahr vor dem ſel. D. Zachariä verſuchte Vereinigung des Paulus und Jacobus über Glauben und Werke mit dem vergleicht, was jener in ſeiner Paraphraſe des 2ten Kap. Jac. darüber beygebracht hat. Hr. Bl. tadelt, daß Z. πίστις durch wahre Religion überſetzt habe. Er wird aber doch Stellen genug im N. T. finden, wo es die geſammte chriſtliche Gottſeligkeit, Religion überhaupt bedeutet.

Br.

Unterhaltungen der Andacht am 12 und 14 Sonntag nach Trinit. 1779. nebſt einer weitläuftigern Erzählung des Brandes zu Hildburghauſen, daſelbſt bey Hanſchen 1779. 6 Bogen in 8.

Das ſind drey Predigten, die nach dem großen Brand zu Hildburghauſen vom 19. Aug. d. J. von dreyen daſigen Predigern, Hrn. Vicar. und Archidiac. Döhner, Hrn. Hofdiak. Zadern, und Hrn. Hof- und Stadtdiak. Gendner, auf den nächſten Sonntagen, daſelbſt gehalten worden ſind. Wir können den Raum dieſer Bibliothek unmöglich zu Recenſionen einzelner Predigten ſparen; ob ſich gleich über die gegenwärtigen, manche nicht unnütze Anmerkungen machen ließen: wir nehmen ſie aber mit, weil uns dieſelben, hauptſächlich aber die letzte, zu einer für die meiſten Caſualpredigten dieſer Art nöthigen Erinnerung, Gelegenheit geben. Es iſt allerdings Pflicht, daß der Prediger ſeiner durch Brand verunglückten Gemeinde die Abſichten Gottes zu Gemüthe führe, die die Vorſehung bey Zulaſſung ihres Unglücks, zu ihrer Beſſerung gehabt haben mag; daß er ihr ſage, daß ihr Unglück nicht ohne den Herrn geſchehen ſey; daß er ſie erwecke, ihr Leben zu prüfen, den Sünden zu entſagen, ſich mit Gott auszuſöhnen, das Herz von den Banden der Erde loszureiſſen, und zu den Gütern der Ewigkeit zu erheben, Gott in ſtil-

ler

ler Unterwerfung zu vertrauen, und ihre künftigen Schickſale ſeiner Führung zu überlaſſen. Wenn er aber mit Herbetung einer Menge altteſtamentlicher Schriftſtellen beweiſen will, daß Gott in ſeinem Zorn dieſes Feuer, um dieſer und jener herſchenden Sünden willen über den Ort geſchickt habe: ſo iſt das beleidigend, und betrübend für manchen Rechtſchaffenen, der am beſten weis, daß er nicht in dem Grad Sünder ſey, wie ein andrer, deſſen Gut die Flamme verſchont hat. Er bedenkt nicht, daß ſich kein Menſch herausnehmen kan, über die Abſichten Gottes zu urtheilen; daß Chriſtus ſelbſt ähnliche Urtheile bey dem Einſturz des Thurms zu Siloah verdammt hat; daß das Verfahren Gottes mit dem Volke Iſrael nicht die Regel für ſeine allgemeine Vorſehung ſey, und daß daher irdiſche Drohungen und Verheiſſungen, die jenen geſchahen, nicht auf uns angewendet werden können. Eine ſolche Behauptung ſtreitet gegen alle reinen Begriffe von der göttlichen Haußhaltung, und von dem was Gott eigentlich zu den Begebenheiten in der Welt beyträgt. Gott würkt nichts unmittelbar, und alſo auch keine Feuersbrunſt, ſondern läßt ſie da zu, wo nach den Geſetzen der Natur durch eine Reyhe vorhergehender und begleitender Urſachen ſich eine Flamme entzünden muß te; und läßt ſie wieder erſterben oder um ſich greifen, jenachdem plötzliche Bemerkung, Witterung, Rettungsanſtalten und andere Umſtände zuſammentreffen oder nicht, der Flamme Einhalt zu thun, oder ſie ihrer Verbreitung zu überlaſſen. Sollte Gott ſelbſt aus abſichtlichen, localen Urſachen eine Feuersbrunſt ſchicken, das heißt, die Veranlaſſung dazu nicht vorfinden und würken laſſen, ſondern ſelbſt in Würkung ſetzen: dann würde man dem Gang der Flamme mehr den Plan der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes abmerken, ihre Verwüſtungen würden nicht, wie nach einem Zufall, den Gerechten mit dem Ungerechten vermengen, ſondern die Wohnungen der Sünder aufſuchen; dann würde nicht der ehrliche Mann durch Brand verunglücken, und das Feuer an dem Hauſe des Laſterhaften erlöſchen; dann würden Feuersbrünſte nicht weit öfter kleine Orte als große Städte, die Wohnplätze großer Sünder, heimſuchen; es müſte denn ſeyn, daß weiſe Obrigkeiten es in ihrer Gewalt hätten, durch gute Feueranſtalten und ſchleunige Rettungsmittel die Abſichten Gottes, ihre Sünden mit Feuer

zu beſtrafen, zu vereiteln. Es treffe inzwiſchen Brand und andre gemeine Unglücksfälle, wen es wolle, ſo weiß die Weisheit Gottes bey Jedem weiſe Abſichten zu befördern: die ſuche der Prediger auf, und nutze die traurige Lage ſeiner Zuhörer, ihre Stimmung zu Schrecken, Furcht und Mitleiden, ihre traurige Erfahrung von der Hinfälligkeit irdiſcher Güter, zu Erweckung heilſamer und dauerhafter Entſchließungen; ſo wird er in ſeinem Amt mehr Gutes ſtiften, als wenn er ihnen durch dergleichen harte und doch ungegründete Vorſtellungen, ihre Wunde noch ſchmerzhafter macht. Uebrigens ſieht man dem Ausdruck in einer dieſer Predigten viel zu ſehr, Kunſt und Abſicht zu gefallen an, als es für die damalige Lage des Predigers und ſeiner Zuhörer ſchicklich iſt.

Kr.

2) Rechtsgelahrheit.

Georg. Ludov. Boehmeri electa iuris civilis, quibus opuſcula ad ius germanicum civile ac criminale pertinentia exhibentur, antea ſigillatim nunc coniunctim edita Tom. 3. Goettingae ſumtibus Vict. Boſſiegel 1778. 470 S. in 4.

Auch dieſer Band enthält wieder eine Sammlung ſchätzbarer Abhandlungen, die an Gründlichkeit mit den beſten jedes andern Verfaſſers um den Vorzug ſtreiten könnten. 1) De iuribus et obligationibus coniugis ſuperſtitis ex communione bonorum univerſali, præſertim iuxta ſtatuta Hildeſienſia. Dieſe ſehr praktiſche Materie iſt treflich ausgeführt. Die Frage hätten wir noch berührt zu haben gewünſcht: ob in dem Falle, wann die Kinder mit der Mutter in der fortgeſetzten Gütergemeinſchaft leben und Schulden machen, die Mutter dieſe Schulden zu bezahlen gehalten ſey? 2) de origine et ratione decimarum in Germania. Die von vielen vertheidigte Meynung: alle Zehenden ſeyen geiſtlichen Urſprungs, eine Quelle vieler andern Irrthümer, wird hier gründlich widerlegt. 3) de

iure

jure Principis, libertatem commerciorum restringendi in utilitatem subditorum, nach dem allgemeinen Staatsrecht, und dann mit Rücksicht auf die deutsche Staaten ausgeführt. 4) De delictis extra territorium admissis. Wenn ein Verbrechen ausser dem Territorium begangen wird: so kan der Richter, dem der Verbrecher für seine Person unterworfen ist, nur alsdann strafen, wann nach gemeinen Rechten die Handlung ein Verbrechen ist, und nach diesen gemeinen Rechten ist auch die Strafe zu bestimmen. Diese Sätze sind hier in das helleste Licht gesetzt. 5) de abigeatu et furto equorum; 6) de mulctis stuprorum; 7) de officio et potestate Rabbini provincialis in terris Brunsvico Luneburgicis Diese drey lezte Stücke beziehen sich hauptsächlich auf die Hannöverischen Lande. Indessen wird auch der Ausländer Nahrung und Unterricht genug darin finden. Den Beschluß macht ein Register über den zweyten und dritten Band dieser Sammlung.

Bb.

D. Johann Ludwig Schmidts aus Quedlinburg praktisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden, zweyte vermehrte Ausgabe. 1778.

Die erste Ausgabe dieses Buchs ist schon von einem andern Recensenten angezeigt worden. *) Jetziger Recensent blätterte also nur die zweyte Auflage durch, um zu sehen, ob einige Mängel und Irrthümer, die er in der ersten Edition bemerkt hatte, in dieser weggeschaft wären; fand aber die meisten auch hier noch. Es sey ihm also erlaubt, sie anzuzeigen.

S. 17. erklärt der Verf. Streitgenossen litis consortes. Er sagt mehrere Menschen, welche zusammen eine moralische Person ausmachten, hiesen Streitgenossen. Diese Erklärung ist offenbar unrichtig. Denn niemand wird sagen, daß die Bauern eines Dorfs Streitgenossen seyen, wenn die Gemeinde Proceß hat.

G.

*) S. A. d. Bibl. XXVI. B. 432. S. u. f.

S. 24. ſteht, eine Klage heiſe Imploration, wann ſie aus dem vollkommnen natürlichen Rechte, nicht aus dem poſitiven Rechte entſtehe. Da eine Klage aus dem natürlichen Recht allein nie entſteht, ſondern nur alsdann wann das Naturrecht vom Poſitivrecht beſtätiget iſt: ſo kann dieſe Erklärung unmöglich gelten.

S. 180. glaubt der V. noch immer, die actio de libertate ſey affirmativa, wann der klagt, der ſich eine herrſchaftliche Gewalt zueignet und negativa, wann derjenige ſie anſtellt, über den ſich jemand eine ſolche Gewalt anmaßt. Unſers Dafürhaltens iſt die Sache vielmehr umzukehren. Wann der dominus klagt, ſo negirt er ja dem Beklagten die Freyheit, und wann der freye klagt, ſo affirmirt er, daß er frey ſey.

S. 195. Wird es als eine Exception gegen die actionem negativam (richtiger affirmativam) de libertate angeführt: Beklagter ſey als ein Knecht gebohren, desgleichen: die rechtmäßige Retention. — Aber wer ſiehet nicht, daß beydes keine wirkliche Exceptionen gegen dieſe Klage ſind?

Ungewöhnlich iſt S. 151. die Benennung actio paterna, materna, filialis; gewönlicher iſt actio de paternitate, filiatione etc.

In der act. de partu agnoſcendo utili gehört es nicht, wie S. 258. ſteht, zum Geſuch ſich mit Klägern abzufinden; ſo wenig als die Exception, daß Klägerin mehrmalen Unzucht getrieben, dieſer Klage im Wege ſteht, wie der V. S. 259. glaubt.

S. 737. behauptet der V. noch jezt, wann ein Vormund etwas mit dem Gelde des Pupillen kaufe, ſo ſey der Pupill zwar Eigenthümer, könne aber doch die Rei Vindication nicht gegen einen dritten anſtellen. Eine Meynung die gegen alle Analogie iſt, und durch den angeführten L. 7. C. de reſcind. vend. gar nicht beſtätiget wird.

S. 930. hat ſich der V. über die condictionem de eo quod certo loco noch immer ganz unrichtig erklärt. Er ſagt: Der Kläger iſt der Gläubiger, welcher an dem gewiſſen Orte die Sache nicht erhalten, oder der Schuldner, von dem die Sache an dem gewiſſen Orte nicht an-

gie

genommen werden. Keinesweges! ſondern die Sache verhält ſich alſo. Wann mir jemand in einem contractu ſtricti iuris eine Sache an einem gewiſſen Orte zu liefern versprochen hatte; ſo mußte ich ſie nothwendig an dieſem Orte fordern und einklagen. Geſetzt aber 1) der Schuldner lies ſich an demſelben Orte nicht finden, oder 2) ich wurde verhindert, mir die Sache an dem beſtimmten Ort liefern zu laſſen, und möchte alſo die Sache gern an einem andern Orte geliefert haben. Was Rechtens? In erſten Falle ſo wenig als im zweyten konnte ich nach dem ſtrengen Rechte die Sache an einem andern als dem beſtimmten Orte fordern. Der Prätor kam alſo zu Hülfe, und erlaubte mir in dem erſten Falle, den Schuldner anderwärts vor ſeinem competenten Richter zu belangen, und nicht nur die Sache, ſondern auch das Intereſſe zu fordern. Er erlaubte mir aber auch im zweyten Falle zu klagen, und die Sache an einem andern, als dem beſtimmten Orte zu fordern. Aber ich mußte mich bey der Klage erbieten, den Beklagten ſchadlos zu halten, wann er durch die Aenderung des Lieferungsortes Schaden litte.

Die Vermehrungen, welche der Titel verſpricht, ſind ganz neue Paragraphen, neue Allegaten, und ein Regiſter das in der erſten Ausgabe fehlte.

Die Bemühung des Verf. alles deutſch zu ſagen, (wovon die neue Vorrede weitläuftig ſpricht,) iſt rühmlich; aber zuweilen ſind ſeine Ueberſetzungen doch gar unverſtändlich. Wer wird z. E. wiſſen, was gewahrſamlicher Beſitz (S. 285.) heiſt, wann er nicht aus dem Zuſammenhange ſchließt, daß es poſſeſſio provisionalis ſeyn ſoll?

Cz.

Franc. Ioſ. Hartleben U. I. D. Elect. Mogunt. Conſiliarii aul. et regim. ejusdemque in hac alma univ. conſilii maioris Aſſeſſoris. Com. Pal. Caeſ. nec non civitatis Mogunt. Syndici *meditationes ad Pandectas*, quibus cel. *Auguſtini a Leyſer* meditationes variis in capitibus revelun-

luntur, contra impugnatores recentiores vindicantur et ita ſupplentur, ut novum omnino opus reſultet. Volum. I. Pars I. Fref. ad Moenum impenſis Andraeis 1778. 302 Seiten in Quart.

Leyſers Meditationen ſind jedem praktiſchen Rechtsgelehrten als ein reicher Schatz der treflichſten und brauchbarſten Bemerkungen bekannt. Es iſt aber nicht zu leugnen, und leicht zu begreifen, daß doch dem Praktiker noch gar mancher Fall vorkommt, über den er bey ſeinem Leyſer keine Belehrung findet, und eben ſo gewiß iſt, daß Leyſer manche Paradoxen, und manche offenbare Irrthümer habe. Als er das Werk der Meditationen zu ſchreiben anfing, war er noch nicht der gewiegte gründliche Jurist, der er nachher ward. Daher finden ſich in den erſten Theilen der Meditationen mehr Fehler als in den letzteren.

Es würde eine den Praktikern höchſt willkommene Unternehmung ſeyn, wenn jemand Anmerkungen zu Leyſers Meditationen ſchriebe; am willkommenſten, wann ſie zur gröſern Bequemlichkeit unter dem Text geſetzt würden. In dieſen Anmerkungen müßten die paradoxen und irrigen Sätze geprüft, die ungegründeten Einwürfe, welche hie und da gegen Leyſers Sätze gemacht worden ſind, gehoben, und endlich aus den neuern praktiſchen Schriftſtellern, Wernher, Pufendorf, Struben, den Tübingſchen Conſilien, Reinhard, Pütter ꝛc. die wichtigſte und frequenteſte Fälle ſupplirt werden. Wir wollen einige Beyſpiele geben, die vielleicht einem, der unſre Idee realiſirt, als Beyträge nicht unnütz ſeyn werden. Wenigſtens dienen ſie zur Beſtätigung deſſen, was wir geſagt haben.

Spec. 164. behauptet Leyſer, der Vater behalte den Nießbrauch von der Hälfte der Adventitien, wenn die Kinder durch Verheyrathung oder Anſtellung eigener Haushaltung aus der väterlichen Gewalt giengen. Dieſe Meynung hat Homberg de bonis adventit. liberis ſui juris factis a patre reſtituendis §. 18. gründlich widerlegt.

Spec. 279. trägt Leyſer den ſeltſamen Satz vor, das Handelsbuch beweiſe nicht, daß man Conto gehabt habe, ſondern

ſondern nur die Summe der Schuld. Jener Umſtand alſo müſſe anders bewieſen werden. Reinhard ad Chriſtin. Vol. 3. Obſ. 12. p. 17. zeigt, daß dieß der täglichen Praxis zuwider iſt.

Daß man auf die Gerichtsferien nicht ſtillſchweigends renunciiren könne, wie Sp. 35. M. 3. behauptet wird, wird bewieſen L. 1. §. 1. L. 6. D. de fer.

Der jüngſte Reichsabſchied iſt nicht vom Sächſiſchen Geſandten Auguſtin Strauch (Sp. 36. M. 2.) aufgeſetzt worden, wie die Meieriſche Comitialacten T. 1. p. 1115. zeigen. Das Verbot des articulirten Libells rührt alſo gar nicht aus der Quelle her, aus der es Leyſer herleitet.

Daß der Client einen Irrthum, welchen der Advocat in Schriften begangen hat, bis zum Beſchluß der Sache wiederrufen könne, läßt ſich nicht ſo ſchlechterdings behaupten, wie im p. 48. M. 6. geſchieht. Man ſehe Struben rechtl. Bed. 1 Th. 420. Seite.

Was Sp. 65. M. 8. von den Obmannen geſagt wird, kann aus der Böhmiſchen Abhandlung (Elect. jur. civ. p. 556. p. 501. verbeſſert werden.

Ein unleugbarer Fehler iſt es, wann Leyſer Sp. 130. M. 8. die condict. ex L. 32. de reb. cred. für eine act. de in rem verſo utilem hält, und Sp. 167. M. 1. gar behauptet, daß es eine act. de in rem verſo realem gebe. Man ſehe *I. L. Conradi* de condictione Iuvenciana und *G. L. Boehmer* diſſ. de iure merced. opif. in concurſ. cred. §. 18.

Die Regel: privilegiatus contra privilegiatum non utitur privilegio iſt Sp. 169. M. 2. ganz irrig angewandt.

Die Sätze über die Zinſen von Kaufmannswaaren Sp. 206. M. 7. können aus *Reinhard* ad *Chriſtin.* Vol. 1. Obſ. 76. und Struben rechtl. Bed. 3. Th. 31 Stück berichtiget werden.

Daß der Dienſtbote wann er krank iſt, dennoch ſeinen Lohn fordern könne (Sp. 212. M. 5.) iſt unerweislich. M. ſehe Struben am a. O. im 69 Stücke.

Daß das ſtillſchweigende oder geſetzliche Pfand mit dem gerichtlichen in gleichem Range ſtehe (wie L. Sp. 226.)

vertheidigt, hat *Boehmer* diſſ. de praerogat. hypoth. publicar. C. 1. §. 13. und Pufendorf. T. 1. Obſerv. 211. widerlegt. Der letzte zeigt auch Tom 1. Obſ. 14. daß es irrig iſt, wann Leyſer Sp. 252. die Geſetze vom Anatocismus und dem Zinſenlauf über die Summe des Capitals auf die Gülten (annuos reditus) anwenden will.

Wer ſich auf einen negativen Satz gründet, muß ihn allerdings beweiſen; Leyſer irret alſo, wann er Sp. 155. M. 2. das Gegentheil behauptet. *Reinhard* ad *Chriſt.* Vol. 3. Obſ. 13.

Daß in heimlichen Fällen auch bey ſchweren Verbrechen bloſe Vermuthungen hinreichen, einen zu verurtheilen, (wie Sp. 257. ſteht) iſt durchaus nicht zu vertheidigen. Struben. 2 Th. 529. Seite.

Dieſe Exempel haben wir nur in den erſteren Theilen, nicht ausgeſucht, ſondern aus vielen heraus gegriffen.

Der V. des gegenwärtigen Werkes ſcheint denſelben Plan gehabt zu haben, den Recenſ. jetzt entworfen hat. Aber ſeine Ausführung geht ſehr weit von derjenigen ab, die Recenſent ſich denkt.

Fürs erſte hat er eine Menge höchſt bekannter Dinge geſagt. Man ſehe nur das erſte Specimen: de iuſtitia et iure und das fünfte: de iure privato Principum.

Auſſerdem finden wir nicht wenige Allotrien, und dieſe noch dazu höchſt weitſchweifig ausgeführt. Wer wird in Meditationen über die Pandecten eine ſo weitläufige Abhandlung über den höchſten Grundſatz des Naturrechts ſuchen, als hier Spec. 4. M. 2. 3. 4. vorkommt? Und ſie enthält noch dazu gar nichts vorzügliches, richtigers, beſſers als andere ſchon geſagt haben. Das Reſultat iſt, es gebe keinen ſolchen erſten Grundſatz aus dem man alle Pflichten herleiten könne, und es ſey auch keiner nöthig. Wer ſo etwas ſagen kann, zu deſſen Philoſophie haben wir ein ſchlechtes Vertrauen.

Doch wir wollen den Inhalt des Buches genauer anzeigen, und alsdann noch einige Anmerkungen beyfügen. Dieſer erſte Band erſtreckt ſich nur über Leyſers 12 erſte

Spe-

Specialina, und wann der Verf. ſo fortfahren will, ſo muß er über den ganzen Leyſer wenigſtens 60 ſolcher Bände liefern. Spec. I. de iuſtitia et iure. II. De interpretatione. III. de iuris prudentia et ICto. IV. de iure naturae. V. de iure privato principum. VI. de origine iuris. VII. de reſponſis prudentum. VIII. de legibus. IX. de vi legum civilium privatarum in ſubditos temporarios. X. de ſtatutis. XI. de conſuetudine. Spec. XII. XIII. XIV. de privilegiis. XV. de reſcriptis moratoriis.

Ueber die Frage, ob die interpretatio authentica eine wahre Interpretation ſey, wovon der Verf. im zweyten Spec. ſpricht, würden wir kein Wort verlieren, denn der ganze Streit iſt wahrer Wortſtreit. Es kommt blos darauf an, ob jemand das Wort Erklärung in weitläuftigerm oder engerm Verſtande nimmt.

Daß ein Doctor der Rechte den Rang vor allen andern in einem öffentlichen Amte ſtehenden, nicht adelichen Perſonen habe, wie Spec. 3. ſteht, iſt eine Behauptung über die heutiges Tages gelacht wird. Uns fällt bey dieſem und ähnlichen Sätzen die Fabel von Menſchen und Löwen ein. Der Menſch wollte dem Löwen beweiſen, daß er der ſtärkſte ſey und zeigte ihm ein Bild auf dem ein Menſch ſtand, der einen Löwen zerreißt. Der Löw aber antwortete: das Bild hat ein Menſch gemahlt. Wäre es von einem Löwen gemahlt: ſo würde gewiß der Menſch zerriſſen werden.

Den Gebrauch des Gifts im Kriege hält Hr. H. S. 37. nach dem Naturrecht für unerlaubt. Seine Argumente aber ſind höchſt ſchwach, und beweiſen nichts, als daß Philoſophie und inſonderheit Naturrecht ſeine Sache nicht iſt.

S. 60. will der Verfaſſer Leyſers Meinung, daß ein Teſtament, ob ihm gleich etwas an den nöthigen Solennitäten mangele, dennoch gültig ſey, wann die offenbahre Billigkeit dafür ſtritte, widerlegen. Seine Widerlegung aber hat uns keine Gnüge gethan. Wann ein allgemeines Geſetz dem Richter vorſchreibt, in einer gewiſſen Art von Proceſſen auf die Billigkeit zu ſehen: ſo iſt der Richter ſchuldig es zu thun. Und das iſt ja offenbar der Fall bey dem Mangel der Teſtamentsfeyerlichkeiten. Ueberhaupt hat Hr. Hartleben

haben von dem Unterſchied des ſtrengen Rechts und der Billigkeit keine deutliche Begriffe, wie ſie dann auch wenige Juriſten haben; daher dieſe Materie noch einer gründlichen Ausführung ſehr werth iſt.

Doch ich ſoll nicht meditationes ad Hartlebii meditationes, ſondern nur eine Recenſion ſchreiben und muß deswegen vieles zurückbehalten, was ich ſonſt noch zu ſagen hätte.

Bb.

Carl Benedict Stößners auf die Churſächſiſche Kirchenordnung und bewährte Autoren ſowohl, nicht weniger auf eigene Erfahrungen ſich gründende Abhandlung von geſetzmäßiger Verloſung der Kirchenſtühle in den Churſächſiſchen Landen. Leipzig bey Heinſius 1778. 4½ Bogen in 8.

Die Materie iſt praktiſch genug; hier aber nur in Rückſicht auf Churſachſen, und das nicht einmal recht vollſtändig ausgeführt. Der Anhang von der Gerichtsbarkeit über die Kirchenverbrecher iſt blos darum beygefügt, weil dieſe Verbrechen in den Kirchenſtühlen vorgehen.

Ck.

3) Arzneygelahrheit.

Mediciniſche Commentarien von einer Geſellſchaft der Aerzte zu Edinburgh. Vierter Band. Altenburg, Richter 1778.

Rec. fährt fort, blos das Eigenthümliche dieſes Journals auszuzeichnen.

St. 1. Von Bedüpfung eines Schwammes an einer leichten Wunde mit blauem Vitriol entſtand ein ſchmerzhafter

ter Geſchwulſt von der Einſaugung. Ein Paar Fälle, da das Pulver der Ipecacuanha ein Aſthma verurſacht hat. Eine Frau, die einen Knoten in der Bruſt hat, wird vom Blitze gerührt, und davon verliert ſich die Verhärtung, die ſchon gegen mehrere Mittel ſich hartnäckig erwieſen hatte. Sollte alſo nicht die Elektricität auch in ähnlichen Fällen in der Cur allein oder als Mithülfe bey andern Arzeneyen zu brauchen ſeyn? Anderſon, der einige Jahre in Weſtindien geweſen, beſtätigt die wurmtreibende Wirkung des Kohlbaums (Areca oleracea) im Decoct und mit einem nachgegebenen Laxativ aus Jalappen und Kalomel. Bey einem groſſen und völligen Vorfalle der Bärmutter hat Jak. Hill bemerkt, daß das Geblüt blos aus der Mutter und der weiße Fluß aus der Scheide fließe. Forreſter, wir vermuthen Forſter, berichtet, die eigentliche Magellaniſche oder Wintarrinde ſey nicht die in den Apotheken gewöhnliche, welche eine Art weiſer Zimtrinde iſt. Die wahre iſt feurig, beiſſend und aromatiſch, ſelbſt zum Räuchern angenehm.

St. 2. Unſer Hofmedicus Marcard von der Wirkung des Kamphers in der ſchwarzen Krankheit und in Fällen der Schwäche, wobey es doch einer Ausleerung bedarf. Hr. Joh. Hunter hatte behauptet, die Entzündungen und Schmerzen nach Aderlaſſen entſtünden mehr von einer Entzündung in der Höhle der Ader, als vom verletzten Sennen und Nerven. Hr. Duncan beweiſt aus mehrern und vorzüglich aus einem umſtändlich beſchriebenen Falle, daß allewege verletzte Nerven oft die Urſachen davon ſeyn. Er widerräth dabey die antiphlogiſtiſche Methode, und will hinfort mit Paré (Parry ſteht hier, ſo wie leider alles von Druckfehlern und entſtellten Namen wimmelt) und Wiſeman das Terpentinöl eintröpfeln; fragt auch, da das flüchtige Alcali an die Lendennerven eines Froſches getröpfelt, den Fuß des Thiers lähmt, ob nicht daſſelbe Mittel, welches die Nervenkraft zu zerſtören ſcheint, auch nicht den verletzten Aſt eines Nerven trennen könnte. (Das iſt nun nicht glaublich: aber genug wäre es immer, wenn es den Reiz höbe, worauf es doch alles ankommt.) Der Wundarzt Fielding hat einen Polypus der Mutter ziemlich rüſtig weggeſchnitten, und zieht das Abſchneiden dem Abbinden vor, wenn

der

der Polypus in die Scheide herabhängt. D. Brown beym Hospital in Amerika hat die Columbowurzel und Cort. Eleutheer; in der Ruhr mit keinem: mit mehrerm das gewächste Spiesglas gebraucht: zieht aber allen andern Mitteln den Brechweinstein vor. Gegen den Scharbeck bewies das Sauerkraut sich sichtbar kräftig. Selbst Bier hält er heilsam. Die Zinkblumen sollen auf Schuß- und andre Wunden gestreut, sehr nützlich gewesen seyn. Der Tetanus nach Verwundungen ist fast allemal tödtlich abgelaufen. Der Wundarzt Guthrie in Petersburg giebt von einem Schiefersteine Nachricht, den unser Prof. Lowitz entdeckt hat, der die Feuchtigkeiten so gierig einsaugt, daß er statt eines Hygrometers gebraucht werden kan.

St. 3. White hat in einem alten schweren Nervenübel die Zinkblumen wirksam gefunden. Scott sah Fettklümper, die durch den Stuhlgang abgiengen. Deafe kennt keine Krankheit, die hartnäckiger und schwerer zu heben sey, als die venerischen Warzen. Sie widerstehen selbst dem Queckſilber und kommen auf Aezmittel wieder, so daß D. sie nur mit Höllenstein niederzuhalten räth. Cruikſchank von Knorpeln oder mit Knorpeln überzogenen Nebenknochen im Kniegelenke. Er glaubt, es seyn Knorpel der benachbarten Beiner, die sich nach und nach abgelöst, und in eine eigene Substanz formirt habe. Hr. Hunter will sie durch eine vorsichtige Operation weggenommen wissen. D. Simmons sah in einem Kloster bey Löwen (Louvain sagt der Uebersetzer) eine hochgetriebene Bienenzucht. Honig, so schön, wie den von Narbonne und Minorka, erhält der Prior zu der Zeit, wann der Honigthau den Hopfen bedeckt: glaubt auch, es werde durch die Bienen den üblen Wirkungen des Honigthaues vorgebeugt. Die ganze Kunst, den Bienen ohne Schaden sich zu nähern, besteht darin, daß man den Mund sorgfältig verschliesse, und nur leise durch die Nase athme. Der Odem ist den zarten Organen dieser Insecten unangenehm. Auf Jamaika hat man einen botanischen Garten am Fusse eines Bergs angelegt, an dem hinauf man die Pflanzen gemäßigter und kälterer Himmelsgegenden erziehen kan. Eine ausnehmend schöne Idee!

St. 4. Stark, ein Wundarzt zu Calcutta, sah einen Menschen, der sich die ganze Gurgel mit Muskeln und den

Dros

Drosseladern, auch einem Theile des Schlundes durchschnitten hatte. Er heftete, da der Schlund die Heftung nicht ertragen konnte, doch die Luftröhre mit dem Larynx, und brachte auch die äussere Lefze der Wunde durch eine blutige Nath zusammen. Aber das war vergeblich. Blos durch die Lage des Kinns auf die Brust gelang eine Heilung, die Hr. St. selbst nicht vermutete. Er ward mit Klystieren genährt. Der Mensch konnte schon ausgehen, besoff sich aber, bekam ein Erbrechen und starb urplötzlich. Die Natur hatte eine vollkommne Vereinigung der verlezten Theile bewirkt. Die Luftröhre und die Stimmritzen, selbst die Muskeln waren mit dem Zungenbein durch eine dichte Substanz zusammen gewachsen. Carmöchael von einem Abscess bey einer Wöchnerin, der sich durch eine Eiterergießung aus dem Nabel endete. Bulliwant von einem particulären Krampf des Vorderarms. Der Biceps war so angespannt und verkürzt, daß der Vorderarm beständig aufwärts und die Hand genau auf die Brustmuskeln lag. Er entschloß sich zur Zerschneidung des Muskels und der Arm konnte in etwas schon aus seiner vorigen Lage gebracht werden: aber von der langen Steifigkeit war das Gliedwasser im Gelenke scharf worden, und hatte die Knorpel und die Knochenköpfe angefressen. Man muste also den Arm 3 Zoll über dem Ellbogen abnehmen. Einige Knochensplitter am Rande des abgesägten Knochens verursachten noch lange schwere Zufälle, bis man sie entdeckte und den Knochen noch einen halben Zoll absägte, worauf die Kranke bald genas. Zu Aberdeen sind einer Frauensperson Steine aus der Mutterscheide gezogen worden. Sie hatte sie sich beygebracht und sehr lange und listig die Aerzte betrogen. Ein Mann, der lang mit Schmerz und Druck auf der Brust beschwert war, nach dem Essen sich brach, wie auch sehr verstopft war, verschluckte, der Verstopfung abzuhelfen, zwo Pistolenkugeln, die nicht wieder abgiengen. Der obre Magenmund 4 Zoll in den Magen hinein, war verhärtet und fast hornig oder knorpelig: der hintre Magenmund war zusammengezogen, und die Kugeln lagen noch im Magen. Dabey hatte ein Aneurysma der niedersteigenden Aorta, das sich beym Zwergfell anhub und an der Cöliaca endigte, das Zwergfell aufwärts und den Magen herunter getrieben.

Albe-

Alberi *Halleri* &c. de partium corporis humani præcipuarum fabrica et functionibus. Opus quinquaginta annorum. T. I - VIII. Bern. et Lausann. ex prelis societat. typographic. 1778.

Eine neue Ausgabe des großen Werks, das seinen Verf. unter mehrern, aber doch vorzüglich unsterblich gemacht, war nützlich und war nöthig. Seit 1757 kam die Physiologie in 8 Quartbänden heraus. „Während der Zeit„ sagt der alte, aber noch viel zu früh auch für dies Werk verstorbene Lehrer seines Zeitalters, „habe ich selbst mit Zergliederung lebender Thiere, mit Ausbrüten des Hühnchens, mit Beobachtungen über die feinsten Theile des Auges und den Bau der Knochen, mit Vergleichung des Hirns bey Fischen und Vögeln ſ. w. mich beschäftigt. Es sind seitdem viel wichtige Werke herausgekommen. Man hat viel neue Versuche gemacht, woraus ich mein Werk ergänzt und verbessert habe.„ Dagegen hat er auch wiederum hie und da unnöthige Wiederhohlungen weggeschnitten; manches zusammen gezogen; andere Sachen anders geordnet; was er bisher auf andrer Wort geglaubt, für Muthmaſungen ausgegeben; festgesetzt, wo er konnte; gezweifelt, wo er muste: im Großen aber dieselbe Ordnung beybehalten.

Et placebam tamen mihi in ea spe, minus imperfectum et verius meum opus me daturum, das er schon seit 1729. als Jüngling in Aufsätzen über des Boerhave Institutionen zu verfertigen anfieng und also 50 Jahre bearbeitet hat.

Noch lehnet er in der Vorrede die Beschuldigung ab, als ob er über die zusammenziehende Kraft der Schlagadern bald so, bald anders gedacht. Er hat sie größern Adern stämmen, die mit sichtbaren Muskularfiebern versehen sind, nicht abgesprochen. Wenn er zusammenziehende Kraft aber in andern Schlagadern durch Versuche sich nicht sinnlich machen können, hat er sie verworfen. (Ob die Sichtbarkeit des Zusammenziehens dazu nöthig sey, werden viele bezweifeln.)

Es folgt ein Verzeichnis deſſen, was er ſelbſt Neues in der Anatomie und Phyſiologie geleiſtet hat.

Und nun das Werk ſelbſt, wovon wir doch nur kaum die Hälfte vor uns haben. Es ſollen 16 Bände werden, und dieſe 8 reichen bis ans X. Buch der erſten Ausgabe.

In beſondere Aufzählungen der Zuſätze kan Rec. ſich nicht einlaſſen: aber wer von den wichtigen Veränderungen ſich bald überzeugen will, der leſe nur, was im B. III. über die Blutkügelchen und noch mehr, was über die doppelte gerinnbare Lymphe der neuern Engländer geſagt wird. Sie ſind wirklich nicht weſentlich verſchieden und manche Nebenumſtände veranlaſſen die ſchnellere oder langſamere Gerinnbarkeit. Hr. von H. nimmt nur eine und dieſelbe gerinnbare Lymphe an und neben der einen Schleim, der ſich zu Faſern bilden läßt.

B. IV. hat er den langſamern Umlauf des Bluts in den kleinern Gefäßen minder gefunden, als man durch die Berechnung glauben ſollte. Er ſchreibt es vornehmlich der zuſammenziehenden Kraft der Schlagadern zu. Auch hat er die Blutbewegung in den zurückführenden Adern nach Erfahrungen beſchrieben, und eine Urſache davon liegt uns gezweifelt in dem Drucke von allen Seiten her.

Der VI. Band kam erſt nach dem Ableben des Hrn. v. Haller heraus und die Vorrede iſt, wie wir muthmaßen, vom Stadtarzt zu Bern, Hr. Tribolet. Es finden ſich, ſagt er, in den Papieren des Verſtorbenen eine groſſe Menge phyſiologiſcher Bemerkungen, die er jede an ihre Stelle einſchalten wird.

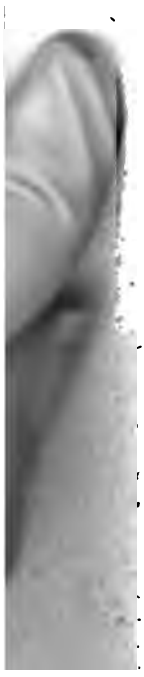
Der VIII. Band, der noch vor dem VI. und VII. herausgekommen iſt, (denn die Bände ſind, wie ſie ausgearbeitet waren, erſchienen) hat noch eine Vorrede vom ſeel. Haller ſelbſt, und hat die beträchtlichſten Veränderungen erhalten.

Kb.

dieſe Mittel anwenden, und anwenden müſſen, ohne die Urſachen voeher ergründet zu haben. Schwer wird abey die 2te Cautel zu befolgen ſeyn, daß man jene Mittel weglaſſen müſſe, wenn man den Sitz des Uebels nicht wiſſe. Unter den Injectionen verdienen diejenigen Aufmerkſamkeit, welche in die Euſtachiſche Röhre gemacht werden. Ueberhaupt ſiehet man aus dem hier gelieferten Auszuge, daß dieſe Schrift keine trockne Compilation, ſondern ein mit gutem Raiſonnement gemachte Sammlung über dieſen Gegenſtand, oder, wenn man ja will, ein geſchmackvoller Zuſammentrag aus den beſten Schriften iſt, wobey der Verf. ſeine Materie ſelbſt durchgedacht hat. Sie iſt 232 Seiten ſtark, aber der Druck nicht der beſte.

† †

Unterricht für Fahnenſchmiede, über die Verletzungen, die den Pferden durch Waffen zugefüget werden, von Joh. Gottl. Wolfſtein, der Arzeney- und Wundarzney Doct. und Lehrer der Vieharzeney in Wien, daſelbſt bey von Kurzboeck. 8. 12½ Bog.



Jn der ſehr gut geſchriebenen Vorrede, gibt der Verfaſſer den Plan an, wonach er gearbeitet. Mit einem wahren Beobachtungsgeiſte begabet, betrachtete er die Art von Verwundungen, wovon hier die Rede, aufs äufſigſte, in ihrem natürlichen Laufe, in jedem Alter, bey jeder Veränderung, was für Zufälle ſich dabey äußerten, wie die ſich ſelbſt gelaſſene Natur ſich ohne Hülfe der Kunſt verhielte, wie ſich die natürliche Hülfe von der Hülfe der Kunſt unterſchied, wie die Letzte oft der Erſten ſchadet, und wie übel der Thierarzt handelt, wenn er oft zu früh, zu ſpät, zu viel, oder zu wenig hilft, und erſt dann, wie von dieſer Seite der Verfaſſer hinreichende Kenntniſſe und Erfahrungen geſamlet hatte, fieng er an der Natur zu Hülfe zu kommen.

Das ganze Werk iſt in vier Capitel, und jedes in beſondere Abſchnitte getheilet: das 1te Capitel handelt von den Wunden, dabey vorkommenden Zufällen, dem Verfahren des Thierarztes dabey, und den Hülfsmitteln, womit die

Kunſt

Kunſt der Natur zu Hülfe kommen muß. Das 2te Capitel von geſtochenen Wunden. Das 3te Capitel von Queſchungen, Schlägen und Satteldrucke. Das 4te von Schußwunden, Zuſtande derſelben, im 2ten Alter, Unterſuchung, Behandlung und Heilung derſelben. Ein im ganzen ſehr empfehlungswürdiges Buch, worinnen manche neue, zu bemerkende Erfahrungen, vorkommen, als Pag. 21. vom Nutzen der Luft bey Wunden, Pag. 36. vom Nutzen des geronnenen Bluts, in Wunden und Pag. 40. von Vorſicht bey Anlegung der Binden. Was der Verfaſſer Pag. 123. von Beinbrüchen ſagt, daß bey Pferden von 5 Jahren und darüber ſelbige nie heilen, und ſich gar kein Callus mehr anſetze, mögte wohl manche Ausnahme leiden, indem Rec. ſelbſt, eine dieſen Satz beſtreitende Erfahrung mit einem 5jährigem Pferde gehabt hat.

Fg.

Adverſaria medica. Pars II. auct. *J. D. Metzger.* M. D. Com. Benth. Steinf. Conſ. Aul. — Continet fere practica. Francof. ad Moen. in officina Eslingeri, 1778. 16¼ Bog. in 8.

Der erſte Theil dieſes Werks iſt XXVII. 2. von uns angezeigt worden; und wir rechnen uns nicht zu den Kunſtrichtern, über deren Unglimpf der V. ſich beſchwert, obwohl wir ihm auch Erinnerungen machten. Wir mahnten von dem unnützlichen Theoretiſiren ab, und ſehen, daß der V. unſerm Rathe gefolgt iſt: daher zählen wir uns unter diejenigen, deren Anmerkungen er, wie er ſagt, richtig gefunden, und ſich bemerkt hat. Der erſte Abſchnitt dieſes Bandes handelt eine mediciniſche Geſchichte eines Theils von Weſtphalen ab. Hier iſt nun vieles, das manch Theil Deutſchlandes auch hat. Das gewöhnliche Brod, das unter dem Nahmen Pumpernickel bekannt genug iſt, ſo guten Geſchmack es auch hat, iſt doch gewis unter allen Brodarten bey weitem die ſchwerſte; Unſer V. will es nun zwar ſchwachen Perſonen freylich nicht verſtatten, hält es aber doch für Geſunde eine ganz gute Nahrung zu ſeyn. Was würde hierzu Hr. Linguet ſagen, zumahl da der V. den

von jenem ſo ſehr empfohlnen Buchweizen ſo ſehr herabſetzt: jedoch Linguet iſt durch Tiſſot genug widerlegt. Der Mißbrauch des Thees wirkt hier ſo wie anderwärts, und der Brandtwein ebenfalls auch; aber daß von 20 Säufern nur einer an den Folgen, ausgezehrt oder waſſerſüchtig ſterben ſolle, dünkt uns viel zu wenig. Das übermäßige Tobacksrauchen iſt freylich wohl ſchädlich, aber überhaupt möchten wir es nicht ſo verdammen: (Nb. der Rec. raucht gar nicht,) vielen Perſonen verhilft es zur Oefnung, und zumal der ſchwache Toback des gemeinen Mannes kan ſchwerlich ſchaden. Die Schnürbrüſte der Weiber nach Verdienſt gethan, Bleichſucht und Verwachſen ſeyen die Folgen; es gibt der Folgen noch mehr: zum Glück aber fängt man doch an, dieſe häßliche Gewohnheit etwas weniger arg zu treiben wie ehedem. Der zweyte Abſchnitt enthält eine Nachricht von den umgehenden Krankheiten in verſchiedenen Jahren, aus den Beyträgen verſchiedener Aerzte. Zuerſt eine galenartige Krankheit von einem Hrn. Doctor Richter beſchrieben, die viel Menſchen tödtete, und keine Aderläſſe vertrug. In der Grafſchaft Tecklenburg herrſchten, wie D. Fink erzählt, nacheinander 1771 und 72. die Maſern, mit ihren gewönlichen Folgen, 1773. die Blattern, anfangs gelinde hernach ſehr böſe; die daher entſtandenen Geſchwüre, welche die Hornhaut undurchſichtig machten, wurden mit Sloane's Salbe geheilt; wir verſtehn die Folgen der Geſchwüre, die Flecken und Narben dieſer Haut. Auf die Blatternepidemie folgte ein Stickhuſten, der aber die Kinder die geblattert hatten, zu verſchonen ſchien; es wurde viel zähe Materie herausgebracht, und die Ipecacuanha bewies ſich beſonders heilſam. Im J. 75. entſtand ein Scharlachfieber, jungen Mädchen beſonders gefährlich, lies ſich aber doch mit antiphlogiſtiſcher Methode, Clyſtieren, Campher, Julep, ſpaniſchen Fliegen und verſchiedenen Umſchlägen um den Hals meiſtentheils bezwingen. Um 1776. entſtand eine Krankheit die auch Hr. Richter beſchreibt, die hier ein bösartiges intermittirend Gallenfieber heißt; die Heftigkeit der Krankheit, eigentlich nur ferocia morbi, ſagt der Verf., pflegte um den andern Tag ein wenig nachzulaſſen. Aus der ganzen Beſchreibung ſollte es aber gar nicht heißen ein Wechſelfieber (intermittens) ſondern ein nachlaſſend Fieber remittens: ſonſt müßte man ja alle anhaltende Fieber, die des Abends

oder des Morgens nachlaſſen, wie die meiſten thun, eben ſowohl zu den Wechſelfiebern zählen. Die nützliche Heilart war, wie es der richtig angegebene Name gallnartiges Fieber mit ſich bringt, die ausführende; und wann die Kranken ſchon auf der Beſſerung waren, ſo brachte ein Tag Verſtopfung ein Recidiv. Seltene Symptome können die Bösartigkeit ausmachen. Bey einer böſen Blatternepidemie ſtarben in einem großen Dorfe von 400 Kindern die meiſten weg; man gab gewöhnlich jedem ſüßen Wein, um die Blattern heraus zu treiben. Hier iſt viel von Hofmanns Impfmethode geſagt: die Vorbereitung mit verſüßten Queckſilber hat der Recenſ. von allen Seiten her angewandt, und ward dazu angetrieben durch das Glück des Suttons und anderer, die ſich deſſen bedienten; er hat ſich auch bewogen gefunden bey dieſer Methode zu verharren, weil es ihm dabey nie wiederfahren iſt, daß ſeine Inoculirten viele Blattern bekamen. Was aber den äußerlichen Gebrauch des Kampfers anlangt, ſo hält er ihn etwas zweydeutig, und zumal hält er ihn um die Zeit des Ausbruchs ſo bedenklich, daß er auch ihn ſelbſt auf das Wort des magiſchen Hofmanns hin, nicht wagen wird. Den Ueberfluß der Blattern auch während des Ausbruchs durch kühle Luft abzuhalten iſt erlaubt, und hat uns immer geglückt; auch ſcheint dieſes ganz allein ſo zu wirken, daß dadurch die Fieberbewegungen vermindert, und folglich der Erzeugung vieler Blattern vorgekehrt wird: aber ein Kampferdampf an der Haut während des Ausbruchs, kann wohl nicht anders die Blattern vermindern, wenn es etwas thut, als daß es den in den Säften ſchon vorhandenen Blatternſtof von der Haut zurücke hält. Wie aber der V. hier, ſo faſt als einen Beweis für des Seltſamkeit ſuchenden Hofmanns Methode, und nur überhaupt bey dieſer Gelegenheit anführen kann, daß große Aerzte den innerlichen Gebrauch des Kampfers bey den Blattern unter gewiſſen Umſtänden ſehr gerühmt haben, das begreifen wir gar nicht, weil dieſe beyden Räthe ſo gar verſchieden ſind. Der dritte Abſchnitt handelt von den einheimiſchen Krankheiten; aber hier iſt nichts beſonders. Was man von vielen Aerzten auf dem Lande Scorbut nennen hört, hat faſt gar nichts mit dem eigentlichen Seeſcorbut gemein; und ſelbſt der hohe Grad von verdorbenen Säften, wobey große Flecken auf der Haut entſtehn, die wir auch geſehen haben, iſt eine von wahren

Seefcorbut in ſo fern doch ganz verſchiedene Krankheit, daß die wirkſamſten Mittel gegen den Seefcorbut, hier nichts fruchten. Man ſollte ſich daher des Nahmens Scharbock ganz enthalten, wo nicht von der eigentlich ſo benannten Krankheit die Rede iſt. Der Gebrauch des Eichelnkaffe wird hier empfohlen. Im vierten Abſchnitt kommen die chirurgiſchen Krankheiten vor, die in Weſtphalen am häufigſten geſehn werden; die Beinfäule ſey darunter. Ein Mann der ehemals veneriſch war, bekam eine Beinfäule des Bruſtbeins nach einem Falle, der Verf. heilte ihn vollkommen, mit Queckſilber, Holztränken, mit Ausbrennen des ſchadhaften Knochens und verband die Wunde mit Myrrhen und Aloe Eſſenz. Eine Beinfäule, die nach den Blattern entſtand, an der Hand, wurde mit dem fortgeſetzten Gebrauche des Sublimats, in Hofmanns Pillen mit Brodkrumen, gehoben. Des St. Yves Augenſalbe wird bey ſchlimmen Geſchwüren der Augen, ſonderlich der Hornhaut gerühmt. Die Roſe herſche äußerſt häufig, und zuweilen epidemiſch; wenn ſie ihren Sitz an den untern Theilen hat, ſo iſt ſie mehr von der Art der Entzündungskrankheiten, verträgt aber dem ohngeachtet die Aderläſſe nicht, ſondern ausführende Arzneyen und alterirende; wir bekennen daß wir dieſen [illegible] unſers Verf. nicht recht begreifen; und da er doch [illegible]bſt muß geſehen haben, daß er etwas ſehr befr[illegible]hrieb, ſo ſollte er ſeine Betrachtungen hierüber [illegible] entwickelt haben. Auf die übel behandelten [illegible], zumahl an den Beinen hartnäckige Geſchwüren der dritte Theil der Einwohner leidet. Die [illegible]deren er ſich wider dieſes Uebel bedient, beſteht [illegible] Gebrauche des Sublimats, immer in Hofmanns [illegible], der Holztränke, des Schierlings, der Chinarinde [illegible] eines ſtärkenden Verbandes. Der Rauch des Kampfers [illegible] das bloſe Bein gelaſſen ehe der Verband wieder angelegt wird, ſoll die Kur ſehr befördern, und die Binde müſſe feſt um das Bein angezogen werden. Der Recenſent hat einen groſſen Widerwillen gegen alle Mittel die dieſe Heilung von [illegible], denn er ſahe manche üble Folgen darnach [illegible]er die Scrofeln hat der V. mit dem Sublis[illegible]richten können; wir glauben das. Der Verf. [illegible], daß zuweilen Eltern die von allen Scrofeln [illegible], kein einzig Kind zeugen, das nicht mit dieſem Uebel behaft

schaffet wäre; aber der Verfasser hätte sich müssen nach den Groseltern erkundigen, denn man hat ja längst angemerkt, daß das Scrofelngift immer eine Generation stille liege. Der Krebs und Seirhus den man hie häufig an den Lippen sieht, soll nach Leidenfrosts Bemerkungen von scorbutischer Natur seyn und durch Mittel dawider gehoben werden. Ein ziemlich bösartig Geschwür und Verhärtung einer Brust verlohr sich nach einer ganz guten Behandlung mit Schröters Extract und einen äusserlich aufgelegten Brey aus den dumkelrothen Carotten. Unter die seltenen Krankheiten in Westphalen gehören die Frieseln und Flecksieber; die zeitle Seuche patrikischer Weise auf dem Lande, wo man nichts mit Fremden zu schaffen hat; jedoch nicht in den grosen Städten und unter den Vornehmen. Ferner ist selten der Stein in den Harnwegen. Hieraus schließt der Verfasser, daß Käse und Milch an der Erzeugung dieses Uebels unschuldig seyen, so wie auch dieses Hr. Hahn in Leiden in einem hier ausgezogenen Briefe bezeugt, und zu mehrerem Beweise das Beyspiel der Alpenbewohner anführt. Hr. Hahn bezeugt auch, der Stein sey in Holland so häufig nicht, wie nigstens nicht jetzt, als er im Rufe stehe; ob der Thee es was dazu thue stehe dahin. Unbedeutend ist, was der V. über die Crisin sagt; offenbar hat er diese Paragraphen gar nicht durchgedacht, und wir wollten, aus der Kenntniß seiner übrigen guten Einsichten gewiß voraussetzen, daß wenn er einmahl sich an das Werk machen sollte, das er darüber zu schreiben in Willen hat, so wird er die Sache ganz anders finden. Man sieht eigentlich gar nicht was der Verf. bestreitet; es scheint ihm mit einem male eine Begierde zu fechten anzukommen, und wählt sich den ersten den besten Gegner — in der Luft. Wer läugnet die vires naturae medicatrices (dis ist das rechte Wort) ab, die hie mit einer Stelle des Gaubius bewiesen werden? Warum soll man alle Bewegungen des Körpers nicht Mechanismus nennen, obgleich dieser Mechanismus nicht der Mechanismus der todten Materie ist? Läugnet auch jemand die Krisen ganz ab? Sagt man nicht blos, die kritische Tage sehen wir nicht? Wenn nun bey uns die vollkommenen Crisen wieder hergestellet würden, dadurch daß man der Natur ihren Gang liesse, würden wir nicht manchen Menschen sterben sehn, der gerettet werden könnte? Sicherlich war diese Stelle noch nicht zum

Druckfehl, und am wenigſten hätte der V. bey dieſer Gelegenheit die Kunſtrichter angreifen ſollen. Viel beſſer iſt dem V. in den angehängten annotationibus miſcellaneis die Vertheidigung wider die Angriffe des Hrn. Tode gelungen, ob wir gleich in Abſicht auf die Sache ſelbſt, wie wir ſchon bey der Recenſion des erſten Bandes bezeugt haben, mit Hrn. Tode einerley Meynung ſind, und für den Bohrer bey Verletzung des Kopfes ſtimmen. Wir übergehen übrigens dieſe Streitigkeit, und bezeugen nur noch, daß doch gewiß das Bohren der ſicherere Weg ſey. Der Fall einer Haaſenſcharte — die Operation aber glückte nicht, weil das Kind noch zu jung war, und daher der Verband nicht recht haften wollte. Ganz zuletzt iſt ein ſchwerer Fall von einer Trommelſucht erzählt. Der Verf. hat ihn mehrentheils nach Tiſſot's in den Briefen an Hrn. Zimmermann angegebenen Methode behandelt, und mit großem Glücke. Freylich iſt es eine beſſere Kur für die Hämorrhoiden, daß man ſucht die Verſtopfung der Eingeweide zu heben, als daß man ſie ſuchen ſollte zum Fluſſe zu bringen. — Obgleich dieſes Buch keine beträchtliche neue und lichtvolle Wahrheiten für die Arzneykunſt enthält, ſo dünkt uns doch daß es nicht zu den Werken gehöre die weggeworfen und getadelt werden müſſen. Unſer Verf. iſt ſeit der Herausgabe dieſes Bandes als Profeſſor nach Königsberg berufen, und wir zweifeln nicht allein nicht, daß er dieſem Amt mit Nutzen vorſtehen werde, ſondern erwarten auch noch einmal mit Gewißheit, wenn ihm merkwürdige Vorfälle vorgekommen ſeyn werden, nützliche Beyträge für unſre Kunſt von ſeiner Feder.

Stolpertus ein junger Arzt am Krankenbette. Von einem patriotiſchen Pfälzer. Zweyter Theil. Mannheim verl. Schwan 1778. 11 Bog. in 8.

Von dem erſten Theile haben wir unſre Meynung (im 25. B. 2. St. dieſer Bibl.) geſagt. Etwas lehrreicher iſt wohl dieſe Fortſetzung, aber der Ton iſt wie im erſten Theile und ſcheint dem V. eigen zu ſeyn. Er fährt fort ſeine Gedanken in eine mündliche Rede an einen jungen Arzt einzukleiden, und redet ſeinen Zuhörer zum öftern an; dieſer familiäre Vortrag macht nun hie und da wohl eine kleine Entſchuldigung für manche Ausdrücke, Scherze und wenig

bedeu

bedeutende Einfälle des V., die in ein Buch, und das doch im Grunde ernſthafte Dinge abhandeln ſoll, nicht gehören. Dieſer Theil fängt mit der Erzählung eines Kampfs an, den der V. mit ſeiner Eigenliebe darüber hatte, ob er ſeine als Arzt gehabte Unglücksfälle nennen ſolle. Er überwindet endlich die Eigenliebe damit, daß er ihr verſpricht, ſeine Recenſenten höflich zu bitten, ihn mit ihrer Hechel zu verſchonen. Aber gewiß hat der V. Unrecht bey dieſer Gelegenheit etwas wider die Recenſenten zu ſagen; wir glauben ſchwerlich, daß irgend ein Kunſtrichter ſo übel geſinnet ſeyn werde, ihn wegen eines Fehlers anzugreifen den er ſelbſt bekennet, um das durch zu unterrichten. Sonſt aber iſt ja die Sache auch nicht ſo gar ſelten, daß Aerzte ihre Fehler erzählen, und es iſt doch immer wieder eine kleine Schwachheit, die ſogar die Vortreflichkeit der That ein wenig wäſſert, wenn Jemand, indem er ſeine Fehler und Irrthümer bekennet, ſchon gleich ſich darauf etwas zu gute thut und ſtolz zu erkennen giebt, er ſey etwa ſo der einzige Mann von liberaler Denkungsart. Doch macht es Hr. Stolpertus auch gar nicht einmahl ſo, daß alles dieſes recht auf ihn paſſe, er erzählt hie und da kürzlich einen Zug, wie man hundertfältig in andern Büchern welche angeführt findet, wo etwa ein junger Arzt fehlen könne; aber keinen einzigen ausführlich erzählten Fall leſen wir, von dem er ſagte, daß er würklich begegnet ſey, und der denn erſt recht unterrichtend wäre; am Ende ſagt denn zwar der V. die meiſten der erzählten Gebrechen ſeyen ſein eigen, und uns kommt doch manches vor, als ob es wahrſcheinlicher Weiſe nur zum Exempel imaginirt wäre.

Die ganze Abhandlung iſt unter fünf Abſchnitte gebracht, die hier die Ueberſchrift bekommen haben, Fehler; man ſieht alſo, daß der V. fünf Hauptfehler bey jungen Aerzten annimmt.

Erſter Fehler. Junge Aerzte ſind gemeiniglich nachläßig im Fragen am Krankenbette. Eigentlich ſollte wohl die Ueberſchrift heiſſen: Junge Leute forſchen oft den wahren Urſachen der Krankheiten nicht judicieus und grünlich nach. Denn im Fragen iſt mancher wahrlich nicht nachläßig, und bringt doch mit allem Fragen nichts geſcheutes heraus. Die erſte Kranke welche unſer V. hier aufführt, iſt ein Kammerkätzgen (mit dieſen Dingern machte er ſich auch ſchon im erſten Theile viel zu ſchaffen.) Des Mor-

gens

gens war dieſes gute Kind von ihrer Gebieterin aus dem Bette gedonnert, und des Abends gieng ſie dahin von Zähnklappen durchhagelt, ſie hatte bittern Mund und mogte nicht eſſen, der Hr. Proviſor ſchickte ihr Syrup. emeticus der ſie heftig erſchütterte, und daher ihre Gelbſucht. Stolpertus würde wohl abführende Mittel gegeben haben, wenn er nicht dieſe Urſach der Krankheit erkundigt habe, nun aber ſehe er daß das Uebel krampfhaft ſey und habe alſo beſänftigende Mittel zu geben. Auf dieſe Art führt der Verf. eine Anzahl Kranken vor und zeigt wie man ſich irren könne und fehlſam handeln, wenn die wahre Urſach der Krankheit nicht getroffen werde. Ein Schneidergeſell erzählt in ſeiner eigenen Sprache Sr. Excellenz dem Hrn. Doctor ſo viel, daß er ohngefehr daraus abnehmen könne, ſein fürchterlicher Huſten habe eine zurückgetretene Krätze zum Grunde. Ebenſo eine Frauensperſon deren grauſame Krämpfe von Würmern herkommen, und wobey der Teufelsdreck herrlich wirkte, weil er dem Würmern in die Naſe ſtank, die darnach abgiengen; jedoch warnt der Verfaſſer ganz richtig, nicht alle hyſteriſchen Weiber für Wurmſäcke anzuſehn; manche Frau habe Krämpfe weil ihr Mann allein Hahn im Korbe ſeyn wolle; manche Dame werde bey Tafel ohnmächtig, weil der Fürſt eine Schüſſel reizender findet als ihr buhlendes Auge u. ſ. f. Der Verf. [illegible] alsdenn in ein Detail von Fragen, wo wir ihn nicht folgen [illegible]nen; vieles iſt hier ſehr richtig, aber wie viel fehlt doch [illegible]h zur Vollſtändigkeit.

Zweyter Fehler. Junge Aerzte haben zu viel Zutrauen auf ihre Mittel, und zu wenig auf die Natur. Hier iſt freylich viel Wahres, aber wie es denn geht, wenn man über eine Sache zu lebhaft wird, auf der andern Seite geht der Verfaſſer zu weit. Es ſieht zuweilen aus, als ob der Verf. uns wieder möchte auf des Hippokrates Hanegeßig und Nieswurz einſchränken; in der Folge aber äußert der Verf. denn doch wieder ganz andre Grundſätze und handelt etwa wie es Tiſſot haben will, den er hier ſo oft verwirft. Dergleichen Inconſiſtenzen lieben wir eben nicht, und wer Paradox ſeyn will, der muß ſeine Paradoxie durchſetzen, ſonſt laſſe er es lieber ganz bleiben. Die Mittelſalze, zumal die ſalzigen, verdienen die Verachtung bey den Wechſelfieberen nicht, die der Verf. ihnen beymißt, ſie halfen zuverläßig manch-

manchmal, wo die China nichts thut, oder gar statt des Fiebers Geschwulste und cachectisches Ansehn zeugt. Bey Blattern und Masern solle man alles gehn lassen, ausgenommen daß man auf die Arme Seidelbast oder spanische Fliege im Anfang legt. Wie kann ein so allgemeiner Ausspruch was taugen? der Seidelbast verursacht, wie wir gesehn haben, eine große Menge Blattern in der wundigen Stelle, aber es ist die Frage, ob deswegen an andern Orten weniger Blattern kommen? Wozu soll die frühzeitige Reinigung des Unterleibes bey wahren Entzündungsfiebern nutzen?

Dritter Fehler. Junge Aerzte lassen sich zu leicht von hergebrachten Vorurtheilen in ihrer Heilart stören. Dieses ist mehr die Heilart eines schwachen Mannes in jedem Alter, als des jungen Arztes. Nur in so fern Mangel an Festigkeit in den Grundsätzen, die mit den Jahren noch zu erhalten wäre, die Schuld hat, kann die Jugend in Anschlag kommen. Manche ziemlich allgemeine Vorurtheile sind hier mit gutem Erfolg angegriffen, unter andern hält sich der Verf. wohl mit Recht darüber auf, daß man glaube die Wechsler sehen unrein zur Zeit ihrer Reinigung, und alles was sie in der Zeit berühren, das verderbe davon, wenn es verderblich ist. Andere Vorurtheile mögen mehr in der Pfalz zu Hause seyn, als bey uns. Uebrigens hat hier der Verf. ein schönes Feld auf seine Weise drollig zu seyn, indem er uns vorträgt, was der alte Brummkopf, die schnurrige Frau Schwiegermama schnackt und was man über das unschuldige Gebährmütterchen der guten Luise schwazt. Wenn aber der Verf. es auch unter die Vorurtheile zählt, daß man von der China glaubt, daß man damit schaden könne, ausgenommen alsdenn, wenn man zu wenig davon giebt: so bekennen wir aufrichtig, daß wir diesem sogenannten Vorurtheile von Herzen anhängen, und zwar aus sehr guten aus der Erfahrung herstammenden Gründen.

Vierter Fehler. Junge Aerzte ändern oft ihre Mittel ohne Noth, und sind entweder in den Gaben zu unthätig, zu schüchtern oder zu verwegen. Allerdings sind dieses oft Fehler junger Aerzte: die Zuversicht und das Augenmaas, die man erst durch Erfahrung erhält, läßt sich schwerlich bey Neulingen erwarten. Es sind hier Beyspiele. Wegen eines starken Durchfalls bey einer Brustentzündung

gab

gab der V. Mandelmilch und Opium und ließ sein Mittagbrod und Honiggeßig stehen, nun war aber dieser Durchfall galligt, und es folgten böse Zufälle, die mit dem hergestellten Durchfalle wieder verschwanden. Ein venerisches Frauenzimmer wurde wie billig mit Queckſilber behandelt, durch einen Geschwulst an den Beinen und die entdeckte Schwanzgerschaft ward der Arzt irre gemacht, und gab stärkende Mittel, so daß die Luſtſeuche um ſich greifen konnte, und das Mädchen samt dem Kinde kamen elendiglich um. Wegen mancher Mittel, z. B. über den Gebrauch der Mineralsäuren in hitzigen Krankheiten, über die stärkern Abführungen bey der Waſſerſucht, ſind wir mit dem V. nicht einerley Sinnes.

Fünfter Fehler. Junge Aerzte vernachläßigen gemeiniglich die Geſellſchaft und Unterredung mit wahren Aerzten; ſie leſen wenig oder gar keine Erfahrungen und gewöhnen ſich bald an, empiriſch am Krankenbette zu handeln. Das ſind nun Vorwürfe die auf die Sinnesart manches Arztes, und nicht auf die Jugend treffen. „Die Herrn Oberamtsphyſici, die ſogleich von der Schule weg ihre Stellen erhalten, und von Stund an aller Erweiterung ihrer Kenntniſſe, es ſey vermittelſt guter Bücher oder durch den Umgang gelehrter Aerzte, entſagen, und Hüner- oder Haſen-Jäger werden, am Abend aber bey ihren Landpotentaten am Spieltiſche ſtehen und der geſtrengen Frau die Tarocke zählen helfen müſſen:„ ſind freylich ſo eine Gattung von Aerzten, die da wo der Rec. lebt zwar eben nicht vorkommen, für die aber der Stolperus ein ſehr nützliches Buch ſeyn muß; zumahl da es durch ſeine vielfältigen ſchnurrigen Einfälle und poßierlichen Ausdrücke manchen zum Lachen reizt, der ſonſt dazu nicht zu bringen iſt, und hier nützliche Lehren erndtet, die er aus ernſthaften medicinſchen Büchern nicht holen wird, weil er ſie nicht lieſet.

Nf.

Ueber die Anſteckung, beſonders der Pocken: in einer Beurtheilung der neuen Hofmanniſchen Pockentheorie v. D. Joh. Aug. Unzer. Leipzig, bey Junius 1778. S. 240. 8.

Der

Der Verf. hat die Theorie der Pockendrüſen; und des darin ſich entwickelnden Pockengiftes mit Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Beſcheidenheit unterſucht; und gründlich (nur zu Zeiten, mit einer Umſtändlichkeit, die vielleicht die ganze Theorie nicht verdient) widerlegt. Zu mehrerer Deutlichkeit iſt das ganze Hofm. Pockenſyſtem in 6 Lehrſätze gebracht.

1. Lehrſatz. „Das Pockengift iſt ein, von eigenen dazu beſtimmten Hautdrüſen vom Blute abgeſonderter, aber „im lebendigen Körper faul gewordener Saft, der alsdenn „die Pockenkrankheit verurſacht und auf geſunde fortpflanzt.„ Unter den möglichen Arten der Anſteckung ſey diejenige nicht erwehnt, die ohne Aſſimilation, durch bloſſe Zumiſchung geſchehen könne; auf die Art, wie ein kleines Stückchen Moſch viele Knöpfchen Baumwolle, ohne merklichen Verluſt am Gewichte, mit dem Geruche anfüllt, den jedes Knöpfchen einer Menge anderer Baumwolle wieder mittheilen kan. Die anſteckende Materie ſcheine viele Gleichheit, in ihrer Mittheilung, mit ſolchen riechenden Körpern zu haben; ſie halte ſich in wollenem Zeuge lange unwirkſam auf u. ſ. w. Anſteckendes Gift ſey zwar in gewiſſen Abſonderungen vorhanden, aber es könne dieſe blos zugemiſcht ſeyn, wie der, nach Aſand oder Biſam riechende Schweis. Das Gift brauche nicht in gewiſſen Drüſen abgeſondert zu werden: es dürfe nur beſondere Drüſen reizen, wie die Canthariden die Nieren, Queckſilber die Speicheldrüſen; worauf z. B. ſeine Blut einnehmen können. Es müſſe alſo das Pockengift nicht von eigenen dazu beſtimmten Organen abgeſondert werden: es müſſe nicht verwandelter Saft derſelben, es könne blos beygebrachtes Gift ſeyn, das in den Hautdrüſen ſich entwickele und vervielfältige: es ſey zweifelhaft, daß daſſelbe, an ſich, faul ſey.

2. Lehrſatz. „Das in einen unangeſteckten Körper „dringende Pockengift theile dem Pockendrüſenſafte zwar „ſeine Fäulnis mit, mache ihn aber dadurch nicht anſteckend: „es müſſe erſt durch ſeinen Reiz, den Ausführungsgang der „Pockendrüſen verſchließen, wodurch der abgeſonderte geſunde Saft ſogleich bey der Anſteckung faul, und mithin neues „anſteckendes Pockengift wird.„ Der auf einen angenommenen Schöpfungsplan gegründete Satz, daß, wenn ſich verderbte

faule Säfte anhäufen ſollen, die reinigenden Organe verſchloſſen ſeyn müſſen, (und umgekehrt;) ſey zu allgemein: durch die Labätra Schlange können alle Säfte eines geſunden Menſchen, unverſchloſſen, in Fäulnis geſetzt werden; es kan ſo viel Gift vorhanden ſeyn, daß die reinigenden Werkzeuge es nicht alle abſondern können: — aus Mangel friſcher zugemiſchter Säfte kan, beym beſten Zuſtande, Fäulnis entſtehen. Manche Säfte faulen langſamer, als das zum Maasſtab genommene Blut (welches doch nach Makcornik 7 Jahr unverdorben, verſchloſſen war) andere werden honigdick, ſpeckweich, ſteinhart, und bleiben lebenslang in demſelben Orte. Die Reſorption aus den verſchloſſenen Behältniſſen vertrete oft die Stelle reinigender Organe. Es ſey, bey Vergleichung der Pockenſymptome mit dieſer Theorie, höchſt unwarſcheinlich; daß die geſchloſſenen, entzündeten, wunden, verwachſenen, durch einen höchſtfaulen, höchſtſcharfen Saft gereizten, Pockendrüſen 8 Tage (vor dem Ausbruche,) ruhig liegen ſollten: oft ſeyen beträchtliche Theile vernarbt; ſollten nicht dadurch auch ſolche Drüſen verſchloſſen werden, und nicht daher bey ganzen Nationen, (die noch keine Pocken kennen,) von ſelbſt ſich einmal Pocken erzeugen müſſen?

3. Lehrſatz. „Aus einer ſo angeſteckten Pockendrüſe „werden verdorbene Theile in die nächſte Haut, und weiter „ins Blut zurückgeführt, und da aller ihr abgeſonderter Saft „ſo lang der Ausführungsgang verſchloſſen iſt, Gift wird; „ſo breitet ſich ſtets neues anſteckendes Pockengift im ganzen Körper aus.„ Man findet den Ausbruch der Pocken, dieſer Theorie nicht gemäs, da ſich nirgends ein Mittelpunkt findet, um den ſich dieſelben nach und nach bilden. Es ſey auch unmöglich, daß, wegen der einſaugenden Venen, die Pockendrüſe völlig verſchloſſen ſey, (das auch in gewiſſen Betracht, Hr. S. nicht läugne,) deshalb könne ſich auch darin, nach der Hypotheſe ſelbſt, kein Pockengift erzeugen.

4. Lehrſatz. „Alles, von der Lunge ausgehauchte Pockengift iſt aus den verſchloſſenen Pockendrüſen zurückgetreten. Im Blute könne ſich das faule Pockengift weder „aufhalten, noch darin fauler werden, als es aus den Drüſen hineinkommt.„ Der letzte Satz könne allerdings

ſtatt

ſtatt finden, wenn mehr Gift der Blutmaße zugeführt wer-
de, als die Lungen aushauchen können.

5. Lehrſatz. „Wenn eine ausdünſtende Fiebermaterie
„in andern Körpern keine Organe findet, die denjenigen Saft
„abſondern, woraus ſie ſelbſt durch Fäulung entſtanden iſt;
„oder wenn ſie in deren Ausführungsgängen keinen Krampf
„erregen kan, der ihn völlig verſchließt: ſo kan ſie den an-
„dern Körper weder anſtecken, noch ihm irgend ſchädlich
„ſeyn. Daher würkt die Viehſeuche nicht auf die Men-
„ſchen; und umgekehrt; doch mit Ausnahme der Hunds-
„wuth.„ Die, auf den ſpecifiſchen Geſtank der Pocken
fäulniß, und die Vollfüllung der Blattern gegründete, Exi-
ſtenz eines beſondern Pockendrüſenſaftes und eigner Drü-
ſen, ſey (nach dem vorhergehenden) viel zu wenig erwie-
ſen. — Eigene Theorie Hrn. U. von der Anſteckung. Sie
könne theils durch Aßimilation, theils durch ein bloſſes Gift
das durch die im Körper hervorgebrachten Veränderungen
für andere anſteckend werden kan, endlich durch bloſſe Zu-
miſchung, ohne Aßimilation, entſtehn; ſo könne die Sumpf-
luft ein Flockfieber hervorbringen, welches hernach andere
anſteckt; ſo könnte, durch Zuſammenfluß mehrerer Urſachen,
aus irgend einem atmoſphäriſchen Gifte, der erſte angegrif-
fen werden, der hernach den Grund zur Pockenepidemie
legt. (Schon lange hat Hr. Cullen, in Edinb. die
epidemiſchen Krankheiten, aus böſer Sumpfluft, und die
anſteckenden aus eben dieſer Luft, die, durch thieriſche Kör-
per gegangen, und darinnen beſonders ſpecifeint ſey, her-
geleitet) Die Hundswuth entſtehe nie ohne Anſteckung
(Höchſtunwarſcheinlich, daß von einem Sommer zum an-
dern immer ein Thier das andere beiſſe, und ſo das Gift
in einer Folge unterhalte.)

6. Lehrſatz. Die faulen Materien erlangen in Leichen
„nie die Schärfe, um die Ausführungsgänge der abſondern-
„den Organen zu verſchlieſſen; daher werden ſie nie an-
„ſteckend, wenn ſie nicht ſchon im lebendigen Leibe faul ge-
„worden ſind.„ Es ſey unglaublich, daß die faulſte Leiche
nicht ſo faul ſeyn ſolle, als ein Saft im lebendigen Körper.
Der Grad der Fäulnis werde nicht gröſſer durch Verſchlieſ-
ſung, oder Wärme: in dem kälteſten und verſchloſſenſten Zu-
ſtande louffe endlich der Körper alle Graden derſelben durch.

(An ſich wohl ganz richtig; aber nicht in Anwendung auf den thieriſchen Körper: hier werden die angehäuften, und höchſtentwickelten faulen Theile eine viel gröſſere Würkung hervorbringen, als im Gegenſatze. Sumpfluft wird in offenem Felde, und bey kühler Witterung, nicht in einigen Stunden, noch Tagen tödten: aber ein lange zugeworfener Brunnen, kan bey ſeiner Wiederaufräumung, im Augenblicke tödten.)

Der Verf. hat im Ganzen, ſeinen Endzweck völlig erreichet: Es werden nicht viele kaltblütige Anhänger dieſes Syſtems (wenn es überhaupt viele gehabt hat) nach Durchleſung dieſes Buches, ihm treu bleiben.

Er.

Memorabilia circa aerem, vitae genus, ſanitatem et morbos Clausthalienſium, anno 1774-1777. proponit *Lebr. Frid. Beni. Lentin.* M. D. et med. reg metall. Goetting. ap. Dieter. 1779. 4. 144. S.

Beſchreibungen ſolcher Krankheiten, die einzelne Perſonen oder mehrere von der nemlichen Lebensart befallen, ſind von unendlichen Nutzen für den denkenden Arzt. Schon Hippokrates fühlte dies Bedürfnis, und ſeine B. von Luft und Waſſer und von den Volkskrankheiten, ſind davon redende Beweiſe. Noch jezt denkt, im Ganzen genommen, jeder rechtſchaffene Arzt, wie er, und zeigt wie viel Luft, Diät zu Erzeugung mancher verworrenen und mörderiſchen Krankheiten beytragen. Der Verf. liefert hier ſeine Erfarungen bey den Klausthalern. Wir wollen ihn einzeln durch die drey Abſchnitte folgen.

I. Abſchn. De ſex rebus non naturalibus. Klausthal liegt 201 Toiſes höher, als Göttingen, und iſt daher kälter. Die Witterung iſt ſehr veränderlich, und des Winters Anfang ſchon im November. Die Luft bey Sonnen-Auf- und Untergang ſehr rauh, im Sommer viel Donner, Blitz und Regengüſſe, mit ſtarker Kühle. Das Waſſer ſehr rein; Die Nahrung ſind Mehlſpeiſen, Milch, fauler Käſe,

Käse, Schweinefleisch, Speck, Hülsenfrüchte, Hering, Heidelbeeren; die Getränke elender Koffee und Brandwein. Der Bergmann setzt sich ganz verschiedener Luft und mancherley Gefahren aus. Die Kinder müssen frühzeitig, leichtgekleidet, an die Arbeit. Daher ganz eigne Krankheiten, z. B. Brustverstopfungen, Kopfausschläge, verhärtete Drüsen, Kröpfe, so wie bey den Schmelzern Bleikolik und Lähmung. Eigne Krankheiten nach den angewiesenen Beschäftigungen. Die Zimmer sind klein, stark besetzt und geheitzt, voll von Gesunden und Kranken. Die leztern leiden am meisten an Folgen der Erkältung, Engbrüstigkeit, Hüttensucht, Kröpfen, Brüchen, Würmern, besonders am Bandwurm, an der Fallsucht, seltner an Wechselfiebern; die Weibspersonen haben ihre Reinigung unordentlich, sehr oft den weißen Flus, gebähren leicht, und werden vor der Zeit alt. Die Kranken sind wegen obiger Ursachen und Mangels an Lazarethen sehr übel dran.

II. Abschn. De morbis per ann. 1774. populariter grassantibus. Der Sommer war naß, mit Blitz und Donner; wenig Sonne, immer kühle. Kein Obst. Das Fahrenheitsche Thermometer stieg selten über 66 Grad. Der Winter war ausserordentlich kalt und veränderlich, mit Thauwetter vergesellschaftet. Daher Neigung der Säfte zur Fäulniß, und zum faulichten Gallenfieber, verbunden mit rheumatischen Zufällen, und unter diesen nicht sonderlicher Durst, Sprachlosigkeit wegen Schmerzen, und doch mit Schmerzen verbunden, feuerrothe Wangen mit Schweis; am vierten Tage Nachlaß des Fiebers ohne alle Zeichen, und daher gemeiniglich der fünfte oder sechste Tag gefährlich, wobey ein neues Fieber, Neigung sich aufzurichten, entkräftender Husten, und sehr oft der Tod erfolgte. Selten lößte sich die Krankheit durch groſse rothe Flecken, seltener durch Durchfall. Heilsam waren zu Anfange Aderlassen bey Vollblütigen, dann Brechmittel, gegen Abend Weinsteinrahm und Klystire, am dritten Tage Purganzen, und Nachmittags Säuren, laue Bäder und etwas Rheinwein. Von 779. starben 22.

Gelegentlich die Anmerkung, daß alle Epidemien zuerst aus dem Gebrauch der nicht natürlichen Dinge entstehen. Aus beygefügter Tabelle ergiebt sich, daß 1774. bey den

Erwachſenen ein gallichter Huſten und gallichter Rheumatismus, hingegen 1775. bey Kindern ein Scharlachfieber, Keichhuſten, kalte Fieber, bey Erwachſenen gallichtes Reiſſen, desgleichen Katarrhalfieber und Wechſelfieber herrſchten; Im Jahre 1776. bey Kindern Huſten, gallichte Bräune, Lungenentzündung und falſche Pocken, Frieſel, wahre, einzelne, kriſtalliniſche, zuſammenflieſſende Pocken; bey Erwachſenen, Huſten, gallichtes Reiſſen, gallichte Bräune, Katarrhe, Durchfälle, und 1777. bey erſtern zuſammenfließende Pocken und angeſchwollene Drüſen, Wurmfieber, Keichhuſten und Maſern, hier und da Scharlachfieber, bey den andern aber böſe Hälſe von gallichten Stoff, Reiſſen, Katarrhe, katarrhaliſche böſe Hälſe und Huſten. Die Witterungstabellen von 1776. müſſen wir übergehen.

III. Abſchn. Morbi ſporadici. Hier erwähnt der Verf. einige beſondere Urſachen des Unrichtiggehens, zufrühzer und übermäßiger Abgang der Milch, übermäßige Empfindlichkeit der Nerven in den Geburtstheilen. Das Bergöhl that einigemal in der Phthiſi ulcerosa gute Dienſte, in der Phthiſi pituitoſa aber ein laues Schlackenbad. Heftige Bein- oder Wadenſchmerzen, zumal auf der rechten Seite, die Hollerius bereits bemerkt hat, waren ein Zeichen der verletzten Leber, ingleichen Eiterverſetzungen an dieſe Theile. Der Außatz und Elephantiaſis ſcheint dem Verf. allemal von einem geringen Ausſchlage zu entſtehen. Ein Bergmann, der während dem goldnen Aderflus und beym Vogelfange ſich auf die Erde ſetzte, fühlte erſt an den untern und Schaamtheilen ſtarkes Jucken, dann folgten kräzige, um ſich freſſende und in Kruſten ausartende Geſchwüre, die durch Kratzen abgeriſſen, rothe und näſſende Flecken zurück lieſſen. Der Kopf, die behaarten Theile und die Geburtsglieder litten am meiſten. Das Uebel war periodiſch. Blutreinigende Mittel, Theerwaſſer und Bäder, wurden mit Vortheile gebraucht. Endlich zeigte ſich die Krankheit unter der Geſtalt eines ſchleichenden Fiebers, und ward tödtlich. Beyde Krankheiten waren nicht anſteckend. Bey der Bleikolik und Lähmung erwähnt der Verf. die in den Därmen befindliche Bleytheilchen, und auflöſende Säure, Schneiden und Verſtopfung, und rühmt Brechmittel, Auflöſungen fixer alkaliniſcher Salze, mit Purganzen und krampfſtillenden

Käse, Schweinefleisch, Speck, Hülsenfrüchte, Hering, Heidelbeeren; die Getränke elender Kaffee und Brandwein. Der Bergmann setzt sich ganz verschiedener Luft und mancherley Gefahren aus. Die Kinder müssen frühzeitig, leichte gekleidet, an die Arbeit. Daher ganz eigne Krankheiten, z. B. Brustverstopfungen, Kopfausschläge, verhärtete Drüsen, Kröpfe, so wie bey den Schweizern Bleikolik und Lähmung. Eigne Krankheiten nach den angewiesenen Beschäftigungen. Die Zimmer sind klein, stark besetzt und geheizt, voll von Gesunden und Kranken. Die leztern leiden am meisten an Folgen der Erkältung, Engbrüstigkeit, Hüttensucht, Kröpfen, Brüchen, Würmern, besonders am Bandwurm, an der Fallsucht, seltner an Wechselfiebern; die Weibspersonen haben ihre Reinigung unordentlich, sehr oft den weißen Flus, gebähren leicht, und werden vor der Zeit alt. Die Kranken sind wegen obiger Ursachen und Mangels an Lazarethen sehr übel dran.

II. Abschn. De morbis per ann. 1774. populariter grassantibus. Der Sommer war naß, mit Blitz und Donner; wenig Sonne, immer kühle. Kein Obst. Das Fahrenheitische Thermometer stieg selten über 66 Grad. Der Winter war ausserordentlich kalt und veränderlich, mit Thauwetter vergesellschaftet. Daher Neigung der Säfte zur Fäulniß, und zum faulichten Gallenfieber, verbunden mit rheumatischen Zufällen, und unter diesen nicht sonderlicher Durst, Sprachlosigkeit wegen Schmerzen, und doch mit Schmerzen verbunden, feuerrothe Wangen mit Schweis; am vierten Tage Nachlaß des Fiebers ohne alle Zeichen, und daher gemeiniglich der fünfte oder sechste Tag gefährlich, wobey ein neues Fieber, Neigung sich aufzurichten, entkräftender Husten, und sehr oft der Tod erfolgte. Selten lößte sich die Krankheit durch groſse rothe Flecken, seltener durch Durchfall. Heilsam waren zu Anfange Aderlassen bey Vollblütigen, dann Brechmittel, gegen Abend Weinsteinrahm und Klystire, am dritten Tage Purganzen, und Nachmittags Säuren, laue Bäder und etwas Rheinwein. Von 779. starben 22.

Gelegentlich die Anmerkung, daß alle Epidemien zuerst aus dem Gebrauch der nicht natürlichen Dinge entstehen. Aus beygefügter Tabelle ergiebt sich, daß 1774. bey den

Unzen, Hr. B. traf bald den Schaambeinknorpel und schrie *Heureka*. Die Schaamknochen entfernten ſich von einander auf 1—1½ Zoll, weil die Schenkel auseinander gehalten wurden; man konnte nun die Hand durch die Beckenhöhle bringen, allein demohngeachtet blieb Wendung und Hervorziehung des Kindes ohnmöglich. Man folterte die arme Kreißende einige Stunden, zermetzelte das Kind, endlich auch den Kopf, und brachte es doch nicht zur Welt. Des Abends kam es faſt von ſelbſt und mit leichter Mühe. Bey der ganzen Geſchichte iſt es ſehr zu verwundern, daß die Wöchnerin erſt den zehnten Tag verſchied. Nach dem Tode fand man die ganze vordere Fläche der Urinblaſe zwiſchen den getrennten Schaambeinen, die man mittelſt Binden nicht zuſammenbringen konnte, eingeklemmt und brandigt, und an der linken Seite der Gebärmutter, und in dieſer ſelbſt, wie auch im Becken, Vereiterung. Die Conjugate der obern Oefnung betrug etwas über einen und einen halben Zoll, (iſt unbeſtimmt und undeutlich) der groſſe Durchmeſſer hielt beynahe 7 Zoll. Nun folgen einige Anmerkungen von Hr. B. die ſich ganz gut leſen laſſen, ob er gleich ſelbſt nicht weiß, ob er für oder wider dieſe Operation ſeyn ſoll. Daraus, daß die Schaambeine ſich leicht trennen lieſſen, folgt noch nicht, daß die Natur in der Geburt zu der Trennung derſelben diſponire, ſondern weil es Knorpel ſind die durchſchnitten werden. Der Brand der Blaſe iſt wohl nicht kurz vor dem Tode dieſer Unglücklichen, ſondern von einer Zerreißung des Zellengewebes, das ſie an die Schaambeine befeſtiget und der Gewaltthätigkeit die ſie während der Geburt erlitten, entſtanden. Wir ſind vollkommen Hr. B. Meynung, daß die hintere Beckenvereinigung bey der Auseinanderziehung der getrennten Schaambeine gewaltig leiden müſſe, und es auf keine Weiſe ohne Verletzung jener abgehen könne, die Herrn Franzoſen mögen ſagen was ſie wollen. Auch darin pflichten wir Hrn. B. bey, daß durch den Schaambeinſchnitt der kleine Durchmeſſer der obern Oefnung, worauf es doch faſt einzig und allein ankömmt, nichts gewonnen werde, und daß, wenn man alsdenn ſeine Hand beſſer in die Beckenhöhle bringen könne, es daran liege, weil die Erhabenheit des Daumens nunmehro in die Lücke der getrennten Schaambeine zu liegen komme. Daß der Schaambeinſchnitt alsdenn wohl ſtatt finden könne, wenn

der

der kleine Durchmeſſer der obern Oefnung um wenige Linien für den durchgehenden Kopf zu klein ſey, können wir deswegen nicht zugeben, weil dieſes geringe ungleiche Verhältniß leicht durch die Zange gehoben wird. Zuletzt ſcheint Hr. B. doch aus einigen Gründen, denen wir, wenn es hier der Ort wäre, noch wichtigere beyfügen könnten, den Kayſerſchnitt vor dieſer Operation den Vorzug geben zu wollen, und das, unſerer Meynung nach, von Rechtswegen.

J Katzenbergers Hebammen-Catechismus, hauptſächlich zum Gebrauch für Wundärzte und Hebammen auf dem Lande. Münſter bey Perrenon 1778. 96 Seiten.

Bekanntlich hat man in Münſterſchen Landen die Hebammen, ſo wie die Wundärzte nach ihren Fähigkeiten in verſchiedene Claſſen getheilet; für die unterſte Claſſe iſt eigentlich dieſes Büchlein geſchrieben, und denenjenigen, welche den Ehrennahmen Geburtshelferin erhalten, ſoll der künftige zweyte Theil gewidmet ſeyn; dahero denn dieſer Hebammen-Catechiſmus nur das allgemeine, und die natürliche Geburt abhandelt; und mit dieſem ſind wir ganz gut zufrieden, zumal da Hr. K. aus guten Quellen geſchöpft hat. Hr. K. mag außerdem ſeine beſondern Gründe gehabt haben, dieſes Hebammenbüchlein zu verfertigen, und die mögen ihn rechtfertigen, warum er noch einen beſondern Unterricht in die Welt ſchickt, da wir gleichſam damit zum Ueberfluß verſehen ſind. Steins Hebammencatechismus iſt ja in ſeinem Lande bekannt genug, ſo wie er es überall zu ſeyn verdiente.

Die durch Frage und Antwort treulich anweiſende Wehemutter, wie man einer mit Leibesfrucht geſegneten Frauen in der Geburt recht beyſtehen u. ſ. w. von Johann von Horn M. D. Siebende mit neuen Anmerkungen vermehrte Auflage Leipzig 1778. in der Heinſiußiſchen Buchhandlung. 8. 368 Seiten.

Ein um nichts vermehrter neuer Abdruck des bekannten von Horniſchen Buchs.

Herrn Levret Accoucheur bey der Madam la Dauphine, Kunſt der Geburtshülfe nach den Geſetzen der Bewegung und Naturlehre. Erſter Theil. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von D. Chriſtian Friederich Held, der Entbindungskunſt in der Herrſchaft Gera verordneten Arzte. Zwote und verbeſſerte Ausgabe. Leipzig bey Böhme 1778. 8. 292 Seiten.

Deſſen zweyter Theil. Mit Kupfern. Leipzig bey eben demſelben. 8. 312 Seiten.

Der erſte Band iſt zwar in Anſehung der Seitenzahl geringer, enthält aber doch alles was die erſte Ausgabe (m. ſ. A. D. B. XXI. B. 2 St.) hat, wenige und geringe Verbeſſerungen in der Ueberſetzung ausgenommen. Der zweyte Theil iſt dahingegen mit der Abhandlung der Methode de delivrer les femmes après les accouchemens nach dem Wunſch des Recenſenten (m. ſ. A. D. B. XXVI B. 2 St.) und der Abhandlung von den Polypen der Gebärmutter, beyde aus den Abhandlungen der königlichen Academie der Wundärzte zu Paris III B. vermehrt; wozu auch die zwey neuen Kupfer gehören die zu dieſer Ausgabe hinzugekommen ſind. Erſtere hat Herr Burdach in Levrets Verſuche ebenfalls überſetzt. Wir hätten Herrn Held noch einige Levretiſche Abhandlungen unter andern Nouvelles remarques ſur les deplacemens de la matrice et ſur les moyens d'y remedier, die nicht weniger einer Ueberſetzung werth ſind, anzeigen können.

Herrn Andreas Levrets, königlichen Geburtshelfers in Paris, Verſuch über den Mißbrauch der allgemeinen Grundſätze, und wider die Vorurtheile die ſich der Ausbreitung der Hebammenkunſt entgegen ſetzen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit

mit einigen Anmerkungen, und einigen aus den franzöſiſchen Tagebüchern herausgezogenen Zuſätzen vermehrt von Daniel Chriſtian Burdach, der Weltweisheit und Arzneygelahrtheit Doctor. Mit Kupfern. Leipzig bey Böhme 1776. 8. 349 Seiten.

Levrets, dieſes großen Verbeſſerers in der Geburtshülfe, Schriften muſten von allen Aerzten geleſen werden, und verdienten viel eher eine deutſche Ueberſetzung als manches witzelnde Product unſerer franzöſiſchen Nachbaren, wornach ganz brühnaß eine Legion hungriger Ueberſetzer begierig die Hände ausſtrecken.

Herr Burdach erfüllet hiermit den bey der Anzeige der Heldiſchen Ueberſetzung der Geburtshülfe Herrn Levrets (m. ſ. A. d. B. XXVI. B. 2 St.) von dem Recenſenten geäuſſerten Wunſch einer Ueberſetzung deſſen Eſſai ſur les regles generales et contre les préiuges, qui ſ'oppoſent aux progres de l'art des accouchements, und verdient dadurch den Dank vieler, die theils dieſe Schrift in der urſprünglichen Sprache nicht leſen können, theils ſie in dieſer nicht beſitzen. Es gehet dieſes Werk den practiſchen Arzt eben ſo ſehr als den Geburtshelfer an; denn die Vorurtheile die in dieſer Schrift gerügt werden, beziehen ſich auf das diätetiſche Verhalten und die Krankheiten der Schwangern, Gebährenden und Wöchnerinnen; auf die Wahl der Ammen und Säugung der Kinder; und verſchiedene die Niederkunft betreffende Umſtände. Zuletzt wird von Anbringung der Ligatur bey Polypen der Gebärmutter gehandelt, und im Anhange noch ein paar Abhandlungen aus dem Journal de medecine, worinn einige Verbeſſerungen ſeiner Methode die Polypen abzubinden enthalten ſind, angehängt, zu welchen auch das zweyte Kupfer gehört. Es iſt unnöthig den Inhalt dieſer Schrift genauer anzuzeigen, da der Name des Verfaſſers ſchon Empfehlung genug iſt. Die Ueberſetzung iſt etwas zu ſteif gerathen, und wird dadurch zuweilen undeutlich. Anſtatt Bänder oder Verband an tiefe Oerter anbringen, ſagt man beſſer und kunſtmäßiger: ein Ligatur anbringen oder anlegen. Der Ueberſetzer ſcheint auch

nicht alle kleine Schriften über diesen Gegenstand des Herrn Leveret gekannt zu haben, sonst würde er sie haben einrücken lassen. Bey einer neuen Ausgabe konnte der Extrait du Journal de medecine, Aout 1773. hierin zurechte weisen.

Unterricht für angehende Hebammen in Frage und Antwort. Nebst einem Anhang von denjenigen Hülfsmitteln, welche gegen die Krankheiten und übeln Zufälle der Schwangern, Gebährenden und Kindbetterinnen angewendet werden können. Verfasset von D. Johann Gottfried Flemming. Leipzig, in Gleditschens Handlung 1778. 8. — 194 Seiten.

Ein Catechismus über den gewöhnlichen Leisten verfertiget und hin und wieder fehlerhaft Im 1 Cap. von den Geburtstheilen, und also ganz am unrechten Orte, überhaupt aber unnöthiger Weise, wird gelehrt: wie die harten und weichen Theile, die Haut, das zellenförmige Gewebe, das Fleisch, die Gefäße und Nerven entstehen; daß die Gefäße auf dreyerley Art sich endigen; was Drüsen, Blut, Serum, Lympha sey; wie die Ernährung des Körpers durch den Milchsaft, der hier ein gräulichter Saft genennt wird, geschiehet; was und wie viel Eingeweide vorhanden; und noch mehr schöne Sachen, z. E. was Convulsionen und Entzündungen sind — und dieses alles nicht immer genau und richtig genug. Es werden drey Paar Mutterbänder angenommen, die gewöhnlichen zwey Paar, und ein Paar hintere, die den Hals der Gebährmutter und zugleich der Mutterscheide an den Mastdarm befestigen. Diese beyden letztern sollen, wenn sie erschlafft sind, den Vorfall der Gebährmutter veranlassen; die Eyerstöcke sollen einem Taubeneye gleichen das etwas platt ist; wenn die Pulsadern im Becken gedrückt würden, so stiege das Blut häufiger nach den obern Theilen, und daher entstünde, nach F. Theorie, bey Schwangern der Eckel, das Erbrechen, der Husten, das Blutspeyen, Kopfschmerzen ꝛc. Von Hrn. F. können wir lernen, daß die Beckenbeine bey Kindern beweglich

ſich ſind, und bey Fuß- und Steißgeburten ſich etwas zuſammen drucken laſſen. Er ſagt, „Nach den verſchiedenen „Zeiten der Schwangerſchaft, unterſucht man in verſchiedenen „Lagen, bey verſtellten Schwangerſchaften, mit „beyden Händen, und thut unvermuthete Fragen die ſie „ſchnell beantworten muß, damit der Unterleib erſchlappe„ — Welcher Unſinn! die Runzeln in der Mitte des Unterleibes ſollen ein Zeichen abgeben, daß eine Perſon zum erſtenmale geboren habe; das Queerbette wird bey natürlichen Geburten empfohlen; der Handgrif, den Kopf vermittelſt der in dem Maſtdarm geſchobenen Finger herauszuheben, wird eine ſchändliche Gewohnheit genennt, die zu nichts helfe, ſondern im Gegentheil nur Schaden anrichte. Es ſey unnöthig, daß man bey der Wendung, wenn man das Kind bis über die Lenden herausgezogen hätte, nunmehro die Nabelſchnur eine Handbreit hervorzöge; man hätte nicht zu befürchten, daß ſie aus dem Bauche abreißen mögte. Der zwey und zwanzigſte Abſchnitt handelt von der Enthirnung der todten Frauen. Die Hebamme ſoll mit dem Barbiermeſſer den Bauch aufſchneiden, und wenn der Kopf in das Becken ſchon eingeklemmt, ſo ſoll ſie den Schaambeinknorpel zerſchneiden. Wir könnten mehrere unrichtige und undeutliche Stellen, als dieſe noch anführen, allein dieſe wenige Proben mögen ſchon hinlänglich ſeyn, den Werth ſattſam zu beſtimmen. Am Ende folgen einige Arzneymittel.

Tt.

D. Joh. Friedr. Schützens, Herzogl. Sachſen-Coburg-Meining. Rath, Stadt- und Amtsphyſ. zu Sonneberg und Neuhauß, Geſchichte einer ſehr merkwürdigen zwölfmonatlichen Schwangerſchaft. Coburg bey Ahl, 1778. 8. 108 Seiten.

Die ſchlechte Schreibart des Verf. abgerechnet, iſt der Fall ſelbſt ſehr wichtig für die Entbindungskunſt und gerichtliche Arzneigelahrheit, und zugleich belehrend, daß auch der beſte und im Ruf ſtehende Geburtshelfer in ſchweren Fällen ſich irren könne. Wir wollen die Geſchichte

ſelbſt

ſelbſt mittheilen. Eine vornehme Dame in Meiningen wurde am Ende des Mon. Mai 1777. zum ſechſtenmale ſchwanger. Sogleich zeigten ſich Ohnmachten und Krämpfe im Unterleibe, endlich hartnäckige Verſtopfung mit Lebensgefahr, und in den erſten Tagen des Nov. die lebhafteſten Bewegungen des Kindes, die nachher immer ſchwächer und unmerklicher wurden. Auſſer den einheimiſchen Aerzten, welche eine ſchiefe Lage der Gebährmutter mit rückwärts nach den Lendenwirbeln gehognen Grunde, und mit vorwärts nach dem Schaambeine verſetztem Muttermunde, als die Urſache obiger Zufälle, angaben, wurden die Hrn. Schmidel und Trendelenburg darüber befragt. Beyde trugen auf eine genaue Unterſuchung der Mutter durch einen Geburtshelfer an. Dies verrichtete zuerſt am 27. Jan. 1778. der Verfaſſer. Er fand den Unterleib vollkommen ſo gebildet, wie er bey einer guten Schwangerſchaft zu ſeyn pflegt, die Gebährmutter mit dem Grunde ein wenig ſchief vorwärts geneigt, mit dem Muttermunde an das Kreuzbein gedrückt, den Muttermund ſelbſt aber noch faſt drey Viertheile eines Zolles kegelförmig geſtaltet, und erklärte daher die Niederkunft noch auf 5 Wochen entfernt. (S. 42.) Nach 14 Tagen (am 7. Febr.) ward der Verf. ſchleunig gerufen, weil der ordentliche Arzt, Hr. Jawandt bey zunehmenden Krämpfen die Geburt für nahe hielt. Der Muttermund hatte die kegelförmige Geſtalt ganz verloren, war übrigens noch ſehr dick und ſehr wenig geöfnet; hingegen veränderte er ſich immer mehr; der Rand hatte in den erſten Tagen des Merz noch die Dicke eines Meſſerrückens, und die Oefnung eines Thalers, zugleich gieng mit dem Urin viel Schleim ab. Endlich erfolgten am 6. Merz wirkliche Wehen, wobey unter geringen Blutabgange ein Stück abgeriſſene Nachgeburt bis an den äuſſern Muttermund vordrang, und nach und nach ſich wieder zurück zog, endlich aber nach einigen Tagen unter neuen Wehen abgieng. Nun war der in der obigen Beſchaffenheit bleibende Muttermund wieder frey, und nach der Harnblaſe zu eine Härte, und die das Kind umgebende Schafhaut, neben dem Mutterkuchen, vorwärts deutlich zu unterſcheiden. Plötzlich nach einer Erkältung (im April) entſtand der Krampf ſehr heftig; Es folgte ein übermäßiger Durchfall, Entzündung des Halſes, ſchleichend Fieber. Deshalb ward Hr. Prof. Stein aus

ſich ſind, und bey Fuß- und Steißgeburten ſich etwas zuſammen drucken laſſen. Er ſagt, „Nach den verſchiedenen „Zeiten der Schwangerſchaft, unterſucht man in verſchiedenen Lagen, bey verſtellten Schwangerſchaften, mit „beyden Händen, und thut unvermuthete Fragen die ſie „ſchnell beantworten muß, damit der Unterleib erſchlappe„ — Welcher Unſinn! die Ranzeln in der Mitte des Unterleibes ſollen ein Zeichen abgeben, daß eine Perſon zum erſtenmale geboren habe; das Queerbette wird bey natürlichen Geburten empfohlen; der Handgrif, den Kopf vermittelſt der in dem Maſtdarm geſchobenen Finger herauszuheben, wird eine ſchändliche Gewohnheit genennt, die zu nichts helfe, ſondern im Gegentheil nur Schaden anrichte. Es ſey unnöthig, daß man bey der Wendung, wenn man das Kind bis über die Lenden herausgezogen hätte, nunmehro die Nabelſchnur eine Handbreit hervorzöge; man hätte nicht zu befürchten, daß ſie aus dem Bauche abreißen mögte. Der zwey und zwanzigſte Abſchnitt handelt von der Entbindung der todten Frauen. Die Hebamme ſoll mit dem Bartmeſſer den Bauch aufſchneiden, und wenn der Kopf in das Becken ſchon eingeklemmt, ſo ſoll ſie den Schaambeinknorpel zerſchneiden. Wir könnten mehrere unrichtige und undeutliche Stellen, als dieſe noch anführen, allein dieſe wenige Proben mögen ſchon hinlänglich ſeyn, den Werth ſattſam zu beſtimmen. Am Ende folgen einige Arzneymittel.

It.

D. Joh. Friedr. Schützens, Herzogl. Sachſen-Coburg-Meining. Rath, Stadt- und Amtsphyſ. zu Sonneberg und Neuhauß, Geſchichte einer ſehr merkwürdigen zwölfmonatlichen Schwangerſchaft. Coburg bey Ahl, 1778. 8. 108 Seiten.

Die ſchlechte Schreibart des Verf. abgerechnet, iſt der Fall ſelbſt ſehr wichtig für die Entbindungskunſt und gerichtliche Arzneigelahrheit, und zugleich belehrend, daß auch der beſte und im Ruf ſtehende Geburtshelfer in ſchweren Fällen ſich irren könne. Wir wollen die Geſchichte ſelbſt

ſelbſt mittheilen. Eine vornehme Dame in Meiningen wurde am Ende des Mon. Mai 1777. zum ſechſtenmale ſchwanger. Sogleich zeigten ſich Ohnmachten und Krämpfe im Unterleibe, endlich hartnäckige Verſtopfung mit Lebensgefahr, und in den erſten Tagen des Nov. die lebhafteſten Bewegungen des Kindes, die nachher immer ſchwächer und unmerklicher wurden. Auſſer den einheimiſchen Aerzten, welche eine ſchiefe Lage der Gebährmutter mit rückwärts nach den Lendenwirbeln gebognen Grunde, und mit vorwärts nach dem Schaambeine verſetztem Muttermunde, als die Urſache obiger Zufälle, angaben, wurden die Hrn. Schmidel und Trendelenburg darüber befragt. Beyde trugen auf eine genaue Unterſuchung der Mutter durch einen Geburtshelfer an. Dies verrichtete zuerſt am 27. Jan. 1778. der Verfaſſer. Er fand den Unterleib vollkommen ſo gebildet, wie er bey einer guten Schwangerſchaft zu ſeyn pflegt, die Gebährmutter mit dem Grunde ein wenig ſchief vorwärts geneigt, mit dem Muttermunde an das Kreuzbein gedrückt, den Muttermund ſelbſt aber noch faſt drey Viertheile eines Zolles kegelförmig geſtaltet, und erklärte daher die Niederkunft noch auf 5 Wochen entfernt. (S. 42.) Nach 14 Tagen (am 7. Febr.) ward der Verf. ſchleunig gerufen, weil der ordentliche Arzt, Hr. Jawandt bey zunehmenden Krämpfen die Geburt für nahe hielt. Der Muttermund hatte die kegelförmige Geſtalt ganz verloren, war übrigens noch ſehr dick und ſehr wenig geöfnet; hingegen veränderte er ſich immer mehr; der Rand hatte in den erſten Tagen des Merz noch die Dicke eines Meſſerrückens, und die Oefnung eines Thalers, zugleich gieng mit dem Urin viel Schleim ab. Endlich erfolgten am 6. Merz wirkliche Wehen, wobey unter geringen Blutabgange ein Stück abgeriſſene Nachgeburt bis an den äuſſern Muttermund vordrang, und nach und nach ſich wieder zurück zog, endlich aber nach einigen Tagen unter neuen Wehen abgieng. Nun war der in der obigen Beſchaffenheit bleibende Muttermund wieder frey, und nach der Harnblaſe zu eine Härte, und die das Kind umgebende Schafhaut, neben dem Mutterkuchen, vorwärts deutlich zu unterſcheiden. Plötzlich nach einer Erkältung (im April) entſtand der Krampf ſehr heftig; Es folgte ein übermäßiger Durchfall, Entzündung des Halſes, ſchleichend Fieber. Deshalb ward Hr. Prof. Stein

aus

aus Cassel gerufen. Dieser behauptete, der Muttermund sey beynahe natürlich, wie bey Nichtschwangern, und kein Kind vorhanden, sondern ein Infarctus uteri, mit einem widernatürlichen Zustande des Grimmdarmes verbunden. (S. 52.) Inzwischen fing die Frucht wieder an sich zu bewegen. Am 11ten April stellten sich starke Wehen ein, welche die Mutter herunter ins Becken treiben, aber den Mutters mund zusammen gezogen ließen. Der Verf. machte also auf Ersuchen der Dame, die im 11ten Monate der Schwangerschaft war, Anstalt zur Geburt. Aber vergebens. Der innere Muttermund war krampficht geschlossen, und lies höchstens einen Finger durch, vermittelst dessen sich eine wahre Queerlage des Kindes bemerken lies. Man überlies dies Geschäfte der Natur, nachher aber berief man den Herrn Prof. Stein, (S 56.) welcher nach genauer Untersuchung das Daseyn eines Kindes läugnete, und dabey behauptete, die Substanz der Mutter habe sich durch ein kränkliches Wachsthum in einen unförmlichen Fleischklumpen verwandelt, die gefühlte Härte aber sey eine bloße Versteinerung in der Substanz der Gebährmutter. Dies bestätigte er durch sein schriftlich hier abgedrucktes Gutachten. (S. 61.) Endlich starb die Dame den 7ten Mai. Die Mutter war nicht so beschaffen, wie Hr. Stein gesagt hatte, sondern sehr dünne, und enthielt ein völlig ausgetragnes und wohlgestaltes Kind weibl. Geschlechts in einer Queerlage, die Nachgeburt auf dem innern Muttermunde. Einige Erläuterungen daß die vorgefundene Jauche keinen Infarctum zum Grunde gehabt habe, (S. 79.) übergehen wir mit Stillschweigen: können aber nicht umhin, die Ursachen anzuführen, die der Verf. wegen der bis in den 12ten Monat verzögerten Schwangerschaft angiebt. Dahin rechnet er die durch häufige Krämpfe der Mutter verminderte Nahrung und gehinderres Wachsthum, die bey der Leichenöfnung entdeckte außerordentliche Dünne der Nabelschnur von der Dicke eines Strohhalms, vielleicht auch das Zusammenwachsen der Gebährmutter mit dem Darmfelle, und die Queerlage des Kindes; hingegen als Ursachen der Unmöglichkeit der Geburt, den durch den Reiz der scharfen Gichtmaterie hartnäckig verschlossenen Mutters mund und den langwierigen tödtlichen Durchfall. —

Wenn wir die ganze Geschichte unpartheyisch erwägen; so lassen sich daraus manche Folgerungen und heilsame Lehren

ten ziehen. In der gerichtlichen Arzneygelahrheit ſtreitet man ſich über die Frage! Ob eine Frau bis in den 11. oder 12. Monat ſchwanger ſeyn könne? Weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit läßt ſich läugnen; (dies beweißt die vorliegende Geſchichte) der Satz wird aber ſtets dahin beſtimmt werden müſſen, daß bey einer geſunden Perſon die Geburt längſtens im 10 Monate erfolgen oder verdächtig ſeyn dürfte, hingegen bey erwieſener Kränklichkeit der Mutter, heftiger Traurigkeit, Wuth der Gichtmaterie ꝛc. wie bey der Frau von Eyben, allenfalls zugegeben werden könne. Hr. Stein hat ſich erſchrecklich geirret, nicht aus Mangel an Einſichten (dieſe wollen wir ihm nicht abſtreichen) ſondern anfänglich aus Uebereilung, und nicht ſorgfältig genug angeſtellter Unterſuchung, dann aber, wie es ſcheint, aus einer ſtolzen Rechthaberey. Warnung genug für manche junge Herrchen, denen die Mutter Natur noch den Bart verſagt, und die dennoch nach einigen flüchtig durchlebten akademiſchen Jahren, glänzende Lichter ihres Zirkels ſeyn wollen. Wohlan dann, ſo zeigen ſie ihre Kenntnis in der Geburtshülfe durch einleuchtende Proben, und dann wollen wir glauben! Endlich verdienen die Aerzte, ſo die Oefnung der Leiche beſorgten, Hr. Jawandt, und Wagner, ſcharfe Ahndung wegen der höchſt nachläßig und ſchlecht angeſtellten Zergliederung. Es iſt doch wahre Schande, wenn der Leibarzt, Wagner und der Hofmedicus, Jawandt, ihren Sectionsbericht nicht genug beſtimmt oder unvollſtändig abfaſſen, und es auch S. 73. eingeſtehen. Wenn Leibärzte, die gemeiniglich allein weiſe zu ſeyn glauben, ſolche Fehler begehen, was ſoll der arme Provinzialarzt thun! Wie der Kenner richten! Auch dieſer traurige Fall hat uns in der Ueberzeugung beſtärkt, daß die meiſten Leibärzte ſchwach ſind, und man ſich alſo nicht wunderndürfe, wenn ihre Einwirkung auf das Medicinalweſen bey den Fürſten noch immer ſo geringfügig iſt.

Hr.

4) Schö-

4) Schöne Wiſſenſchaften.

Die drey Pachter. Ein ländliches Schauſpiel mit Geſang, in zwey Akten. Nach dem Franzöſiſchen des Herrn Monvel. Für das Deſſauiſche Liebhabertheater umgedeutſcht von W. G. Becker (in Strasburg) Gotha bey Ettinger 1778. 6 Bogen 8.

Das franzöſiſche Original macht in ſeiner Gattung, ein recht artiges Schauſpiel aus. Ein von ſeinen Unterthanen allgemein geliebter Guthsherr, wird durch Unglücksfälle genöthigt ſeine Güter zu verkaufen. Drey Pachter, die in ſeinem Dienſte reich geworden ſind, und dieſe traurige Nachricht eben an dem Tage erfahren, da ſie ihren beſten Herrn als Zeugen bey der Verheyrathung ihrer Kinder, mit ſich frölich ſehen mögten, ſchießen ihr Vermögen zuſammen, um ihn aus der Noth zu reiſſen, und ihn nicht zu verlieren. Der Graf, welcher die Güter hatte kaufen wollen, fügt ſeinen Theil des Seinigen zu der Summe. Die Charaktere, unter denen keiner ſchlecht iſt, ſind gut gezeichnet, aber à la françoiſe, das heißt, ſie ſagen wenigſtens eben ſo viel, als ſie thun. Die hier vorliegende deutſche Umarbeitung hat auch ihren Werth, nur iſt die Poeſie der Arien oft ſehr matt, oder rauh und unharmoniſch, davon mögen die Arie: „Weißt du noch, wer untern Gäſten„ das Duet: „Lenchen ſprach zu Chriſtein letzt„ und das Chor: „Nach dem Ungewitter„ zum Beyſpiel dienen.

Gf.

Die Entführung oder: Alte Liebe roſtet nicht. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Breslau bey G. Löwe 1778. 7 Bogen 8.

Da iſt nun wieder das Werk eines Mannes, der wohrhaftig dem Reichthum der Imagination nach und überhaupt

haupt künftig im Stande seyn könnte für das Theater et was gutes zu liefern, den aber die ansteckende Genieſucht unſerer Zeiten aus den Schranken wirbelt. Zum Leſen iſt dies Stück voll Unterhaltung — Aber, als Schauſpiel betrachtet, was für ein wildes Gewächs! Materiallien zu einem langen Roman in ein Luſtſpiel zuſammen gedrängt; Mit Perſonen überladen, die gar nichts zum Ganzen beytragen, ſondern die blos da ſind, um eine Mannigfaltigkeit von Characters darzuſtellen; Der Wirth, Mamſell Blaß, Mamſel Plinſen, Friedrike, Flaſius Vater und Sohn, ſind lauter entbehrliche Menſchen: Jeden Augenblick Veränderungen des Schauplatzes, wie S. 28. und 29. (Wir müſſen nach Seiten rechnen, denn in Auftritten ſind die Aufzüge auch nicht eingetheilt) Nachläßigkeit im Styl; Einmiſchung fremder Wörter ohne Zahl, z. B. „ Disponiren „ „ Ingrédienzien „ „ operirt „ exiſtiren „ „ desperat „ „ fatal „ „ Sottiſen „ „ leſcherer Kniks „ Eſpece „ obligirt „ „ Routine „ „ Eloge „ „ wos, ſtatt wo es „ „ Na! ſtatt „ Nun! „ mit nauf „ die Szene liegt in einer Stadt „ Wollen „ auf den Sommerhauſe unſere Pfeifen rauchen. „ Ich war ohne Beſinnung „ u. ſ. w. Auch iſt der Dialog meiſt ſehr ungeſchmeidig, und findet man Perioden von der Länge, wie nachſtehende: S. 17: „ Leb„ten unſre lieben Landsleute noch auf den Fuß ihrer Groß„väter, ſchlecht und recht, blieben hübſch in ihrem Beruf; „ der Gang des Lebens würde bey den Meiſten ſo ſchnur„grade ſeyn, als im Gegentheil, die klägliche Thorheit nach„zuäffen, die Lüſternheit gegen andre ehrliche Leute abzu„ſtechen, und Aufſehen zu machen, lauter Verwirrung und „Knoten hinein bringt, und ein fatales Zickzack daraus „macht.

Die Ausſteuer. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen, einer noch ungedruckten Operette. Manheim, bey C. F. Schwan, 1778. 3½ Bogen, 8.

Zu einer franzöſiſchen Operette nach dem Schlage wie Annette et Lubin, Roſe et Collas und andre von der Art ſind, mag das Sujet dieſes Nachſpiels noch ſo ziemlich geſchickt

geschickt seyn. In dieser Gestalt aber möchte es ein sehr uninteressantes mittelmäßiges kleines Stück aus, besonders, da die Sprache hie und da äusserst gemein ist.

Satyren nach dem Geschmacke des Rabeners. Wien bey J. A. E. v. Trattnern, 1778. 12 Bogen, 8.

Diese sogenannte Satyren sind in Gestalt einer Wochenschrift in dem fehlerhaftesten Provinzial-Deutsch geschrieben. Jedes Stück enthält Artickel, wie z. B. Vom Putztische; Vermehrter Versuch (ein neuer Ausdruck) eines teutschen Wörterbuchs; Auszüge aus Lebensbeschreibungen ꝛc. Alles ist mit schaalem Witz aufgestutzt, und hin und wieder kleine Reimlein eingestreuet. Etwas zur Probe von des Verfassers Schreibart: S. 23. „Nun ich schlich hin „dazu, weil ich es nie wagte, ihr meine Neigung zu entdecken, und legte ihr dieses Gedichtgen hin:„

„So schön wie Rosen blühen,
„Wann sie aus ihren Knospen,
„Nur halb entwickelt dringen,
„Und gen die Sonne lächeln, ꝛc.

„Das Gedichtgen gefiel„ ꝛc.
Seite 36.

Der Irrthum.

„Ihr, sprach Azerra zu Rolanden,
„Als sie sichs Montags Morgens fanden
„Mögt noch nach Sonntags Weine stinken,
„Ihr irret, wiedersprach Roland,
„Der sich dadurch beleidigt fand:
„Ich hörte itzt erst auf zu trinken„

Seite 127. „Schauspieler sind Menschen, die uns an „einem Orte durch Unterredungen das Laster verhaßt, und die „Tugend liebenswürdig zu machen suchen„ — Doch genug von diesem kläglichen Produkte!

G.

Amalie oder die Leidenschaften. Ein Drama in fünf Aufzügen von J. Biwancko. Leipzig und Salzburg bey Mayers Erben 1778. 9 Bogen. 8.

Eins der größten Verdienste um unsre deutsche Litteratur hat der Hr. Prof. Claprodt in Göttingen, indem er das Mittel erfunden hat, aus dem gebrucktem Papier wiederum weißes zu machen. Dies jämmerliche Drama verdient auf alle Art eine solche Umarbeitung. Es ist ein hoher Grad von Frechheit, vor einem Stücke, welches von allen Seiten betrachtet, so ganz unter aller Kritik ist, dessen Verfasser nicht einmal deutsch schreiben konnte, seinen Namen zu setzen. Man wird mir den nähern Beweis dieser Behauptungen gern ersparen, wenn man sich nur die Mühe geben will, irgend eine Scene dieses sogenannten Drama, z. B. die, wo sich der Fürst in seiner Traurigkeit auf der Erde umherwälzt, zu lesen.

Zu gut ist nicht gut. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Gotha bey Ettinger 1778. 10 Bogen. 8. Von Herrn Schmid nach dem Englischen des Goldsmith.

Ein sehr gutes Lustspiel, voll Handlung, wachsendem Interesse, Natur und Wahrheit in Darstellung der Sitten und Sprache der feinern Welt. (Eine Vollkommenheit, welche wir bey den mehrsten unserer Nationalstücke vermissen) Dennoch wäre hie und da wohl etwas zu erinnern. Ist es z. B. möglich zu denken, daß ein so übertriebener lächerlicher Windbeutel, als Luftstädt ist, wie er sich gleich in der 5ten Scene des 2ten Acts zeigt, nicht augenblicklich, von einer Frau, wie die Frau von Kricker, welche täglich in der grossen Welt lebt, sollte entlarvt werden? Ferner reimt es sich nicht mit der guten, zärtlichen Sophie Delikatesse, daß sie den Herrn v. Soburg nicht gleich aus der Verlegenheit mit dem Landbereuter (Act. 3. Scene 5.) ruft, sondern diese Verlegenheit durch ihre Gespräche immer größer macht. Aber der Verf. wollte hier eine komische Scene haben, und die ist es in der That. Der deutsche Umarbeiter, der übrigens gewiß Verdienst um das Stück hat, hätte wohl gethan, wenn er sich mehr nach

der

der gewöhnlichen Sprache des Umgangs gerichtet hätte. Welcher Edelmann, und noch mehr, welches Fräulein, wird, wie hier Sophie thut, einen Geheimen Rath: „Gnädiger Herr„ nennen? Der Brief von Chriſtian könnte auch wohl weniger platt ſeyn, um wahrſcheinlicher die Unruhe, welche zur Entwicklung führt, zu erregen.

Yr.

Poetiſche Bilderjagt, zum Vergnügen für junge Leſer und Leſerinnen. Görlitz und Leipzig. 6½ Bogen. 8.

Voran eine kleine Zueignung an Gleim. Ein großer Theil dieſer Gedichte hat gegründete Rechte auf den Beyfall fühlender Leſer; dahin rechne ich unter andern: Die Liebesfeyer die verſchiedene Jagt (mit dichteriſchem Feuer geſchrieben) Zuruf an den Winter und An mein Kätzgen. Mine der gut ſind andere, z. B. Einladung aufs Land und An das Glück. Einige jugendliche Arbeiten hätten ganz aus der Sammlung wegbleiben können. Wenn an der Ueberſetzung der Georgik, wovon hier eine Probe ſteht, die letzte Hand gelegt wird; ſo kann man ſich etwas davon verſprechen. Sprachfehler ſind hie und da, als: ſeyn ſtatt ſind zu gebrauchen, eingeſchlichen. Allein das alles, und der Titel, verdient Nachſicht, ſowohl weil, wie ſchon geſagt iſt, viel gutes darunter angetroffen wird, als weil der Verfaſſer beſcheiden iſt, und endlich, weil er den Recenſenten einen Vertrag Seite 76 anbiethet:

„O laß uns lieber Freunde ſeyn!
„Wir leben kurze Zeit zuſammen,
„Bald werden wir, ich Fidibus und Flammen,
„Du eine Dütte Taback ſeyn.„

G.

Der Tändler. Aus dem Engliſchen. Zweyter Band. Leipzig, bey Schwickert, 1788. 15 Bogen, 8.

Der Tändler und sein Freund unternehmen in diesem Bande eine Spazierreiſs von sechzig (englischen) Meilen zu Fuße, um die Nachtigall singen zu hören, die der Tändler noch nie gehört hatte. Die Begebenheiten, die ihnen aufstossen, sind gröſtentheils von der empfindsamen Gattung. Das beste ist die Geschichte einer Bekanntschaft, welche der Tändler mit einem jungen reitzenden Frauenzimmer macht, bey Gelegenheit eines Gewitters, von dem unsere Reisende so wie dieses Frauenzimmer und ihre Gesellschaft unterwegens überfallen werden. Die Scene mit einem andern jungen Mädchen, das nach ihrem abwesenden Liebhaber in einem Garten seufzt, und von unsern Reisenden hinter der Hecke belauscht wird, ist nicht übel gerathen. Sonst sind noch eingemischt die Geschichte eines abgesetzten Predigers, einer politischen Disputation in einem Wirthshause, und die traurigen Begebenheiten eines Chymikers und Naturforschers, welchen der Pöbel in eben diesem Wirthshause sehr übel mitspielt. In den Unterredungen unserer Reisenden mit diesen beyden Leuten sollen die neuern Lehren über die Luft lächerlich gemacht werden. Nachgeahmt aus Yorik, und verstärkt ist die Begebenheit mit einem Aufwartemädchen im Wirthshause, welchem der Tändler beym Schlafengehn die Verbindung der Ideen erklären will, da er beym Heraufgehn auf der Treppe, ihr hübsches Bein erblickt hatte. Darüber schläft er zu den Füßen des Bettes mit ihr bis vier Uhr des Morgens ein, wofür ihm, wie billig, der Kopf des Morgens tüchtig weh thut — Dieser Band ist interessanter als der erste, weil vielmehr Handlung darin vorkömmt.

Dreyßig Oden aus dem Horaz und drey Eklogen aus dem Virgil übersetzt. Leipzig bey Kummer 1779.

Eine metrische Uebersetzung eines Dichters kan selten treu seyn. Dies gilt vorzüglich von den Uebersetzungen eines lyrischen Dichters, weil jede Sprache ihre eignen lyrischen Wendungen und Schwünge hat, die sehr oft mit dem Metrum, vornemlich wenn es mit dem des Originals einerley seyn soll, in Streit kommen. Daher sieht sich denn der Uebersetzer alle Augenblicke genöthigt, die Ideen des Originals durch Zusatz oder Weglassung oder Umschmelzung — vielleicht dann und wann zu verschönern, immer wenigstens zu verändern. Dies ist selbst

Nam

Ramlern in ſeinen Horaziſchen Überſetzungen mehr als einmal begegnet. Nach Ramlern den Horaz metriſch und zwar im Metrum des Originals zu überſetzen, iſt immer ſehr kühn, und noch kühner iſt's, gerade dieſelben Oden noch einmal zu überſetzen. Der ungenannte Ueberſetzer iſt ſo kühn geweſen. Denn unter ſeinen dreyßig Oden ſind mehrere ſchon von Ramlern verdeutſchet. Allein ſicherlich wär' es beſſer für ihn geweſen, wenn er lauter ſolche gewählt hätte, die Ramler nicht überſetzt hatte. Man würde freylich immer verglichen haben; aber man hätte nur im allgemeinen die verſchiedene Manier und Ueberſetzerſtärke verglichen, da man itzt bey der individuellen Einerleyheit des Originals Zug vor Zug zu vergleichen ſich nicht enthalten kan. Und leyder verliert bey dieſer Vergleichung unſer Ungenannter gar ſehr. Man ſieht wohl, daß er ſein Original mehrentheils verſtanden, aber man ſieht auch, daß es ihm an Gewalt über den lyriſchen Ausdruck fehlt, um die Ideen ſeines Dichters in ihrer ganzen Richtigkeit und Stärke darzuſtellen. Daher kommen manche proſaiſche und matte unlyriſche Ausdrücke und Wendungen z. E. beſſer (rectius) wirſt du leben; klein war ihr eignes, aber beträchtlich, wär des Staats Vermögen: einen würdigen Mann läßt die Muſe nicht ſterben; ich ſchenkte von Erz manches beliebte Stück; dieſer mir recht feſtliche Tag; — ferner manche zu harte Inverſionen z. E. und dir würde die ſchlechteſte nicht meiner Gaben zu Theil; endlich manche wo nicht Verfehlungen, doch Schwächungen des Sinns z. E. gleich in der erſten Ode dulce decus mein erwünſchter Ruhm, nobilis palma der geprieſene Palmzweig, der Schwarm leichter (mobilium) Quiriten. Hie und da iſt doch der Sinn würklich verfehlt, z. E. eben in dieſer Ode: Noch vom zornigen Süd geſchreckt, lobet der Handelsmann itzt die ſichere Stadt. Metuens heißt hier: ſolange er oder während der Zeit daß er den Sturm fürchtet. S. 10. In der 24ſten Ode: Dir vor allen Virgil, der du vergebens fromm, Ihn den Göttern, doch ach! leider nicht ſo vertraut, nun ihn klagend zurückbegehrſt. Aber frustra gehört ganz unleugbar zu poſcis, ob es gleich auch Jani mit pius verbindet, und pius heißt hier wohl nicht fromm, ſondern zärtlich in der Freundſchaft. Non ita creditum läßt ſich freylich wohl ſo erklären: quem tu diis non ita crederes, und ſelbſt Jani ſcheint dieſe Auflöſung des zweydeutigen Participiums vorzuziehn. Aber der

Dichter will ſeinen Freund nicht gegen die Götter verbittern; (und doch wäre das non ita creditum in dieſem Sinn eine erbitternde Vorſtellung.) nein, er will ihn tröſten, will ihn zur geduldigen Ertragung des von den Göttern verhängten Schickſals ermuntern. Und eine ſolche Vorſtellung enthält das non ita creditum, wenn wir es ſo erklären: poſcis Quinctilium, non hac conditione tibi a Diis creditum, ut repoſcere liceret. In der roten Ode L. 2. hätte der Lesart *ſæpius* agitatur die weit ſtärkere und wahrere Lesart oder Konjektur ſævius vorgezogen werden ſollen. Um die Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt den ungenannten Ueberſetzer mit Ramlern vergleichen und unſer Urtheil prüfen zu können, ſetzen wir aus beyden ein Paar Strophen her. Den Anfang der 5ten Ode im 4ten Buch überſetzt der Ungenannte

Sohn der Götter, und ſelbſt deinem Romuliſchen
Volk ein ſchützender Gott! Lange ſchon ſeufzen wir,
Bald dich wiederzuſehn, wie du dem heiligen
Rath der Väter verheißen haſt.

Und die 5te Strophe:

„Denn nun ſchreitet der Stier ſicher durchs Ackerfeld,
„Ceres Milde berhaut, Segen beglückt das Feld,
„Durchs beruhigte Meer fliegen die Schiffer hin,
„Bund und Treue muß heilig ſeyn.„

Eben dieſe Strophen lauten bey Ramlern ſo:

„Du vom Himmel geſandt, du des Romuliſchen
„Volkes Genius! ach! lange ſchon fern von uns
„Komm, verzögre forthin deine den Vätern längſt
„Angelobete Rückkehr nicht.„

— — — —

„Durch ihn trabet der Stier ſicher die Fluren durch,
„Ceres ſegnet die Flur, Ueberfluß krönt das Jahr,
„Friedlich flieget im Meer Segel bey Seegel hin,
„Unverbrüchliche Treue gilt.

Noch eine Strophe, die letzte der 19ten Ode im 2ten Buche:

„Dich (Bacchus) ſchön mit goldnem Haare ſah Cerberus,
„Ward zahm, und legte ſchmeichelnd den Schweif an dich,
„Und ſein dreyzüngig Maul berührte,
„Als du entwicheſt, dir Fuß und Schenkel.„

Ram-

Kamler übersetzt die Strophe so:

„Dir goldgehörntem Gotte ward Cerberus
„Urplötzlich friedsam, lief dir mit regem Schweif
„Entgegen, lekte mit drey Jungen
„Sanft dir den Fuß, da du wieder aufführst.„

Man sieht wohl selbst schon aus diesen Proben, daß man diese Uebersetzung nicht gerade schlecht nennen kann, aber sie ist doch würklich nur sehr mittelmäßig, ob wir wohl hie und da bessere Stellen anführen könnten. Allein durch die angehängte Uebersetzung drey virgilischer Eklogen (der 1sten, 7ten und 9ten) hat uns der ungenannte Uebersetzer gar sehr wieder mit sich ausgesöhnt, und in der That mögt' es wohl nur weniger Männer Sache seyn, in beyderley Gedichtarten eine gute Uebersetzung zu liefern. Diese Uebersetzung der Eklogen ist würklich vorzüglich, ganz in dem naiven ungekünstelten Ton des Originals mit der natürlichen Sprache und Wendung des virgilischen Hyllendialogs. Ohngeachtet erst vor kurzem eine nicht zu verachtende prosaische Uebersetzung aller virgilischen Eklogen erschienen, so glauben wir doch auch diesen Verfasser zu einer vollständigen Uebersetzung derselben aufmuntern zu dürfen. Hie und da haben sich Unrichtigkeiten eingeschlichen, die meistentheils vermieden seyn würden, wenn der Uebersetzer Heynens Ausgabe sorgfältiger gebraucht hätte z. E. gleich in der ersten Ekloge: Da trieb ich die Ziegen selbst unwillig (aeger heißt hier sicherlich krank) und V. 42. ich hätte sonst nirgend die Götter so nahe kennen gelernt (Allein praesentes divi ist so viel als propitii d.) Wir müssen doch auch von dieser Uebersetzung die wir mit Vergnügen gelesen haben, eine Probe geben. Wir wählen den Anfang und das Ende der 9ten Ekloge.

„L. Moris! wo wanderst du hin? zur Stadt, zu welcher der Weg führt?
„M. Lycidas! ach wir erlebten ein nimmer befürchtetes Unglück,
„Daß ein fremder Besitzer auf unserm Güthgen sich einfand,
„Sprach: dies Gut ist mein; zieht aus ihr alten Bewohner!
„Wir, bezwungen und traurig, weil alles das Schicksal verändert,
„Senden ihm nun die Böckchen zum ungegönnten Geschenke.

Das Ende dieſer Ekloge lautet ſo?

„L. Wie du doch Ausflucht ſuchſt, und meine Begierde verzögerſt!
„Sieh! izt ſchweiget vor dir das ebne Gefilde, da jedes
„Sauſen der Winde verſtummt, daß auch kein Lüftchen ſich reget;
„Und wir haben ſchon halb den Weg vollendet; Bianors
„Grabmal zeigt ſich von fern. Hier, wo den Bäumen der Landmann
„Häufiges Laub entſtreift, hier, Möris, wollen wir ſingen;
„Setze die Böckchen hier ab; die Stadt erreichen wir dennoch
„Oder befürchten wir Regen am dämmernden Abend, ſo laß uns
„Singen im Gehn, und ſo die Mühe des Ganges erleichtern.
„Daß wir ſingen im Gehn, will ich dies Bündel dir tragen.
„M. Jüngling, dasmal genug! wir haben jezt andre Geſchäfte;
„Singen wird es ſich beſſer, wenn unſer Menalkas erſt hier iſt.„

Ik.

5) Schöne Künſte. Muſik.

Sammlung deutſcher Lieder für das Klavier von Herrn J. A. Steffan, k. k. Hofklaviermeiſter. Erſte Abtheilung. Wien, bey J. Edlen von Kurzböck, 1778.

Die meiſten Liederkompoſitionen dieſer Sammlung haben uns viel Vergnügen gemacht: es herrſcht faſt durchgängig ein ſehr angenehmer, leichtfließender und ausdrückender Geſang darinnen. Hie und da zuhäufige Verzierungen im Geſange, zu viel Tändelndes und Spielendes im Ausdruck, entſchuldigen wir ſehr gerne mit dem in Wien herrſchenden Geſchmack. Ganz vorzüglich haben uns die Lieder No. I. II. XV. XVIII. gefallen. Wenn wir aus den übrigen etwas hinaus

räu-

mächen ſollten: ſo wären es die häufigen Wiederholungen der letzten Zeilen der Strophe, die ſchon an ſich nicht Liedermäßig ſind, und noch dazu ſelten durch alle Strophen paſſen. Wie z. B. Lied 3. Strophe 2. Lied 5. Lied 7. Strophe 3. und an andern Orten mehr. In einigen Liedern iſt die Wiederholung noch gar durch ein Zwiſchenſpiel getrennt, und wird dadurch deſto unnatürlicher. Wie in den Liedern 4. 7. 8. Das ſind indeß kleine Mängel, gegen die gröſſern Vorzüge dieſer Melodien. Auch macht die Wahl der Lieder dem Komponiſten Ehre; die meiſten ſind nicht nur von unſern berühmteſten Dichtern, ſie ſind auch wirklich ſchön. Bey einigen fehlen die Nahmen der Dichter, wie z. B bey dem herrlichen Klopſtockiſchen Liede: Lyda, und der allerliebſten naiven Romanze von Claudius: Phidyle. Bey dem ſchönen charakteriſtiſchen Liede von Göthe: Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand, ſteht fälſchlich Gleims Nahme. Dies iſt auch das einzige Stück worinnen der Komponiſt den Charakter gänzlich verfehlt hat, weder die Situation noch den Charakter der Perſon hat er richtig gefühlt. Schade daß der Druck, der zwar beſſer und deutlicher iſt, als alles was wir bisher von Wiener Notendruck geſehen, ſo ſehr fehlerhaft iſt, daß faſt keine Zeile iſt, in der nicht falſche Noten ſtänden: ſo wenig auch der Kunſtverſtändige, wenn es gleich hie und da die Harmonie unrein macht, dieſes dem Komponiſten zur Laſt legen wird, der ſonſt ſchon Proben genug des reinen Satzes gegeben, ſo höchſt unangenehm iſt dieſes doch für den Liebhaber, der ſolche häufigen Druckfehler nicht zu verbeſſern weiß. Auch wiſſen wir nicht, warum die meiſten Lieder *Aria* überſchrieben ſind, da dieſes doch nur auf das letzte Stück paßt.

Sw.

Die Friedensfeyer oder die unvermuthete Wiederkunft. Leipzig bey S. L. Cruſius 1779.

Was der Dichter zu viel hat, hat der Komponiſt zu wenig. Jener hat in vier Zeilen Herrlichkeit, buntfarbig Blumenkleid, ſamtnen Teppich, Demant, Perl und Edelſtein, Roſen, Lilien und Jaſmin, und dieſer arme Notenmann, auf vier Bogen nicht viel mehr, als zwey Waldhörner blaſen in die Luft bleiben können. Heißt

aber zu verſchiednen Mahlen: Chor, Duett, Terzett: Alles ſcheint, ſollte ein Kinderſpiel ſeyn: und das mags denn wohl ſeyn.

Six Duettes a Deux Flutes Traverſieres compoſées par *Wolff*. Organiſte à Stettin. Oeuvre premier. Berlin et Amſterdam chez Hummel.

Die Freunde der Flöte werden dieſe Duetten mit Vergnügen ſpielen: ſie ſind angenehm, fließend und unterhaltend. Und wenn ſie auch gleich in Abſicht auf die Arbeit nicht mit der Strenge gearbeitet ſind, die der ſcharfſinnige Thepretiker von dem Duettenkomponiſten zu fordern, gewohnt iſt, ſo übertreffen ſie doch an fleißiger Arbeit ſehr viele und faſt alle Duetten, die wir nach den Quanziſchen Flöten-Duetten geſehen haben.

Eb.

6) Romanen.

Leben und Abentheuer des Küſters zu Kummersdorf Wilibald Schluterius. Halle bey Hendel. 1779. 14 Bogen. 8.

Auf dem Titel ſteht noch, daß es ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker ſeyn ſoll. Das iſt eine ziemlich unverſchämte Anmaßung. Der Verf. hat vom Nothanker nichts weiter nachahmen können, als ein Paar Nahmen in ius, Schluterius, Brephobius ꝛc. Die Geſchichte iſt möglichſt platt und kahl, zur Ergötzlichkeit der ſchlechteſten Klaſſe von Leſern mit Schwänken aus Calenbern aufgeſtutzt und mit unſaubern Hiſtörchen gewürzt.

Mr.

Waldeck auf der Reiſe in ſein Vaterland. Halle bey Joh. Chr. Hendel. 1779. 264 Seiten in 8.

Die

Die Geſchichte, die in Briefen abgefaßt iſt, und ſo ziemlich im alten Weiberton hergeleyert wird, iſt kurz dieſe: Waldeck, ein junger Menſch aus Ungarn gebürtig, kommt auf der Rückreiſe in ſein Vaterland mit einem abgedankten Officier im Wortwechſel; dieſer rächt ſich dadurch an ihm, daß er ihn im preußiſchen Lager bey Silberberg als einen Spion angiebt. Waldeck wird alſo heimlich durch ein Kommando aufgehoben, einigemal Kriegsrecht über ihm gehalten und er endlich nach Berlin gebracht. Melimburg, einer ſeiner vertrautſten Freunde macht ſich auf, ihn zu befreyen, wird unterwegs von Kroaten überfallen, geplündert, muß Dienſte nehmen und wird einige Tage nachher von den Preuſſen gefangen und ebenfalls nach Berlin gebracht. Es verſteht ſich daß beyde Freunde ſich hier treffen müſſen; andere Freunde bewürcken darauf ihre Loslaſſung, wobey das Fräulein von Waldeck, eine Schweſter unſers Helden, die er aber in ſeinem Leben nicht geſehen, eine wichtige Rolle ſpielt. Der Leſer muß ſchon voraus vermuthen können, daß Melimburg ſich in ſie verliebt und ſie heyrathet. Der Verf. verſichert ganz ernſthaft, daß die Geſchichte wahr und alle Briefe ächt ſeyn ſollen. — Kann immer ſeyn, das Buch bleibt doch erbärmlich!

Mb.

---

7) Weltweisheit.

Ueber das Königliche Däniſche Indigenat-Recht und einige Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft und Geſchichte. Hamburg in der Heroldiſchen Buchhandlung, 1779. 4.

Der unbekannte Verfaſſer hat dieſes Werk in dreyzehn Capitel eingetheilet. In dem erſten Cap. behauptet er den Satz, daß es nur ein einziges allgemeines Staats-Geſetz giebt, nemlich die Beſorgung des gemeinen Beſtens für den Staat, alle andere ſind nach Verſchiedenheit der Länder veränderlich. Hierinn wird jedermann mit dem Verf. einig ſeyn. Wenn er aber vorgiebt, es ſey ſehr ſchädlich, über die Geſetze

ſetze des Landes zu raiſonniren, weitein ganz unbekannter Gegenſtand, Kenntniß der Einzelheiten des Staats, woraus das Ganze beſtehet, und eine genaue richtige Ueberſicht des Ganzen in allen ſeinen Verhältniſſen dazu erfordert wird, und daher ohne Ausnahme behauptet, daß diejenigen, ſo an den Rudern der Regierungen ſitzen, und Geſetze abfaſſen, die Sache ohnſtreitig beſſer verſtehen, als diejenige, ſo die gegebene Geſetze beurtheilen wollen: ſo weiß er entweder nicht, was er ſagt, oder er will nur den Groſſen ſchmeicheln. Die Geſchichte zeigt ja, daß ſehr oft e in Cameral-Finanz-Oeconomie- und Handlungs- ja auch in Juſtizſachen Geſetze und Verordnungen gegeben worden, die dem Staate im geringſten nicht angemeſſen, ſondern mehr ſchädlich als nützlich waren, deren Verfaſſer im geringſten nicht die hinreichende Kenntniß von dem Staate, und was demſelben nüzlich ſey, gehabt, ſondern oft genug Verordnungen aus einem andern Lande anwendeten, die gar nicht auf dieſen Staat paſſend waren. Alle Länder werden Proben genug davon aufzuweiſen haben. Und die Geſchichte zeigt auch, wie ſehr nüzlich es oft geweſen, daß über ſolche Geſetze raiſonnirt, und deren Fehler gezeigt worden. Man denke nur an das, was über die Tortur und Leibeigenſchaft geſchrieben worden. Im 2ten Cap. ſucht er die überwiegende Vorzüge der monarchiſchen Staats-Verfaſſung vor jeder andern zu zeigen. Er legt erſtlich die irrigen Begriffe von der Freyheit vor, und ſagt, „die vollkommenſte Erlaubniß, alles zu thun und zu laſſen, was nicht die Wohlfahrt des Staats, von welchem man ein Mitglied iſt, aufhebt oder hindert, das iſt Freyheit. Die Wohlfahrt des Staats wird durch Geſetze beſtimmet, wo alſo die Geſetze gut, für die Wohlfahrt des Reichs zweckmäßig ſind (hier iſt in den Monarchien ſehr oft gefehlet, und ein ſehr ſtarkes Sappoſitum,) da iſt die vollkommenſte Freyheit.„ Der zweyte Grundſatz iſt die Fähigkeit ſich Eigenthum erwerben zu können. In den Monarchien iſt die Erwerbung des Eigenthums der Grund der Induſtrie, und jeder iſt freyer Herr ſeines Eigenthums. In einem deſpotiſchen Staat fällt das Eigenthum weg, es gehört dem Deſpoten, ſo bald er es verlanget. Dieſes iſt allerdings richtig, ſo lange die Monarchie nicht in einen Deſpotismus ausartet, und die Furcht hievor iſt freylich einer von den ſtarken Gründen, deren ſich die Vertheidiger der republikaniſchen Verfaſſung bedienen. Der Grund der Freyheit ſagt er ferner,

auf

auf welchem sie sich erheben kann, ist Sicherheit des Eigenthums, und eine Monarchie kann ohne Sicherheit des Eigenthums der Unterthanen nicht bestehen, wo der Trieb nach Verbesserung regiert. Ein Monarch, meint er S. 8, kann weit weniger die Freyheit seiner Unterthanen kränken, und ihnen Ungerechtigkeiten wiederfahren lassen, als eine republicanische Regierung, weil der Haß auf ihn allein fällt. In den Republiken herrschen viele zugleich, der Haß des Volks fällt auf viele, und er setzt den Satz voraus, daß die Aristokraten leichter übels thun können, als der Monarch. Wenn viele regieren, so ist unter solchen eher ein Schlechtdenkender anzutreffen, der von Leidenschaften getrieben, öfters wirksamer als alle andere ist. Er macht aus der Geschichte von Holland die richtige Anmerkung, daß in Republiken bey großen Unternehmungen gemeiniglich ein Einziger alles durchgetrieben hat. Die freyen Holländer sind im vorigen Jahrhundert allein von dem de Witt, und im Anfange dieses von dem Heinsius regiert worden. Die Entschlossenheit in wichtigen Vorfällen, und die herzhafte Ausführung der Entschlüsse ist bey einem Monarchen weit eher zu vermuthen, als in einem Staat, worinn viele Personen regieren. Die Noth hat viele freye Völker gezwungen, sich einen Beherrscher zu wählen. Selbst Holland und Dännemark giebt davon Beyspiele. Ersteres mit seinem Erbstatthalter, und bey dem letztern bewog der augenscheinliche Verfall des Reichs die Dänen, ihrem Könige die Souverainität aufzutragen.

S. 14. 15. beurtheilet er die Freyheit der Schweizer, Holländer, und der Reichsstädte in Deutschland. Von den letzten sagt er mit Recht, daß die eigentliche Freyheit, und die gesetzgebende Macht nur in den Händen weniger Familien ist, die den größern Theil der Bürger genug herab zu halten wissen. (Wer die Verfassung der Reichsstädte so gut kennt, als Rec. wird mit demselben von einigen Reichsstädten, wo der Magistrat fast aus lauter Geschlechtern besteht, sicher behaupten, daß derselbe die Güter und Einkünfte des Staats, als sein Eigenthum ansieht, und nach Gefallen nutzet.) Die Auflagen sind in manchen Reichsstädten so groß und drückend, wie in keinem monarchischen Staate, dergestalt, daß die Einwohner emigriren. Man braucht zum Beyspiel nur Nürnberg und Ulm, weil es notorisch ist, zu nennen.

Die

Die Vorzüge des monarchiſchen Staats, die der Verf. nach einander angeführet hat, haben ihren Grund. Bey allo dem aber kömmt es in beyden Theilen darauf an, wie der Monarch beſchaffen, und die Miniſter, Lieblinge ꝛc. die ihn gröſtentheils regieren; und in einem republicaniſchen Staat, wie die innere Verfaſſung und Einrichtung deſſelben beſchaffen, ſo, daß die Macht der Geſchlechter durch die Geſetze eingeſchränkt iſt, wovon man unter den Reichsſtädten Frankfurth und Heilsbronn zum Beyſpiel anführen mag: ſo kann der Bürger nach beyderſeitiger Regierungsform entweder glücklich oder unglücklich leben, je nachdem die Perſonen beſchaffen ſind, die am Ruder ſitzen. Der Verf. urtheilt alſo doch, wie oft in dieſem Buche, ſehr einſeitig. Bey dem Schluß dieſes Kap. S. 16. ſcheint er ſelbſt viel zurückzunehmen, wenn er ſchreibt: „Ich muß nochmals wiederhohlen, daß wenn ich glaube, die monarchiſche Regierungsform habe Vorzüge vor jeder andern, ich eine ſolche Monarchie meyne, wo die Grundgeſetze über den Monarchen herrſchen, und nicht der Monarch über die Grundgeſetze herrſchet.„ Man überlege nun, wie viele Monarchien ſind, auf die dieſes im ganzen Umfange anzuwenden iſt. Im III. Kap. unterſuchet er die Frage: iſt die monarchiſche Staatsverfaſſung der Abſicht, weswegen Societäten errichtet wurden, vollkommen gemäß? Und iſt die Ehre der Grund der Monarchie, und die Tugend der Grund der Republik? Die erſte Abſicht, warum Societäten errichtet ſind, iſt die Sicherheit eines jeden einzelnen Mitglies des gegen die Eingriffe eines Stärkern in ſeine Rechte, aufs möglichſte zu ſchützen. Ohne Geſetze kann die Societät nicht beſtehen. Und weil die Glieder derſelben ſehr mannigfaltig ſind, ſo müſſen auch Verhältnißweiſe unendlich verſchiedene Geſetze ſeyn, wobey es allemal darauf ankömmt, daß ſie jedem Mitgliede ſo viel Freyheit und Rechte laſſen, als für die Wohlfahrt des Ganzen nur immer möglich iſt. Wo mehr wie einer herrſcht, iſt ein getheiltes Intereſſe, und es giebt verſchiedene Meinungen, die jeder durchſetzen will. Der Monarch überſchauet (es wird immer ein Monarch vorausgeſetzt, der überſchauet, und nicht die Augen zuſchließt, wie wir deren in der Geſchichte viele finden) mit einem Blick, belehrt durch ſeine Räthe, das Ganze weit beßer.

Die Tugend, ſagt Monteſquieu, iſt in der Republik, die Liebe zur Republik. Die Tugend iſt alſo in dieſem Verſtande

finde eigentlich Patriotismus, und dieser findet in Monarchien eben so gut statt. (Man hat solches in dem langen Kriege von 1756, in den preußischen Staaten gesehen.) Auch darin, dem Verf. zu Folge, hat die Monarchie den Vorzug, daß die Reichthümer des Staats darin mehr vertheilet sind, als in Republiken, (die französischen Bayern, wenn sie die Generalpachter betrachten, werden dies dem Verfasser nicht glauben, und die holländischen Bauern, im Gegentheil auch nicht, wo oft die Aristokraten, die einträglichsten Aemter an sich reissen, ihre Kinder und Verwandte dabey anbringen, durch wechselseitige Gefälligkeiten die andern niederdrücken, und sich durch vielfältige Künste bereichern. Man muß aber freylich immer nach des Verf. Voraussetzung an eine Monarchie denken, wo die Gesetze über den Monarchen herrschen, denn sonst hat man ja auch Beyspiele von Favoriten welche große Misbräuche veranlasset haben. Das IV. Cap. enthält **Betrachtungen über die alten griechischen Republiken.** — Sie gründen sich auf den Hauptsatz, daß die Abhängigkeit von einer Oberherrschaft, die die höchste Gewalt hat, schlechterdings nothwendig sey, sobald eine gesellschaftliche Vereinigung entstehet, so die Sicherheit des Eigenthums zum Grunde hat. Denn sobald durch Cultur des Ackers Vermögen erworben wird, macht die Sicherheit des Vermögens eine höchste Gewalt nothwendig. Die nordischen Völker so im V. Jahrhunderte die europäischen Länder occupirten, hatten vorher kein Eigenthum, und waren frey. Wie sie aber Länder besassen, und sich in deren Besitz schützen wollten, so entstand gar bald das Feudal-System. Soll das Landeigenthum gegen die Nachbaren durch Kriege geschützt werden, so kan solches am besten durch Monarchen geschehen. Die Griechen versuchten einmal das Gegentheil mit ihrem Schaden, wie sie das Commando über das Heer gegen die Perser 10 Generalen auftrugen. Die üblen Folgen davon, bewogen den Aristides ꝛc. ihrer Herrschaft freywillig zu entsagen, und den Miltiades zum Monarchen anzunehmen, und dieser schlug die Feinde. Die ersten am Euphrat und Tygris entstandene Reiche der Welt waren Monarchien. Die griechischen und italienischen Staaten waren ursprünglich Monarchien. Durch verschiedene Revolutionen wurden sie erst in der Folge Republiken. Bey der unglücklichen Regierung der schwäbischen Kayser erhielten die meisten deutschen freyen Reichsstädte ihre Privilegien,

und

und in Italien entſtanden, hauptſächlich wegen der weiten Entfernung und Abweſenheit des Oberhaupts, Republiken.

Die Griechen, ſo anfänglich wie andere Völker von Königen regieret wurden, ſind eigentlich die Erfinder der republikaniſchen Regierungsform. Die erſte Art von Demokratie entſtand zu Theben, und zu Achaja die erſte Art von Ariſtokratie welchen bald andere folgten. „Dieſe griechiſchen Republiken, ſagt der Verfaſſer S. 26. waren es, ſo die Stimme der Freyheit erhoben, und da es groſſe Redner unter ihnen gab, und vortrefliche Schriftſteller, ſo hat ſich mit ihnen zugleich bis auf unſere Zeiten ein Begriff der Freyheit fortgepflanzet, der von ſehr vielen nicht verſtanden wird, die ihn im Munde führen.„ Er ſagt ferner S. 27. „die freyen Griechen waren nicht ſo frey, wie ſie glaubten oder ſagten; ſie waren zu allen Zeiten Ungerechtigkeiten ausgeſetzt, die nur in verderbten monarchiſchen Staaten ſich finden. Die gröſte Tugend der ſogenannten gröſten Patrioten, war mehr Ehrgeiz als Tugend. (Dies ſo allgemein zu ſagen iſt ſehr ungerecht. Mit eben einem Federſtrich könnte man die Tugend aus allen monarchiſchen Staaten wegſtreichen, wo von jeher auch der Ehrgeiz eine ſtarke Triebfeder geweſen iſt.) Das Volk wurde von Ariſtokraten dupirt, und als es endlich Demokratien errichtete, giengen die Republiken zu Grunde„ Dieſe Sätze ſind in der Folge durch hiſtoriſche Facta, vorzüglich mit dem Beyſpiel von Athen, wo nach abgeſchafter monarchiſchen Regierung, die Ariſtokratie das Volk ſo außerordentlich drückte, daß Plutarch in dem Leben Solons die Tyranney nicht grauſam genug beſchreiben kan, bewieſen. Die beſtändigen Abänderungen der Regierungsformen bey den griechiſchen Staaten überzeugen an ſich ſchon, wie grundlos und ſchwankend ſie geweſen ſind. Die einzelne ſehr deciſiven Facta, ſo S. 30. u. f. w. mit vielen daraus gezogenen Anmerkungen angeführet werden, muß man, um nicht zu weitläuftig zu ſeyn, übergehen, woraus klar erwieſen iſt, daß die Athenienſer ihre gröſten und verdienteſten Männer, von dem Miltiades an bis auf den Phocion, hingerichtet, verbannet, verfolget und auf allerley Art mishandelt haben.

Cap. V. enthält Anmerkungen über die römiſche Republik und über Carthago. Die ſehr fehlerhafte Staats-Verfaſſung der römiſchen Republik iſt ſehr lebhaft darin geſchildert. Es heißt unter anderm davon S. 34. „Der Adel

oder

oder die sogenannten Patricier, und das Volk, waren beständig mit einander wegen ihrer Rechte im Streite, und dieser unglückliche Zwist dauerte fort, bis auf die Zeit der Gracchen, da die Verfassung demokratischer wurde; aber eben von der Zeit an eilte Rom dem Ende seiner Republik mit schnellen Schritten entgegen.„ Nach der Vertreibung der Könige und der Einrichtung der Republik, war das römische Volk übler daran, wie vorher. Die stolze gebietrische Aristokraten, die Patricier, hatten den Senat auf ihrer Seite, der gleichfalls aus Patriciern bestand, und das Volk war gänzlich ihrer Willkühr überlassen. Sie hatten alle Gewalt in Händen, alle Staats- und Kriegsämter, Priesterwürden ꝛc. wurden durch sie vergeben, und die eroberten Länder nahmen sie zu sich. Dieses dauerte über 200 Jahre, bis nach und nach das Volk sich gleichen Antheil mit den Patriciern daran durch Gewalt verschafte. Um das Volk auf andere Art zu beschäftigen und hievon abzuziehen, fiengen die Patricier auswärtige Kriege an. Ist eine Staatsverfassung zu loben, deren Eigenschaft es erfordert, daß die Mitbürger ohne Noth getödtet werden, damit die Regierungsform bleibt, und die vornehmen Geschlechter nicht ihre Vorrechte verlieren? Seitdem aber die Grachen eine ächte Demokratie einführen wollten, entstanden in Rom Empörungen, Unordnungen, und zuletzt bürgerliche Kriege, die sich mit dem gänzlichen Umsturz der Republik endigten. Wie sie endlich errichtet war, und das Volk mitherrschete, so schmachtete es doch in der gröſten Armuth und gewann nichts. Die vornehmen Plebejer, so zu vornehmen Würden gelangten, machten mit den Patriciern gemeinschaftliche Sache wider das Volk, und diese erwarben unermeßliche Reichthümer, wenn das Volk verhungerte. Die Namen, Lucullus, Crassus, Lentulus, sind bekannt, deren jeder auf 18 bis 20 Millionen Güter besaß, zu einer Zeit, wo das herrschende Volk nicht satt Brod hatte, indem die Vortheile des Ackerbaues gänzlich in den Händen der Vornehmen waren, den sie durch Leibeigene mit geringen Kosten bearbeiten ließen, wodurch Italien fast mit lauter Sklaven bevölkert, und durch die beständigen Kriege von tüchtigen Männern entblöſet ward, so, daß sie kaum mehr die Rekruten für die Legionen stellen konnten. Aus dem Handel konnten die Römer keine Vortheile ziehen, weil sie keinen hatten, indem sie die Eroberungen statt des Handels ansahen, und bey Austheilung der Aecker wurden die Ar-

ſie um ihr Vaterland zu retten, freywillig mit dem ſtärkſten Zutrauen am 18. Octobr. 1660. ihrem Könige die völlige Souverainität auftrug. Dieſe große Revolution gab der Däniſchen Nation ein neues Leben, alle Theile des Staats erhielten neue Kräfte, und aus der Däniſchen Geſchichte von dieſem Zeitraum ſuchet der Verfaſſer ſeinen Satz, daß die Monarchiſche Regierung die beſte ſey, zu beweiſen. Die Specialbeweiſe ſind von S. 55. unter jeder folgender Regierung bis auf den heutigen Tag mit guter Auswahl aufgeſtellet, und viele weiſe Verordnungen angeführet, wohin er vorzüglich auch die Indigenats-Acte von Anno 1776. rechnet. Dieſe iſt hier wörtlich S. 58. inſeriret, und hat die Rubric: **Das Indigenat-Recht wodurch der Zugang zu Aemtern in den Königl. Staaten den eingebohrnen Unterthanen oder denen, die ihnen gleich zu achten ſind, allein vorbehalten wird. Gegeben auf dem Schloße Chriſtiansburg den 15. Januar 1776.** Im IX. Cap. iſt der Verfaſſer bemüht die **Billigkeit und Gerechtigkeit dieſer Acte** zu rechtfertigen, und weil er ein Ausländer iſt, wie er S. 64 ſchreibt, ſo kann man ihm auch nicht den Vorwurf der Partheiligkeit machen, man müßte denn glauben er ſuche das Indigenatrecht für ſeine Kinder zu erwerben. Wir wollen ihm in ſeiner Rechtfertigung Schritt vor Schritt, ſo kurz als möglich iſt, folgen. Gegen den erſten Satz, daß nichts billiger und gerechter ſey, als die Dienſte des Staats, den Bürgern deſſelben, die Laſten des Staats tragen, zu ertheilen, iſt nichts einzuwenden. Die Acte ſagt gar ſchön: **Die Billigkeit will, daß des Landes Dienſt, die Kinder des Landes nähre, und die Vortheile im Staate den Bürgern deſſelben zu Theil werden.**, Der Vorwurf, daß auswärtigen Gelehrten, Militair Perſonen, Künſtlern, groſſen Kaufleuten ꝛc. dadurch der Zugang verſchloſſen, und noch die Frage ſey, ob für alle Arten von Bedienungen, und alle Zweige der öffentlichen Wohlfahrt des Staats hinreichende eingebohrne Männer zu allen Zeiten vorhanden, ſo, daß das Beſte des Staats niemals darunter leiden könne, iſt in der Acte ſelbſt, was den erſten Punkt betrift, uns deucht, klar gehoben, weil alle Ausländer vollkommene Freyheit haben im Lande zu wohnen und ſich den Geſetzen des Staats gemäß zu nähren, auch die Kinder dieſer Auswärtigen, ſo im Lande gebohren, für **Eingebohrne** geachtet ſind, ingleichen diejenige ſo 30000 Thlr. in den Staat bringen, erben, oder ſonſt zu eigen übekkommen, die Häuſer

Ge-

und Fabriken 10000 Thlr. werth, sich erwerben. ꝛc. Große Gelehrte und Künstler sind nach §. 5. nicht ausgeschlossen und die Tapferkeit in seinem Dienste zu belohnen, behält sich der Monarch §. 5. vor, mithin stehet auch diese Laufbahn der Ehre und des Verdienstes den Auswärtigen offen. Auch alle diejenige Ausländer, so bey Publication der Acte in Aemtern des Staats waren, sind für Eingebohrne erkläret. Was den zweyten Punct anlangt, ob die **Eingebohrnen** hinreichend sind, allen Arten von Aemtern tüchtig vorzustehen, ist allerdings die gegründete Vermuthung, und solches in Zweifel zu ziehen, würde man eine ganze Nation beleidigen, und etwas behaupten, wovon man schwerlich eine so starke und genaue Kenntniß, wie doch dazu nöthig ist, erlangen kann. Zudem hat sich ja auch der König in besondern Fällen vorbehalten, eine Ausnahme von diesem Grundgesetze zu machen, wodurch ja der etwa vorfallende Mangel ersetzet werden kann. Daß es auch der Dänischen Nation nie an eingebohrnen tüchtigen Männern gefehlt hat, beweiset der Verfasser im X. Capitel so **Bemerkungen** enthält **aus der Dänischen politischen und gelehrten Geschichte in Bezug auf das Indigenat-Recht.**

Im XI. Cap. fähret der Verf. **mit politischen und statistischen Anmerkungen das Dänische Indigenat-Recht betreffend** fort und zeiget, daß **die Bevölkerung des Landes** im geringsten nicht leidet. Die Anmerkung, so er über die Mittel und Wege das Land zu bevölkern macht, ist ganz gut, und bestätiget sich aus der Erfahrung, zumal was den Punkt **fremde Colonisten ins Land zu ziehen**, betrift, doch ist sie nicht so allgemein, und so entscheidend anzunehmen, wie der Verf. thut. Es ist wohl gewiß, daß ein großer Theil schlechte Leute sind, sonst blieben sie in ihrem Vaterlande, es sey dann, daß Religionsverfolgung, und harte Auflagen sie zum emigriren zwingen. Sie sind gemeiniglich in ihrem Vaterlande eine andere Lebensart gewohnt, auch eine andere Art von Wirthschaft, mithin wird ihnen der neue Gegenstand bald mißfällig, und wenn ihre freyen Jahre geendiget sind, so laufen die mehresten wieder davon, und die wüsten Höfe kommen endlich an die Eingebohrne, so der Landesart gewohnt sind, welchen man sie auch vorher mit viel wenigern Aufwand hätte geben können. Das klare Beyspiel von Jütland, so S. 83. angeführt ist, wo der König Friederich V. in den Jahren 1759 bis 1761. dreyhundert pfälzische und heßische Familien in den dasigen

Heiden anſetzte, die aber in wenigen Jahren wieder fortzie-
gen, und ihre Höfe den eingebohrnen Dänen überlieſſen, könnte
hiervon hinreichend überzeugen. Von den preußiſchen Län-
dern iſt bekannt, daß der jetzige König eine ſehr groſſe Anzahl
fremder Coloniſten mit ſchweren Koſten ſeit vielen Jahren da-
rin angeſetzt hat. Ganze Dörfer ſind auf den wüſten Feld-
marken neu angelegt, wüſte Hofſtellen in den alten Dörfern
wieder bebauet, und die Länder ohnſtreitig dadurch mehr be-
völkert worden. Ohngeachtet nun, daß der gröſte Theil die-
ſer Coloniſten wüſte Feldmarken und Aecker bekommen, die
nicht ſo ſchlecht, ſondern durch gute Bearbeitung und Fleis
ihren Mann ernähren konnten, auch ſonſten auf alle mögliche
Art ihnen durch die königliche Gnade aller Vorſchub geſchehen
iſt, ſo ſind doch ſehr viele derſelben nach abgelaufenen Freyjah-
ren heimlich wieder davon gegangen, und die wüſten Höfe
durch Einländer wieder beſetzet worden. Nach und nach ſind
dieſe Fremden durch Verheyrathung und ſonſten mit den Ein-
ländern mehr vermiſchet, und die Landesart und den Ackerbau
gewöhnt geworden, daß man jetzo eine groſſe Anzahl neu an-
gelegter Dörfer in den preußiſchen Staaten antrift, die ſich
recht gut ſtehen, und dem Lande in Wahrheit zum großen Nu-
tzen gereichen. Dazu haben die Coloniſten verſchiedenes Nütz-
liche aus ihrem Vaterlande mit gebracht, ſo dem Lande zum
Vortheil gereichet, und die alten Einwohner zur Nachahmung
gereitzet hat, wohin ich unter andern nur den ſehr vortheilhaf-
ten Kartoffel-Bau rechnen will, den die Pfälzer Coloniſten
vorzüglich eingeführet haben. Mithin kann man dem Verf.
bey dieſem Punkt nicht völlig Beyfall geben, in einzelnen Stü-
cken hat er Recht. Der **Mangel an Nahrung**, ſo durch Ver-
nachläßigung des Ackerbaues, durch verabſäumte Induſtrie,
und durch ſchlechte Policey (wozu man vorzüglich auch den
Mangel an Fabriken, beſonders **wollenen** rechnen kan) ent-
ſtehet, iſt vor andern das gröſte Hindernis der Bevölkerung.
Der Rec. glaubt, daß ein Ort, wo viele **wollene Fabriken**
ſind, und dabey in der Gegend wohlfeil zu leben iſt, eine Men-
ge fremder Arbeiter, Spinner, Weber ꝛc. von ſelbſt an ſich
zieht, und ihn volkreich macht. Er hat ſolches an verſchiede-
nen Orten auf ſeinen Reiſen geſehen, und will nur 3 davon
nennen, nemlich **Vervier** im Biſchofthum Lüttich ohnweit
Spaa, **Mühlhauſen** im Elſas, und **Göppingen** im Herzog-
thum Würtenberg, wo die Menge von Fremden ſich von ſelbſt
hin-

hingezogen, weil ſie ihren Unterhalt daſelbſt gefunden haben. Hieher gehört ferner, daß die Auflagen und Abgaben in einem Staat mäßig und gehörig vertheilt ſind, ſonſten ſchreckt ſolches natürlicherweiſe die Fremden ab. Dieſes behauptet der Verf. ſonderlich von den däniſchen Unterthanen, und macht es S. 87. ſehr wahrſcheinlich, daß im Durchſchnitt jeder Unterthan jährlich nur 3 Thaler gibt, da hingegen in England und Frankreich ſolches über 7 und 8 Thaler beläuft. (Der Durchſchnitt iſt nicht ganz hinlänglich, auf die Vertheilung kommt auch viel an.) Zu Kriegszeiten ſind die Auflagen in Frankreich enorm, wie man denn angiebt, daß in den letzteren 7 Kriegsjahren die franzöſiſchen Unterthanen, außer den andern Abgaben zu dieſem Behuf die entſetzliche Summe von 1106,216,261. Livres dem Könige gegeben haben. Es iſt alſo kein Wunder, wenn der gröſte Theil der Einwohner ſo arm iſt, wie er beſchrieben wird.

Den Zuſtand der **däniſchen Bauern** beſchreibt der Verf. S. 88. ſehr gut, und zeigt, daß die **Leibeigenſchaft** derſelben längſt aufgehoben iſt. Er macht dabey die Anmerkung, daß eben dieſes königliche Geſetz des **Indigenatsrechts** die Einwohner aufs neue mit mehrerer Anhänglichkeit an die Bebauung des Landes ꝛc. belebet, und die Nationalliebe vermehren werde. Die beſte Bevölkerung geſchiehet allerdings durch die eignen Einwohner des Landes. Haben dieſe hinreichende Nahrung, und ſind nicht durch harte Auflagen gedrückt, ſo werden ſie ſich ſelbſt ſtark genug vermehren, und man kann alsdenn dem Süßmilch glauben, daß in 100 Jahren, wenn nicht langwierige Kriege, Peſt und ſchwere Seuchen vorfallen, die Verdoppelung der Zahl bey den Einwohnern von ſelbſt erfolgen könne, und auch erfolgt ſey. Der S. 94. vorgelegte Auszug aus einer vollſtändigen Liſte aller Gebohrnen und Geſtorbenen in geſammten däniſchen Staaten von A. 1777. beweiſet, daß in ſelbigen 54,557 geſtorben, und 64,281 gebohren, mithin 9724. mehr gebohren als geſtorben ſind. Die Anzahl aller Lebenden beträgt nach einer andern Liſte 2,012,158 Perſonen, mithin verhält ſich die Zahl der Geſtorbenen zu den Gebohrnen wie 17 zu 20, und von 32 Menſchen iſt nur 1. geſtorben. Dieſes giebt allerdings eine gegründete Hoffnung zur Bevölkerung.

Im XII. Cap. ſieht der Verf. dieſes Geſetz auch als ein Mittel zur Beförderung der Induſtrie, der Manufak-

turen, des Gewerbs und Handels an, weil der Fleiß der Einwohner dadurch begünstiget ist, und die auswärtigen großen Künstler und Fabricanten auch nicht ganz ausgeschlossen sind, sondern den Eingebohrnen in gewissen Fällen gleich gehalten werden, so allerdings geschickte und begüterte Fremde anlocken kann, zumal die Manufacturen durch das **allgemeine königl. Magazin** in Kopenhagen ungemein viele Unterstützung haben. Der Verf. sagt S. 104. von den Fabriken so die Materialien gröstentheils aus fremden Ländern erhalten; „Sie haben nur **einen erzwungenen Bestand, und können nie blühend werden.**„ Dies ist in gewisser Absicht wahr, leidet aber doch auch große Einschränkung. Z. B. Wenn das Fabrikat unumgänglich nöthig ist (z. B. Zucker), oder wenn die Materialien gegen Landesprodukte eingetauscht werden, so kann die Bearbeitung fremder Materien mit großen Vortheil getrieben werden. Was er in der Note S. 104. von den preußischen Fabriken, daß die rohen Materialien die **Hälfte des Preisses** der Waare kosten, mithin gleichfalls **erzwungen** wären, sagt, zeigt, daß er vom Manufacturwesen überhaupt und besonders von diesen Manufacturen gar nicht unterrichtet ist. Verhältniß des Werths der Materialien zum Arbeitslohn und folglich zum kostenden Preis der Waare (vom Verkaufpreis wird doch hoffentlich der Verf. nicht reden wollen.) ist ja nach Beschaffenheit der verschiedenen Manufacturen und Fabriken gar sehr verschieden. Der daselbst S. 105. angeführte Specialfall von der Hutmanufactur zu Potsdam, wo 1774. für 16800 Rthlr. Hüte gemacht, dazu aber aus England ꝛc. für 9000 Rthlr. Materialien verbraucht sind, erweiset nicht nur nicht das Allgemeine, sondern der Verf. weiß dessen Beschaffenheit gewiß nicht. Die Nachricht ist aus Büschings Reise nach Rekahn S. 169 genommen, wo stehet, daß die 9000 Rthlr. Materialien aus **England, Amsterdam** und **Pohlen** gezogen wären. Nun ist aber bekannt, daß die pohlnischen Produkten gegen Landesprodukten eingetauscht werden, und also deren Verarbeitung sehr nützlich ist. Der Recensent hat auch besondere Ursach zu zweifeln, daß die Angabe so vieler ausserhalb Landes verschriebenen Materialien, richtig seyn könne. Da der gröste Theil dieser Hutmanufactur gewiß aus ordinairen und Mondierungsstücken bestehet, so werden diejenigen, welche verstehen, wie viel zu solcher Manufactur der Arbeitslohn, in Proportion auf die Waare betrage, und welche Materialien dazu nöthig sind, die genug im Lande gefunden werden, ihm gewiß

wiß Recht geben. Die Vortheile aus dieſem Geſetz für den Handel ſind S. 105. ſehr ſcheinbar gemacht, daß nunmehro die Fremde nicht mehr ſo vielen Vortheil ziehen könnten, die ſonſt wenn ſie ſich bereichert hatten, das Land verließen. Doch iſt das Raiſonnement nicht recht paſſend. Ueberhaupt ſcheint der Verf. von Fabriken und Handlung nichts zu verſtehen.

Merkwürdig iſt zuletzt der angehängte Plan von A. 1772, nach welchem die däniſche Kriegsmacht zu Lande beſtehen ſoll in 78015 Mann, die aber erſtlich durch 8 neue Regimenter nach und nach die Anzahl erreichen wird, da die Armee jetzo, wie der Verf. ſchrieb, nur 60000 Mann ſtark war. Im XIII. Kap. geht die Schlußbetrachtung dieſer Schrift dahin, daß das Indigenatrecht die wackern Dänen mit neuer Lebhaftigkeit ermuntern wird, ſie, die würdig geachtet werden, alle Dienſte des Staats zu verwalten, müſſen ihr Genie aufs neue beſeuert fühlen, müſſen fühlen, daß ſie zu groſſen Beſtimmungen ſich fähig machen können. Das Vaterland ſiehet auf ſie, von ihnen erwartet es nun alles — ſie müſſen es pflegen, vertheidigen, beſchützen, bereichern. Ihre Pflichten ſind gröſſer geworden, ſie ſind dem Vaterlande aufs neue verbunden, das ihnen ſeine Güter ſo beſonders zueignet, und ſich ſo ganz vorzüglich ihnen anvertrauet hat. Wo es hergegen für jeden Patrioten kränkend ſeyn muß, wenn er ſiehet, daß Ausländer die Dienſte des Staats verwalten, und Aufſeher oder Befehlshaber (hier iſt wahrſcheinlich der Struenſeeiſche Vorfall gemeinet, der auch vermuthlich Gelegenheit zu der Indigenatsacte gegeben hat) in der Nation werden. Sein Eifer muß geſchwächt werden und ſeine Furcht für Fremde zu arbeiten, die Antheil an ſeinen Abgaben haben, muß ihn muthlos und träge machen. In dieſem Enthuſiasmus beſchließt der Verf. dieſe Schrift. Der Recenſent wünſcht, daß nach funfzig Jahren einſichtsvolle Beobachter alle dieſe warmen Erwartungen in den däniſchen Staaten erfüllt finden, und ſie auch für Folgen des Indigenatgeſetzes erkennen mögen. Denn eigentlich nur die Nachwelt kann die Folgen aller Verordnungen und Verfaſſungen völlig unpartheyiſch anſehen.

I.

Elementa philoſophiæ contemplativæ ſive de ſcientia ratiocinandi, notionibus diſciplinarum fundamentalibus, Deo, univerſo et ſpeciatim de homine. Autore *Godofredo Ploucquet* Log. et Metaphyſ. Prof. publ. ord. in univ. Tubing. reg. acad. ſcient. Berolin. ſodali. Cum tabula aenea. Stutgardiae, Imp. Mezleri, 1778. 8.

Dieſes Werk iſt die dritte Umarbeitung der Principia de ſubſtantiis et Phænomenis des Hrn. P. die er zuerſt vor ſechs und zwanzig Jahren, und hernach mehrmal unter veränderten Aufſchriften vermehrt und verändert herausgab. Dieſe Bemühung einem Buche, das nur Anfangsgründe enthalten ſoll, immer mehr Vollkommenheit zu geben, macht dem gründlichen Verfaſſer nicht wenig Ehre. Wir können uns nicht in die Beurtheilung verſchiedener Begriffe, Gedanken und Beweisarten einlaſſen, die dem V. eigen ſind, weil uns das zu weit führen, und ohnehin, da das Werk ſelbſt nicht ganz neu iſt, jetzt zu ſpät kommen würde. Von der Einrichtung des Ganzen und von der Methode, worauf es bey ſolchen elementariſchen Werken am meiſten ankommt, wollen wir nur dies wenige bemerken: 1. die Vernunftlehre fängt Hr. P. ſogleich mit der Syllogiſtik an: ob nicht die Deutlichkeit und Gründlichkeit des Vortrages der Syllogiſtik durch dieſe Stellung der Materien leide, das müſſen wir einem jeden zu bedenken geben, der die Verbindung dieſes Theils der Vernunftlehre mit den Lehren von den Begriffen und Sätzen einſieht? 2. Eben ſo ſcheint es uns eine Unbequemlichkeit zu ſeyn, daß Hr. P. ſeine Metaphyſik mit der Lehre von Gott anfängt, und dieſer die Lehren von der Welt und der menſchlichen Seele nachſetzt. Es würde doch, dünkt uns, die Erkenntnis der Vollkommenheiten und Wirklichkeit Gottes ſehr erleichtern, wenn wir in der Pſychologie erſt die geiſtigen Vollkommenheiten hätten kennen gelernt, die wir in der natürlichen Theologie dem vollkommenſten Weſen beylegen, und wenn wir aus der Beſchaffenheit und Wirklichkeit der Welt, auf die Vollkommenheiten und Wirklichkeit der höchſten Urſach ſchlieſſen könnten. 3. Eben ſo wenig ſehen wir, mit welchem Rechte Hr. P. die Ontologie von der Metaphyſik ausſchließt. Da er uns ſei-

nen

nen Begriff von der Metaphyſik nicht mitgetheilt hat: ſo können wir die Schicklichkeit dieſer Ausſchlieſſung nicht beurtheilen. So viel ſehen wir wohl, daß man die ontologiſchen Grundſätze in den untergeordneten Theilen der Metaphyſik nicht entbehren könne, man mag ſie übrigens abhandeln wo man will.

Gb.

Zur Bildung des Menſchen. Breslau und Leipzig, 1779. 8, 11 Bögen.

Mit der gröſten Begierde nahmen wir dieſe Schrift in die Hand, aber wir haben uns abſcheulich betrogen. Wie viel Impertinenz gehört dazu, vor ſo ein unerträgliches Geſchmiere dieſen praleriſchen Titul zu ſetzen? Hr. Herſemann der ſich in der Vorrede unterſchreibt, thut ſich gewaltig viel auf ſeine gute Abſicht zu gut — aber er vergas, daß ſchon Paulus ſagte, man dürfe nicht Böſes thun, daß Gutes daraus komme. Er ſchreibt an Loretten, will ſie Tugend lehren, und ſagt doch S. 48. „Ihre Tugenden ſind nichts vor Gott, als „eine faule Frucht, auf deren Schale die prächtigſten „Farben ſpielen.„ Trauriges Schickſal des Kindes, das ſolche Lehren hören muß! Es iſt Entweihung der Poeſie, wann ſich der Verf. zu den Dichtern rechnet. Die meiſten Gedichte ſehen wie Gratulantencarmen aus. Auf allen Seiten ſind Fehler gegen die Sprache, harte Conſtruktionen, nonſenſicaliſche Phraſen — verworrene planloſe zuſammengeſtoppelte Sachen — kalte langweilige Erzählungen, abgeſchmackte Briefe, aus denen wir, ob wir uns gleich überwunden haben und alles geleſen, auch nicht einen einzigen würdigen Gedanken auszuheben wüßten.

Uz.

8) Mathematik.

Fundamenta geographiæ et hydrographiæ ſubterraneæ, ad naturæ ductum poſita a *Jo. Guil. Baumer* ſer. Haſſ. Landgr. a conſ. rer. met. et non

nonnullar. Ac. ſc. ſod. Gieſſen, Krieger, 1779. 134 Octavſ. 2 Bog. Kupfer.

l. c. Von der unterirdiſchen Geographie Beſchaffenheit, Werthe u. ſ. w. II. Materie und Bau der Erde. Der Boden des Meeres, nach Boyle, Donati, Linné beſchrieben, da er ſo beſchaffen iſt, wie das Trockne das wir bewohnen. III. Arten der Berge. Zwey an der Zahl. Die eine macht den dichtern Kern der Erde aus, ohne Schichten, der Bergleute rothes todte liegende, die andere hat Schichten, von der neuſten, oberſten, aus Schaalen und Kalkart beſtehend, bis an die unterſte, älteſte, felſichte. Berge, die etwa durch unterirdiſches Feuer oder Erderſchütterungen hervorgekommen ſind, machen keine neue Art aus, weil ihre Schichten ſchon vorhanden waren, nur erhoben wurden. IIII. Höhe und Breite der Berge und Gebürge. Die eigne Höhe, wie hoch ſich der Berg von ſeinem Fuſſe erhebt, iſt von der relativen zu unterſcheiden, welche auf höhere oder niedrigre Lage der Stelle ankömmt, von welcher er aufſteigt. V. Richtung der Berge. Von dem wahren todten rothen liegenden wagt er nichts feſt zu ſetzen, weil von demſelben nur Hervorragungen in den hohen Wackengebürgen, und derſelben aufſteigenden Thälern zu ſehn ſind. Darf man daraus etwas ſchlieſſen, ſo iſt es der Erdaxe parallel, wie die unmittelbar auf ihm befindlichen höchſte Wackenberge. (Der Erdaxe parallel kann wohl eigentlich nicht ſeyn, was ſich auf der krummen Erdfläche ſtreckt. Vermuthlich iſt die Meynung: In der Richtung des Meridians. Der übrigen Berge-Reihe, vom Wacken zum Kalk- und Schaalengebürge, iſt dem Aequator einigermaſſen parallel, doch daß es mit ihm einen ſpitzigen Winkel macht. Dieſe Richtung ſtimmt mit der Bewegung überein, welche das Meer, wegen Umdrehung der Erde um ihre Axe hat. Beyſpiele und Anomalie davon. VI. Urſprung der Schichten oder Strecken der Berge. Die Gegenden die wir jetzo bewohnen, als vormalige Boden des Meers anzuſehn, ſtellt Hr. B. ſich vor, die Berge ſeyen eben ſo entſtanden, wie nach dem II. C. dergleichen noch itzo im Meere entſtehen, und will daher Hrn. Delius nicht glauben, daß die Wackengebürge von Anfange der Schöpfung geweſen, die Flötzgebürge durch die Sündfluth entſtanden. XII. Alter der Berge. Läſt ſich aus dem Anſetzen der Schichten beurtheilen. (Nur

ſind

ſind wohl noch keine Erfahrungen bekannt, wie viel dazu Zeit gehört.) VIII. Stellung und Geſtalt der Schichten. IX. Ordnungen und Claſſen der Berge. Wie ihre Materien nach der Höhe nach einander folgen. Vorgebürge, mittlere oder Gangsgebürge, hohe Wackengebürge. X. Ausſetzung der Flötzen: ältere niedrige Schichten von neuen anderer Art überdeckt. XI. Einzelne Berge: ſie mögen in alten Meeren wie Klippen emporgeragt haben. XII. Verſteinerungen. XIII. Berghöhlen. XIV. Gänge. XV. Andere Sitze von Metallen, Stockwerke, Flötze, durchaus aus Erz beſtehende Berge. Geſchiebe. XVI. Urſprung der Minern, beſonders metalliſcher. Er ſtellt ſich vor, die Klüfte und ihre Ausfüllung haben ſich ſchon ereignet; als noch das alles mit Meere bedeckt war. XVII. Nutzen der unterirdiſchen Geographie. XVIII. Kern der Erde. Eigentlich der Grund aller Bergreihen. Ein zuſammenhängender Wacken, ohne Spalten und Schichten, wie wenn es im Feuer gefloſſen geweſen wäre, ganz hart, dunkelroth, wie magerer eiſenhaltiger Thon, nach der Bergleute Ausdruck, in ewige Teufe fortſetzend, vorerwähntes rothe todte liegende. Stellen wo Hr. B. es geſehen habe, ſind, in den höchſten thüringiſchen Gebürgen, z. E. in dem anſteigenden Thale: die Schurte, auch bey Stützerbach am meiſten, in dem höchſten thüringiſchen Wackengebürge, bey Schmiedefeld. Hieraus ſchließt der Hr. B. der Erde Mittelpunkt ſey weder hohl noch voll Waſſer, ſondern höchſt dicht, hart und undurchdringlich. (Eigentlich iſt das ganze Trockne, das Menſchen bewohnen, eine Menge von Erhöhungen über der Oberfläche des jetzigen Meeres, unſre Bergleute ſind im Tiefſten immer noch höher als die Oberfläche des Meers, wie ſich aus dem Barometer ſchlieſſen läßt, und ſo wäre wohl eigentlich der Kern der Erde das, worauf Meer und Trocknes zuſammen ruhn; an dieſen iſt noch keiner von denen die auf Erden leben gekommen, wir können nur von der Oberfläche der Erde reden, die wir bewohnen, von dem eigentlichen Innern der Erde wiſſen wir ſoviel, als Inſecten, die in den Ritzen der Rinde einer alten Eiche herumkriechen, vom Holze und Marke des Baumes.) XIX. Wackengebürge und deſſen Arten. XX. Hornſteinichtes (ſeries cornea). XXI. Schieferichtes. XXII. ſchwarzer Schiefer, Steinkohlen, Kies, unterirdiſche Feuer. Dieſe thun dem todten Liegenden, und dem höchſten Wackengebürge nichts, weil da keine ſchwarze Schieferlage ſind. Dieſe Feuer nehmen mit ihrer Nahrung ab.

XXIII. Blauer Schiefer. XXIV. Weißer. XXV. Rother. XXVI. Marmorſchicht. Liegt zwiſchen rothen Schiefer und Sande. In Oberheſſen, bey Marburg, bis Fritzlar und Naumburg erſtreckt ſie ſich über Schiefergebürge, und iſt mit Sande bedeckt, erſt am letzten Orte wird ſie von dieſer Sandbedeckung frey. Sonſt finden die Heſſen unter ihren Sandfeldern, eine oder die andere Klafter tief, faſt überall Marmor. XXVII. Kalkartige metalliſche Gebürge. XXVIII. Gypsgebürge. Sie zeigen immer auf Steinkohlen, und Schieferſchichten, die mit der urſprünglichen Säure geſättigt ſind. Könnte alſo der Gyps in ihnen nicht durch die Ausdünſtungen dieſer unter ihnen befindlichen Materien entſtanden ſeyn? Wo Gyps ſtatt Marmorgebürges iſt, finden ſich zwar Salzquellen, aber keine alkaliſche Geſundbrunnen, die ſind nur da, wo das Marmorgebürge ſeine alte Beſchaffenheit behalten hat. XXIX Sandſchicht. XXX. Thon. Da erzählt Hr. B. ſeine Beobachtungen vom Baſalt, deſſen er zwey Arten macht, ſäulenförmigen, und ungebildeten (amorphos) poröſen; Traß. Der Strich von Heſſen, wo Baſalt ſich findet. Im thüringiſchen Wacken- und Thongebürge, hat er keine Spur davon angetroffen. Er hält ihn nicht für eine Wirkung von Vulcanen. Findet ſich Baſalt im Wackengebürge, wo keine Nahrung für Feuer war, ſo kann er nicht vom Feuer herrühren. In andern Gebürgen, könnten feuerſpeyende Berge geweſen ſeyn, aber Hr. B. verſichert, auf dem das er von der pfälziſchen Gränze bis an Weſtphalen, aufmerkſam durchreiſet, habe er nie Spuren von Vulkanen geſehen. XXXI. Leimichte Schichte. XXXII. Schalichte Kalkgebürge. XXXIII. Kreidengebürge. XXXIV. Meertophſtein. XXXV. Kieſelſchichten. XXXVI. Weicherer Tophſtein. XXXVII. Torf. XXXVIII. Gegrabenes Holz. XXXIX. Moor-Erde, Flugſand.

Die Hydrographie fängt mit den Meynungen über den Urſprung der Quellen an. Hr. B. leitet ſie aus atmoſphäriſchen Waſſer her, das die Berge befeuchtet, und ſich in ihnen ſammlet. Unterſchiedene Umſtände von Quellen. Reinigkeit und eigne Schwere des Waſſers. Periodiſche Quellen, warme Bäder, Salzquellen, Geſundbrunnen. H. B. R. Baumer hat die Nachrichten die er zu ſeiner Abſicht ſammlen mußte, mit guter Wahl und Prüfung gebraucht, auch ihnen eigene Einſichten und Beobachtungen beygefügt. Die Kupfern ſind freylich

lich nicht fein, sie stellen aber doch Gebürge, Steinlager, Basaltsäulen, zu ihrem Endzwecke kenntlich vor. Uebrigens ist nach des Recensenten Einsicht was Flötzgebürge betrifft, besser ausgeführt als was Ganggebürge angeht. Selbst das todte vothe liegende möchte bey den letztern nicht wohl anzubringen seyn. Der Recensent weil ihm dieses Wort fremd war, erkundigte sich darnach bey einem berühmten Bergwerksverständigen und erhielt zur Nachricht, in den Thüringischen Flötzgebürgen, heisse das so, wo man nicht tiefer arbeiten könne.

Mw.

Abhandlung über die geographische und orthographische Projection einer bey dem Pole zusammengedruckten Elliptoide, wie auch über die Figur des Erdschattens bey Mondfinsternissen. Von Karl Scherffer, Prof. Wien, bey Trattner 1778. gr. 8. 6 B. 6 Kupferplatten, jede ein Blatt in Quart.

Die Verhältnis der Axe der Erde zum Durchmesser des Aequators kömmt anders, nachdem man andere und andere in dieser Absicht angestellte Ausmessungen braucht. Daher glaubt Hr. Sch. man werde das Mittel am besten treffen, wenn man wie Frisi, die Verhältnis nach der Theorie wie 230: 231. wählte. (So ist sie = 1: 1,004347; Newtons seine 229: 230. ist 1: 1,004368, beyde können wohl als gleichgültig angesehen werden, weil wegen der Kleinigkeiten, in denen sie unterschieden sind, keine sichere Bestimmung statt findet. Die newtonische ist in den Berliner astron. Tafeln. III. B. 164. u. f. s.) gebraucht. Zuerst lehrt Hr. Sch. den elliptischen Meridian in Grade einzutheilen, wozu er zweene Kreise, aus jedem Brennpunkte einen beschreibt, den einen davon in Grade theilt und dadurch die auf der Ellipse bestimmt. Geometrische Schönheit hat diese Construction, in der Ausübung wäre doch wohl bequemer und sicherer, den Anfang jedes Grades der Ellipse durch die ihm zugehörige Abscisse und Ordinate zu bestimmen, die sich aus der Gestalt der Ellipse leicht berechnen lassen, und dergleichen Formeln giebt Hr. Sch. selbst darnach. Nun Entwerfungen wenn der Augpunkt des Aequators Durchschnitt mit dem Kolur der Sonnenwenden ist, wo erst die Projectionen der

Meri-

Meridiane und Parallele, im Gang bestimmt werden, alsdann gelehrt wird, wie man Bogen von ihnen durch Punkte verzeichnet. Hr. Sch. bedienet sich anfangs zur Erfindung immer der geometrischen Analysis, leitet aber daraus Formeln zur Rechnung her. Entwurf eines Stückchens vom Sphäroid, das sich in Länge und Breite nicht über einen Grad erstreckt, und als eben darf angesehen werden. Entwürfe wenn das Auge ausser den Aequator gesetzt wird, von dem aber Hr. Sch. gesteht, sie würden den meisten zu mühsam vorkommen. Central und Polarprojectionen. Orthographische Projectionen. Erst, auf eine Ebene einem Meridiane parallel, dann auf anders gestellte. Vom Erdschatten, auf der Mondscheibe, der als kegelförmig keine orthographische Projection ist. Der Schatten wird eine Art von Conchoide, ist aber bey allen Stellungen der Erde nicht merklich von einer Ellipse unterschieden. Für die Theorie ist es allemal wichtig, sicher zu seyn, daß man ohne merkliche Fehler eins statt des andren setzen darf. Den Beschluß machen Tafeln für die Parallele und Meridiane des Sphäroids, wo sich die Achsen wie 230. 231. verhalten, verglichen mit einer gleich großen Kugel, deren Durchmesser = 230, 666. Den Grad des Aequators setzt Hr. Sch. 58826 Wiener Klaftern, und druckt in eben dem Maasse auch andere Größen aus.

Lb.

Ephemerides astronomicae anni 1779. ad merid. Vindobonens. — a Max. Hell. Wien, bey Tratner, 1778. 8.

Der Calender, wie die vorigen. Der Anhang von 92 S. enthält astronomische Beobachtungen zu Wien und Cremsmünster; Ferner barometrische und thermometrische. Dergleichen sind, auf dem Observatorio des vormaligen Jesuitenordens seit 1734. angestellt worden, unter dem damaligen Präfect und Director Joseph Franz, und von 1757 bis 1773. unter seinem Nachfolger P. Joseph Liesganig. Auf dem kais. Universitätsobservatorio wo Hr. Crell Direktor ist, sind sie seit 1762. angestellt worden. Er theilt sie hier für 1775 - 1777. mit. Das Barometer ist nach Wiener Maasse getheilt, das Ther-

Thermometer hält zwiſchen Eispunct und ſiedendem Waſſer 80 Grad, alſo Reaumürs Abtheilung. Für jeden Tag ſind drey Stände bemerkt, um 8. 3. 10 Uhr; deſſelben Tags mittlerer Stand, und im Monate der höchſte und niedrigſte. Daß man mit dem Barometer ſichre Höhen meſſen könne, äuſſert Hr. S. gegründete Zweifel. Eine Theorie des Steigens und Fallens des Queckſilbers im Barometer, hat er ſchon ſeit 25 Jahren, ſie ſoll aber erſt als ein opus poſthumum von ihm herauskommen.

M.

Analytiſche Geometrie, worinn nach den erſten Gründen der Algebra, ihre Anwendung auf die Elementar-Geometrie und die Kegelſchnitte enthalten, von Nicolaus Schenmark, Profeſſor der Mathematik bey der Univerſität zu Lund ꝛc. Mit 2 Kupfertafeln. Aus dem Schwediſchen. Kopenhagen, bey Chriſt. Gottlieb Proft, Univerſitätsbuchhändlern, 1779. 9¼ Bogen, 8.

Dieſes kleine Werk hat unſern völligen Beyfall. Der Vortrag iſt deutlich, gründlich, ordentlich, und die Beweiſe größtentheils überaus concis; daher es auch auf ſo wenig Bogen eine Menge wichtiger Materirien abhandelt. Auſſerdem hat es noch das Verdienſt, daß es der erwählten Methode ſo viel möglich getreu bleibet; alſo die Geometrie von einer andern Seite vorſtellet und ihre Sätze in einer andern Ordnung aus einander herleitet, als es in den gewöhnlichen Lehrbüchern geſchieht, wo man ſich nicht ſo ſtrenge, weder an die analytiſche noch an die ſynthetiſche Methode allein bindet, ſondern beyde ſo zu verbinden pfleget, wie man es der jedesmaligen Bedürfnis am angemeſſenſten und zu leichterer Ueberzeugung des Leſers am bequemſten findet. Schon mehr als einmal haben wir bey dem mündlichen Unterricht den Einfall gehabt, (und welcher Lehrer könnte ihn wohl nicht gehabt haben?) auch da, wo man in der Geometrie die Begriffe der Fluxion ganz wohl entbehren kann, ja ſelbſt auf leichtern und kürzern Wegen zu ſeinem Endzweck gelanget, ſie gleichwohl anzuwenden, um ähnliche Dinge auf ähnlichen Fuß zu behandeln; z.

B. die Ausmeſſung und Vergleichung der Dreyecke der Parallelogrammen u. ſ. f. eben ſo durch Integration zu zeigen, wie man es bey ſchwerern Gegenſtänden, bey Pyramiden, Cylindern, Kugeln gewohnt iſt. Oft giengen wir mit unſern Gedanken noch weiter, und wünſchten, daß es möglich ſeyn möchte, eben dieſes bey allen übrigen Sätzen der Geometrie zu bewerkſtelligen. Dabey wünſchten wir, nicht nur einerley Lehrart, ſondern wo möglich auch einerley Ordnung beobachtet zu ſehen; die Planimetrie mit der Stereometrie ins Parallel geſetzt, und, wenn wir ſo ſagen dürfen, jene als einen beſondern Fall von dieſer behandelt zu ſehen: da offenbar eine Menge Sätze in beyden ſich beynahe mit einerley Worten ausdrücken laſſen; z. B. die Vergleichung der Parallelogrammen und Dreyecke auf gleichen Grundlinien, zwiſchen einerley Parallellinien; und der Parallelepipeden auf gleichen Grundflächen, zwiſchen einerley parallelen Ebenen: die Eigenſchaften der Zirkel die von geraden Linien berührt oder geſchnitten werden; und der Kugeln die von Ebenen geſchnitten oder berührt werden u. d. m. Vielleicht iſt die analytiſche Bearbeitung der Geometrie vorzüglich geſchickt, dieſe Hoffnungen zu erfüllen. Der Verf. ſetzt, bey ſeinem Unterricht, wenigſtens die vier erſten Bücher, und die zwanzig erſten Sätze des eilften Buches der Elemente des Euklides voraus.

Von der Ueberſetzung können wir verſichern, daß ſie deutlich und genau iſt, und von einem ſachkundigen Manne herrühren muß. Einige Zweydeutigkeiten, auch wohl Unrichtigkeiten, des Ausdruckes verdienen, bey einem guten Buche, und bey einem Buche für Anfänger, angemerkt zu werden; wir haben aber nicht Gelegenheit ſie mit der Grundſchrift zu vergleichen. In den Figuren ſind ziemlich viele Buchſtaben auch ein Paar Linien, vergeſſen worden.

1. Kapitel. Von den erſten Gründen der Algebra. Wenn eine Zahl oder ein Buchſtabe unmittelbar vor einem Buchſtaben ſteht, ſo zeigt dies an, daß ſie würklich in einander multiplicirt worden ſind. Wenn ſie aber nicht würklich in einander multiplicirt, ſondern nur zur Multiplication beſtimmt ſind, ſo ſchreibt man das Multiplicationszeichen (. oder +) zwiſchen den Factoren. (Dieſen Unterſchied wußten wir nicht, und halten ihn für allzu ſubtil.) §. 9 — „ſo bedeutet dies den Quotienten der obern Größe dividirt durch die untere„ (iſt

zwey-

zweydeutig; man weis nicht, ob der Quotient oder die obere Größe dividirt werden soll.) §. 26 — „daß die Gleichheit zwischen den beyden Theilen der Gleichung beybehalten werde, wie sehr man sie (der Anfänger fragt welches sie? die Gleichheit, die Theile oder die Gleichung?) sonst auch verändern. §. 36. Hier wird der Punct (.) gebraucht, wo + oder — Statt hat; wir haben die Bedeutung dieses Zeichens nirgends angezeigt gefunden.

2. Kapitel. Vom Gebrauch der Algebra, zur Auflösung arithmetischer Aufgaben.

3. Kapitel. Von den Proportionen, wie auch der arithmetischen und geometrischen Progreßion. §. 83. Der Beweis nimmt einen falschen, wenigstens dem Anfänger schwerer abzusehenden, Gang. Es müste heißen: Jenes giebt a + d = b + e + d; dieses b + c = b + d + e; also beydes a + d = b + c.

4. Kapitel. von der Entstehung der Gröſſen, und der Anwendung der Algebra auf die ebene Elementar-Geometrie. §. 102. Ein Punct ist sich selbst seine Gränze, (wird schwerlich dem Anfänger den Punct kenntbar machen.) §. 104. Die Fläche ist nicht sofort eben, wenn man (wie der Verf. sagt,) aus einem, sondern wenn man aus jedem darinn angenommenen Puncte, nach allen Richtungen gerade Linien ziehen kann: denn jenes kann man auch auf der Kegelfläche. Hier sowohl, als in der folgenden Definition, ist nicht ausgedrückt, warum zum B. ein Bogen der sich auf seiner Peripherie bewegt, keine Fläche, und ein Theil einer Kugelfläche der sich auf dieser bewegt, keinen Körper beschreiben. §. 185. Trapezoides muß wohl Trapezium heißen.

6. Kapitel. Von der Parabel.

7. Kapitel. Von der Ellipse.

8. Kapitel. Von der Hyperbel.

9. Kapitel. Anwendung der Stereometrie und der Kegelschnitte, zur Erfindung des Inhaltes verschiedener körperlicher Figuren. (Für Baumeister und Ingenieurs.)

Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie. Von M. Johann Tobias May-

Mayer. Zweyter Theil, mit 6 Kupfertafeln. Göttingen im Verlage der Wittwe Vandenhöck, 1779. (487 Octavſeiten.)

Wir ſtimmen mit dem günſtigem Urtheile, welches ein anderer Recenſent von dem erſten Theile dieſes gründlichen Unterrichtes (ſ. Anhang zu dem 25 - 36 B. der a. D. B. 2. Abtheil. 1105 S.) gefället hat, auch in Anſehung dieſes zweyten Theils willig überein. Eine kurze Anzeige der vielen nützlichen und gründlich abgehandelten Kenntniſſe die er enthält, wird unſer Urtheil rechtfertigen. Vorläufig werden die im erſten Theil beygebrachten trigonometriſchen Lehrſätze fortgeſetzt. Es ſind theils Formeln für die Aenderungen der Linien, wenn die ihnen zugehörige Winkel um etwas geringes wachſen oder abnehmen: theils Lehren aus der ſphäriſchen Trigonometrie, deren Anwendung in der praktiſchen Geometrie vorkömmt. Jene ſind unter andern nützlich, wenn man die Folgen berechnen will, die gewiſſe bey dem Meſſen begangene Fehler auf das übrige haben. Daß die Fehler nur klein ſeyn dürfen, wenn die hier vorgetragene Sätze anwendbar ſeyn ſollen, erhellet daraus, weil man ſonſt ihre Bögen nicht mit den ihnen zugehörigen Sinuſſen für eins halten dürfte; wie der Verf. thun muſte, da er ſich hier nicht in die Rechnung des Unendlichen einlaſſen wollte. Der zweyte Theil ſelbſt fängt mit dem zehnten Kapitel des ganzen Werkes an; und dieſes unterſuchet die Fehler, die bey Meſſung der Winkel daher rühren, wenn die Ebene des Werkzeuges nicht genau horizontal geſtellet worden. Das 11. Kapitel betrachtet die Fehler die daher rühren, wenn das Fernrohr, als Kippregel, nicht genau in einer Ebene beweglich iſt, die auf des Werkzeugs Ebene ſenkrecht ſtehet. Dieſe Fehler können überaus beträchtig werden, wenn das Werkzeug mit einer ſolchen Kippregel oder Fernröhren verſehen iſt, die ſich in beträchtigen verticalen Winkeln drehen laſſen. Daher man wenigſtens ihren Gebrauch auf einen mäßig groſſen Winkel einzuſchränken hat, wenn man, ihrer groſſen Bequemlichkeit wegen, ſich nicht entſchlieſſen kan, ſie ganz abzuſchaffen. Die Kippregel oder das Kipprohr iſt aber nicht etwa nur wegen der falſchen Neigung der Scheibe gefährlich, ſondern auch wegen ihrer eignen falſchen Stellung gegen die Scheibe. Um ſich dieſe Sache deutlich vorzuſtellen, nehme

man

man an, die Scheibe ſtehe genau wagrecht, die Kippregel aber drehe ſich auf ihr nicht genau in ſenkrechter Ebene, ſondern mit einem Fehler, der ſo klein ſey als man nur immer will: dabey laſſe ſie ſich durch einen ganzen Quadranten aufwärts (und eben ſo viel niederwärts) drehen. Nun ſetze man den einen Gegenſtand auf den Horizont der Scheibe ſelbſt, den andern beynahe ins Zenith, beyde auf einerley ſenkrechte Ebene, ſo daß ihr Horizontalwinkel = o iſt; ſo wird man die mit der Scheibe ſich parallel bewegende Regel (den Nonius) beynahe um einen Virtelszirkel drehen müſſen, ehe man mit dem Fernrohr dem zweyten Object begegnet. Man würde alſo einen Winkel, der ſo klein wäre, als man nur will, beynahe 90 Grade groß finden: blos deswegen, weil man das Kippen zu hoch getrieben hat, und weil es nicht ganz genau ſenkrecht gegen die Scheibe geſchieht. Man ſetze, es geſchähe ſenkrecht gegen ſie, aber um wie wenig man die Scheibe ſo wenig als man will; ſo iſt man wiederum in den vorigen Umſtänden und kan ein Fehlergen von circa 90 Graden begehen. 12) Meſſung ſolcher Winkel, deren Ebenen ſich in einer Verticalfläche befinden. Die wichtigſte Erfordernis hierbey iſt, das Fernrohr genau genug in die horizontale Stellung zu bringen. Da die gewöhnlichen geometriſchen Werkzeuge ſo klein ſind, daß ein an ihnen angebrachtes Loth keine große Schärfe geben würde, (wir fügen hinzu, da es durch die mindeſte Bewegung der Luft ins Schwanken geräth, alſo entweder mühſame Gegenanſtalten oder allzugedultiges Warten erfordert;) ſo wird die wagrechte Stellung am bequemſten durch eine mit dem Fernrohre verbundene gefüllte Röhre mit der Luftblaſe erhalten. Aber auch hierbey giebt es viel zu erinnern und zu unterſuchen, wenn die Waſſerwage gut und mit der Achſe des Teleſcops parallel ſtehen ſoll. Der Verf. hält das Ausſchleiffen der Glasröhre, vermittelſt eines cylindriſchen Kolbens, für ſchlechterdings nothwendig; nimmt alſo die Röhre für vollkommen cylindriſch an, ob ihm gleichwohl bewuſt iſt, daß man auch die coniſchen, bey gehörig angewendeten Kunſtgriffen, gebrauchen kan. In Anſicht auf die, ganz und gar nicht gleichgültige, Größe der Luftblaſen, hat ihn die Erfahrung gelehret, daß ſie für eine Röhre von ſechs Zollen, einen Zoll betragen müſſe: und da giebt ſie, in einer gut geſchliffenen Röhre, ſchon auf eine Neigung von zehen Secunden zuverläßig einen Ausſchlag. Bey Meſſung der Verticalwinkel treffen übrigens eben die Gelegenheiten zu

fehlen ein, wie bey den horizontalen; wenn entweder die Ebene des Werkzeuges nicht genau in eine verticale Lage gebracht worden, oder die Achse des Fernrohrs nicht mit ihr parallel ist: auch können beyde Unrichtigkeiten zusammen kommen. 13) Die Fehler der geometrischen Werkzeuge durch Versuche ausfindig zu machen. Insbesondere ist diese Vorsicht bey den Winkelmessern nöthig, und es kommen dabey vier Fragen vor: ob die Eintheilung des Randes richtig ist: ob die Abtheilung des Vernier (Nonius) gehörige Genauigkeit habe: ob das Fernrohr sich genau senkrecht auf die Scheibe bewege: ob der Winkelmesser excentrisch sey. Ob ein gewisser Bogen des Werkzeuges die Größe habe, die ihm die dabey stehende Zahlen beylegen, kan man nach dem Verfahren des Vaters unsers Verf. so finden, daß man einen nach ihm bestimmten Winkel durch so viele nachfolgende Bogen misset, bis sie zusammen genommen einmal oder mehrmal 360 Grade ausmachen. Kommt man mit diesem Verfahren eben so oftmal um die Scheibe herum; so hat der auf die Probe gestellte Bogen seinen rechten Werth beygeschrieben. Zeigt sich aber ein Unterschied; so wird dieser Unterschied unter die wiederholten Messungen vertheilet, und zeigt alsdenn den Fehler des Bogens an. Diese Methode sowohl als die darauf folgende, die mit Hülfe des Vernier, oder der Mikrometerschraube, oder auch eines auf dem Felde abgesteckten gleichseitigen Dreyeckes geschehen, setzen aber die concentrische Bewegung der Alhidadenregel schon als berichtiget voraus. Diese zu untersuchen weis der Verf. kein anderes Mittel, als daß man die Probe macht, ob der Bogen, der die Vernierplatte begränzt, vom Bogen des eingetheilten (Scheiben —) Randes bey dem Umdrehen immer gleich grossen Abstand habe. (Darf man die Eintheilung der Scheibe für richtig annehmen: so erhellet die concentrische Bewegung noch schärfer daraus, wenn die gleichnamigen Striche der gegen einander über liegenden Vernierplatten, bey dem Umdrehen immer gleich grosse Bogen zwischen sich fassen. Sind aber die Bogen verschieden; so läßt sich aus der Reihe, welche ihre Unterschiede machen, die Lage des falschen Mittelpunctes gar leicht und genau angeben und corrigiren.) 14) Noch einige Mittel, besonders kleine Winkel auf dem Felde zu messen. Theorie der im Fernrohre selbst angebrachten Mikrometer; sowohl der Kirchischen Schrauben, als der Branderischen auf Glas verzeichneten Netze. Verbesserung des Verfahrens, Parallelli-

nien

dien von Tusche auf das Glas zu zeichnen. Der Verf. vermuthet, daß Brander seine Linien nicht mit Diamant oder Feuersteinsplittern ins Glas reisset, sondern mit einer scharfen Spitze von gehärtetem Stahl — nur dem Glase seine Politur benimmt. Er hat wohlgerathene Versuche damit gemacht, da er das Glas mit angefeuchteten Caput mortuum oder auch mit dem, was von einem zarten Schleifsteine abgehet, wenn man das Federmesser abziehet, bestrichen, und mit der scharfen Ecke des Federmessers, bey einem gelinden Druck, immer langsam über das Glas hin und her gefahren, und so die feinsten Linien eingerieben hat. (Vielleicht gehet es an, bey einer schärfer angreifenden Materie, etwa gar Diamantstaub, jede Linie auf einen Strich, ohne hin und her fahren, zu erhalten, und das schiene uns sehr wünschenswerth.) 15) Von Ausmessung zugänglicher und unzugänglicher Linien. Es sind hier und in der Folge verschiedene uns neue Verfahren angegeben. Die dritte Auflösung S. 210. gefällt uns deswegen nicht, weil man erst HK. und GL. auf andere Schenkel tragen muß, ehe man die Basis bekömmt, die der zu messenden AB. gleich ist. Bey einer geringen Aenderung im Verfahren, erspart man diese Mühe. Eben diese Aufgaben vermittelst der Werkzeuge aufgelöset. (Was S. 240. bey spitzen Winkeln der Gebrauch des geradlinichten Transporteurs für Schwürigkeit habe, können wir uns nicht vorstellen. Es sind ja nicht diese Winkel selbst, sondern der Ort ihres Scheitelpunctes, was aus der Zeichnung der Schenkel sich nicht immer genau genug ergiebt. Aber wenn dieser Ort gegeben ist; so zeichnet sich der spitzige Winkel selbst genauer, als ein gröfferer.) Wie man zu drey gegebenen Orten, die Lage des vierten findet, aus dem man die Winkel gemessen hat, wird analytisch, geometrisch und mechanisch gezeigt. Von sogenannten Messungen aus einem einzigen Stande hält der Verf. mit Recht nicht viel. 16) Ausmessung der Höhen. Die Methode, da man die horizontale Standlinie nicht mit der zu messenden Höhe in einerley verticaler Ebene annimmt, (sondern vielmehr in einer, die jene Ebene meist rechtwinkelicht schneidet,) ist allerdings weit vorzuziehen: da man es hier nicht mit so spitzigen Winkeln zu thun hat, als bey der gemeinen Art aus ziemlich grossen Entfernungen. Von der Ausmessung der Höhen mit Barometern, nach den jetzigen bessern Grundsätzen, ziemlich umständlich. Anmerkungen über die trigonometrische Messung

fehlen ein, wie bey den horizontalen; wenn entweder die Ebene des Werkzeuges nicht genau in eine verticale Lage gebracht worden, oder die Achse des Fernrohrs nicht mit ihr parallel ist: auch können beyde Unrichtigkeiten zusammen kommen. 13) Die Fehler der geometrischen Werkzeuge durch Versuche ausfindig zu machen. Insbesondere ist diese Vorsicht bey den Winkelmessern nöthig, und es kommen dabey vier Fragen vor: ob die Eintheilung des Randes richtig ist: ob die Abtheilung des Vernier (Nonius) gehörige Genauigkeit habe: ob das Fernrohr sich genau senkrecht auf die Scheibe bewege: ob der Winkelmesser excentrisch sey. Ob ein gewisser Bogen des Werkzeuges die Größe habe, die ihm die dabey stehende Zahlen beylegen, kan man nach dem Verfahren des Vaters unsers Verf. so finden, daß man einen nach ihm bestimmten Winkel durch so viele nachfolgende Bogen misset, bis sie zusammen genommen einmal oder mehrmal 360 Grade ausmachen. Kommt man mit diesem Verfahren eben so oftmal um die Scheibe herum; so hat der auf die Probe gestellte Bogen seinen rechten Werth beygeschrieben. Zeigt sich aber ein Unterschied; so wird dieser Unterschied unter die wiederholten Messungen vertheilet, und zeigt alsdenn den Fehler des Bogens an. Diese Methode sowohl als die darauf folgende, die mit Hülfe des Vernier, oder der Mikrometerschraube, oder auch eines auf dem Felde abgesteckten gleichseitigen Dreyeckes geschehen, setzen aber die concentrische Bewegung der Alhidadenregel schon als berichtiget voraus. Diese zu untersuchen weis der Verf. kein anderes Mittel, als daß man die Probe macht, ob der Bogen, der die Vernierplatte begränzt, vom Bogen des eingetheilten (Scheiben —) Randes bey dem Umdrehen immer gleich grossen Abstand habe. (Darf man die Eintheilung der Scheibe für richtig annehmen: so erhellet die concentrische Bewegung noch schärfer daraus, wenn die gleichnämigen Striche der gegen einander über liegenden Vernierplatten, bey dem Umdrehen immer gleich grosse Bogen zwischen sich fassen. Sind aber die Bogen verschieden; so läßt sich aus der Reihe, welche ihre Unterschiede machen, die Lage des falschen Mittelpunctes gar leicht und genau angeben und corrigiren.) 14) Noch einige Mittel, besonders kleine Winkel auf dem Felde zu messen. Theorie der im Fernrohre selbst angebrachten Mikrometer; sowohl der Kirchischen Schrauben, als der Branderischen auf Glas verzeichneten Netze. Verbesserung des Verfahrens, Parallellinien

dien von Tuſche auf das Glas zu zeichnen. Der Verf. vermuthet, daß Brander ſeine Linien nicht mit Diamant oder Feuerſteinſplittern ins Glas reiſſet, ſondern mit einer ſcharfen Spitze von gehärtetem Stahl — nur dem Glaſe ſeine Politur benimmt. Er hat wohlgerathene Verſuche damit gemacht, da er das Glas mit angefeuchteten Caput mortuum oder auch mit dem, was von einem zarten Schleifſteine abgehet, wenn man das Federmeſſer abziehet, beſtrichen, und mit der ſcharfen Ecke des Federmeſſers, bey einem gelinden Druck, immer langſam über das Glas hin und her gefahren, und ſo die feinſten Linien eingerieben hat. (Vielleicht gehet es an, bey einer ſchärfer angreifenden Materie, etwa gar Diamantſtaub, jede Linie auf einen Strich, ohne hin und her fahren, zu erhalten, und das ſchiene uns ſehr wünſchenswerth.) 15) Von Ausmeſſung zugänglicher und unzugänglicher Linien. Es ſind hier und in der Folge verſchiedene uns neue Verfahren angegeben. Die dritte Auflöſung S. 210. gefällt uns deswegen nicht, weil man erſt HK. und GL. auf anderer Schenkel tragen muß, ehe man die Baſis bekömmt, die der zu meſſenden AB. gleich iſt. Bey einer geringen Aenderung im Verfahren, erſparet man dieſe Mühe. Eben dieſe Aufgaben vermittelſt der Werkzeuge aufgelöſet. (Was S. 240. bey ſpitzen Winkeln der Gebrauch des geradlinichten Transporteurs für Schwürigkeit habe, können wir uns nicht vorſtellen. Es ſind ja nicht dieſe Winkel ſelbſt, ſondern der Ort ihres Scheitelpunctes, was aus der Zeichnung der Schenkel ſich nicht immer genau genug ergiebt. Aber wenn dieſer Ort gegeben iſt; ſo zeichnet ſich der ſpitzige Winkel ſelbſt genauer, als ein gröſſerer.) Wie man zu drey gegebenen Orten, die Lage des vierten findet, aus dem man die Winkel gemeſſen hat, wird analytiſch, geometriſch und mechaniſch gezeigt. Von ſogenannten Meſſungen aus einem einzigen Stande hält der Verf. mit Recht nicht viel. 16) Ausmeſſung der Höhen. Die Methode, da man die horizontale Standlinie nicht mit der zu meſſenden Höhe in einerley verticaler Ebene annimmt, (ſondern vielmehr in einer, die jene Ebene meiſt rechtwinkelicht ſchneidet,) iſt allerdings weit vorzuziehen: da man es hier nicht mit ſo ſpitzigen Winkeln zu thun hat, als bey der gemeinen Art aus ziemlich groſſen Entfernungen. Von der Ausmeſſung der Höhen mit Barometern, nach den jetzigen beſſern Grundſätzen, ziemlich umſtändlich. Anmerkungen über die trigonometriſche Meſſung

der Höhen ſehr weit entlegener Gebirge: beſonders in Rückſicht auf die, der Strahlenbrechung wegen, vorzunehmende Correction. 17) Von den Folgen der Fehler in den Meſſungen. Den gröſten der unvermeidlichen Fehler bey einem Meßtiſche ſetzt Marmoni auf fünf Minuten: der Verf. beym Aſtrolabio von gewöhnlicher Gröſſe, auf zwey bis drey Minuten: bey der gewöhnlichen Einrichtung der Buſſole auf funfzehn bis zwanzig Minuten. Nun wird analytiſch gezeigt, was dergleichen Fehler für Folgen in einzelnen Dreyecken haben. Der Nutzen dieſer Unterſuchungen zeiget ſich unter andern darin, daß man bey Vermeſſungen die Standpuncte, die Standlinien, die Methoden ſelbſt, ſo wählen lernet, wie man voraus weis, daß die bey dem Gemeſſenen begangene Fehler, den wenigſten Nachtheil für das, was daraus geſchloſſen wird, haben können: Beyſpiele, die Folgen der Fehler in zuſammengeſetzten Fällen zu berechnen. 18) Von den brauchbarſten Methoden, Figuren jeder Gattung in Grund zu legen. Erſtlich mit bloſſer Meßkette; dann vermittelſt des Meßtiſches. Proben, die man während dem Meſſen, von deſſen Richtigkeit haben kan. Die von einigen Feldmeſſern angegebene Arten, Figuren, die ſich nicht ſchlieſſen wollen, zuſammen zu zerren, gefällt dem Verf. nicht, (uns auch nicht, wenn das Zerren zu arg ſeyn müſte. Aber wenn nur etwas weniges fehlt, ſo iſt es doch immer beſſer, den Fehler durch die ganze Figur zu vertheilen, durch die Bank zu peitſchen, um den Thäter doch auch mit zu treffen, als daß man Gefahr laufe, den Fehler an einer Stelle zu ändern, wo er gerade nicht begangen worden.) Wie man, im Riſſe, die Station aufſuchen könne, wo ein grober, aber einziger Fehler begangen worden. Das Verfahren fließt aus dem leicht zu erweiſenden Satze, daß in der Zeichnung diejenige Station, wo der Fehler begangen worden, vom Anfang und vom Endpuncte der gezeichneten Figur, das iſt von den beyden Puncten die ſich nicht aneinander ſchlieſſen wollen, in gleicher Entfernung iſt. Die Ecke nun, die dieſe Eigenſchaft hat, läßt ſich mit dem Zirkel in der Hand leicht aufſuchen. Aber wie wenn mehrere Punkte dieſe Eigenſchaft haben? folget daraus, daß bey mehrern Stellen grobe Fehler vorgefallen ſind? der Verf. bejahet es; allein wie wir glauben, mit Unrecht. Es folget daraus nur, daß man zwiſchen mehrern Puncten ungewis wird; alſo die Aufgabe unbeſtimmt iſt. Und dieſer Fall tritt allemal ein, wenn mehrere Puncte

der Zeichnung auf einer geraden Linie zu liegen kommen, welche senkrecht auf der Mitte derjenigen Linie stünde, mit der man die falsche Oefnung der Figur schlösse. Wenn aber nirgends ein paar solche Diagonalen (von einer Ecke nach dem wahren und falschen Endpunkt) übereintreffen, und die Figur sich dennoch nicht schliessen will; so entdeckt sich allerdings daraus, daß an mehr als einer Stelle gefehlt seyn müsse. Eine Figur die man aus einem Punkt übersehen kan, aus ihrem Umfange aufzunehmen, ohne daß man nöthig hat, alle Seiten zu messen: ausserordentlich bequem, und selten einem so groben Fehler unterworfen, wie die gewönliche Methode; aber nicht immer anwendbar, weil man innerhalb (oder auch ausserhalb) der Figur Objecte vorfinden muß, die sich von allen Ecken her wahrnehmen lassen, z. B. Thürme in den Städten. Eine Figur aus einer Standlinie aufzunehmen: eben so zeichnet man das Netz zu einer Landcharte. Gebrauch der Magnetnadel bey dem Meßtische: Mittel sie zu entbehren. Fehler welche daher entstehen, wenn man die Richtungen der Nadel an unterschiedenen Orten als parallel annimmt: im Grunde wird es unnöthig seyn auf sie zu achten, weil man sich mit dem Meßtische schwerlich so weit von dem ersten Standorte entfernen wird, daß sie einen merklichen Nachtheil bringen könnten: erstreckt sich aber die Vermessung weiter als auf $\frac{1}{2}$ einer Meile; so nimmt man lieber eine neue Richtungslinie an. Die Zollmannische Scheibe, oder der wie sie gebrauchte Meßtisch, (denn die runde oder eckigte Gestalt machen hier keinen Unterschied,) hat die Bequemlichkeit, daß man zur Figur, die nun erst zu Hause aufgetragen wird, einen grössern Maasstab nehmen kan, als es auf dem Felde die eingeschränkte Größe des Meßtisches verstattet hätte. Einige Aufgaben, bey kleinen Vermessungen; und wo allzuviel im Diarium anzumerken wäre, lassen sich, nach dem Verf. besser mit dem Meßtische als mit dem Astrolabium auflösen. (Auch ist das Meßtischgen, zum ersten Unterricht in der Feldmeßkunst, oder auch für geübtere, die aber keinen guten Winkelmesser besitzen, oder beurtheilen und gebrauchen können, ohne Zweifel besser.) Aber bey Entwerfung der Hauptpunkte einer ganzen Landschaft (oder wenn trigonometrische Rechnungen auf das Gemessene sich gründen, und beyde in der Genauigkeit gleichen Schritt halten sollen,) ist das Astrolabium unumgänglich nothwendig. 19) Noch einige Anwendungen des bis-

her beygebrachten, um perpendiculäre und paralle Linien auf dem Felde zu ziehen, gerade Linien abzuſtecken, und eine Figur vom Meßtiſch auf das Feld abzutragen u. ſ. f.

Unterricht zu Aufreißung der fünf Säulenordnungen nach dem zwölftheiligen Modul. Worinnen auch auf das deutlichſte gezeiget wird, wie bey allen vorfallenden Säulenweiten die Tryglyphen und und Sparrenköpfen, oder Kragſteine durch weniges Rechnen anzuordnen. Zum bequemen Gebrauch der Werkleute und andern Baulieb habern mit XXI Kupfertafeln. Herausgegeben von Lukas Voch, Ingenieur und Architekt, Augsburg, bey Matthäus Riegers ſel. Söhnen, 1778. in 8. 7 Bogen.

Die Art, die Säulenordnungen, ſtatt des dreyßigtheiligen, oder achtzehntheiligen, mit Hülfe des zwölftheiligen Moduls aufzureißen, iſt den Werkleuten deswegen bequem, weil ſie des zwölftheiligen Maaßes beſſer gewohnt ſind, und nun mit dem Modul eben ſo verfahren können, als mit dem Zollſtab. Denen zu gefallen hat alſo der Verf. den vielen Säulenbüchern, die wir bereits haben, das ſeinige beygefüget. Und weil viele junge Liebhaber der Baukunſt den Urſprung und die Hiſtorie der Säulenordnungen nicht wiſſen; ſo hat er auch dieſem Mangel abgeholfen, und ſie dadurch in Stand geſetzt, von den Gebäuden beſſer urtheilen zu können. Er hat ſich hauptſächlich an Palladio gehalten, deſſen Geſimſe ihm beſſer gefallen, als des Vignola, die zwar zu zarten Sachen, aber nicht ſo gut auſſen an Gebäude ſich ſchicken. Uebrigens beziehen wir uns auf unſere vorigen Urtheile von den Schriften dieſes fleißigen Verfaſſers.

Anordnung der in der kaiſerlichen freyen Reichsſtadt Hamburg errichteten allgemeinen Verſorgungs-Anſtalt. Hamburg, gedruckt bey Gottlieb Friedrich Schniebes. 1778. 9 Bogen in 4.

Vor-

Voran stehet das Confirmationsdecret dieser Anordnung, nebst Bewilligung einiger Vorrechte für das Institut. Von den Tabellen wird versichert, daß sie nach den bewährtesten Grundsätzen, und nach dem Erfolg einer wohlbekannten Wittwenkasse geprüfet worden. Gründliche, schriftlich eingesendete Nachrichten sollen geprüfet und genutzet werden; Federkrieg aber wird verbeten. Alle halbe Jahre wird das Risico und der Zustand der Kasse öffentlich bekannt gemacht werden; so daß alle gefährliche Abweichungen sogleich entdecket und verbessert werden können, und niemals ein solcher Verfall zu befürchten ist, wie bey Kassen die im Ungewissen einige Jahre lang fortgefahren sind. In den Plan selbst wollen wir uns weiter nicht einlassen als daß wir die zehen Klassen über die er sich erstrecket, namhaft machen. Leibrenten die sogleich fällig werden: auf das Leben zwoer Personen gesetzte: aufgeschobene: wachsende: aufhörende: Pensionisten die vom Leben des Versorgers abhängen: Wittwenkasse: Wayfenkasse: Ersparungskasse: Beerdigungskasse. Personen aus allen diesen Klassen finden hier wohleingerichtete Tabellen, und deutliche Anweisung wie sie gebraucht werden, um nach der Größe ihrer Erwartungen, das was sie leisten müssen zu bestimmen.

Ng.

---

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

Sammlung von Nachrichten und Beobachtungen über die Erzeugung und Verfertigung des Salpeters, herausgegeben von den Herren Maquer, Ritter von Arcy, Lavoisier, Sage und Baumé. Aus dem Französischen übersetzt, und als den zweyte Theil, zu Herrn Simons Kunst Salpeter zu sieden, eingerichtet von Johann Hermann Pfingsten. Mit Kupfern. Dreßden 1778. in der Waltherischen Hofbuchhandlung 557. S. 8.

Die

Die Gewinnung des Salpeters, eines Salzes, das in unſerer Zeit mit unter die unentbehrlichen Dinge gehöret, wird zwar in vielen Ländern betrieben, aber leider noch meiſtentheils auf eine ſolche Art, daß ſie den Unterthanen zur groſſen Laſt fällt. Der Grund davon liegt darin, daß dieſe durchaus chymiſche Beſchäftigung, meiſtens nur von ſolchen Leuten vollbracht wird, denen die erforderlichen phyſiſchchymiſchen Kenntniſſe ermangeln, und die eigentlichen Chymiſten, von denen nur eine Verbeſſerung dieſes Geſchäftes zu erwarten wäre, ſich mit dieſen ins Groſſe gehenden Arbeiten immer nur zu wenig eingelaſſen haben.

Auch in Frankreich haben die Unterthanen noch immer die Laſten von den öffentlichen fehlerhaften Anſtalten der Salpeterſiedereyen beklaget, und es iſt noch überdies ſeit verſchiedenen Jahren in der aufgebrachten Menge des Salpeters eine Verringerung gemerket worden. Dieſer Umſtand hat den Miniſter Turgot veranlaſſet, beydes dem Könige vorzutragen. Der Monarch hat hierauf vor nöthig erachtet, die Aufmerkſamkeit der Gelehrten rege zu machen, und demjenigen einen Preis von 4000 Livres zu beſtimmen, der die Gründe von der Erzeugung des Salpeters am beſten beſchreiben und die geſchwindeſten und erſparſamſten Mittel, zur Verfertigung deſſelben im Großen und im Ueberfluß anzeigen würde. Nächſt dieſem wurden dem erſten acceßit 1200, und dem zweyten 800. Pfund zugeſtanden. Hierbey gieng die Abſicht des Miniſters dahin, die Unterthanen aufs ſchleunigſte von der Laſt zu befreyen, welche die Aufſuchung, das Graben und die Ausziehung der Salpetererde ihnen verurſachte.

Hierauf wurde nun im 1775ſten Jahr durch erwehnten Miniſter die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris aufgefordert, aus ihren Mitgliedern einige zu bevollmächtigen, welche in dieſer Angelegenheit das Nöthige ausführen ſollten. Die Wahl fiel auf die obgenannten fünf Perſonen, denen zur erſten Pflicht aufgelegt worden, damit alle Perſonen, welche um die Preiſe zu wetteifern Luſt haben, in den gehörigen Stand geſetzet werden möchten, eine Schrift zu fertigen, welche die nöthigen Kenntniſſe zu dieſem Gegenſtande enthielte. Daraus entſtand die gegenwärtige Schrift, welche der verſammleten Akademie von den Bevollmächtigten vorgeleget wurde, die ſie dann mit ihrem Beyfall begleitet, und dem Druck zu übergeben befohlen hat.

Die

Die gegenwärtige Sammlung hat drey Hauptabsichten. Die erste ist, denen am Preise theilnehmenwollenden lange, mühsame und vielleicht fruchtlose Untersuchungen zu ersparen, und ihnen unter einem Gesichtspunkte alles dasjenige schon vorhanden vorzulegen, was die Verfertigung des Salpeters am lehrreichsten behandelt; durch die zweyte sucht man in Frankreich fremde Kenntnisse auszubreiten, und die Nation zu derselben Höhe von Einsichten zu bringen, die ihre Nachbarn haben; die dritte endlich besteht darinn, eifrige Unterthanen, welche von itzo an künstliche Salpeterwerke errichten wollen, mit den besten Gründen zu unterrichten.

Daraus kann man nun schon auf die Wichtigkeit und Schätzbarkeit dieser Schrift urtheilen. Sie enthält mehr praktische als theoretische Wahrheiten, und man hat sich auf solche eingeschränkt, die Resultate und Thatsachen darstellen. Sie enthält einen vollkommenen Unterricht, diejenigen zu leiten, welche Anstalten von künstlichen Salpeterwerken machen wollen.

Nun wollen wir dem Innhalte näher kommen. Es bestehet diese Schrift aus bloßen wohlgerathenen Auszügen, der sämmtlichen guten Schriften und Abhandlungen, die über die Bereitung des Salpeters bekannt sind, und daraus ist in der That ein sehr gutes unterrichtendes Ganze entstanden, worinn alle zur Zeit vorhandene Kenntnisse über die Bildung und Erzeugung des Salpeters concentrirt zusammengetragen worden sind; auf eine solche Art, wie man es von diesen geschickten Männern erwarten kann.

Zuerst ist hier ein kernigter Auszug aus Glaubers Werken befindlich. Nicht nach der Ordnung, wie es in dessen Schriften angetroffen worden, sondern nach der Ordnung der Sache selbst haben die Verf. aus einer großen Menge unordentlich umher gelegener Bruchstücke ein vollkommenes Ganze zusammen gefüget.

Diesem folget ein Auszug aus Stahls Werken, über die Natur, den Ursprung und die Zeugung des Salpeters. Sodann ferner

Erster Aufsatz über den Salpeter, von Hrn. Lemery. Aus den Nachrichten der königl. Akad. der Wissensch. zu Paris, im Jahr 1717. Zweyter Aufsatz über den Salpeter, von eben demselben.

Von

Von dem Niederſchlagen des gemeinen Salzes, bey der Verfertigung des Salpeters — Von Petit, im Jahr 1729.

Abhandlung über die Erzeugung des Salpeters, welche den Preis der Akademie zu Berlin im Jahr 1749. erhalten hat, von Hrn. D. Pietſch. Dabey auch deſſen Gedanken über die Vermehrung des Salpeters, die von demſelben noch als eine Beylage zu ſeiner Abhandlung eingeſchickt worden ſind. — Hierbey wären Erinnerungen und allerhand Verbeſſerungen nöthig geweſen.

Hierauf iſt befindlich, Anweiſung zur Erbauung und Anlegung der Salpeterfabriken. Auf Befehl des königl. Kriegs-Collegiums zu Stockholm, herausgeben 1747.

Sodann kommt, kurzer Aufſatz und Erfarung von Erzeugung des Salpeters durch Herrn Bertrand.

Abhandlung von der Erzeugung des Salpeters. Von Gottlieb Siegmund Gruner. Aus den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft in Bern Th. II. St. 4.

Von der Natur, Erzeugung und nützlichſten Anpflanzung des Salpeters. (Von dem Landvoigt Engel.)

Erfahrungen des Herrn Neuhaus, Alt-Venners der Stadt Biel, von der Zeugung des Salpeters. Aus zweyen Schreiben an die ökonomiſche Geſellſchaft in Bern.

Auszug einer Nachricht vom Hrn. Vannes, Apotheker zu Beſançon über die Natur des Salpeters, über die am meiſten ökonomiſche, und zu gleicher Zeit am wenigſten beſchwerliche Weiſe, um in der Franche Comté eine Fabrik in Großen anzulegen. Eine durch die Akademie zu Beſançon 1766. gekrönte Preisſchrift.

Auszug aus einer ſchwediſchen Abhandlung betitelt: chemiſch und ökonomiſche Unterſuchung der Mittel, die Verfertigung des Salpeters in dem Königreiche Schweden zu mehren, von Hrn. Abrah. Granit. Abo. 1771.

Beſchreibung eines künſtlichen Salpeterwerks, durch den Herrn Grafen von Mylli, der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften Mitglied.

Nachricht von denen in Preuſſen und Maltha zur Erzeugung des Salpeters üblichen Methoden. Durch Herrn Duhamel, Korreſpondenten der Akademie der Wiſſenſchaften.

Nach-

Nachricht von dem Salpeterwerke in Maltha, durch den Herrn Ritter Desmarais.

Dem ist in der französischen Urschrift, ein Auszug aus Simons Kunst Salpeter zu sieden, gefolget, der beynahe eben so stark als das Buch selbst gewesen ist. Solchen hat der Uebersetzer hier weggelassen, und verweiset die Leser auf die Schrift selbst. Dies ist die ganze Veranlassung, diese Schrift als den zweyten Theil von jener auszugeben.

Auszug aus den fränkischen oekonomisch-landwirthschaftl. Mannichfaltigkeiten; zweyten Bandes erstem Stück. Für empirische Salpetersieder sehr deutlich und unterrichtend. Nebst einem Auszuge aus dem königlichen preußischen Salpetermandate. Berlin. 1767.

Nachricht von der Sammlung und Verfertigung des Salpeters in Asien, durch Herrn Clouet, Pulver- und Salpeterverwalter.

Auszug aus Bowles Einleitung zur natürlichen Geschichte ꝛc. den Commissarien von dem Herrn de Montigny mitgetheilet.

Die Methode, wie der Salpeter in Amerika verfertiget wird.

Ueber das Daseyn der Luft in dem Salpetersauern, und über die Mittel dieses Sauer zu zersetzen und wieder herzustellen, von Herrn Lavoisier.

Von der Art, wie der Salpeter in China bereitet wird, durch den Pater d'Incarville.

Mit dieser Schrift wollen wir die nachfolgende hier in einen Zusammenhang bringen: nehmlich

Vollständige theoretische und praktische Abhandlung von den Salpetern, und der Zeugung desselben. Nebst einer Abhandlung von der Gährung, durch physische und chemische Grundsätze und Erfahrungen bestätiget von J. A. Weber. Tübingen bey J. F. Heerbrand, 1779. 8. 362 S.

Wie wir gleich aus der Einleitung dieser Schrift, und auch noch aus andern Stellen derselben ersehen haben, so muß

der

der Verf. eben die vorher angeführte franzöſiſche Aufſchrift von Sammlungen ꝛc. überſetzt haben, indem er etlichemal auf dieſe ſeine Ueberſetzung den Leſer verweiſet: es iſt uns aber ſolche noch nicht vorgekommen. Durch ſolche Beſchäftigung mag der Verf. nun wohl eigentlich mit zur gegenwärtigen Schrift veranlaſſet worden ſeyn. Sie iſt der beſte Kommentar von jener Sammlung, und es ſollte ſie daher ein jeder, der die vorige Sammlung vortheilhaft anwenden will, nothwendig hinten nach leſen. Da doch die Franzoſen durch jene zuſammengeſammleten Abhandlungen, eigentlich die Abſicht zu erreichen ſuchen, ihre Landsleute mit den guten Kenntniſſen ihrer Nachbarn von der Salpeterzeugung zu bereichern: ſo würden ſie ſehr wohl thun, wenn ſie auch, ſobald als möglich, dieſe Schrift eines Deutſchen ihnen durch eine Ueberſetzung bekannt machten, welche erſt das rechte Licht über die Zeugung des Salpeters ausbreitet.

Der Verf. zeigt ſich darinn als einen Mann, der geſunde und geläuterte chemiſche Kenntniſſe beſitzt, und, was das beſte iſt, die meiſten angenommenen Grundſätze und Vorſchläge jener Sammlungen ſelbſt praktiſch unterſuchet hat. Die allgemeinſten angenommenen Begriffe von der Zeugung des Salpeters hat er aus eigner Erfahrung falſch befunden, und ebenfalls aus Erfahrung ganz einfache Gründe vorgebracht, die uns viel Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheinen.

Im 1. Hauptſtück wird gezeigt, was der natürliche Salpeter ſey, und woraus der wahre beſtehen müſſe; im 2. Hauptſtück, wie der rohe Salpeter von ſeiner Erde gereinigt und zum wahren Salpeter gemacht werde; im 3ten das Verhältniß des ſauren und alkaliſchen Beſtandtheils in demſelben beſtimmet. Hier wird mancher die Augen weit aufthun, wenn er aus ſichern Verſuchen erkennen muß, daß zu jedem Pfunde Salpeter, ½ Pfund reines fixes Laugenſalz gehöret; und wenn er aus der richtigen Berechnung einſehen wird, wie unmöglich eine Salpeterplantage in einem Lande Nutzen verſprechen könne, wo nicht die Aſche in großer Menge und im geringen Preis zu haben ſey. Das 4. Hauptſtück zeigt, wie man einen vollkommenen und reinen Salpeter erkennen könne; und das 5te, woher Salpeter in der Natur gefunden werde. Im 6ten Hauptſtück werden nun die verſchiedenen Meynungen über die Zeugungen des Salpeters kürzlich angeführet, und im darauf folgenden 7ten geprüfet. Das 8te Hauptſtück enthält, was man

von

von der Natur in der Erzeugung des Salpeters lernen könne. Im 9ten Hauptstück wird durch 29 angestellte Erfahrungen, die hier beschrieben worden sind, klärlich bewiesen, daß diejenigen Vorschläge zur Errichtung der Salpeterplantagen, welche bisher meistentheils für wahr gehalten worden, entweder dennoch gar nicht wahr sind, oder doch mit keinem Vortheil im Großen angewendet werden können. Dagegen werden im 10ten Hauptstück fünf Erfahrungen angeführet, wovon man sich Vortheile versprechen kann. Das 11te Hauptstück enthält darauf die Beurtheilung der schlechtabgelaufenen Erfahrungen des 9ten Abschnitts, und das 10te die Beurtheilung der nutzenversprechenden Versuche des 10ten Abschnitts. Aus allen Beobachtungen hat der Verf. folgendes Urtheil, bestimmet: er ziehet in allen Betrachtungen die Erdwände, den Haufen, Gruben und Gewölben vor, bedinget aber, daß sie mit Strohdächern bedecket werden müssen. Damit wird nun allenfalls der meiste Theil einstimmen; aber was wird derselbe meiste Theil dazu sagen, daß der Verf. zu den Erdwänden eine bloße Seifensiederasche, oder bloße ausgelaugte Aschenerde, oder überhaupt eine kalkartige Erde bestimmet, die das in ihr entstandene Salpetersauer leicht zurückhalten könne; — aber alle Fettigkeiten, Harn, Mist, Mistlacken und thierische Körper gänzlich verwirft — dann wird er nichts weniger als ein Ketzer seyn; und doch könnte man wohlmeynend anrathen, den Umstand etwas genauer in Ueberlegung zu ziehen, und Versuche, worauf sich der Verf. gründet, durch Gegenversuche erst zu prüfen. Sein ganzer Grundsatz von der Lehre der Zeugung des Salpeters ist dieser, welchen er, wie er gesagt, der Natur selbst abgelernet hat: Daß zur Zeugung des Salpeters nichts anders erfodert werde, als Luft, die er für einen wirklichen und reichlichen Bestandtheil der Salpetersäure erkennet; Kälte, mäßige Feuchtigkeit und einen Körper der geschickt ist, das entstandene Salpetersauer zurückzuhalten, nehmlich kalkartige Erde. Das 13te Hauptstück handelt von den verschiedenen Arten, Salpeterplantagen anzulegen, von ihren Vorzügen und Fehlern. Hier wird der Vorzug der Wände vor allen übrigen Arten einleuchtend gezeiget. In dem 14ten Hauptstück findet sich die Erklärung des Verfassers, woher das Salpetersauer seinen Ursprung nehme. Er behauptet mit Gründen, daß in der Luft weder ein Salpetersauer, noch Vitriolsauer, noch Salzsauer sey; daß man Salpeter zeugen könne, ohne faulende Körper darzu anzuwenden, und ohne die

Beyhülfe fetter Theile, oder eines flüchtigen Laugensalzes; endlich, daß auch der Salpeter weder in den Pflanzen, (nur einige ausgenommen) noch in dem Harn der Menschen und Thiere zu finden sey. Wo rührt aber gleichwohl der Ursprung dieser Säure her? Blos aus der Luft! weil diese ein ungeheures Meer und unerschöpfliche Quelle unzähliger Körper sey, und alle Elemente in sich habe, woraus die sublunarischen Körper entstehen können, Wasser, fette Theile (wir würden lieber brennbare Theile gesagt haben,) Erde. Also durch Modificationen der Luftgattungen entstehen alle Säuren, aus Luft das Vitriolsauer, aus Luft das Salzsauer, aus Luft das Pflanzensauer, und auch ebenfals aus Luft das Salpetersauer — weil alle diese Säuren wieder in Luft verwandelt werden können — und weil man aus Priestleys Salpeterluft ein Salpetersauer zusammensetzen könne. Kürzlich, aus einer zu Salpeterluft modificirten Luft und aus einer Gattung von Erde entsteht, nach dem Verf. das Salpetersauer. „Luft, sagt er „hier, muß man haben, wenn man Salpeter zeugen will, „nicht als ein Instrument, sondern als einen wahren Bestand„theil, der viel nothwendiger ist, als Harn von Thieren; und „zwar deswegen, weil man ohne diesen, ohne Mist und dergleichen faulende Körper mehr Salpeter zeugen kann, (als „mit diesen Dingen,) ohne Luft aber gar nicht. In Luft läßt „sich das Salpetersauer auflösen, und durch Luft wieder zusammensetzen.„ Nach unserm Bedünken ist hier der V. der Wahrheit sehr nahe gekommen, nur darinn scheint er sich noch zu irren, daß er den Ursprung dieser Säure in der bloßen Luft zu seyn glaubt. Er setzt zwar dabey eine Modification der Luftgattungen voraus — setzt aber solches nicht wiederum ein anderes wirksames Wesen zum voraus, von dessen Wirkung auf die Luft diese Modification herrührt? Folglich — muß solches noch in dem ungeheuren Meer der atmosphärischen Luft aufgesucht und hier mit in Anschlag gebracht werden. Denn das wird uns niemand beweisen können, daß in dem Luftmeer soviel Luftgattungen schon herumschwimmen, als Salzarten in der Natur vorhanden sind, und jede von diesen ihre eigene Luftgattung zur Entstehung haben müsse. Denkt der Verf. auch so, so sind wir mit seiner Modification einig. In dem 15ten Hauptstück wird von dem Kochsalz in den Salpeterplantagen gehandelt. Solches leitet er meistentheils vom Harn und Miste her, so man gemeiniglich bisher dazu oft im Uebermaaße angewendet hat; zum

Theil

Theil hält er auch solches darinn für ein von der Natur erzeugtes Salz, verwirft aber die Meynung derer mit Recht, welche sich einbilden, daß solches in Salpeter verwandelt werden könne. Er glaubt, daß es für die Plantagen nicht unnütz sey, wenn es darunter gemischet werde, 1) weil es die Feuchtigkeiten in der Erde erhalte, 2) die Salpetererde kühler erhielte, als die sie umgebende Luft sey, 3) weil es dem entstandenen Salpetersauer sein fixes Laugensalz abgeben könne. Das letztere hat er uns nicht bewiesen, und bleibt sehr zweifelhaft: denn Margrafs Erfahrung, daß die Salzsäure durch die Salpetersäure ausgetrieben werden könne, paßt nicht hieher. Der Verf. hat die hierbey vorfallenden Schwierigkeiten übersehen. Das 16te Hauptstück zeigt was die faulenden Körper unter den Salpeterplantagen nutzen — Sehr wenig, und daher wird angerathen, solche lieber wegzulassen. Das 17te Hauptstück handelt von dem Kalk in den Salpeterplantagen. Derselbe wird für sehr nützlich und nothwendig erkläret, und behauptet, daß keine bessere Erde zum Salpeterzeugen gefunden werde, als die Seifensiederasche. Im 18ten Hauptstück wird der Nutzen des Hammerschlages, Sand und Gipses betrachtet. Er bestehet nur darinn, daß er die Erde locker macht. Im 19ten Hauptstück wird der rechte Grad der Feuchtigkeit in den Plantagen beschrieben; im 20ten Hauptstück aber der Nutzen der kalten Körper in einer Salpetererde erwogen. Uns scheint derselbe gar nicht in der Hervorbringung einer Kälte zu bestehen, wiewohl wir darinn mit dem Verfasser völlig übereinstimmen, daß Kühlung der Salpeterzeugung außerordentlich vortheilhaft ist. Das 21ste Hauptstück beschreibt, was die Vermehrung der Salpeterplantagen hindert. Hier wird den Projektmachern der Staar gestochen, die dergleichen Handlungen gemeiniglich mit dem Vergrößerungsglase betrachten, und in allen Ländern und Orten die nützliche Betreibung dergleichen Fabriken für möglich ansehen. Die erste Schwierigkeit bestehet in vielen Ländern darinn, daß zum Salpetersieden gar zu viel und mehr Holzasche nöthig ist, als man gemeiniglich glaubt, und diese wird ohnedem schon von sehr vielen Künstlern und Handwerkern zum Waschen, Bleichen, Seifensieden, Färben und Potaschsiedereyen aufgesucht, so daß für die künstliche Salpeterplantagen wenig oder nichts mehr übrig bleibt. Und würde man auch den Salpetersiedern den Vorzug lassen, so müsten nothwendig andere Künste und Manufacturen, welche eben so

nöthig und nützlich ſind, als die Vermehrung des Salpeters, gänzlich aufhören, wenn nicht für alle Holzaſche genug anzutreffen wäre, oder der Preis derſelben würde ſteigen, und nothwendig den Nutzen abzehren. Das 22. 23. 24 und 25ſte Hauptſtück zeigt wie dergleichen Hinderniſſen abgeholfen werden könne. Vorſchläge, die immer verdienen erwogen zu werden. Im 26ſten Hauptſtück iſt ein Vorſchlag befindlich, wie man in einem Lande den Salpeter vermehren könne — der vermuthlich nirgends ausgeführet werden dürfte. Beſſer iſt wohl der Vorſchlag im 27ſten Hauptſtück den Salpeter zu vermehren, neben den gewöhnlichen Graben in den Häuſern. Das 28ſte Hauptſtück enthält von dem Auslaugen der Salpetererde viel Gutes. Das 29ſte Hauptſtück beſchließt endlich, mit der Beſchreibung der Reinigung und Läuterung des Salpeters, dieſe lehrreiche Schrift, die wir allen empfehlen, ſo von der Salpetererzeugung die gründlichſte Nachricht ſuchen.

Dieſer Schrift iſt noch beygefüget, eine **Abhandlung von der Gährung** durch phyſiſche und chemiſche Grundſätze und Erfahrungen beſtätiget. Da wir uns bey der erſten Schrift etwas mehr eingelaſſen haben, ſo können wir uns hier nur deſto weniger aufhalten. Es iſt darinn **Wiegleb's** neuer Begrif von der Gährung parodirt, durch wiederhohlte Verſuche geprüft und beſtätiget, ingleichen durch die Lehre von der fixen Luft mehr erläutert und erweitert worden.

Aw.

J. A. de Luc Unterſuchungen über die Atmoſphäre ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Zweyter Theil. Leipzig, bey Müller 1778. gr. 8. 740 Seiten mit dem Regiſter über beyde Theile, 7 Kupfertafeln.

Nach dem Plane des Werks, den wir bey der Anzeige des erſten Theils kurz vorgeſtellt haben, fährt nun der V. in dieſem 2ten Bande mit den Materien fort, die im erſten nicht Platz fanden, und liefert die **eigentlichen Unterſuchungen der Atmoſphäre oder der Luft**, in Abſicht ihrer Dichtigkeit, Wärme, Ausdämpfung, Feuchtigkeit, Schwere, Strahlenbrechung und verſchiedener andern Eigenſchaften, zu beſtimmten Zeiten und Tagesſtunden, (zum B. bey Aufgang

der

der Sonne, bey annahendem Regen u. s. w.) nach vielfältigen deshalb angestellten Erfahrungen, die auf allgemeine Regeln gebracht und nach Formeln zu berechnen gelehrt werden. Alle diese Sätze wendet der V. beständig auf die Verbesserung und auf den Gebrauch der Thermometer und der Barometer zu Höhenmessungen, Nivellirungen, und dergleichen an, und gibt häufige und lehrreiche Beyspiele solcher Beobachtungen und Berechnungen, die er theils selbst auf verschiedenen Reisen zu Genf, Turin, Genua, im Pais - de - Vaud, zu Neufchatel, Bern, Beaukaire, bey Sirt und auf Mont - blanc in Faucigny angestellt, theils aus den Bemerkungen der Herrn Bouguer und de la Caille, in Peru und am Vorgebürge der guten Hofnung, entlehnt hat.

Hb.

Franz Ludwig Cankrinus erste Gründe der Berg- und Salzwerks-Kunde. Frankfurth am Mayn, in 8. Fünfter Theil, welcher die Grubenbaukunst enthält, 1774. Sechster Theil, welcher die Markscheidekunst enthält, erste Abtheilung; Arithmetik, Geometrie, und ebene Trigonometrie, 1775. andere Abtheilung, die eigentliche Markscheidekunst 1776. Siebender Theil, erste Abtheilung, worin die Mechanik, Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik abgehandelt werden, 1777. andere Abtheilung, welche den Bau der Bergmaschinen enthält, 1778.

Von den gegenwärtigen Theilen dieses Werks läßt sich mit gehöriger Veränderung fast eben das sagen, was der Recensent der vorhergehenden Theile, im Anhange zu dem 13ten bis 24sten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek erste Abtheilung S. 583 und 584. darüber geurtheilt hat, nemlich: daß der Verf. durch die weitläuftige Abhandlung der verschiedenen Bergmännischen Kenntnissen zum Grunde dienenden mathematischen Wissenschaften, wovon ohnehin schon bessere Lehrbücher vorhanden sind, seinem Werke eine Ausdähnung gegeben hat, die jedem Leser, und jedem Käufer zur Last fallen

len muß, und der Abſicht des Buchs: nur die erſten Gründe der Berg- und Salzwerks-Kunde zu liefern, entgegen läuft. Das ſchweſterliche Band, welches alle Wiſſenſchaften unter ſich verbindet, und die eine der andern nützlich macht, könnte den V. wenn er nach ähnlichen Grundſätzen, wie bisher, fortfahren will, leicht verleiten, eine allgemeine Encyklopädie aller menſchlichen Kenntniſſe, mit beſondrer Anwendung auf das Bergweſen, auszuarbeiten; denn die allgemeine Naturlehre, die Chymie, Technologie, die Logik und viele andere Hülfswiſſenſchaften ſind dem theoretiſchen Bergmann eben ſo nöthig als Geometrie, Trigonometrie, Aerometrie, Hydraulik und andre Theile der reinen und angewandten Mathematik. Aber auf dieſe Art wird des Schreibens kein Ende werden; und bey allem dem kan man ſchwerlich dem V. einräumen, daß ſein Buch alle andre für den Bergmann überflüßig und entbehrlich mache. Die mathematiſche Lehrart, die der V. überall, auch ſelbſt in den praktiſchen Theilen anzuwenden ſucht, iſt zwar, zu rechter Zeit und an rechtem Orte gebraucht, die beſte und gründlichſte, die man haben kan; wenn man aber dem angehenden Markſcheider lehren will, wie er eine gerade Linie über Tag abmeſſen ſoll, und zu dem Ende ihm mit vielen Worten anräth, den Maasſtab, die Meßſtange, die Kette oder die Schnur auf die zu meſſende Linie zu legen, ihn nachher unterrichtet, daß ſo viele Ruthen, Schuhe und Zolle, als in dieſer Linie von dem Maaßab gedeckt werden, eben ſo viele Ruthen, Schuhe und Zolle enthalte auch die Linie, und das deswegen, weil Linien, die einander decken, (wie ſchon vorher erwieſen worden) einander gleich ſind; ſo ſcheint uns dieſe Gründlichkeit eben ſo lächerlich und übertrieben zu ſeyn, als wenn jemand in einer Anweiſung zum Tuch- oder Lackenhandel dem Lehrlinge mathematiſch die Gründe vordemonſtriren wollte, warum er mit einer hölzernen Elle ein Stück Tuch oder Lacken in ſo viele gleiche Theile, als die Länge deſſelben mitgiebt, abtheilen könne. Eine ſolche affektirte Gründlichkeit iſt pedantiſch, und ſchmeckt nach dem alten Schulſtaub, wovon man die praktiſchen und gemeinnützigen Wiſſenſchaften ſchon längſt geſäubert hat; die unnütze und eckelhafte Weitläuftigkeit zu geſchweigen, die eine ſolche übelangebrachte Lehrmethode veranlaßt. Wenn aber nun dieſe Lehrart ja gebraucht werden müßte, ſo könnte man wenigſtens von einem ſo gründlichen Verfaſſer mit Recht fordern, daß er allerwärts in den

Erklä-

Erklärungen, ſo wie in den Beweiſen, eine gleiche Strenge und Genauigkeit beobachte. Man bedarf aber nur wenige logikaliſche Einſichten und ſehr oberflächliche Begriffe von der Bergbaukunſt zu haben, um einzuſehen, daß die Erklärung, die der V. im 5ten Theile S. 4. von dieſer Kunſt giebt, nemlich: daß ſie „eine Wiſſenſchaft ſey, welche lehret, wie man die Mineralien ſicher, bequem und mit Vortheil zu Tage ſchaffen ſoll„ — wie die Logiker reden — definito ſuo anguſtior. ſey. Uebrigens läugnen wir nicht, daß die Abhandlungen der eigentlichen Grubenbaukunſt, der Bergmaſchinen und des Markſcheidens ihren Nutzen haben können, obgleich ſie eben nichts neues enthalten. Die Kupfer ſind recht gut gerathen.

Gm.

Mineralogiſche Geographie der churſächſiſchen Lande, Von J. F. Wilh. Charpentier, churfürſtlichen Bergkommißionsrath u. ſ. w. mit Kupfern. Leipzig 1778. in 4. 432 Seiten, bey Cruſius.

Aus einem ſo weitläuftigem und reichhaltigem Werke, als dieſes iſt, welches jeden Liebhaber der phyſiſchen Erdkenntniß intereſſirt, läßt ſich hier kein Auszug geben. Es wäre ſogar überflüßig und für unſre Bibliothek zu weitläuftig, nur die Ueberſchriften der verſchiedenen Abtheilungen und Abſchnitte des Werks einzurücken. Alles, was die Naturgeſchichte der vielfältigen mineraliſchen Produkte und der Gebürge und Erdſchichten, worin ſie enthalten ſind, in den ſämmtlichen churſächſiſchen Ländern betrift, hat der gelehrte V. nach ſeinen eigenen Beobachtungen ausführlich beſchrieben, und eine petrographiſche Charte beygefügt, die die allgemeine Ueberſicht des ganzen Zuſammenhangs der Gebürge liefert. An der Richtigkeit dieſer Beobachtungen läßt ſich entweder gar nicht, oder vielleicht nur da zweifeln, wo genauere Unterſuchungen nicht ſtatt gefunden haben. Die überall hervorleuchtende Wahrheitsliebe des V. ſeine Kenntniſſe, Hülfsmittel und die vorzügliche und ſeltene Gelegenheit, die er gehabt, die natürlichen Merkwürdigkeiten, von welchen er ſchreibt, lange und oft genug zu betrachten, imgleichen die Uebereinſtimmung ſeiner Nach-

richten mit andern Wahrnehmungen, in den meiſten Stücken, müſſen dem Leſer für die Genauigkeit des Verfaſſers das beſte und gegründetſte Vorurtheil einflöſſen. Ob aber alle Schlüſſe, die der V. an verſchiedenen Stellen ſeines Werks und vorzüglich in der letzten Abtheilung deſſelben, über die Lage und das Alter einiger Gebürgsarten, über die Entſtehung der Gänge, der Erze u. ſ. w. aus ſeinen Beobachtungen zieht, ganz ungezwungen, richtig, und ſo nothwendige Folgen der Beobachtungen und ſo einleuchtend ſind, als ſie einige ſpätere Schriftſteller nach ihm gefunden haben wollen, das iſt eine andre Frage, die wir hier zwar nicht entſcheiden wollen; es ahndet uns aber, daß verſchiedene dieſer neuen Sätze und Meynungen zu ſeiner Zeit Widerſpruch und entgegenſtehende Gründe finden dürften, wodurch ſie theils eingeſchränkt, theils umgeſtoſſen werden mögten. Es iſt wenigſtens billig, nach der alten Rechtsregel: audiatur et altera pars, mit der Entſcheidung ſo lange zu warten, bis man völlig ſicher ſeyn kann, daß in der gegenwärtigen Periode der Litteratur keine gegründete Einwendungen dagegen gemacht werden; und wir halten es für Uebereilung und zu groſſe Anhänglichkeit an dem, was neu iſt, wenn die mit vieler Beſcheidenheit vorgetragene Meynungen und wahrſcheinlichen Schlüſſe des V. in einigen ſpätern Schriften, vielleicht gegen ſeinen Willen, für bereits ausgemachte Wahrheiten angeſehen, und ältere Grundſätze und Begriffe über dieſe Gegenſtände, die ſich doch eben ſo gut auf wahre Beobachtungen ſtützen, und von allen Ecken Beſtätigung gefunden, auch nicht lange her allgemeinen Beyfall hatten, kurz und gut verworfen und ohne weitere Unterſuchung für Irrthümer erklärt werden. Eine jede Sache läßt ſich aus mehr als einem Geſichtspunkte betrachten; ſie erſcheint nicht in allen ſo, wie ſie iſt; und es kommt alſo ſehr darauf an, den rechten gewählt zu haben, wenn alle Trugſchlüſſe vermieden werden ſollen. Aber wie viele Falten hat nicht die Natur! Wie verſchieden iſt ſie in ihren Wirkungen! und wie leicht überſieht man etwas, wenn man ſie erklären will!

Ob.

Der Naturforſcher. Eilftes, zwölftes, dreyzehntes Stück. Halle, 8. 1777. 1778. 1779.

Das

Das eilfte und zwölfte Stück iſt noch vom ſel. Walch in Jena beſorgt worden, jetzt hat Hr. Schreber in Erlang die Aufſicht übernommen, und wir hoffen und fodern im Namen des Publicums von ihm, daß er nicht in den Fehler ſeines Vorgängers fallen, und ein ſo theures Werk mit langen und eckelhaften Beſchreibungen von Verſteinerungen anfüllen werde. Aus dem Geverſchen Cabinet ſind XI. n. 1. zwey exotiſche Vögel, die Rec. geſehen hat, abgebildet. Hr. Prof. Sander hat Beyträge zur Geſchichte der Vögel angefangen, und ſie im XIII. Stück n. 17. fortgeſetzt. Er liefert eine Anatomie von Falco Pygargus, wodurch die Hunteriſchen Entdeckungen im Körper der Vögel beſtätigt werden. S. 21. lin. 16. ſteht rothe Höle ſtatt rechte Höle der Bruſt. Meinecke über den Flug der Inſekten, Kapp von einem Heerzug der weiſen Schmetterlinge bey Culmbach, Götze's Unterſuchung der ſogenannten Leichenwürmer — Uns dünkt, daß dieſer Gedanke durch einige Stellen der Bibel unter das gemeine Volk gekommen ſey: Ebendeſſelben Ueberſetzung von Solanders Nachricht von der Furia infernalis oder dem Mordwurm, wovon uns aber das Kupfer immer noch mangelt. Im XII. St. iſt Walchs Beytrag zur Zeugungsgeſchichte der Conchylien ein wichtiges Stück. Er hat da mehr geſammlet, als wir ſonſt irgendwo zu finden wußten. H. Paſt. Friſch ſezt ſeine Unterſuchung von den verſchiedenen Farben des Männchen und des Weibchen fort. D. Kühn vom Luftſchiff der Spinnen S. 117 ꝛc. von H. Conſiſtorialrath Bocks, preußiſcher Ornithologie ſind hier die Schwimmvögel beſchrieben, und im XIII. St. folgt die Ordnung der Stelzenläufer. Ueberaus bemerkenswürdig iſt Hrn. Prof. Leskens Nachricht vom Labradorſtein, der mit Farben ſpielt, zum Feldſpat gehört, und von den Herrenhutern nach Europa gebracht wird. Ein Stück, das nicht größer iſt, als das kleinſte Glied am Finger, hat Recenſ. für zwey Louisdor verkaufen geſehen. ſ. die Kupfertaf. IV. f. 1-7. Danz vom Weltaug, Lapis mutabilis. — Mit wahrem Vergnügen lieſt man Müllern vom Krazer im Hecht. Wann ſo ein Mann Gott anbetet und bewundert, der ein Theil ſeiner geheimſten Werke geſehen hat, dann wird in jedem andern die Empfindung feuriger und ſtärker.

Das XIII. St. das dem vorigen an Reichthum und Gemeinnützigkeit gleich iſt, fängt Hr. Prof. Sander mit einer

ſchreibung des Rhinoceros an, das er in Verſailles geſehen und manchen Morgen beſucht hat. Er redet umſtändlich und genau von den Zähnen, von der Zunge, Lippen, Naſenlöchern, Horn, Augen, Ohren, Haaren, Füſſen, Schwanz, Ruthe, Falten, Maas, Sitten, Schlaf und Stimme des Nashorns. Nach dem was Hr. Sander von dem Schwanz ſagt, iſt die Schreberſche Abbildung falſch. Was er vom Horn und von den Zähnen ſagt, verdient von den Syſtematikern geleſen zu werden. Auch fand dieſer Naturforſcher an der obern Lippe einen Finger, eine Art Rüſſel, ein ſehr empfindliches Organ, das Linnee und viele andre nicht bemerkt haben. Hr. Sander widerlegt ſonſt als Augenzeuge, manche Irrthümer, z. B. Linnee ſagt, lambendo trucidat, und Hr. S. fand die Zunge weich, glatt, fleiſchicht, ohne alle Rauhigkeit. Schön iſt der Ceyloniſche Specht Tab. II. und Lindenbergs Laternenträger T. III: St. VI. widerlegt Hr. Chemnitz die, die den Kraken für ein wirklich lebendes und vorhandenes Thier halten. Das ſtärkſte Zeugnis dagegen iſt das von Gunner in Leems Lappon. Finmark; das Recenſent aber ſchon vor ſechs Jahren geleſen hat. Aus Spengler vom Einwohner der Herkules Keule, und Meuſchens conchyliog. Briefen können wir keinen Auszug geben. Hr. Pr. Gmelin liefert uns die Mineralgeſchichte von Würtemberg ziemlich vollſtändig. Hr. Prof. Sander fand am Papageytaucher auch Federn, wie ſie der Straus, der Caſuar, und die Trappe am Ohr hat. Am Rhein fand Hr. S. auch Eisvögel, S. 185-188 berichtiget er die Kennzeichen des Männchen und Weibchen im Finkengeſchlecht ꝛc. ꝛc. S. 222. ſagt Hr. Bock, auch die Trappen tragen die Eyer unter den Flügeln an einen andern Ort — Wir möchten wohl wiſſen, wie? Iſt eine eigene Höhlung dazu da? Und wann das iſt, legen Sie das Ey mit dem Fuß hinein? Helfen ſie mit dem Schnabel? Oder iſt beydes unmöglich? und iſt das ganze Vorgeben falſch? Noch zwey Anekdoten müſſen uns die Leſer erlauben. H. D. Kühn ſah, was Zamponi auch geſehen hat, nemlich, ein Spülwurm gebar unter ſeinen Augen acht lebendige Jungen; und aus 11 Eyern wurden 15 Küchlein ausgebrütet. 8 Zwillinge aus Eyern mit doppelten Dottern waren in der wimmelnden Menge. S. 235. ꝛc. Wir dürfen nun, da wir ſo weitläuftig geworden ſind, zur Empfehlung des Naturforſchers nichts mehr ſagen.

Uk

Cat-

Catechismus der Natur, von J. F. Martinet, Th. I. Aus dem Holländiſchen von J. Jacob Ebert in Wittenberg. Leipzig, Weidmann und Reich. 1779. gr. 8. S. 409. Mit Kupfern.

Wann dies Buch nicht in der Dialogenform geſchrieben wäre, ſo könnten wir es mit Recht vielen andern vorziehen. Aber man kennt die Unbequemlichkeiten dieſer Einrichtung. Die Fragen ſind ſelten natürlich, dem Leſer iſt es ekelhaft, und einem halbgeſchickten Lehrer iſt die ganze Sache entbehrlich. Hr. Martinet fängt mit der Aſtronomie an. Das billigen wir nicht, weil ſie für Anfänger gar zu ſchwer iſt. Sodann kommt eine Unterredung über die Lufterſcheinungen, über die Erde, über den Menſchen, über das Meer, vom Waſſer und vom Feuer. Zur N. G. von Holland wird man viel Schönes hie und da antreffen. Als ein Prediger hat Hr. M. die Sprüche der Bibel häufig angebracht. S. 11. man ſoll nicht ſagen: die Natur thue das, ſondern immer der Schöpfer. Welch ein ſeltſamer Tadel, den wir aber von vielen Theologen ſchon gewohnt ſind. S. 69. die Luft ſey flüßig und doch trocken. S. 72. Sie befreye in den Lungen das Blut vom überflüßigen elementariſchen Feuer. Wann wird man doch einmahl im Unterricht der Kinder die ſchweren und undeutlichen Begriffe weglaſſen? S. 85. Vom Regen im May ſollen die Eyer der ſchwarzen Fliege in den Baumblüthen ertrinken und ſterben. Kann ein Naturforſcher ſo etwas ſchreiben? S. 101. der Wind werfe Raupen von den Bäumen herab — und ein andrer Schriftſteller wird dem Schüler ſagen, daß die Raupen mit ihren vielen Füſſen ſich auf jeder Fläche feſthalten können. Wer hat nun Recht? die Stelle Pſalm 147, 16. er ſtreut den Reif, wie Aſche erklärt Herr Martinet ſo: der Reif falle nicht auf die Erde, nicht auf die Steine, ſondern als ein gutes Düngungsmittel ſtreue ihn Gott, ſo wie der Landwirth die Aſche, nur auf die Pflanzen. S. 167. ſcheint es, als wann der Verf. glaubte, daß Vögel einige Jahrhunderte, wie Bäume, leben könnten. S. 219. rechnet es der Verf. zu den Vorzügen des Menſchen, daß er aufrecht gehe, da doch aus der N. G. und aus der Anatomie manches gegen dieſen Gedanken eingewendet werden kann. Was er von der Phyſiognomik ſagt, hat Hr. E. bereits getadelt. S. 241. wird vom Ohrenſchmalz,

wie

wie gewöhnlich gesagt, daß es Insekten abhalten soll, und es sind doch Insekten bekannt, die in viel bittrere Sachen ihre Eyer legen. Wir mögen nicht abschreiben, was der Verfasser über das Mädchen von Abisag, die beym alten David schlafen sollte, S 328. gesagt hat. Seite 371. will Herr Martinet die heftigsten Brandungen an der Küste durch Oehl und Thran stillen. Auf den Kupferplatten sind einige neue vom Hrn. Martinet beobachtete Reif- und Schneegestalten abgebildet worden.

Tf.

Beobachtung an einer neuentdeckten Zwitter-Phaläne des Bombyx Crataegi von Friedrich Eugenius Esper. Mit einer illuminirten Kupfertafel. Erlang, 1778. bey Wolfgang Walther 2½ Bogen, 4.

Nach einem weitläuftigen Eingange, voller Fragen, und Declamation kömmt der Hr. V. S. 12. zu seiner neuen Entdeckung. Er mag es uns nicht verübeln, wenn wir grade zu sagen, wir glauben es nicht, es ist nichts anders als ein beym Auskommen durch Zufall verdorbenes, und in seiner völligen Entwickelung, gestöhrtes und vielleicht gar an der einen Seite durch Sonne verbleichtes Thier. So sehr der Herr V. den Hermaphroditen das Wort redt, so sind zu viele Gründe dagegen, als daß man sich aus dem Geschlecht der Phaläne Erläuterungen versprechen könnte, und wahrhaftig daher muß keine Aufklärung kommen, wo alles selbst Dunkelheit ist. Die veränderten Fühlhörner beweisen nicht so viel, wie der Herr V. glaubt. R. besitzt in seiner Sammlung selbst Originale wo die Antennæ pectinatae seyn sollten, und Seticornes sind, und umgekehrt. Wir sind zu kurzsichtig um dergleichen Abweichungen erklären zu wollen oder zu können; und der Hr. V. verdenke es uns nicht, wenn wir auch einen Irthum mit dem Schäferschen Eulenzwitter muthmassen. R. hat wohl so was von Anführungen gehört, die auch sonst wohl statt gefunden, der merkwürdige hamburgische Krebs ist ein neueres Exempel, und sogar dem unsterblichen Linnee hat die Bosheit auf ähnliche Art nachgestellt. Rec. erbietet sich jedem der 2½ Bogen-

gen Text schreiben will, einen Papilio aus einer Sammlung anzuzeigen, der auf jedem Flügel eine natürliche Brille hat. Schlüßlich merkt R. noch an, daß Hr. Espers Puppa (muß Pupa heissen) der Coccon ist, und daß auf einer großen Quarttafel, doch auch für die Puppe selbst nebst dem Ey Platz gewesen wäre, dann hätte Hr. E. doch das Verdienst gehabt eine vollständig illuminirte Figur von *Pb. B. Cratægi* zu liefern, über deren Mangel er so bitterlich klagt.

E.

Jani entworfenes Meisterrecht in der hermetischen Kunst, vernünftigen Liebhabern zur Erleuchtung hingegen den Betrügern zur Beschämung. Hamburg, 1778. 4. 3½ Bogen.

Wir sagen, allen vernünftigen Liebhabern der Wahrheit und ihres Geldes, zur Warnung, daß in diesen Blättern eben so unsinniges Zeug befindlich ist, wie man es von allen Goldkochern erwarten muß. Dem Verf. gefällt nur der Ton seiner eignen Schelle, durch den er so eingenommen ist, daß er sich gar einbildet, wirklich mehr als andere zu wissen. Eine alte Beobachtung unter den Alchemisten, daß immer einer von diesen Blinden sich dem andern aufdringet, ihm den rechten Weg zu zeigen! Wer sich ihnen anvertrauet, dem geht es, als wenn er Irrwische für Wegweiser hält: er kömmt auf Sumpf, gleitet und fällt in Koth. Dies wollen wir auch allen Betrügern zur Beschämung erinnert haben.

Zk.

Die Frankenberger Versteinerungen nebst ihrem Ursprunge, von Joh Gottl. Waldin, Prof. zu Marburg. Mit Kupfern. Marburg in der Universitäts-Buchhandlung 1778. 4. 32 Seiten.

Zuerst von dem Ursprunge der Versteinerungen oder vom Steinwerden thierischer und vegetabilischer Körper überhaupt; dann von den Frankenbergischen Versteinerungen, die alle von Pflanzennatur sind, und zuletzt vom Ursprunge des Frankenbergischen Gebürgs, worin diese Phytolithen angetroffen werden.

den. Die **Kornähren** hält der V. für wirkliche verſteinerte Aehren von Roggen, Gerſten oder Weitzen, vielleicht auch noch von andern Gräſern. Die **grüne und blaue Graupen** enthalten allerley verſteinerte Pflanzenſaamen; die **Steinkerne** ſollen wahre verſteinerte Hagelnüſſe, die **Tannenzapfen** wahre Kiefer- oder Tannenzapfe, die **Holzgraupen** verſteinertes Holz, die **Kohlengraupen** wahre Holzkohlen aus Kohlmeilern, das **Farrenkraut** eine Art **Filix ramoſa**, die **Sterngraupen** Pilze oder Fungiten, die **Fliegenſittige** Blumenblätter von Quentel, Heidelbeerkraut, Ginſter und Aſter, und die **Bäumelſteine** verſteinerte Blätter von unkenntlichen Pflanzen ſeyn. Eine einzige verſteinerte Gartenſchnecke und zwey eiſerne Schrauben ſind die übrigen gegrabenen Körper, aus den Frankenbergiſchen Gruben, die der V. geſehen hat oder ſelbſt beſitzt. Von jeder Art enthält die Kupfertafel ſehr gute Abbildungen, und ſie werden alle in dem erzhaltigen Tonſchiefer zu Frankenbeeg, in einer Tiefe von 6, 8 bis 30 Lachter unter der Erde gefunden. Dieſes mit Verſteinerungen angefüllte, thonigte Erzflötz war nach des V. Meynung, in uralten Zeiten die Oberfläche der Erde in der Frankenbergiſchen Gegend, worauf die verſchiedenen Pflanzen, wovon die jetzigen Verſteinerungen herrühren, in einer tragbaren Dammerde wuchſen. Durch irgend eine Ueberſchwemmung iſt das Erdreich um 6 bis 30 Lachter erhöhet worden, wodurch die über das Erzflötz liegende Schichten entſtanden ſind; und die Dammerde des vorigen Bodens hat ſich durch die Länge der Zeit in Thon verwandelt, wovon der V. durch eine Erfahrung in ſeinem Garten überzeugt worden, indem der unter einem Spargelbette gelegte Dünger in 30 Jahren zu Thon geworden iſt, welcher überhaupt, nach dem V. vegetabiliſchen Urſprungs ſeyn ſoll. Das Verzeichnis der über das Erzflötz liegenden Schichten weicht in einigen Stücken von demjenigen ab, welches Herr Cankrinus in ſeiner Beſchreibung der vorzüglichſten Bergwerke S. 4. und 5. angiebt; ſie kommen aber beyde in der undeutlichen Beſtimmung der Natur dieſer Schichten überein. Was iſt z. B. rauhes Gebürg — (no. 3.)? weisgraues und rothes Gebürg (no. 4)? gelbes Geſtein (no. 5.)? und leberſteinigtes röthliches und blaues Flötz (bey Cankrinus no. 6.)? Wer kann aus ſolchen Beſchreibungen klug werden, und wozu nutzen ſie?

Joh. Christ. Fabricii, Hist Natur. Oecon. & Cam. Prof. Chilon. — Philosophia Entomologica, sistens scientiae fundamenta, adjectis Definitionibus, exemplis, observationibus, adumbrationibus, Hamb. & Kilon. ap. Bohn 1778. 8vo maj. Pl. 11.

Wir könnten vielleicht damit auskommen, unsern Lesern zu sagen, daß dies die Linnäische Philosoph botanica auf die Insektenlehre angewandt, sey; aber uns dünkt das Werk zu wichtig, als daß wir nicht den Lesern sowohl als dem Verf. noch etwas mehr sagen sollten. Freylich sind nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte jenes vortreflichen Werks beybehalten, und mit Recht, weil es so kernig gefaßt ist, und so viele es schon kennen. Aber darum hat es dem Verf. Arbeit genug gekostet. Die Kapitel sind folgende: 1. Bibliotheca. 2. Insectum. 3. Instrumenta cibaria. 4. Metamorphosis. 5. Sexus. 6. Dispositio. 7. Nomina. 8. Differentiæ. 9. Adumbrationes. 10. Oeconomia. 11. Usus. Es ist unmöglich aus jedem bey der uns vorgeschriebenen Kürze etwas auszuziehen, also einige Proben. Neunzehn wichtige Insectencabinette nennt der V. die er gesehen und genützt, und sein eignes ist gewiß auch sehr beträchtlich. Insectum nimmt 18 Seiten ein, und enthält die genaueste Zergliederung dieser Geschöpfe, mit Definitionen aller alten und vom Verf. gemachten neuen Kunstwörter, nebst den Exempeln dazu nach den Gattungen des Verf. — Eine unbeschreibliche Arbeit! die nähere Beschreibung der Freßwerkzeuge nach allen ihren Stücken nimmt 16 Seiten ein, und zeigt sowohl was Structura, Numerus, Proportio, Situs, Figura *naturalissima* ist, als wo dieses alles abweicht nach den Verschiedenheiten jedes einzelnen Theils der Freßwerkzeuge durch alle diese Beziehungen. Wiederum eine Arbeit, die Frucht von einer erstaunenden Menge Beobachtungen! das folgende: die Verwandlung, ist ganz dem Verf. eigen, in sofern daß hier in der Linnäischen Phil. bot. nichts vorgearbeitet war, das nur auf die Insecten durfte angewendet werden; und wir empfehlen es wegen seiner Vollständigkeit allen Insectenkennern; so wie das folgende: Sexus, allen Physiologen, wo der dunkle linnäische Grundsatz: Corticale a patre, medullare a matre entwickelt wird, der die aristotelische

ſche Lehre, daß beyde Geſchlechte im Thierreich zur Zeugung etwas hergeben, näher beſtimmt (ſo wie Linné auch von eben dem heut zu Tage zu ſehr vernachläßigten großen Naturkenner ſeine Eintheilung der Inſecten nach den Flügeln und ſeinen Unterſchied der Hymenopterorum und Dipterorum, το κεντρον εμπροσθεν ἡ ὀπισθεν, hernahm.) Bey der Stellung im Syſtem, Diſpoſitio iſt es dem Recenſenten aufgefallen, daß unter den Arten deſſelben Geſchlechts die Zahl der Theile hier niemals, das Verhältnis ſelten verſchieden ſey; S. 93. gerade das Gegentheil vom Pflanzenreiche. Auch der §. 9. S. 81. Habitus iſt ſchön ausgearbeitet; Inſekten deren Verwandlung verſchieden iſt, können kaum in einerley natürliche Ordnung, vielweniger Gattung kommen. Die beyden folgende Kapitel, Namen und Verſchiedenheit, müſſen wir übergehen, und nur wegen des unrichtigen Gebrauch des Worts Claſſis auf das verweiſen, was wir bey Anzeige der Generum des Verf. geſagt haben. Adumbratio iſt hier wie in der Botanik die vollſtändige Geſchichte des Gegenſtandes, nicht die Abbildung; und von den beyden letzten Abſchnitten, Oeconomia und Uſus wird ſich allmählig mehr ſagen laſſen, wenn man anſtatt nur neue Inſekten zu ſpähen, die ſchon bekannten mehr beobachtet.

Nun zum Schluß noch ein paar Worte mit dem V. Es wäre erſtlich zu wünſchen, daß der V. da, wo er nicht mit Kunſtwörtern redet, richtiger Latein ſchriebe, und wenigſtens die Fehler vermieden hätte, die bey ihm in Vorreden und Text ſo oft vorkommen. Manches Buch wird um des Styls willen weniger geleſen, als es dem Inhalte nach verdiente, und die jungen Leute, davon einem groſſen Theile auch noch jetzt das Latein zur Plage gemacht war, denken: wenn du nur in Sachwiſſenſchaften was präſtireſt, ſo ſchadet die Vernachläſſigung der Sprache nicht; und ſo ſollte keiner denken, aber auch durch das Exempel ſeiner Lehrer nicht dazu veranlaßt werden. Da es zweytens gewiß iſt, daß der V. ſein Syſtema ſowohl als Genera und Phil. entomol. nicht aus Neuerungsſucht noch ums Brods willen geſchrieben, ſondern aus Neigung zur Wiſſenſchaft, und um dieſe auszubreiten, und da er in Linnäiſchen Geiſt geſchrieben: ſo wünſchten wir allerdings, daß er ſeine Abſicht erreichen möchte. Wir verſichern ihn aber, daß auſſer ſeinen Zuhörern und einigen Freunden, denen er ſelbſt es dic-

mon-

monſtriren kan, niemand ſo leicht ſein Syſtem verſtehen werde, NB. ſo lange er keine Kupfer dazu giebt. Dies iſt das einzige, worin er dem Vorbild ſeines Lehrers nicht gefolgt iſt, und dies war gerade eins von den Vortheilen, wodurch deſſen Syſtem ſo viel Jünger machte, die ihn nie geſehen noch gehört. Denn vom Hortus Cliffortianus und der erſten Auflage der Generum Plant. an, gab er uns Kupfer, wodurch wir ſeine Terminologie verſtehen lernten. Der V. muß uns nicht einwenden, was darüber in der Vorrede zu ſeinen Generibus ſteht; wir verlangen von denen keine, aber von ſeinem Principio divifionis, d. i. von allen Theilen des Mundes, und alsdenn von der Verbindung derſelben, welche ſeine Ordines ausmachen. Rec. weiß von ſeiner Hand, daß dieſe letztern faſt vollendet geweſen, aber liegen geblieben ſind, und dieſe müſſen nebſt jenen nachgeholt werden, oder Verfaſſer und Verleger ſchaden ſich ſelbſt, zumal da dieſe Theile nicht ohne Vergrößerungsglas ſichtbar, und ſo leicht zu verwechſeln, und ihre Unterſchiede ſo fein ſind. An Gelegenheit dazu kans nicht fehlen; der V. hat gewiß ſchon ſeit ſeiner letzten Schrift einige Supplemente von neuen, und weiß wo mehrere ſind, dieſe nebſt den in der norwegiſchen Reiſe beſchriebenen, können innerhalb Jahr und Tag ein bequemes vehiculum für die Kupfer geben und dann kant dies Syſtem ſein Glück machen, wie es verdient.

Jf.

10) Geſchichte und Geographie.

Geographiſche Unterſuchung, ob das Meer, durch welches die Iſraeliten bey ihrem Auszug aus Aegypten gegangen, der arabiſche Meerbuſen geweſen ſey? von G. H. Richter. Mit einer Landcharte. Leipzig, bey Hertel, 1778. 80 Seiten, klein 8.

Der Verfaſſer läßt den Zug der Iſraeliten durch den ſyrbonſchen See gehen — eine Meynung die ſo neu nicht

ist, wie hier geglaubt wird. Trügt uns das Gedächtnis nicht, so hat sie schon Hermann van der Hardt vorgetragen, und schon Hase im regno Davidis und Harenberg führen auf ihren Charten die Israeliten durch die serbonische See.

Doch alt oder neu — für uns, die wir uns an keine Auctoritäten kehren, gleich viel! Wenn nur die Gründe stark genug sind, die Hebräer einen andern Weg nehmen zu lassen, als der gewöhnlich ihnen nachgezeichnet wird.

Die Schrift ist in 2 Abschnitte getheilt. I. Gründe daß das Meer, durch welches die Israeliten geführet worden, nicht der arabische Meerbusen gewesen seyn könne. Die Ausleger berufen sich auf Josephus und Philo, welche den Zug durch das arabische Meer gehen lassen. Der Verfasser verwirft diese Tradition, weil ihr Ursprung sehr ungewiß sey. Sie rühre doch zuletzt von den Hebräern aus Mosis Zeit her, welche aber selbst nicht recht gewußt haben möchten, durch welchen See sie Mosis geführt habe. Denn ihr Zug sey bey finstrer Nacht vorgefallen, und nachher wären sie so lange bald nach dieser, bald nach jener Himmelsgegend herumgezogen; sie hätten also wohl vom Orte ihres Uebergangs keine deutlichen Begriffe haben können. — (Aber sie wußten doch wohl, wo sie Tags vorher angekommen waren, am Ufer eines Meers, das sie gewiß, da sie nicht gar weit davon entfernt wohnten, dem Namen nach kennen mußten. Vom Ufer giengs gerade die See hinab — sie mußten also wenigstens Tags darauf ziemlich gewiß wissen, durch was für eine See sie gegangen waren, und die Begebenheit war zu merkwürdig, als daß sie so leicht den Namen derselben vergessen konnten, sie mochten nun gegen Süden, Norden, Osten und Westen ziehen.) — die Tradition könne von Mose bis auf Christi Geburt oder bis auf Josephus und Philo sehr verfälscht worden seyn. Allerdings! Dies Argument würde aber nur dann anwendbar seyn, wenn die hier bestrittene Meynung einzig und allein auf einer Ueberlieferung beruhete.) — Unsre Charten von Aegypten, Palästina und Arabien könnten bey dieser Frage nichts beweisen; denn sie wären nach dem einmal angenommenen System vom Durchgang des Arabischen Meers gestochen. (Der Verf. studire die Geschichte der Entstehung unserer besten Charten von diesen Ländern, die von einem Niebuhr, Norden u. s. w. so wird er seine Behauptung zurücknehmen. Sie sind an Ort und Stelle mit mög-

lich

höchſter Gemächlichkeit aufgenommen worden, wie ihre Urheber verſichern: und ihnen dies ohne Gründe ins Angeſicht abzuleugnen wollen, würde unlitterariſcher Eigendünkel ſeyn.) Goſen heiſſe das Regenland; und da es nie in Ober-Aegypten regne, ſo müſſe es in Nieder-Egypten, wo der Regen nicht ſo ſelten ſey, gelegen, und ſich längs dem öſtlichen Ufer des Bubaſtus bis nahe an die Wüſte Sin hinerſtreckt haben. Bey dieſer Lage des Landes Goſen würde es ſehr unnatürlich geweſen ſeyn, wenn Moſe ſein Volk nicht über das Philiſterland, ſondern ſüdwärts nach dem arabiſchen Meerbuſen zugeführt hätte. — (Wir wollen zugeben, daß die ſtreitige Lage von Goſen richtig beſtimmt ſey, obgleich eine Etymologie ein ſehr unſicherer geographiſcher Beweis iſt — Pharao glaubte eben darin eine Spur zu finden, daß Moſe doch ein Betrüger ſeyn müſſe, weil er gar nicht den rechten Weg nahm, und ſetzte ihm deshalb nach. Ueberdies ſcheint er anfangs über die Land-Enge Sues haben ziehen zu wollen; aber er bekam den ausdrücklichen Befehl, den geraden Weg zu verlaſſen, 2 B. Moſe XIII, 17. und den Weg abwärts zu nehmen XIV, 2. Der Verf. erinnert zwar dagegen, daß die Iſraeliten ja noch andre Abwege hätten nehmen können — wir wüßten aber doch, wenn ſie nicht über die Landenge Sues ziehen, und nicht nach Aegypten zurück ſollten, wahrhaftig keinen andern, als entweder geradeß Wegs ins mittländiſche Meer, um zu erſaufen, — oder nach dem arabiſchen Meerbuſen zu, über den ſich vielleicht, ohne zu erſaufen kommen lies.) — Ja, da Moſe bey ſeinem erſten Antrag an Pharao bitten ſollte, die Iſraeliten aus ſeinem Lande zu laſſen; ſo hätte er als Betrüger in den Augen des Aegyptiſchen Hofs erſcheinen müſſen, wenn er ſeinen Weg dem arabiſchen Meere hinab genommen hätte; weil auf dieſem Weg die Hebräer nicht aus Aegypten hinaus, ſondern nur tiefer ins aegyptiſche Reich hinein gekommen wären. (Allerdings! und der Verdacht einer Betrügerey ſcheint Pharao den erſten Anlaß zum Nachſetzen gegeben zu haben; nur wird's nicht ausdrücklich von Moſe gemeldet, ſondern der allgemeine Ausdruck: Es gereuete Pharao gebraucht.) — Das Meer, durch welches die Iſraeliten zogen, hieße יַם סוּף Nun werde 2 B. Moſe XXIII, 31 das am Suph als eine der Gränzen der Beſitzungen der Hebräer genannt; aber nie habe das Territorium der Iſraeliten bis an den arabiſchen Meerbuſen gereicht — Auch unter David und Salomo nicht? das wird doch der Verf.

nicht behaupten wollen! Gott giebt in der angeführten Stelle den gröſsten Umfang des hebräiſchen Staats, den er je erreichen ſollte, an; und ſo weit ausgedehnt finden wir ihn nur unter David und Salomo. Auch damals nur war נהר, oder der Euphrat die Gränze, die am angeführten Ort auch als Gränze genannt wird.) Die Iſraeliten hätten nur gebeten, in die Wüſte, die 3 Tagereiſen entfernt ſey, ziehen zu dürfen, um dort Gott zu opfern. Sie hätten alſo — nicht die Wüſte Sinai verſtehen können, die 10-11 Tagereiſen von Goſen entfernt ſey, ſondern — eine ganz andre Wüſte — und was hätten ſie, wenn ſie kein Abſehen auf die Wüſte Sinai gehabt hätten, am arabiſchen Meerbuſen zu thun gehabt? (die Umſtände änderten ſich — Anfangs gieng ihre Bitte nur auf eine Reiſe von 3 Tagen; nachher wären die Aegypter froh, ihrer nur los zu werden, und ließen ſie ohne alle Bedingung der Rückkehr, — alſo auch ohne Rückſicht auf ihre erſtere Bitten fortziehen.) Ferner ſey der Zug durch das arabiſche Meer gegangen, ſo laſſe ſich gar nicht begreifen, wie ihn das ganze Heer, mit allem Zubehör, ſo geſchwind, wie Moſe es beſchreibe, habe zurück legen können. — (Hier verweiſen wir blos auf die Schriften derer, die den Geiſt, der aus der Wolfenbüttler Bibliothek vor Jahr und Tag hervorgegangen, beſchworen haben — beſonders auf den Anhang der Semmlerſchen Schrift gegen die Fragmente vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger.) Endlich ſey Moſe 5. B. I. 1. jenſeits des Jordans, in der Wüſte auf dem Gefilde gegen das ים סוף zwiſchen Paran, Tophel u. ſ. w. geſtanden. Sollte er wohl ſein Geſicht gegen die grauſenvolle Wüſte, die für ſein Volk das Land ſo vieler Leiden geweſen, und nicht vielmehr froh über den Anblick von Kanaan, in das Land gewandt haben, wo Ruhe und Ueberfluß ſeines Volks wartete? (Warum nicht? Auch das ſchwellt die Bruſt, und füllt ſie mit pauſend Vergnügen an, in das Vergangene zurückſehen, und die Zahl der überſtandenen Leiden überrechnen zu können!) — Dies ſind alle Gründe, die wir im erſten Abſchnitt gefunden haben. Wir ſorgen, daß ſie unſre Leſer eben ſo wenig, überzeugen möchten!

Im IIten Abſchnitt ſoll gezeigt werden: daß das Meer, durch welches die Iſraeliten gezogen ſind, die ſyrbonſche See geweſen. Zuerſt ſucht der Verf. ſeinen Satz aus der Lage von Migdol 2 Buch Moſe XIV. 2. zu erweiſen, und ſetzt Migdol an das mittländiſche Meer, und nicht in die Nä-

he

he des arabiſchen Meerbuſens, wie andere thun. Sein Beweis daß unter ים, See, die mittländiſche und nicht die arabiſche zu verſtehen ſey, beruht auf der alexandriniſchen Ueberſetzung von Ezech. XXX, 6. „απο Μαγδωλε εως Συηνης.„ Nach derſelben müſſe Migdol die äuſerſte Gränze Aegyptens gegen Norden ſeyn, alſo am mittländiſchen Meere liegen, ſo wie Syene die äuſerſte Gränze von Aegypten gegen Süden. (Aber die LXX. haben blos an der angeführten Stelle Ezechiels gerathen, und, weil ſie den hebräiſchen Text nicht verſtunden, ihn verlaſſen; folglich können ſie hier nicht zum Beweis gebraucht werden.) — 2 B. Moſe XIV, 3. ſage Pharao: coarctati ſunt in terra; incluſit eos deſertum. Das könne nur dann von den Iſraeliten geſagt werden, wenn ſie ſich in den engen Päſſen des Bergs Caſius befanden — nicht aber, wenn ſie an der weſtlichen Küſte des arabiſchen Meerbuſens ſtunden — dort hätten ſie Platz genug gehabt. (Platz wohl — aber auch haltbare Plätze für ein Heer; wie das Hebräiſche; das neben dem Raum auch Nahrung für Menſchen und Vieh braucht. Wer die Nachrichten von den Wüſteneyen dieſer Gegend geleſen hat: kan keinen Augenblick zweifeln, daß Pharao's Ausdruck ſehr treffend ſey.) — Endlich ſollen die Heuſchrecken, wenn ein Weſtwind über Aegypten wehet, nicht in den arabiſchen Meerbuſen fallen können, ſondern ins mittländiſche Meer, oder in die ſyrboniſche See. Nun ſetzen doch nach 2 Buch Moſe X, 19. die Heuſchrecken durch einen Weſtwind ins ים סוף getrieben worden; alſo müſſe ים סוף, die Syrboniſche See und das mittländiſche Meer ſeyn. — Da nehme nun jeder ſeine Charte, und belehre ſich ſelbſt, ob nicht bey einem Weſtwind (und das heißt רוח ים immer) die Heuſchrecken ihr Grab im arabiſchen Meere finden müßten. Selbſt der Verf. muß dies während das er ſchrieb, gefühlt haben. Er verwandelt deshalb den רוח ים geſchwind in einen Südwind, oder Südweſtwind, nur um die Heuſchrecken ins mittländiſche Meer zu bringen.

Wir ſehen in der That nicht ab, warum man von der bisher gewöhnlichen Meynung abgehen ſollte — zumal wenn man noch andere Stellen der Bibel, wo ים סוף oder Schilfmeer vorkommt, vergleicht. Z. B. Salomo läßt am Ufer des ים סוף in Idumäa zu Ezeongeber Schiffe bauen. 1 Buch der

der Könige IX. 16. Wer kann da ans mittländische Meer denken?

G.

C. Büttinghausens Beyträge zur pfälzischen Geschichte des II. Bandes I. Stück, Mannheim, 1777. bey Tob. Löffler. 8.

Die 1ste Bemerkung No. XLVI. betrift die Clara Dettin, so bekannter maßen der Churfürst Friedrich der siegreiche, von der Pfalz geheirathet hat. Der Verfasser beweiset anfänglich, daß sie von einigen Schriftstellern falsch von Dettingen, so eine Reichsritterschaftliche Familie, wargenannt sey, welches bereits der seel. Kremer in der Geschichte von diesem Herrn S. 527. bewiesen hatte, und macht es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht von Adel gewesen ist, wenigstens, daß dieses noch sehr zweifelhaft sey. Es ist wahr, daß die Partikel von nicht allemal den Adel beweiset, und noch anjetzo einige uralte adeliche Familien sie nicht gebrauchen, auch die mehreste bürgerliche Familien in Westphalen sich von schreiben, allein der gröste Theil des Adels gebrauchte doch schon damals dieses von so seinen Ursprung von ihren Rittersitzen und Stammhäusern, worauf sie wohneten, genommen hat, und es gehört allerdings nur zu einer seltnen Ausnahme, wenn sie solches weggelassen haben. Und wenn der Verfasser auch aus dem Math. von Kemnat bey dem Kremer S. 527. anführt, daß sie eine Hofjungfrau zu München gewesen, so beweiset auch dieses ihren Adel nicht völlig sicher, indem man damals auch Bürgerliche zu Hofjungfrauen gebrauchte. In dem ungedruckten Document von 1495, so hier producirt ist, nennt sie der Churfürst seine Sängerin Clara von Augspurg ihrem Geburtsorte: wäre sie von Adel gewesen, so würde er sie nicht so genannt haben, und eine Hofdame und nachherige Sängerin eines Fürsten will sich mit der angeblichen Nonne auch nicht schicken, mithin hat er auch die gröste Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Nonne von Regenspurg erdichtet ist. In der 2ten Bemerkung No. XLVII. giebt er von dem Leibmedico des Röm. Königs Ruperts, so den König vergiften wollte, aus einem alten Codice eine interessante Nachricht, woraus man sieht, daß Jek-

Her-

Hermann Poll (aus Wien) geheiſſen, und dieſes abſcheuliche Vorhaben im J. 1401. hat ausführen wollen. Ferner hat er S. 10. eine wichtige Urkunde ans Licht gebracht, woraus man nunmehro überzeuget wird, wie und wenn die vormalige Kayſerl. Domanial-Güter, die Städte und Schlöſſer Oppenheim, Odernheim, Lautern, Nierſtein, Ober- und Unter-Ingelheim (das berühmte Palatium K. Karls des Groſſen) ꝛc. an Churpfalz gekommen ſind, nemlich durch eine Verpfändung des K. Ruperts für 100000 Rhnl. Gulden im J. 1407. No. XLVIII. giebt Nachrichten von Pfälziſchen Gelehrten, und Ergänzungen zu Jöchers gelehrten Lexicon, worunter viele Kleinigkeiten beſindlich ſind. No. XLIX. enthält dergleichen von einem Heidelbergiſchen vormaligen Profeſſore, dem Oliv. Bockius, ſo der Religion wegen zu Antwerpen, wohin er geretiret war, gefangen genommen, und zum Tode verurtheilet worden, von dem Churfürſten Friedrich dem III. aber noch aus der Gefahr errettet worden. Hiebey ein ungedruckter Brief von dieſem Bockius. No. L. Ein ungedrucktes merkwürdiges Reſcript des Landgrafen Carls von Heſſen von A. 1676. an die Theolog. und Juriſt. Faculität zu Marpurg, wegen der Eheſcheidung der Heſſiſchen Prinzeßin Eliſabeth, Gemahlin des Churfürſten von der Pfalz, woraus man ſieht, daß der Churfürſt erſtlich nach dem Tode der Degenfeldin die würkliche Eheſcheidung intendiret hat, woran Joannis und andere Pfälziſche Schriftſteller gezweifelt haben. Der Landgraf verlangt in dem Reſcripto ein Gutachten, 1) ob die bisherige Entfernung —. pro vero divortio — zu halten ſey, 2) und ob die Churfürſtin und Dero nächſten Verwandte, auf dem Fall, daß ſolches nicht wäre, mit gutem Gewiſſen, Ehr und Reputation in die geſuchte Eheſcheidung einwilligen könnten und ſollten? No. LI. giebt eine ausführliche Nachricht von der Gelehrſamkeit der Pfalzgräfin Eliſabeth, einer Tochter Friedrichs des V. No. LII. *Parrhaſius Philalethes* zur Lebensgeſchichte J. F. Böckelmanns und Anhorns. Der letzte ſchrieb unter dieſem verkappten Namen A. 1679. eine Schmähſchrift unter dem Titel: *Kriegericus Hircander omnibus bonis foetens et exoſus.* Wie der Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludewig die Eheſcheidung mit ſeiner Gemahlin vor hatte, ſo mußte der Böckelmann zu Heidelberg eine Diſputation *de polygamia et divortio* halten, wobey der Churfürſt ſelbſt zugegen.

Widerwärthen, opponirte Swanheim und widerlegte die Sätze des Höckelmanns. Obwohl der Churfürst dabey die Stirne verzog; so hat er doch nachher das Vorhaben nicht ausgeführet, und hierüber ist die Schmähschrift von dem Aenshorn, der deswegen das Land räumen muste, verfertiget worden. No. LIII. Briefwechsel des Pfalzgrafen Johann Casimir mit dem Grafen Wolfgang von Hohenlohe, in den Jahren, 1589 — 1590. betrift Religions-Streitigkeiten der damaligen Theologen, die der Graf Wolfgang schlichten wollte, sich aber selbst bey seinen Glaubensgenossen dadurch verdächtig machte, wobey die Schriften seines Hofpredigers Aßum unter dem Titel: Spiegel der Erkenntniß, und der Mumschen Spiegel angeführet werden, mit welchen weder die Reformirten noch die Lutheraner zufrieden waren. No. LIV. Von topographischen Fehlern, in Absicht auf die Pfalz, wovon auch einige bey Hr. Büsching angemerket sind. No. LV. Erinnerungen bey einigen neuen Schriften, betrift kleine Fehler, so von den Journalisten und Verfaßern der gelehrten Zeitungen begangen sind. Erheblicher ist No. LVI. so einige pfälzische Grabschriften liefert, die bisher unbekannt gewesen, worunter sich einige fürstliche zu Simmern auszeichnen.

C. Büttinghausens Beyträge zur pfälzischen Geschichte des II. Bandes II. Stück, Mannheim 1778. 8. bey T. Löffler.

Die Bemerkungen des Verfaßers laufen mit der Zahl fort, und die No. LVII. ist die erste des II. Stücks, so eine kurze Nachricht giebt, wie *Henricus Cuyckius Episcopus Ruraemundensis* zu Neustadt angehalten worden. Am Ende des XVI. und im Anfange des XVII. Jahrhunderts sind in der Pfalz verschiedene durchreisende catholische Geistliche angehalten, und wohl gar an die Engländer ausgeliefert worden. Dergleichen ist auch A. 1599. diesem Bischof wiederfahren, nur hat man ihn nicht ausgeliefert, sondern sonst hart zu Neustadt an der Hardt behandelt. Ein abermaliger Beweis, wie weit es der Religionshaß damals getrieben hat. No. LVIII. Von dem Glaubensbekenntniß Friedrichs IV. Churfürsten von der Pfalz. No. LIX. Ruperti-

sche

ſche Urkunden die Gauen von Oxberg betreffend. Tolner S. 50. ſchreibt zwar, daß der Pfalzgraf Conrad der ältere die Aemter Oxberg und Umſtatt von dem Abt zu Fulde an ſein Haus gebracht hat, er hat aber das Jahr nicht angegeben. Der Verf. beweiſet hier aus dem von Sickingiſchen Archiv zu Mayntz, daß ſolches Ao. 1390. geſchehen ſey, indem nach einer daſelbſt befindlichen Urkunde Friederich Abt zu Fulde ſeinen Vaſallen Ganß von Oxberg angewieſen, das Lehn hinfüro von dem Pfalzgrafen zu nehmen, weil er die Aemter Oxberg und Umſtatt an ihn verkauft habe. No. LX. von der Hebräiſchen Litteratur zu Heidelberg Ao. 1551. und vom Paul Scaffolſtejner. Dieſer war ein bekehrter Jude, und hat zu der Zeit daſelbſt die Hebr. Sprache gelehret. No. LXI. Von der Deduction (des geh. Raths Tabor in Friedsberg,) die den Titel hat: Beurkundete Nachrichten von der Herrſchaft Reißenberg, dem angränzenden Stockheim mit Gerichten, und denen jetzo dem Hochgräfl. Hauſe Bassenheim zuſtehenden Rechten ꝛc. ſowohl in Abſicht des Churpfälz. Lehns, als der darunter begriffenen Allodial-Stücke, mit Urk. fol. 1776. ſind die daſelbſt beygedruckte pfälziſche Urkunden und Lehnbriefe nur nach der Folge der Pfalzgrafen und der Nummer in der Deduction angezeiget, und ob ſie von Original oder Abſchrift genommen, angemerket worden. Nützlicher wäre es geweſen, wenn man die vorzüglichſten Urkunden, weil dergleichen Deductions ſelten ſich verbreiten, hier in extenſo geliefert, und andere entbehrliche Weitläuftigkeiten lieber weggelaſſen hätte. No. LXII. Pfälziſche Auszüge aus den *epiſtolis ineditis* des P. F. Hummel zu Nürnberg 1777. in 8. herausgegeben. Die kurze Auszüge aus den Briefen ſind allerdings für die pfälziſche Geſchichte auf vielerley Art brauchbar, worunter auch etwas S. 137. 138, ſo zu den Jülich und Bergiſchen Succeſſionsſtreit gehöret. No. LXIII. Zuſätze und Verbeſſerungen verſchiedene vorher angeführte Gelehrte betreffend, worunter die, ſo den berühmten Reuchlin angehen, ſich ausnehmen. No. LXIV. Von einigen Gelehrten aus Gelegenheit neuer Schriften. Es ſind kleine Verbeſſerungen von geringer Erheblichkeit. No. LXV. Des Churfürſten Friederichs III. Handlungen mit Oeſterreich A. 1466. Dieſes Oeſterreich war damals eine Reichs-Pfandſchaft an Pfalz, weswegen ſich auch der Kayſer Maximilian in den Streit gemiſchet

hat. No. LXVI. Von der pfälzischen treuherzigen Vermahnung von A. 1606. betrift die Vereinigung der lutherischen und calvinischen Kirche. No. LXVII. *Epistola Episcopi Tinensis ad Ablegatum Cæsareum in Hungaria* A. 1682. Dieser Bischof suchte gleichfals die Catholische und Protestanten zu vereinigen, und reisete dieserwegen durch ganz Deutschland. No. LXVIII. Pfälzisch Laugingl. Bedenken über das Concordien Buch. Es ist zu Laugingen abgefasset, und unterschrieben, worinn sich die Geistlichkeit weigert, die Formulam Concordiæ zu unterschreiben. No. LXIX. Neuburgische Religionsacte. No. LXX. Briefe das Elend in der Pfalz am Ende des vorigen Jahrhunderts betreffend, worunter ein weitläuftiger Brief von dem Joh. de Spina an den D. Fabricium sich sehr auszeichnet, der die französische Wuth, so sie an dem churfürstlichen Schlosse, Marstall, Rathhaus, Brücke und vielen Bürgerhäusern ausgeübet haben, sehr rührend beschreibt. No. LXXI. Fortgesezte pfälzische Nachrichten von dem Julius Pactus. Dieser berühmte Rechtsgelehrte war in den Jahren 1586-1594. Lehrer des Rechts in Heidelberg, hatte aber viele Streitigkeiten, und gieng von dort fort nach Danzig ꝛc. Kurz darauf ersuchte man ihn wieder dahinzuziehen, weil Freherus die Profession, so der Pactus vorher gehabt hatte, niedergeleget, allein er gieng nach Frankreich zu. Seine Schriften sind hier angezeiget. No. LXXII. Von B. F. Hummels neuesten Briefsammlung, Halle 1778. 8. Kleine Auszüge pfälzische Sachen betreffend, machen den Schluß dieses II. Stücks aus. Obwohl diese Sammlung viele Kleinigkeiten zur gelehrten Geschichte enthält, so ist sie im ganzen doch allemal brauchbar, so daß man ihre Fortsetzung zu wünschen Ursache hat.

Hk.

Acta Osnabrugensia, oder Beyträge zu den Rechten und Geschichten von Westphalen insonderheit vom Hochstifte Osnabrück. 1. Theil. Osnabrück 1778. 8.

Der Verf. dieser schönen Sammlung hat sich unter der Vorrede genannt J. F. A. Lodtmann. In derselben schreibt er von der Einrichtung des Werks. — Eine systematische

Ein-

Einrichtung iſt nicht gewählt, und hat nicht gewählet werden können, da ſich immer noch Nachrichten und Urkunden auffinden. Es ſollte auch keine allgemeine zuſammenhängende Geſchichte, keine beſondere Einleitung zum Stadt- und Landrechte geſchrieben werden, ſondern man wollte einzelne Beyträge zur Geſchichte und zum Rechte liefern. — Es ſollen alſo unter andern in den Actis vorkommen: Leben einzelner Biſchöffe, öffentliche Staatshandlungen, Vorzüge und Rechte des Landesfürſten, der Landsſtände ꝛc. Nachrichten von der Landesverfaſſung, Gränzen, Münzen ꝛc. Nachrichten von Steuren, Schatzungen, Zöllen ꝛc. Geſchichte adlicher Familien, Geſchichte einzelner Aemter, Städte, Dörfer ꝛc. Kirchen- und Litteraturgeſchichte, Nachrichten von freyen und Lehn-, Erb- und Zinsgütern ꝛc. überhaupt alle die Vaterländiſche Geſchichte, Rechte, und Verfaſſung betreffende Sachen.

Den Anfang des I. Stücks macht eine Nachricht vom Hochſtifte und Fürſtenthum Oſnabrück, deſſen Biſchöffen, kaiſerlichen Freyheitsbriefen und Verfaſſung überhaupt. Sie iſt pragmatiſch in einer gedrungenen Kürze geſchrieben, von der Stiftung, den Biſchöffen wie ſie auf einander gefolget ſind, von den Gerechtſamen, Gütern und Anwachs derſelben bey dem Stifte, dem Domkapitel, der Stadt Oſnabrück, dem Adel, und übrigen Einwohnern nebſt ihrer Verfaſſung ꝛc. wo bey eine kurze geographiſche Beſchreibung des ganzen Landes inſeriret, und alles aus richtigen Quellen erwieſen iſt, ſo daß ſie ihrem Verf. Ehre macht. Vorzüglich iſt der Zuſtand des Landes in der mittlern Zeit ſehr treffend ausgeführet. Am Ende iſt angehängt: Biſchoffs Johann von der Hoya zu Münſter und Adminiſtrat. zu Oſnabrück Privilegium für das Hochſtift Münſter inſonderheit wegen der daſigen Lehne vom Jahr 1470. mit vielen ſehr brauchbaren Anmerkungen. Das II. Stück enthält 1) ein Lehnregiſter und Protocoll von den Jahren 1350 — 1361. 2) Vehm-Gerichts-Ordnung für die Altſtadt Oſnabrück von Anno 1277. 4) Verbindung der Burg-Männer zu Grönenberg vom Anno 2350. 5) Anmerkungen und Bedenken über verſchiedene Rechtsfälle. Z. B. Von der Abtheilung und Verpflichtung der Güter im Hochſtifte Oſnabrück, von den Hofhörigen und Hausgenoſſen, von der Lehnwaare, und dergleichen mehr, die zuſammen ſehr gründlich abgefaſſet ſind, und die daſige Landesverfaſſung ungemein erläutern. In

dem

dem III. Stück iſt 1) das vorige Lehnregiſter und Protocoll von Anno 1350 — 1361. fortgeſetzet. Wenn es mit Anmerkungen, ſo die Natur der daſigen Lehne aufklären, und die dortige Localbenennungen erläutern, begleitet wäre, würde dieſes merkwürdige Lehns-Protocoll auch für Auswärtige noch brauchbarer geweſen ſeyn, vielleicht läßt ſich der Hr. Herausgeber in Zukunft hiezu bewegen, warum wir Ihn erſuchen wollen. Es iſt wohl gethan, daß die Abbreviaturen zum Theil ſo abgedruckt, wie ſie in der Handſchrift geweſen ſind; man hat dadurch eine falſche Leſeart verhütet, indeſſen muß man doch bemerken, daß S. 173. in der letzten Zeile in der Handſchrift ohnſtreitig geſtanden hat — et cum quibusdam *areis* (wüſte Höfe und Hausſtellen) in proch. pure — ſtatt *arcis*, wie auch ſo dieſes Wort S. 175. vorkömmt. Der angehängte Index nominum Vaſallorum Epiſc. Oſnabrug. würde auch brauchbarer geweſen ſeyn, wenn der Verf. deſſelben lediglich nur die adlichen Vaſallen herausgezogen, und die gemeinen Bürger, deren ein groſſe Anzahl darunter, weggelaſſen hätte, weil bey den wenigſten das Kennzeichen *Miles* oder *Famulus* notiret iſt. Bey ſeiner Local-Kenntniß, die man von ihm vorauszuſetzen muß, kann es gar leicht geſchehen, die ein Fremder nicht hat. Und wenn zugleich die jetzt ausgeſtorbene Familien mit einem † bezeichnet wären, würde der Nutzen noch gröſſer ſeyn. Das IV. Stück enthält den I. Beytrag zu einer geographiſchen Beſchreibung des Hochſtifts Oßnabrück, und iſt aus des D. Carl Gerh. Wilhelms Lodtmanns, Einleitung zur oßnabrügiſchen Geſchichte genommen. Sie iſt ſehr genau abgefaßt, mit vielen Anmerkungen, auch einigen ungedruckten Urkunden begleitet, die ſich überhaupt hin und wieder zerſtreuet finden, wobey wir wünſchten, daß man bey einer jeden kurz angezeiget hätte, ob ſie von der Urſchrift genommen oder nicht, welches einem jeden, ſo Urkunden ediret, überall zu rathen iſt, wenn ſeine edirte Urkunde den erlangten Nutzen haben ſoll. Ein genaues Verzeichniß der ganzen Volksmenge in den 7 Aemtern des Hochſtifts, ſo ſich auf 116664 Perſonen erſtrecket, beſchließt dieſen I. Theil, wovon wir die baldige Fortſetzung wünſchen.

Ueber die Wappen-Schildhalter, inſonderheit des röm. deutſchen Reichs-Adlers, die zween Greifen, von

vom Geh. Rath Hofmann zu Tübingen. Tübingen, in Verlag J. F. Heerbrands 4. 1779. 4 Bogen.

Zu Schildhaltern hat man gröſtentheils lebendige Geſchöpfe, Engel, Menſchen, Thiere, Vögel ꝛc. genommen, ſo mit beyden Händen, Tatzen ꝛc. gemeiniglich aufrecht ſtehend, nach dem Schild greifen, und ihn auf ſolche Art halten, wovon ſie den Namen führen. Von ihrem erſten Urſprung und Gebrauch haben verſchiedene geſchrieben, dennoch iſt er hinlänglich beſtimmet. Das beſte hat der ſeel. **Reinhard** in den **erlangiſchen Anzeigen von dem Jahrgang 1746. S. 113. u. f. w.** vorgebracht. Daß ſolches etwas willkührliches, und gar nichts weſentliches bey den Wappen ſey, iſt bekannt, ſo gar ofte von der Idee ſo gar des Stempel-Schneiders abgehangen.

Von dem kayſerl. und röm. Reichs-Wappen, dem gedoppelten Adler bemerket der Herr Verfaſſer, daß ſolches faſt gar nicht, oder nur höchſt ſelten mit Schildhaltern verſehen worden. Nur der jetzige Kaiſer Joſeph II. hat zuerſt als röm. König das röm. königl. Wappen, den einfachen Adler, durch 2 Greifen halten laſſen. Der Canzler Ludewig führt in ſeiner *Germania principis Lib. I. p. 228.* an, daß die Herzoge von Oeſterreich zuweilen bereits 2 Greifen zu Schildhaltern gebraucht haben.

S. 9. und ferner unterſuchet der Verfaſſer, aus welchen Urſachen man dieſe Thiere zu Schildhaltern genommen hat, und beweiſet, daß eben dieſelben Figuren, ſo auf dem Wappen-Schilde vorkommen, ſehr ofte zu Schildhaltern genommen ſind. Er zeiget daher, daß es wohl zu erklären und einzuſehen, weil 3 Adler und 10 Löwen auf dem öſterreichiſchen Erbſchilde vorkommen, daß dieſen anſehnlichen Schild ſolche Thiere halten, die aus einem Adler und Löwen zuſammengeſetzet ſind, mithin 2 Greifen. Der Kaiſer **Leopold** hat bereits als König von Ungarn dieſe Thiere als Schildhalter bey dem Ungariſchen Wappen gebraucht, und die jetzige verwittbete Kayſerin als Königin von Ungarn iſt ihm darin nachgefolget. Auf Münzen hat ſie ſchon **Maximilian I.** zuweilen gebraucht, aber doch nur ſelten, und noch ſeltner iſt ſolches auf Siegeln von gedachten **Maximilian, Ferdinand III. und Leopold** geſchehen.

Der

Der jetzige Kaiser Joseph II. ist also der erste, so sich der Greife als Schildhalter auf seinen Siegeln häufiger bedienet hat. Von dem Jahre 1769. führt der Verfasser einige Siegel an, worunter vorzüglich dasjenige gröste kaiserl. Siegel, womit das ofingische Fürsten-Diplom besiegelt ist, die Greifen als Schildhalter vorstellet. Der Recensent glaubt, daß weil bey den ungarschen Wappen diese Greifen schon öfters als Schildhalter gebraucht werden, solches dem Kaiser vielleicht Gelegenheit gegeben hat, sie auch bey dem kaiserlichen Wappen zu gebrauchen. Obwol in dieser kleinen Schrift viele Beleseneit steckt, so ist im Grunde das Object doch nur mikrologisch, indem die Schildhalter nach dem eignen Geständnis des Hrn. Verfassers willkührlich, und gar nichts wesentliches bey dem Wappen ausmachen, sondern nur zum Zierath öfters wohl gar nur von dem Stempel-Schneider nach übel passenden Ideen angebracht sind.

Hk.

Holwells merkwürdige historische Nachrichten von Hindostan und Bengalen, nebst einer Beschreibung der Religionslehren, der Mythologie und einer Abhandlung über die Metempsychose. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die Religion und Philosophie der Indier begleitet von J. F. Kleuker. Mit Kupfern. Leipzig, Weygandsche Buchhandlung, 1778. 610 Selt. in 8.

Vom Shasta, einem sehr alten, vielleicht dem ältesten Glaubensbuch in Indien, hatte Holwell durch große Kosten und Mühe 2 Abschriften erhalten, und war mit deren Uebersetzung schon ziemlich weit gekommen, als bey der Einnahme von Kalkutta im Jahr 1756. mit einmal alle diese wichtigen Schriften verloren gingen. Für die Wissenschaften ein groser Verlust, den das gegenwärtige Buch auf keine Art ersetzt! Zwar kann man ihm seine Brauchbarkeit nicht absprechen: während eines 30 jährigen Aufenthalts in Bengalen, fand der Verf. Gelegenheit viele glaubwürdige Nachrichten einzuziehen; doch kann man andre ähnliche Schriften, als die von Dow,

u. ſ. w. dabey nicht entbehren. Auch muß man, die Brauchbarkeit nicht auf das ganze Buch ausdehnen. Der hiſtoriſche Theil hat ſeinen bereits entſchiedenen Werth; wo ſich aber der Verf. in Räſonnement einläßt, oder, wenn er mit enthuſiaſtiſcher Verehrung die im Shaſta befindlichen Lehren anempfiehlt, lauter göttliches und eine große Uebereinſtimmung deſſelben mit der reinen Lehre des Evangeliums, darin findet z. B. S. 383, oder wenn er gar unter andern das Fleiſcheſſen für die unglückliche Quelle der Laſter anſieht, und ſich daher ſapperlichſt S. 527. an die Metzger, und S. 530. an die Prediger wendet, um jenen das Schlachten, dieſen das Fleiſcheſſen zu unterſagen ꝛc. ꝛc. ſo zeigt er mehr guten Willen als Einſicht. — Die angehängte Abhandlung des Hrn. Kleuker über die Religion und Philoſophie der Indier von S. 545. bis zu Ende wird denenjenigen die in dieſen Dingen ganz fremd ſind, nützlich ſeyn können, andern iſt ſie ſehr unzulänglich. Die Anmerkungen ſind höchſt unbedeutend.

Beſchreibung des brittiſchen Amerika, zur Erſparung der engliſchen Karten. Nebſt einer Specialkarte der mittlern brittiſchen Kolonien, von Chriſtian Leiſte, Conrector zu Wolfenbüttel. Braunſchweig, Waiſenhaus-Buchhandlung. 1778. Ohne Vorbericht und Regiſter. 560 S. in 8.

Im Jahr 1777 gab Schlözer eine Erdbeſchreibung von Amerika heraus; ſie war eine bloſe Ueberſetzung aus dem Engliſchen. Unſer Verfaſſer hat ſie genutzet, aber auch verſchiedene andere gute Quellen und Hülfsmittel, die er namhaft macht, und darunter etliche neuere, zu Rathe gezogen: dadurch iſt er einige Schritte weiter gegangen; und wenn er nach ſeinem in der Vorrede gegebenen Verſprechen, auch über den übrigen Theil von Amerika ein ähnliches Werk liefert, ſo iſt ſein Buch eine brauchbare Erdbeſchreibung von jenem ganzen großen Welttheil, bis ein vollkommeneres künftig daſſelbe entbehrlich macht. — Lage und Beſchaffenheit der Provinzen, die dazu gehörenden Oerter, Inwohner, Naturprodukten, Verfaſſung, auch die Geſchichte, ſelbſt die neueſten Vorfälle und deren Veranlaſſungen, werden ziemlich genau, doch die lezten mit einiger

ger Partheylichkeit zur Vertheydigung der ministerialischen Schritte vorgetragen.

Was der Verfasser auf dem Titel von der Ersparung englischer Karten, und in der Vorrede als die eigentliche Veranlassung zu seinem Buch, anführt, werden die wenigsten Leser ihm als Verdienst anrechnen. Durch Hülfe einer Windrose, deren Verfertigung er (Unwissenden zum Besten) beschreibt, will er die theuren englischen Karten entbehrlich machen. Wenn man nur sein Buch dabey zu Rathe zieht: so kann man sich bald selbst eine Art von Karte entwerfen, und die Entfernung der Oerter von jeder Hauptstadt finden. Vermuthlich werden nur wenige von der vorgeschlagenen Windrose Gebrauch machen, und die meisten sich blos an sein Buch als einen Führer halten: obgleich an und für sich der Einfall ganz artig ist.

Ueberhaupt wird Niemand mehr fodern, als der Verf. aus den vorhandenen Quellen zu leisten im Stande war. Mehrere mangelhafte Versuche müssen den Weg zu gröſserer Vollkommenheit bahnen.

Kri.

Das Nordamerika historisch und geographisch beschrieben. Vierter Theil. Hamburg, in der Möllerschen Buchhandlung, 1778. 8 Bogen in 8.

In der 1sten und 2ten Abtheilung, findet man die Geschichte und Geographie von Neu-Persey und von Pensylvanien; die 3te enthält allgemein bekannte Zeitungs-Nachrichten von den jetzigen Unruhen in Nordamerika. Werth und Einrichtung dieses Werks sind unsern Lesern bereits aus der Anzeige der 3 ersten Theile (allg. d. Bibl. 34. B. S. 235. u. f. (bekannt.

Beschreibung der europäischen Kolonien in Amerika, nach der sechsten verbesserten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, von J. Erster Band, 311 S. Zweyter Band, 304 S. Leipzig, bey Weidmans Erben und Reich, 1778. in gr. 8.

Diese Uebersetzung kömmt nun wohl um etliche Jahre zu spät. Das engl. Original trat wie man aus der Vorrede

rede ſteht, ſchon im Jahr 1761. an das Licht; daher findet man darin kein Wort von den nachher erfolgten amerikaniſchen Begebenheiten; und Länder die jetzt zu England gehören, ſtehen noch wie vor dem Frieden zu Fontainebleau 1762, unter den franzöſiſchen Beſitzungen. Dies hat der Ueberſetzer in kurzen Anmerkungen zu berichtigen geſucht: aber ganz anders würde der engliſche Verf. von dergleichen Ländern reden, wenn ſein Buch neuerlich herausgekommen wäre. Doch wollen wir daſſelbe nicht für ganz unbrauchbar erklären: es werden darin von der Entdeckung der amerikaniſchen Länder, ihrer Lage, Geſchichte, den daſigen Naturprodukten, Sitten, Regierungs- und Staatsverfaſſungen, ſonderlich dem Handel, allerley gute Nachrichten mitgetheilt, beſcheidne und von Einſicht zeugende Urtheile darüber gefällt, auch zuweilen gute Vorſchläge und Wünſche eingeſtreut; dafür man dem Verf eine kleine Partheylichkeit und etlichs Declamationen z. B. I. Band S. 277. und a. O. wohl zu gute halten kan. Daß er den vormaligen Bemühungen der Jeſuiten in Paragay, ebend. S. 273. Gerechtigkeit widerfahren läßt, iſt rühmlich. Was er hingegen im 2. B. S. 107. u. f. ſagt, werden viele auf alle nordamerikaniſche Kolonien anwenden, und deren neuerlich gegen die aufgelegten Taxen genommenen Maaßregeln deſto mehr billigen.

Geſchichte der Koloniſirung der freyen Staaten des Alterthums, angewandt auf den gegenwärtigen Streit zwiſchen Großbritannien und ſeinen amerikaniſchen Kolonien. —— Aus dem Engliſchen. Leipzig, Weygandſche Buchhandlung, 1778. 13 Bogen in 8.

Mit vielem Scharfſinn und Prüfungsgeiſt entwickelt der Verf. aus ächten treulich angezeigten Quellen, die Geſchichte der karthaginenſiſchen, griechiſchen und römiſchen Kolonien, um die Natur der Verbindung zwiſchen ihnen und ihren Mutterländern zu zeigen, und daraus zu beweiſen, daß der ſehr beſtrittene Punkt des Taxirens in alten Zeiten üblich geweſen iſt, und daß folglich Großbritannien, wie die gröſten und freyeſten Staaten des Alterthums, ein Recht habe ſeine amerikaniſchen Kolonien zu taxiren.

Der gewählte Plan ist ganz gut; der Verf. zeigt hinlängliche Kenntnis in der alten Geschichte, baut seine Behauptungen auf Thatsachen, erlaubt sich nur selten eine Muthmassung, zeigt Unpartheylichkeit, und entfernt sich von aller bey seinen Landsleuten sehr gewöhnlichen Deklamation. Zwar eifert er S. 167. u. f. wider der Amerikaner ungegründete und unbillige Forderungen; aber eben so streng tadelt er Großbritanniens Unentschlossenheit, und bezeigte Reue bey der Stempelakte. — Dennoch wird er schwerlich alle seine Leser, am wenigsten die Amerikaner überzeugen. Zuerst kann man ihm selbst die griechischen Kolonien entgegen setzen, um welche sich ihre Mutterländer nicht bekümmerten, und an keine Taxen dachten. Wenn sie dergleichen erhoben, so geschahe es gleichsam auf Bitte, wegen der gemeinschaftlichen Abstammung. Was ein Paar der mächtigsten Republiken, sonderlich Athen, in der Zeitfolge wagten, scheint mehr Eroberungssucht, als Gefühl eines Rechts über die von ihnen ausgezogenen Kolonisten, gewesen zu seyn. Hierauf antwortet der Verf. zwar, daß solche Kolonisten von ihren Mutterländern weder Land noch Schutz, und Unterstützung erhalten haben: sie zogen auf gut Glück aus, und nahmen Wohnsitze ein, wo sie dergleichen fanden. Aber den Amerikanern wird es gewiß an keiner Gegenantwort fehlen: auch sie haben Ländereyen von den Wilden an sich gebracht. Wenn aber dies auch nicht wäre, so scheint der Verf. überhaupt ein wenig zu weit zu gehen. Aus dem gleichen Verhalten dreyer Staaten gegen ihre Kolonien, glaubt er allgemeine Grundsätze der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft und der Kolonisirung schließen zu können. Hierwider werden die Amerikaner feyerlichst protestiren, um so mehr, da selbst bey den griechischen Kolonien Ausnahmen Statt finden; solche Kolonien aber die sich den Taxen willig unterwarfen, es vielleicht aus Furcht, oder zu ihrer eigenen Erhaltung, oder aus andern uns unbekannten und von den Geschichtschreibern unbemerkten Gründen mögen gethan haben. Wer wagt bey solchen entfernten Begebenheiten alle, oder nur die nächsten, Bewegursachen zu bestimmen?

S. 192. scheint sich der Verfasser zu übereilen, wenn er von den amerikanischen Kolonien sagt: „Ist das Recht der „Taxirung in irgend einem ihrer Freyheitsbriefe ausgelassen „worden — (o ja in etlichen!) — wird nicht in allen die-

„sen

„ſen Freyheitsbriefen vorausſetzt, und in einigen derſelben „ausdrücklich geſagt, daß dieſes Recht bey dem Parlament „von Großbritannien beruhe?„ Die Stellen zum Beweis des parlamentariſchen Rechts, hätten billig ſollen angeführt werden.

Uebrigens verdient dieſe Schrift geleſen und erwogen zu werden, ſelbſt von Liebhabern der alten Geſchichte, die auf manche von ihnen vorher nicht bemerkte Stelle ſtoßen werden. — Gegen das Ende redet der Verfaſſer von den Mitteln, wie die Kolonien mit der Mutterinſel wieder können vereinigt und in der Abhängigkeit erhalten werden; ob nemlich durch eine ſtehende Armee, oder durch Zulaſſung ihrer Repräſentanten in das Parlament. Er geht die Gründe von beyden Seiten durch, ohne eine Entſcheidung zu wagen.

Kz.

Abhandlungen ſineſiſcher Jeſuiten über die Geſchichte, Wiſſenſchaften, Künſte, Sitten und Gebräuche der Sineſen. Erſter Band. Aus dem Franzöſiſchen mit Kupfern. Mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von Chriſtoph Meiners, Prof. der Weltweisheit in Göttingen. Leipzig in der Weygandiſchen Buchhandlung 1778. 806 S. in gr. 8.

Zwey junge Sineſen verließen in ihrem 19ten Jahr ihr Vaterland, um nach Frankreich zu reiſen, und ſich daſelbſt durch Erlernung europäiſcher Sprachen und Kenntniſſe zum Dienſt ihres Vaterlandes zu bilden. Sie erhielten hier allen möglichen Beyſtand, der ſich ſogar auf eine Penſion erſtreckte, die ihnen der König reichen ließ. Im December Anno 1765. reiſten ſie wieder zurück in ihr Vaterland, und ſeit ihrer Zurückkunft wird ein unterbrochener Briefwechſel mit ihnen von Frankreich aus unterhalten, ſo daß ſeit 1766. kein Jahr verſtrichen iſt, in welchem ſie nicht Nachrichten über mancherley Gegenſtände, die man ihnen vorlegte, eingeſchickt hätten. Die Anzahl der eingeſchickten Aufſätze wuchs ſo an, daß man für gut fand, ſie nach und nach unter einem allgemeinen Titel, drucken zu laſſen. — Die Weygandſche

Buchhandlung ist entschlossen, alle Theile dieser Abhandlungen, so wie sie in Frankreich herauskommen, in einer deutschen Uebersetzung zu liefern. Wir wünschen daß es wohlfeil, und jedesmal unter der Aufsicht eines der Sache kundigen Mannes, so wie beym ersten Bande, geschehen möge. Auch muß ernstlich dafür gesorgt werden, daß die nomina propria richtiger gedruckt werden, als im ersten Theile, der von Druckfehlern der Art wimmelt, die bey einem Buche, das Namen enthält, die die wenigsten Leser jemals gehört haben, äußerst unangenehm sind, weil sie sich nicht leicht entdecken lassen.

Die Verfasser sind bisweilen sehr gute und unpartheyische Räsonneurs, denen man es ansieht, daß sie sich in Europa gebildet haben. Und da stechen sie denn auch gegen die leichtgläubigen Bewunderer und Lobredner der Sinesen, die Missionare, gewaltig ab, in die großentheils gleich bey ihrer Landung in Sina der Bonzengeist gefahren zu seyn scheint, der den europäischen Menschenverstand austrieb. Auf der andern Seite aber trifft man wieder Stellen an, wo sie so schwach und jämmerlich urtheilen, daß man's handgreiflich fühlt, daß sie Parthey genommen haben.

Die diesmal von ihnen gelieferten Abhandlungen betreffen: das Alterthum der Sinesen; Hrn. Amiot's Brief über die sinesischen Charaktere, der auch schon A. 1773 zu Brüssel besonders gedruckt worden ist; Erklärung einer in Stein gegrabenen Nachricht über die Eroberung des Königreichs der Eleuthen die A. 1757 vorfiel, vom letztverstorbenen Sinesischen Kaiser Kien long, dem Verfasser des Lobgedichts auf den Thee, und die Stadt Mukden. Monument, auf Befehl des vorigen Sinesischen Kaisers gesetzt, die Auswanderung der Torgauten im Jahr 1771 betreffend. Endlich Uebersetzung zweyer alten Werke, davon das eine Ta hio, oder die große Wissenschaft betitelt ist, das andere aber Tsong Yong oder der wahre Mittelweg, mit Anmerkungen.

Die folgenden Bände sollen neue Aufklärungen und historische Beweise für das Alter, und den Ursprung der Sinesen enthalten, Aufsätze über die Pocken, über verschiedene Stücke der sinesischen Policey, über die Künste und mancherley Gegenstände der Naturgeschichte, kurze Lebensbeschreibungen berühmter sinesischer Kaiser, Generale, Philosophen, Gesetzgeber, Dich-

Dichter u. ſ. w. ſeit dem Anfang der ſineſiſchen Nation bis aufs 10te Jahrhundert, von Hrn. Amiot. — Dieſe Rubriken verſprechen viel, wenn ſie unpartheyiſch und mit gehörigen Kenntniſſen ꝛc. ausgeführt werden. Nur würden wir, wenn der franzöſiſche Herausgeber unſere Anzeige leſen könnte, ihn recht angelegentlich bitten, uns mit ſeinen Vorreden zu verſchonen, wenn ſie nicht ohne ſeine eigenen Urtheile über die Sineſen abgefaßt werden können. Sie ſind ein wahrer Greuel für den denkenden Geſchichtforſcher und contraſtiren mit den Anmerkungen des deutſchen Herausgebers gewaltig. Ihm iſt „die in Sina einmal eingeführte Regierungsform, von der die „ſineſiſchen Kaiſer ſelten abgewichen ſind, und auf welche ſie „ſtets durch den allgemeinen Ton in den Sitten und Grundſätzen ihrer Unterthanen zurückgeführt wurden, unter allen andern Regierungsformen gerade diejenige, welche am ſichersten das Glück der Völker und den wahren Ruhm der „Regenten erzeugt.„ — Hat der unmenſchlichſte Deſpotismus jemals einen unbedingtern Lobredner gefunden?

Doch ſolche ſchiefe Reflexionen können die Anmerkungen des deutſchen Herausgebers ſchadlos halten. Sie ſind, dünkt uns, nach dem richtigen Geſichtspunkt, der bey den Sineſen genommen werden muß, abgefaßt; und wir haben nichts dabey zu wünſchen, als daß der einſichtsvolle Verfaſſer etwas mehr Fleis auf ſeine Schreibart wenden, und ſich vor der Weitſchweifigkeit hüten möge, von der in dieſem Bande ſo viele Beyſpiele vorkommen. Nirgends iſt ſie ohnehin anſtößiger, als in der Geſchichte.

Hr. Meiners bemüht ſich zu zeigen, daß die Sineſen das gar nicht waren, wofür man ſie ſo oft ausgegeben hat — das polirte Volk, deſſen Einſichten, Künſte und Wiſſenſchaften die Achtung der Europäer verdienten. Es iſt nicht genug, ihre Einſichten in die ſpeculativen Wiſſenſchaften klein und einſchränkt zu nennen, in nichts als im Deſpotismus haben ſie es über das Mittelmäßige gebracht. In der Mahlerey ſind ſie die elendeſten Schmierer, und ſelbſt der vorzügliche europäiſche Mahler würde in Sina nach der dortigen Verfaſſung ein Schmierer werden müſſen, wo der Mandarin hinter dem Mahler mit einem Knittel ſteht, und ihn zwingt ſeine beſten Arbeiten um einen geringen, von dem Abgeordneten ſelbſt beſtimmten Preis, an den Kayſer zu verkaufen; wo man ihn

alle Augenblicke unterbricht, um auf elende Fächer elende Blumen zu mahlen, wo man einen Artiſt in einem Zimmer arbeiten lies, das im Sommer von Sonnenhitze glühte, und im Winter ſeine Hände durch Kälte lähmte. — In der Aſtronomie, in der man ihnen von jeher die tiefſten Einſichten zuſchrieb, ſind ſie ſo groſſe Kinder, daß ſie noch nicht einmal einen Kalender machen können. Den aſtronomiſchen Theil des Kalenders, wozu Kenntniſſe gehören, machen die Jeſuiten; den aſtrologiſchen hingegen, den der dummſte am meiſterhafteſten verfertigen kan, macht das erleuchtete aſtronomiſche Tribunal. Schön iſt die Löſung des Räthſels, warum die Sineſen bey der Ankunft der Europäer behaupteten, daß alle ihre Städte unter dem 36ſten Grad der Breite lägen. Pecking liegt unter einer Breite von 49 Graden, 55 Minuten und 15 Secunden und Nanking unter 32° 4′ 31″. Alle Inſtrumente aber, die man in dieſen Städten gefunden hat, waren ſo gemacht, daß ſie nur unter einer Breite von etwas mehr als 36 Graden dienen konnten. Die Sineſen konnten daher in dieſen Städten keine einzige richtige Beobachtung anſtellen. Wahrſcheinlich waren dieſe Inſtrumente nach denen gemacht, deren man ſich in den Schulen von Balk bediente, einer Stadt, die etwa 30 Minuten über 36 Grade im alten Bactrien liegt, und ſolche Inſtrumente konnten zur Zeit der Mogolen nach Sina kommen. — Wenn auch noch ſo viel äuſſerer Schein von Kultur in Sina gefunden wird; ſo iſt er doch nur falſch, und vielleicht blos durch das Europäiſiren der Miſſionare entſtanden. Die Miſſionare ſprechen von Bacalaureen, Licentiaten, Doctoren, von Akademien der Wiſſenſchaften — aber die hochgelahrten Männer ſind ſehr zweydeutige Perſonen, die wohl die Galle des Elephanten im Fuſſe ſuchen! — Freylich wenn der Kopf der Sineſen jemals einen Funken von Kultur hätte fangen können, ſo hätte es vor mehr als einem Jahrtauſend ſchon geſchehen müſſen; denn die Vorſehung hat ihnen Wege genug gebahnt, auf denen höhere Einſichten zu ihnen hätten gelangen können. Die Griechen konnten mittelbar an ihnen ſchleifen, indem ſie ſich nach Alexandern in das äuſſerſte Aſien zogen, und dort Reiche errichteten, die Jahrhunderte überblühten. Und daß ſie Einfluß auf ſie gehabt haben, zeigt der Metoniſche Cyclus, eine Periode von 19 Jahren, der bey den Sineſen bekannt war. Einigen Einfluß hatten ſie auch wirklich; denn unter dem Hang, die 200 Jahre vor und 200 Jahre nach

Chriſti Geburt Sina beherrſchten, kamen wirklich kleine Strahlen der Kultur nach Sina. Yutu, einer der erſten und wichtigſten Kaiſer, machte einen neuen Kalender bekannt, und beſtimmte den Inhalt des Jahrs, wozu ihm wohl ausländiſche Kenntniſſe können geholfen haben, wenn's gleich die Sineſen nicht ausdrücklich geſtehen, da ihnen der Stolz auf ihre Nation ſo ein Geſtändnis nicht wohl erlaubt. — Daraus erklären wir uns auch, daß 100 Jahre vor Chriſti Geburt die ſyſtematiſche Geſchichtſchreiberey ihren Anfang mit Seemarſien nahm. — Nach Chriſti Geburt haben Neſtorianer, die das Evangelium, gewiß im 7ten Jahrhundert, predigten, Einfluß auf die Sineſen gehabt. Hr. Meiners hält das ſineſiſche Monument für ächt, und in der That, wenn man das, was Hr. Deguignes von den Bonzen, und der Religion des Fo aus ſineſiſchen Annalen ausgezogen, und theils mit dem Maſſudi, theils den erſten europäiſchen Reiſebeſchreibern, die in Sina geweſen ſind, verglichen mit Renaudot's relations des Indes et de la Chine zuſammenhält, ſo ſehen wir nicht, was ſich Gründliches dagegen einwenden läßt. — Bald darauf ſtürmten Araber auf die aſiatiſche Welt, und wurden ſehr bald mit dem ſineſiſchen Reiche bekannt. Späterhin riſſen ſie den indiſchen Handel an ſich, beſuchten häufig die Sineſen aus Handelsabſichten: aber dies hatte wieder wenig Wirkung auf die Einſichten der Sineſen. — Auch durch die Mogolen, die eine Zeitlang Beherrſcher von Sina waren, konnten ſich Kenntniſſe in dieſes Reich verbreiten; die Sineſen erhielten auch wirklich durch ſie manches, wie die aſtronomiſche Inſtrumente von Balk beweiſen — Aber der elende Gebrauch, den ſie von dieſen Inſtrumenten machten, lehrt augenſcheinlich, daß der Kopf der Sineſen zu erhabenen Einſichten zu enge iſt, und wahrſcheinlich auf immer zu enge bleiben wird. — Nach den Verfaſſern der Abhandlungen, die wir anzeigen, ſoll unter der Familie der Tſcheu, welche Hr. Schlözer noch in die Vorgeſchichte von Sina ſetzt, wo das Volk noch keine Univerſalhiſtoriſche Würde hatte, die Litteratur ausnehmend geblüht haben. Hr. Meiners zeigt die Unmöglichkeit hievon. Wuwang, der Bruder der regierenden Herrn von Tſcheu, war noch ein Halbwilder, der einige Horden von wilden Sineſen kommandirte. In die Regierung der Tſcheu fällt die Tſchenkue oder die Periode der fechtenden Könige — wie läßt ſich bey den ewigen Balgereyen der Sineſen an Litteratur denken? Ueber-

dies ſind gerade in dieſer Periode die gröſten Revolutionen mit der ſineſiſchen Hieroglyphik vorgefallen; Sina war in viele winzige Staaten zerſtückt, jeder Kazike wollte die Rechte der Souveränität ausüben, und lies daher in ſeinem Gebiete eine eigene Schriftart einführen, und darin Denkmähler errichten. In einem ſo kranken Körper, wo kein Glied mit dem andern harmoniſch wirkt, wie läßt ſich da an Kultur und Aufklärung denken?

Wie Hr. Meiners von den kanoniſchen Büchern der Sineſen denkt, ſo haben wir immer gedacht. Sie enthalten wohl nichts als alte Volks-Ueberlieferungen, und Nationalgeſänge, vor denen man, weil ſie aus dem grauen Alterthum herſtammen, viel Ehrfurcht hatte, und die man daher für heilig hielt. So wars auch bey den Griechen. Es iſt leicht möglich, daß man ihnen in Sina gar den Ehrentitel geoffenbahrter Schriften beylegt; denn ſolche alte Traditionen halten mehrere alte Völker für Offenbahrungen, und die Erhalter derſelben für Propheten. Die Bemerkungen über einige von den ſogenannten kanoniſchen Schriften der Sineſen, die Kua, an der Konfucius ſein ganzes Leben über knitterte, hätten wir noch etwas ausführlicher gewünſcht, um die Europäer vor der Schwachheit zu ſichern, in die unſre Vorfahren bey dieſem Punkte gefallen ſind.

Daß Hr. Meiners von der eigenen Art der ſineſiſchen Hiſtoriographie nicht ſo erhaben denkt, wie mancher unſrer Landsleute, hat uns viel Vergnügen gemacht. Es iſt in der That unbegreiflich, wie man an ein hiſtoriſches Tribunal, und an die Geſchichtſchreiber zur Rechten, und Geſchichtſchreiber zur Linken, und an den verſchloſſenen Kaſten mit der kleinen Oefnung hat glauben können. Die ganze Einrichtung widerſpricht ſo gerade zu der ganzen Verfaſſung des ſineſiſchen Reichs. Es ſollen Geſchichtſchreiber vom Kaiſer ſelbſt beſtellt ſeyn, welche auf alle ſeine Reden und Handlungen acht haben ſollen, um ſie treulich aufzeichnen zu können! — In Sina? wo den Kaiſer ein undurchdringlicher Schleyer verhüllt, wo er Jahr aus Jahr ein in einem Serail verſchloſſen iſt, das noch kein menſchliches Auge durchſchaut, und kein menſchlicher Fuß durchwandelt hat. — In Sina, wo Kaiſer und Miniſter hinter einer Decke ſpielen, weil beyden ſehr viel daran gelegen iſt, nicht beobachtet zu werden. — Das Urtheil über den

Schu

Schuking iſt noch gemäßigter als wir es erwartet haben. Kein faderes, elenderes, oft unſinnigeres Gewäſche läßt ſich gar nicht denken. Da lobe ich mir unſre deutſchen Chroniken noch dagegen! Sind ſie gleich in einem elenden, kanzleymäßigen Styl abgefaßt, ſo ſind ſie doch nicht arm an Factis. Aber im Schuking ſchwimmen die Facta in einem Ocean, von politiſch-moraliſchen Predigten, eines philoſophiſchen Schulmeiſters. — Doch wir brechen ab. Wer über Hrn. Schlözers kurzgefaßte allgemeine Vorſtellung von den Sineſen in ſeiner Vorſtellung der Univerſalhiſtorie 2te Ausgabe S. 122. f. einen Commentar haben will, wird Hrn. Meiners Anmerkungen, ob ſie gleich nur über einen Theil der Sammlung gehen, welche wir anzeigen, ſehr gut brauchen können. — Die Abhandlung über die ſineſiſche Hieroglyphik, die Hr. M. nicht mitgetheilt hat, weil ſie für eine Anmerkung zu ſtark war, wollen wir uns vorbehalten haben. Denn Hr M. hat die richtigſten Begriffe davon, die ſelbſt manchem gelehrten Miſſionar, wie z. E. Hn. Amiot fehlen, wie wir aus ſeinem kurzen Räſonnement über die Geſchichte des Schuking bemerkt haben. — Hr. M. hat die unter den Tſchen ſo ſehr vervielfältigte Schriftarten gut benutzt, um die ſonſt ſo unwahrſcheinliche Erzählung vom allgemeinen Bücherbrande auf Befehl des Kaiſers Schihoangti zu retten.

Fm.

Allgemeine ſynchroniſtiſche Weltgeſchichte, oder Zeitungen aus der alten Welt mit Landcharten und Regiſter. *) Zweyter Theil. Von Alexander dem Großen, bis auf den Octavianus Auguſtus, oder vom Jahr der Welt 3648 bis aufs Jahr der Welt 3940, oder vom Jahr vor Chriſtus Geburt 336 bis aufs Jahr 44. Herausgegeben von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten. Berlin und Halle, 1778. 712 S in 4. nebſt 3 Landcharten.

Wir wollen nicht unſer Urtheil vom erſten Bande wiederhohlen, ſondern es nur in ſo fern abändern, daß wir im 2ten Theile den Styl etwas beſſer, als beym erſten gefunden

*) Sollte Regiſtern heißen.

haben. Wir haben schon damals gesagt, daß wir mit den Vorstellungen von manchen Begebenheiten nicht recht zufrieden sind. Wir wollen beydes diesmal mit einem Beyspiele belegen, wozu wir den Artikel Karthago vom J. 3783 S. 326 wählen, blos weil kurz ist. In einem ganz falschem Lichte wird hier Hannibals Betragen vorgestellt — wenigstens nach der Erzählung, wenn es auch gleich der Verfasser nicht so sollte gemeint haben. „Wir haben zwar, heißt es, einen für uns sehr heilgenden „Frieden geschlossen, müssens aber bekennen, daß niemand „mehr auf die Schliessung desselben gedrungen hat, als er, „unser Hannibal, der eigentliche Stifter und Urheber jenes „17jährigen und äußerst verderblichen Krieges. Denn was, „wir auch dawider redeten, so war doch alles vergeblich bey ihm, „und in seinen Behauptungen: daß der Frieden schlechterdings „nothwendig wäre, konnte er sich so wenig mäßigen, daß er sogar den Bisko, der zur Verwerfung der Friedensbedingungen „uns in einer förmlichen Rede ermuntern wollte, vom Rednerstuhl herunter riß, und denn, da jedermann ihm dies sehr „übelnahm, auch ihn deshalb zur Strafe ziehen wollte, blos „damit sich entschuldigte, daß er sagte: — „schon seit sei„nem neunten Jahre wär' er schon aus seinem Vaterlande ge„wesen; beständig hätte er im Felde gelegen; und was in „unsrer Stadt hier Rechtens wäre, könnt er nicht genugsam „wissen, im Felde pflege man aber gegen einen jeden Gewalt „zu gebrauchen, der etwas allgemein Verderbliches in Vor„schlag brächte„. — Vornehmlich also das Ansehn dieses „großen Kriegers, und sein Urtheil von der feindlichen Krie„gesmacht bewog uns, daß wir alles uns gefallen ließen, und „also die härtesten Bedingungen beschworen. Als wir indessen „zur Erfüllung derselben alle Gefangenen, alle Ueberläufer, „alle Elephanten und auch unsere Schiffe schon ausgeliefert „hatten, und nun die Gelder bringen mußten, um sogleich den „ersten Theil der 10 Millionen zu bezahlen, so flossen uns die „Thränen aus den Augen, und es gereuete uns, was nun ge„schehen war. Er indessen, Hannibal, lachte, da er diese „unsere Thränen sahe und sagte: — das Geld wär in der „That der kleineste Verlust, und deshalb könnten wir immer„hin nur lachen. Aber über den Verlust der Elephanten und „der Flotte, und darüber, daß wir keinen Krieg ohne Erlaub„niß Roms anfahen sollten, darüber wäre zu weinen. Denn „hätte ein mächtiges Volk Ruhe und Friede von außen, so ent-

„ſtünden Wunden in ſeinem Innern, und es wäre zu fürchten, „daß wir dieſelben nur allzubald erleben dürften!„ — Wir „geben alſo auch unſer Geld ganz ruhig hin, und gebens nur „die Götter, daß wir vor innern Zwiſt und Krieg bewahrt „bleiben.„

Fm.

Siegism. Juſt Ehrhardts, Paſt. in Beſchine — Abhandlung vom verderbten Religionszuſtand in Schleſien vor der evangeliſchen Kirchenreformation; als eine Einleitung zur ſchleſiſchen Presbyterologie. Breslau, bey W. G. Korn 1777. 1 Alph. 7 Bog. in 4.

Ohne Kenntnis des Religionszuſtandes vor der Reformation, kan man weder den Werth und die Nothwendigkeit der Reformation richtig beurtheilen, noch auch den groſſen und ſchnellen Beyfall den ſie, aller in den Weg gelegten Hinderniſſe ohnerachtet, gefunden hat, recht einſehen. Man findet zwar ſchon manches hieher gehörige an verſchiedenen Orten geſammlet; doch läßt ſich immer noch eine ergiebige Nachleſe anſtellen. Der Verf. hat ſich dabey auf das Feld der ſchleſiſchen Provinzial-Kirchengeſchichte eingeſchränkt. Er redet zuerſt von den Quellen, aus welchen das Religionsverderben gefloſſen, ſodann von den Stücken, worin es ſich vornehmlich geäuſſert hat; und zuletzt begegnet er dem Einwurf; wo war dann die wahre Kirche Gottes auf Erden vor der Reformation? durch eine Erzählung von den merkwürdigſten ſogenannten Zeugen der Wahrheit in Schleſien, unter welchen er bey den Huſſiten, wie natürlich, am weitläuftigſten iſt, und von dem groſſen Beyfall, und den vielen Beſchützern, die ſie in Schleſien gefunden haben, ziemlich ausführlich handelt. Bey der Abſicht, die ſich der Verf. vorgeſetzt hatte, konnte er nicht auf Entdeckung neuer hiſtoriſcher Schätze ausgehen, ſondern er ſammlete Bekanntes und weniger Bekanntes, wie er es zu ſeinem Zweck brauchbar fand. Beſonders gab er ſich Mühe, ſeine Angaben mit Ausſagen ſolcher Schriftſteller zu belegen, die ſelbſt bey römiſchkatholiſchen als unverdächtige Zeugen gelten müſſen. Seinem Fleis im Zuſammentragen muß man Gerech-

rechtigkeit widerfahren laſſen. Deſtomehr aber haben wir uns gewundert, einigemal Verweiſungen auf das allgemeine hiſtoriſche Lexicon, und auf das Univerſal-Lexicon anzutreffen, z. E. S. 163. 164. 173. 181. Zuweilen hätte auch etwas mehr Genauigkeit können beobachtet werden. So iſt es z. E. nicht ganz richtig, wenn es S. 197. heißt: blos das künſtlich in einander gewebte Lehrgebäude des römiſchen Hofs habe es für nöthig erachtet, den Popanz des Fegfeuers zum Schrecken der Chriſten zu erdichten, weil ohne denſelben der reichvergoldete Ablaßkram und das Meßopfer ſonſt keinen Glauben gefunden hätte. Das Fegfeuer wurde unſtreitig viel früher geglaubt, als man einen ſolchen intereſſirten Gebrauch davon machte. S. 49. wird zu viel geſagt, wenn es heißt, man habe Mariam Chriſto gleichſam als eine Mitlerinn und Mitarbeiterin im Erlöſungswerk an die Seite geſetzt. Die angeführten Stellen beweiſen ſoviel nicht. Faſt ſcheint es gar, der Verf. habe die Worte filio tuo *affixiſti* pendenti in cruce darauf gezogen.

Ko.

Entwurf eines Staats-Rechts der Reichsſtadt Nürnberg. Altdorf, 1778. 8. 3 Bogen.

Der Verfaſſer, der ſich mit dem Buchſtab St. hinter der Vorrede unterſchrieben hat, ſagt, dieſer Entwurf ſey zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmet, doch wäre man auch nicht ungeneigt, nach demſelben das nürnbergiſche Staatsrecht in ausführlichen Sätzen an das Licht treten zu laſſen. Wenn der Vorſatz alles mit archivaliſchen Nachrichten zu belegen, (wozu alſo der Magiſtrat dem Verfaſſer das Archiv öfnen müſte) ausgeführt wird, ſo kan es nach dieſem Plan ein recht gutes Werk werden. Gegenwärtiger Entwurf iſt nur ein Scelet, ſo die Rubriken von einem jeden Hauptſtück enthält. Er iſt in XVIII Hauptſtücke eingetheilt, die wir herſetzen wollen. I. Von dem Urſprunge, der Erweiterung, der Unmittelbarkeit, den Namen, Titeln, Wappen, und Siegeln der Reichsſtadt Nürnberg. II. Von der Religionsverfaſſung. III. Von der Landeshoheit, Regalien und Freyheiten, worunter auch no. 18. eine Rubrik von dem Rechte, Titel und Würden zu ertheilen, adelich zu machen und zu legitimiren. IV. Von einigen vorzüglichen Freyheiten und Rechten. V. Von den Gerechtſamen

und

und Pflichten der Stadt, in Anſehung des Kayſers, auch von den ehemaligen Reichsbeamten, worunter no. 12. von der Freyheit, daß der Rath wegen gemeiner Stadt Einkommens und Ausgebens, alleine einem Kayſer in eigner Perſon Rechnung zu thun ſchuldig ſey. VI. Von den Gerechtſamen der Stadt, in Anſehung des Reichs, und deſſen Stände. VI. Von den Gerechtſamen in Anſehung des fränkiſchen Kreiſes. VIII. Von den Gerechtſamen, in Anſehung des reichsſtädtiſchen Collegiums. IX. Von den Gerechtſamen der Stadt, in Anſehung der Reichsgerichte. X. Von den Gerechtſamen, in Anſehung fremder Staaten und den Zollfreyheiten. XI. Von den Gerechtſamen, Streitigkeiten, Verträgen, und gerichtlichen Entſcheidungen, in Anſehung der Stadt und einzelner Reichsſtände ꝛc. XII. Von den Gerechtſamen, Streitigkeiten, Verträgen, und gerichtlichen Entſcheidungen mit den markgräflichen brandenburgiſchen Häuſern in Franken. XIII Von der innern Verfaſſung der Stadt, in Anſehung des Regiments, wovon eine ſtarke Anzahl Kleinigkeiten betreffen, die für niemand intereſſant ſind, z. B. von der Deputation zur Trinkſtube, von der Deputation zu den Koffeehäuſern ꝛc. XIV Von der innern Verfaſſung der Stadt in Anſehung der Bürgerſchaft. XV. Von den Streitigkeiten zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft, auch andern innerlichen Irrungen (worunter die Hauptſtreitigkeit wegen der groſſen Auflagen, und Ablegung der Rechnung von Einnahme und Ausgabe ꝛc. übergangen iſt, worüber der Proceß bey dem Reichshofrath ſchon aus dem vorigen Jahrhunderte her dauert. XVI Von den beyden Vorſtädten Wöhrd und Goſtenhof. XVII. Von dem Gebiete der Stadt und ſpeciell von jedem Orte deſſelben. XVIII. Von den Lehen der St. und den Gerechtſamen in Anſehung derſelben, worunter auch no. 5. von den nürnbergiſchen Reichskuchellehen eine beſondere Abtheilung iſt.

I.

II) Gelehrte Geſchichte.

Literariſches Muſeum. Des zweyten Bandes, drittes Stück. Altdorf im Verlag Lorenz Schüpfels

fels Universitäts-Buchhändlers, 1779. 10 Bogen, in 8.

Dieses Stück scheinet an Erheblichkeit und Lesenswürdigkeit der Nachrichten den vorhergehenden nicht ganz gleich zu kommen. Es kan freylich gar leicht geschehen, daß ein Mann, der immer in alten Büchern wühlt, und Nachrichten von Schriftstellern des 16 Jahrhunderts und ihren Schriften zu sammlen gewohnt ist, auch manches bemerkungswerth findet, nicht weil es gemeinnützig, sondern weil es alt und vergessen ist, oder weil es für ihn den Werth der eignen Wahrnehmung, Auffindung und Sammlung hat. Wir mißkennen dabey den Fleiß und die grosse Belesenheit des V. gar nicht, wollen es auch nicht in Zweifel ziehen, daß nicht manche seiner litterarischen Nachrichten, gleichgesinnten Antiquarien herzlich willkommen seyn mögen: wir urtheilen nur von der Brauchbarkeit für den gröstn Theil. Es enthält demnach dieses Stück, 1) eine Beschreibung eines **Polyglottenpropheten, Haggai, mit einem Commentar Joh. Ecks.** Es ist der ebräische Text mit der griechischen Version und der Vulgata, mit des Controverspredigers Commentar, den weder Le Long noch sein Verbesserer, **Masch**, (aber doch der seel. Kirchenrath **Walch** in seiner **Biblioth. theol. T. IV. p. 591**) gekannt haben. Deswegen rechnet es der V. unter die seltenen Bücher, ob er gleich selbst seine Unwichtigkeit für die Kritik und Exegetik zugesteht. Er bekennt übrigens seine Unwissenheit über Drucker und Druckort: *Salingiaci* excudebat lo. *Soter*; und vermuthet, es mögte vielleicht Sekigenstadt seyn. Eher aber würden wir auf Solingen rathen, das ehmals auch Salingen geschrieben wurde. Der Drucker hies vermuthlich Heyland. 2) **Etwas von Joh. Albr. Widmanstadt, und besonders von einer unbekannten gedruckten Vertheidigung desselben wider Ambrosius Gumpenberg.** Dieses Etwas von Widmanstadts Person und Schriften will nun eigentlich nicht viel sagen. Was seine hier wieder abgedruckte Vertheidigungsschrift anlangt: so hat es damit folgende Bewandnis. Der Bischof von Eichstädt, **Moritz von Hutten**, suchte zugleich auch seine bisherige dompröbstliche Würde zu Würzburg beyzubehalten, und bediente sich zu diesem Geschäfte des damahls am römischen Hofe lebenden Ambros. von Gumpenberg. Da er aber Ursache fand, in die Redlichkeit des Mannes, zumahl bey Verwen-

Verbindung der übermachten Geldſummen ein Mistrauen zu ſetzen: ſo übertrug er ſeine Angelegenheit dem Widmanſtadt, der damahls bayriſcher Geſchäftsträger am päbſtlichen Hofe war. Dies veranlaßte nun die Verbitterung Gumpenbergs, der dem W. nach dem Leben trachtete, und Pasquillen gegen ihn ausſtreuen ließ. Da ſchrieb denn W. 1543 ſeine Apologie, oder *breues commentatarios, quibus de cauſis quibusque modis Ambr. Gumpenb. Io. Alb. Vidmeſtadii — Bauar. Ducum ad R. M. oratoris vitæ, honori et fortunis inſidias poſuerit*, und überreichte ſie dem Papſt und den Cardinälen. 3. Nachricht von den Schriften Matth. Friedr. Becks, des groſſen augsburgiſchen Orientalers aus dem vorigen Jahrhundert. Der V. erzählt ſie mit vieler Genauigkeit, ſowohl die Jenaiſchen als Augsburgiſchen, mit beſtändiger Hinweiſung auf andre Schriften, wo davon geurtheilt, oder Nachricht ertheilt wird, iſt aber nicht gewiß, ob ihm nicht einige entgangen ſeyn möchten. 4. Recenſionen und Zuſätze zu Maſchens umgearbeiteten Ausgabe von LeLong *Bibliotheca ſacra* — unter andern zu den Bombergiſchen Ebr. Bibeln, und einige übergangene Bibelausgaben zum Theil nur aus Bücherverzeichniſſen genommen; zu Schelhorns Sammlung für die Geſchichte, und zu Strobels Miſcellaneen. 5. Ein ungedruckter lat. Brief Veit Dietrichs an Chriſtoph Coler, vom Jahr 1535. Er berichtet unter andern, daß Buzer ſein in der Abendmahlslehre gegebnes Aergerniß einſehe, und ſich mit den Wittenbergern wieder vereinigen werde, und glaubt daß zwar er, nicht aber Grynäus und Bullinger, aufrichtig zu Werk gehen werde. Würklich wurde dieſes zwey Jahre darauf in dem Convent zu Schmalkalden beſtätigt.

Pf.

Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca, aus ſeinen Werken und den gleichzeitigen Schriftſtellern. Dritten und letzten Bandes erſte Abtheilung, 22½ Bogen, zweyte Abth. 1 Alph. 11½ Bogen. Lemgo, bey Meyer, 1778 und 1779. in 8.

Der

Mit diesem Bande ist die weitläuftige Lebensbeschreibung des Petrarca geendiget. Obgleich die unzähligen Episoden, worin von allen Bekannten des Petrarca, und von allen politischen Händeln, woran er nur den geringsten Antheil genommen, und sollte er auch nur einen Brief darüber geschrieben haben, eine umständliche Nachricht ertheilt wird, überhaupt nicht unangenehm sind, so hätten die Uebersetzer doch auch manches abkürzen können, besonders die oft zu weitläuftigen Stellen aus seinen Briefen und Schriften. Die Rolle, welche Petrarca in diesem Bande spielt, ist eine der glänzendsten, deren ein Dichter sich rühmen kan, und es wird schwerlich nach ihm irgend ein schöner Geist, den Dichter von Ferney ausgenommen, von regierenden Herrn so geehrt worden seyn, als Petrarca, der noch dazu verschiedentlich in politischen Angelegenheiten gebraucht ist. Auch zeichnet P. sich sehr durch seine Genügsamkeit aus, und nur aus einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe mögte man schliessen können, daß er nicht völlig so gleichgültig gegen die Güter dieser Welt gewesen, als er zuweilen scheinen wollte. Allein die Schwachheiten des Alters können einen auch sonst sehr genügsamen und arbeitsamen Menschen mehr Bequemlichkeiten wünschen machen, als er in jüngern Jahren verlangt hat, und P. scheint bey seinem Canonicat zu Padua, nach den Aeusserungen eben dieses Briefes, ziemlich viel Arbeit gehabt zu haben, und eben wegen seines ausgebreiteten Ruhmes zu manchen Ausgaben, und zu einer Gastfreyheit genöthiget gewesen zu seyn, die ihn eine einträglichere und dabey bequemere Stelle haben wünschen lassen. So könnte man den Petrarca selbst gegen seinen Biographen vertheidigen, der in diesem Stücke, wie in manchem andern, seinen Helden nicht durchaus vollkommen findet. Liebhabern der Geschichte glauben wir dieses Leben des Petrarca, der Digressionen ohngeachtet, als eine unterhaltende Lectüre empfehlen zu können. Sie können es beynahe zu einer Geschichte des 14ten Jahrhunderts brauchen, weil darinnen die vornehmsten Begebenheiten aus dem Zeitalter des P. umständlich beschrieben sind.

Qb.

12) Phi-

12) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Homeri Ilias ex recenſione *Samuelis Clarkii*, In uſum Scholarum et Academiarum edidit, Notas adſperſit. Clavem adjecit *Aug. Herm. Niemeyer*. Volumen I. Halae, impenſis Io. Iac. Gebauеri 1778. 350 S. in gr. 8.

Eine für junge Studirende, ſowohl auf der Univerſität, als in Schulen, gut eingerichtete Ausgabe des groſſen Dichters, der nach eines eben ſo großen Mannes Urtheil,

quid ſit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non, Planius ac melius Chryſippo et Crantore dicit.

Nur der Clavis, der den ganzen dritten Band einnehmen ſoll, konnte unſers Bedünkens gar wohl entbehret werden, da der Herausgeber, außer der Verſchiedenheit der Lesart aus der Erneſtiſchen Ausgabe, auch Anmerkungen, die neben der Erklärung die Bemerkung der Schönheiten des Dichters zur Abſicht haben, hinzugefügt hat. Wir würden ihn nicht tadeln, ſtünden unter dem Text bloß die V. L. mit kurzen kritiſchen Noten über noch verdorbene Stellen; aber ein ganzer Band vertheuert doch allzuſehr die Ausgabe. Wir haben den erſten Geſang der Iliade mit Hrn. N. Anmerkungen durchgeleſen, und wollen, was wir nicht billigen konnten, anzeigen.

Die Lesart des Stephanus κέμμες τ' ἔχων II. I, 14. für κέμμες' ἔχων, die Hr. N. verwirft, deucht uns gerade die richtige zu ſeyn; und Euſtathius las κέμμες. Warum V. 20. παῖδα δ' ἐμοὶ emphatiſcher ſey, als παῖδα δέ μοι, wie der Herausgeber mit Clarken und andern annimmt, ſehen wir nicht; und nicht μοὶ, deucht uns, fordert hier den vollern Ton, ſondern παῖδα. Daß Euſtathius λῦσαί τε und δέχεσθαι geleſen habe, konnte erinnert werden, obwohl wir λύσας τε und δέχεσθε für richtiger halten. Zu πρὶν μὲν

μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν V. 29. heißt die Anmerkung: hoc eſt, nunquam tibi reddam. Aber beym Homer ſagt doch eigentlich Agamemnon: Ehe ſie alt wird, gebe ich ſie dir nicht wieder; ſo lange ſie noch jung iſt, bleibt ſie bey mir zu Argos. Zwar erklärt ſo den Dichter auch Euſtathius: τέλεσιν, ἀδέπωλε λύσω αὐλήν, εἰ γὰρ μὴ νῦν, ὅτε καὶ νέαζη καὶ τῆς πατρίδος ἔστιν ἐγγύς, ὅτε περιὼν ὁ πατὴρ αὐλὴν ἐξαιλεῖται, ὅτε δῶρα δίδοται, πολλῷ πλέον οὐ λύσει αὐλὴν ὅτε μηδὲν ἤδων γίνεται, καιρὸν ἂν ὑποτιθεὶς ὁ βασιλεὺς ἐν ᾧ ἔσαι τὸ ὑπεσχημένον, ἀνάνευσιν τελείαν ποιεῖται τῆς πράξεως. Bey ἔρεψα V. 39. ſchreibt er: ἐστεφάνωσα Schol. ὠκ ὠδόμησα Heſych. Quod magis placet. So überſetzt Damm: „Habe ich dir zum Wohlgefallen ehemals deinen Tempel erbauet;„ und ſagt dazu in der Note, oben gedeckt ſteht hier ſtatt des ganzen Baues. Aber gewiß iſt jenes richtiger, und giebt einen beſſern Sinn; und die erſte Erklärung auch beym Heſychius iſt ἐστεφάνωσα; und ἐρέφειν eigentlich decken, heißt daher auch bekränzen, eben wie στέφειν. Zu V. 51. fehlt die Variante ἀφιεὶς; aber ἐφιεὶς, das auch der Scholiaſt und Euſtathius beſtätigen, iſt beſſer. Wir leſen lieber nach ἄναλτος V. 75. wie Stephanus ein Fragzeichen. Die Stelle Virgils, Infandam renovare jubes Regina, dolorem; Scd — incipiam, iſt doch wohl ganz von der unſrigen verſchieden. Auch V. 77. halten wir ἤμην μοι, Jenſius Vermuthung für richtig.

Bey V. 90 hatte Ernesti richtig angemerkt, εὔχεται ſey nicht durch gloriatur zu überſetzen; es heiße bloß: „der jetzt der mächtigſte im Heer iſt.„ Agamemnon rühmte es ſich nicht zu ſeyn, ſondern war es würklich. Aber Hr. N. ſchreibt: εὔχεται εἶναι h. l. eſſe gloriatur. Der Sinn des 117ten Verſes, und die Erklärungen des Euſtathius und der Scholiaſten ſind nicht deutlich angegeben; es iſt μᾶλλον zu verſtehen: „Ich will lieber mein Volk erhalten, als es umkommen ſehen.„ Euſtathius und der Scholiaſt verſtanden, ἢ ἀπολέσθαι αὐτὸς. Quod ipſi negarunt non pauci, ſcheint

ſcheint ein Druckfehler für quod ipſum. V. 115. ἐφύην quod perinde eſt. Es ſolte heiſſen: ἐ φύην Ms. Lipſ. quod metrum non admittit. V. 124. οὐδ' ἔτι πω verius, videtur, quam ἐδέ τι πω. Jenes iſt keine Variante, ſondern aus der Clarkiſchen Note genommen, der ſo auch glaubte leſen zu können; aber ἐ δέ τι πω iſt das rechte. V. 142 erwarteten wir bey ἐρέτας ἐπίληδες eine Anmerkung; Hr. N. hätte zur Erläuterung nur des Euſtathius Worte dazu ſchreiben können. Ἰσεον, ſagt er, ὅτι ἐπίληδες μὲν προπαροξυτόνως φαμὲν, τὸ ἔργῳ καὶ ἐπιτηδευτῶς καὶ ἐξ ἐπιτηδεύσεως οἷον ἴωος. Τὸ δὲ ἐπιτηδὲς τὸ ἐνταῦθα ὀξυτονούμενον, ὄνομα οἱ παλαιοὶ φασὶν εἶναι πληθυντικὸν, ὅπερ εὐθεῖα ἐστὶν ὁ ἐπιτηδὴς, ὥσπερ δὲ πᾶ τὸ ἀκλεεῖς πληθυντικὸν, παρ' Ομήρῳ ἀκλεὲς λέγεται, ἐκβληθέντος τοῦ ι, ἅτω γέγονε καὶ τὸ ἐπιτηδὲς, ἐκ τοῦ ἐπιτηδεῖς ἐκβαλόντος τοῦ ι διὰ χρείαν μετρικήν. Auch geben wir Hn. N. nicht im folgenden Urtheil Beyfall: Aliquid tamen dandum eſt cujusque linguae genio: v. g. h. l. καλλιπάρηον rectius veteres roſenwangig quam ſchönwangig. Wir würden immer in einer poetiſchen Ueberſetzung das letzte wählen, das offenbar mehr ſagt, und eigentlich ſind nur die geſchminkten Schönen roſenwangigt. Und was ſoll zum folgenden ἐκπαγλότατε die Anmerkung: Falſo ironice explicant? Es iſt doch immer, da Agamemnon redet, etwas ſpöttiſches in dem Ausdruck, wie ihn Bodmer gut überſetzt: Du mit deinen Schrecken, Achill. Richtig wird V. 151. ὀδὰν ἐλθέμεναι erklärt. Aber wieder können wir nicht Beyfall geben, wenn Hr. N. bey V. 171. ſchreibt: Alii ἄτιμος ἐὼν de Agamemnone intelligunt argumentis uſi non contemnendis. Im Texte ſteht hier nach ὀΐω falſch ein Punkt: er iſt ſonſt, ſo viel wir geſehen haben, ſehr correct gedruckt.

V. 211. die Worte ὡς ἔσεταί περ werden in der Note erklärt durch qualecumque hoc tandem futurum eſt; wie ſie auf die Zunge dir kommen, ſagt auch der Graf v. St. Aber ſie heiſſen vielmehr: wies auch wohl geſchehn wird;

ὥσπερ καὶ γενήσεται, ſchreibt richtig der Scholiaſt. V. 277. ſteht unrichtig im Texte πηλείδη, ἔθελ᾽; nach der Vorſchrift des Euſtathius aber muß man πηλείδη, ᾽θελ᾽, nicht πηλείδη, θέλ᾽, ſchreiben. Der 279ſte Vers, den auch Clarke falſch überſetzt, bedürfte einer Erklärung: quia non ſimilem (majorem quam tu) ſortitus eſt honorem ſceptriger Rex, et cui decus imperii Iupiter dedit. Falſch ſteht V. 299. ἔλε τῷ ἄλλῳ; es muß ἑ τέ τῳ ἄλλῳ heiſſen. V. 311. hätte Hr. N. mit dem Scholiaſten und dem Breslauiſchen Manuſcripte, deſſen Lesarten in den Erneſtiſchen Addendis er ganz vernachläßigt hat, ἀν δ᾽ ἀρχὸς ἔβη, d. i. ἀνέβη, für ἐν δ᾽ ἀρχὸς ἔβη leſen ſollen. Der Scholiaſt, deucht uns, verdiente bey V. 35. Beyfall. Auch Euſtathius erklärt die Worte ſo: Ὅτι ἐν τῷ, εἰ δέ κε μὴ δώῃσιν ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι ἐλθὼν σὺν πλεόνεσσι, τὸ ὁι καὶ ῥῖγιον ἔσαι ἀδετέρῳ γένος ἐσὶ τὸ, πλεόνεσσιν, ἵνα λέγῃ ὅτι ἐλθὼν ἀφαιρήσομαι τὴν Βρισηΐδα, σὺν ἄλλοις πολλοῖς τῶ Ἀχιλλέως κτήμασι. καὶ συμφωνεῖ τῶτο καὶ εἰς τὸ τῶ βασιλέως φιλοκτέανον. τὸ δὲ εἰπεῖν ὅτι, ἐλθὼν σὺν πλεόνεσσιν ἀνδράσιν ἀφέλωμαι τὴν Βρισηΐδα, ἀγεννές φασί τινες, καὶ βασιλικῆς φωνῆς ἐκ ἄξιον. Bey ἔγνω V. 333. ſollte es nicht heiſſen: iſtam nempe animi perturbationem, vocem faucibus haerentem. Achill merkte ihren Auftrag, ihre Abſicht. Bey V. 377. ſchreibt der Herausgeber: δόχθ᾽ ἄποινα Ms. Lipſ. non male. Und es iſt doch wider das Metrum. Zu V. 339. hätte wohl können erinnert werden, warum die Griechen ἑλίκωπες heiſſen. Wir halten die Ueberſetzung, ſchwarzäugichte oder ſchönäugichte, für die richtigſte. V. 430. nennt Homer νεφεληγερέτα, wie wir mit den meiſten Alten glauben, den ſchneebedeckten Olympus; aber Hr. N. ſagt: Propter ſerenitatem ſic dictum Olympum crediderim. Die Vermuthung des Stephanus V. 468. ἐδ᾽ ἔτι, deren der Herausgeber nicht gedenkt, ſcheint nur Euſtathius zu beſtärken. Das γ᾽ V. 491. und 527. darf wohl nicht verworfen werden.

Man

Man ſehe Markland ad Eurip. Suppl. 161. 161. 766. Ein ν vor einem Vokal war, wie es ſcheint, den griechiſchen Dichtern eine Kakophonie. Wie konnte auch hier der Verf. bey V. 493. δωδεκάτη Ms. L. ſchreiben: quod perinde eſt? dem Sinne nach iſts einerley; aber das Metrum iſt dawider. V. 541. ſollte es ἐμεῦ ἄπο heiſſen. Bey V. 567. glaubt der Herausgeber, wie Erneſti, daß man ἄσσον Διὸς nämlich Δίος, im Akkuſativ annehmen müſſe. Wir ſind der Meynung des Euſtathius, daß ἄσσον Διΐ der Dualis, und dieſer, wie öfters beym Homer, ſtatt des Pluralis geſetzt ſey; denn jenes ἄσσον Διΐος wäre ein ſehr ſchwacher Zuſatz. Erneſtis Erklärung folgt die Stolbergiſche Ueberſetzung:

Wenn ich mit furchtbarer Rechte zu dir im Zorne mich nahte.

Aber richtiger überſetzt Bodmer:

Oder dich möchte die Hülfe von allen verſammleten Göttern
Nicht beſchützen, wenn ich die mächtige Hand an dich legte.

Aus dem Euſtathius ſollten zu V. 572. billig mehrere Worte ausgezeichnet ſeyn; er ſagt, ἐπίηρα bedeute bey den Neuern τὸ ἐπιθυμητὸ παρὰ τὸ ἐρᾶν, bey den Alten hingegen τὴν μετὰ ἐπικρείας χάριν, und es ſtehe für ἐπήρατα. Auch ſind τὰ χερείονα V. 576. nicht diſſidia hominum, querelae, ſondern Unmuth, Zwiſt unter den Göttern. Wörtlich: dann kann man die Freude des ſchönen Mahls nicht ſchmecken, wenn des Schlimmen ſo viel, die Unruhe ſo groß wird. V. 591. verſtehen wir ἀπὸ βηλὸς θεσπεσίοιο, de limine divino. Und es konnte erinnert werden, weil Hemſterhuis aus dem Lucian τετυγὼς vorzog, daß τετυγών, Joniſch für ταγών, das Particip des zweyten Aoriſtus von τάζω, woher auch τόξον kömmt, richtiger ſey. V. 597. wird ἐνδέξια durch ἐπιδεξίως erklärt. Hr. N. hätte aber auch der andern Erklärung a dextra parte, die vielleicht die richtigere iſt, und der ältere Scholiaſt billigt, aus dem Euſtathius gedenken können: ἐνδέξια δὲ ὁμοχαῶν λέγει, τὸ ἐπιδεξίως, ἢ ἀρξάμενον ἐκ τῶν δεξιῶν. Vulkan hat den

Pokal allen Göttern der Reihe nach, von der Rechten fieng er an. Wir geben auch zuletzt Hrn N. nicht Beyfall, wenn er ſchreibt: Iniquius quam par eſt, in hunc locum invehitur Klotzius in Epiſt. Homer. p. 75. ſq. cujus accuſationem egregie refutavit Auctor libri, qui inſcribitur Kritiſche Wälder II, 23. Nimirum ἄσβεστος γέλως non eſt *immenſus riſus*, ſed dulcis ille ſummae divinaeque voluptatis ſenſus, qui diis immortalibus paſſim tribuitur. Vulcanus non hiſtrionem agit, ſed ſermonibus ſuis litigantium iras reprimit. Wir finden von dieſem Verfaſſer den Homer an unſrer Stelle ſehr ſchief vertheidigt. Denn wirklich iſt Vulkan hier gewiſſermaßen ein Luſtigmacher im Himmel, ohne doch ein Poſſenreiſſer zu ſeyn; und wir halten ihn ſo wenig für einen Flecken der homeriſchen Epopöe, als den Thersites. Der ehrliche Schmid, deſſen hinkender Fuß auch viel warnendes für Juno hatte, ſchickte ſich am beßten zum Friedensſtifter zwiſchen Jupiter und Juno. Ganz in der Sprache eines ehrlichen Handwerkers ſagt er: „Das ſind häßliche Sachen, und ſo kanns nicht weiter beſtehen, wenn ihr euch um die Menſchen ſo ſtreitet, und der Zwiſt ſich unter die Götter miſcht; dann werden wir auch die Freuden des Mahles nicht mehr ſchmecken, wenn ſie der Unmuth verſcheucht.„ Und nun wendet er ſich an die Mutter, und bittet ſie, daß ſie nach des Vaters Befehl ſich bequeme, „damit der Vater nicht wieder zornig werde und uns die Mahlzeit verderbe;„ reicht ihr darauf einen großen runden Pokal voll Nektar, und ſagt: „Laß dich erbitten liebe Mutter, und dulde, wenns gleich dich ſchmerzet. Welcher Anblick wär es für mich, der ſo innig dich liebet, wenn ich ſehen müßte, daß du geſchlagen würdeſt, und könnte, wie gern ich auch wollte, dir nicht helfen; denn wer kann dem Olympius widerſtehen? Einmal, weißeſt du, hat er mich ſchon, als ich dir helfen wollte, bey dem Beine genommen, (wie man ſonſt nur einen Hund oder eine Katze zu faſſen pflegt) und aus der Veſte des Himmels mich geſchleudert; einen langen Tag fiel ich; die Sonne gieng unter, als ich in Lemnos niederfiel; dorten nahmen mich die Sintier auf von dem Falle. Alſo ſprach er; und da lachte die Göttin mit den weißen Armen; lächelnd nimmt ſie den Becher aus der Hand des Sohnes, und Vulkan ſchöpfte aus der Schenkkanne den ſüßen Nektar, goß ihn in den Pokal, und bot ihn von der rechten Seite beginnend, allen Göttern nach der Reihe. Ein

lautes

lautes, langes Gelächter entſtand unter den heiligen Göttern, als ſie im Saal, den Vulkan das Mundſchenkenamt verwalten ſahen.„ Wir haben blos des Dichters Worte abgeſchrieben, um zu zeigen, daß unter dem γέλως ἄσβεστος nicht, wie ſich der Verfaſſer des kritiſchen Wälder ausdrückt, die ewige Heiterkeit, die unzerſtörbare Freude, die ihre Stirne wieder einnahm, das ſelige Lächeln, das bey dem Anblicke des nektarſchenkenden Gottes auf ihrem Antlitze ſchwebte, zu verſtehen ſey. Auch Bodmers Ueberſetzung widerſpricht dieſem Urtheil:

Unaufhaltſam Gelächter entſtand in dem Hauße der Götter,
Da ſie Vulkan ſo ſahn die Mundſchenkſtelle vertreten.

Qr.

Homeri Opera græce et latine, ad optimas editiones expreſſa, Tomus I. continens Iliadem. Tomus II. continens Odyſſeam, Batrachomyomachiam, Hymnos et Epigrammata. Accedunt Fragmenta græce. Baſileæ apud Eman. Thurneyſen. 1779. gr. 8. zuſammen 3 Alph. 8 Bogen.

Eine der netteſten Handausgaben des erſten aller Dichter, die die wir kennen, und die in jeder Rückſicht, an Feinheit des Papiers, Schärfe der Typen, Sauberkeit und Korrektheit des Drucks, mit allen andern um den Vorzug ſtreiten kan, und ganz unfehlbar auch bey Ausländern einer deutſchen Druckerey Ehre bringen muß. Sie verbindet überdem mit der typographiſchen Schönheit die möglichſte Erſparung des Raums, ſo daß jede Seite ohne die mindeſte Schriftabkürzung, 51 Verſe enthält; obgleich dieſe etwas kleine obwohl ſcharfe und deutliche griechiſche Schrift, bey enge zuſammengerückten Zeilen, dem Auge bey einer anhaltenden Lectüre, beſchwerlich wird. Inzwiſchen wird man ſchwerlich auf einer kürzern oder gleichen Bogenzahl, den ganzen Homer ſamt ſeiner Ueberſetzung, beyſammen haben können. Es enthält aber dieſe Ausgabe mit Weglaſſung alles deſſen, was entbehrlich war, auch ſogar einer Vorrede, blos den homeriſchen accentuirten Text, bis zu

den mindeſten Kleinigkeiten korrekt, ohne Anmerkungen, mit der gewöhnlichen aber gebeſſerten wörtlichen lateiniſchen Ueberſezung (und einen Homer, ohne entweder einen griechiſchen Index, oder eine deſſen Stelle vertretende wörtliche Ueberſezzung, herauszugeben, würden wir ſelbſt nicht gerathen haben) und zu Ende eines jeden Bandes ein lateiniſches Regiſter.

Cornelius Nepos, de vita excellentium imperatorum. Mannhemii, cura et ſumtibus ſocietatis litteratæ. 1778. 20 Bogen in 8.

Publii Virgilii Maronis Opera. Tomus I. Ibid. per eandem 1779. 19 Bogen. Tom. II. 1. Alph. 2½ Bogen.

Quinti Horatii Flacci Opera. Tomus I. et II. jeder von 15 Bogen. 1779. Ebendaſelbſt.

Titi Liuii Patauini Hiſtoriarum Libri qui ſuperſunt omnes. Tom. I. Mannhemii c. et ſ. ſoc. lit. 1779. 1 Alph. 3 Bogen. Tom. II. 1 Alph. Tom. III. 22 Bogen.

C. Julii Cæſaris Commentarii de bello Gallico et ciuili. Mannhemii 1779. Tom. I. 1 Alph. 4½ Bogen. Tom. II. 1 Alph. 10 Bogen.

C. Criſpi Salluſtii opera quæ ſuperſunt omnia Mannhem. 1779. 21 Bogen.

M. Annæi Lucani Pharſalia, ſ. de bello civili libri X. Mannhem. 1780. 1 Alph. 7. Bogen.

C. Cornelii Taciti opera cum varietate lectionum ſelecta nouisque emendationibus, accedunt notæ et index hiſtoricus, ſtudiis ſocietatis Bipontinæ.

Editio

Editio accurata. Tomus I. Biponti 1779. 1 Alph. 3 Bogen. Tomus II. 1 Alph. Tomus III. 1779. 1 Alph. 4 Bogen. in gr. 8.

M. Accii Plauti Comœdiæ ſuperſtites XX. ad optimas editiones collatæ. accedit index rarioris et obſoletæ latinitatis, ſtudiis ſociet. Bipontinæ. editio accurata. Tom. I. Pars I. Biponti ex typogr. ducali 1779. 1 Alph. T. I. Pars II. 1 A. in gr. 8.

Publii Terentii Afri Comœdiæ ſex nouiſſime recognitæ cum ſelecta varietate lectionum et perpetua annotatione: accedit index latinitatis cum interpretatione, ſtudiis ſocietatis bipontinæ. editio accurata. Tomus I. Biponti 1779. 1 Alph. 1 Bogen in gr. 8.

C. Criſpi Salluſtii opera nouiſſime recognita, varietate lectionum notulisquæ ſelectis aucta ſtudiis ſocietatis bipont. Editio accurata. Biponti, ex typogr. duc. 1779. 1 Alph. gr. 8.

Faſt zu gleicher Zeit verbanden ſich in der Pfalz zwey gelehrte Geſellſchaften, die eine zu Mannheim, die andere zu Zweybrück, zur Herausgabe einer Folge der lateiniſchen klaſſiſchen Schriftſteller. Beyde verſprachen bey ihren Ausgaben die möglichſte Genauigkeit des Drucks, vorzügliche Güte des Papiers, und die möglichſt wohlfeilen Preiße. Dieſe Verſicherungen konnten nun nicht anders als dem Inſtitute, ſowohl von Seiten junger Studierenden auf Schulen als auch von Seiten andrer Liebhaber der alten Klaßiker, die außer den vorhandenen voluminenſen Ausgaben derſelben, ſich nach einer Suite korrekter Ausgaben, ohne Notenepränge, zum Taſchengebrauch wünſchten, viele Subſcribenten verſchaffen. Da überdem die alten Schriftſteller doch immer in gewiſſem Verſtande eine res nullius ſind — ihren Scholiaſten iſt es unverwehrt, ſich ihr Eigenthum daran zu vindiciren: ſo war die Veranſtaltung, ihren Text aufs neue abdrucken zu laſſen, die erlaubteſte und anſtändigſte Art, gewiſſe Druckereyen im Reich zu beſchäftigen,

die so gerne, um nicht müßig zu stehen, in das Eigenthumsrecht lebender Schriftsteller und Verleger eingreiffen. Freylich waren sich beyde Gesellschaften zu nahe, als daß man nicht bey ihrem entgegengesetzten Interesse, bald genug gegenseitige Neckereyen, Verkleinerungen und Anklagen hätte voraus sehen können: doch darüber zu urtheilen ist hier der Ort nicht. Besser aber und rühmlicher wäre es allemal gewesen, beyde Partheyen hätten ihr Mißvergnügen über den andern Theil, weder vor die Gerichte noch bis ins Publikum dringen lassen, sondern hätten sich friedlich vereinigt und die herauszugebenden Schriftsteller unter sich getheilt. Wir sehen inzwischen, was jeder geleistet habe, und beurtheilen ihre Arbeiten, so wie sie vor uns liegen und untersuchen nicht, welcher Theil dem andern zuerst zu gerechten Klagen Anlaß gegeben habe.

Zuerst also die Ausgaben der Mannheimer — denn das waren unsers Wissens die ersten, die ihr Vorhaben der Welt bekannt machten. Sie lieferten den bloßen Text der Schriftsteller, ohne Noten, ohne eine Revision und kritische Behandlung, nach den besten in der churfürstlichen Bibliothek befindlichen Ausgaben, abgedruckt; zu mehrerem hatten sie sich nicht anheischig gemacht, und mehreres war auch zu ihrer Absicht, eine Reyhe wohlfeiler Ausgaben der alten Schriftsteller, zu liefern, nicht nöthig. Unrecht aber und für die, so ihre Abdrücke brauchen und beurtheilen sollen, unbequem ist es, daß sie sich nirgends darüber erklären, von welchem Texte sie ihre Ausgaben abdrucken lassen: ob es gleich nicht so gar schwer fällt, solchen bey einigen, als beym Virgil, Livius und Sallust zu errathen. Sie versprachen ihre Ausgaben auf gutem Schreibpapiere zu liefern: und das ist auch geschehen: und würklich empfehlen sich dieselben vorzüglich durch die Güte und Stärke des Papiers, sonderlich zum Gebrauch auf Schulen. Sie sind überdem, wenigstens die ersten Theile eines jeden Autors, mit saubern, durch Verhelst gestochenen antiken Köpfen der Schriftsteller, oder der von ihnen beschriebenen Helden gezieret. Sie hatten sich ferner verpflichtet, die correctesten Abdrücke zu liefern, und sogar Preiße auf die Auffindung eines Druckfehlers gesetzt zu haben vorgegeben: allein hierinne haben sie offenbahr mehr versprochen als sie zu leisten — im Stande waren. Denn, ob uns gleich das ganze Unternehmen einer bloßen Buchhändlerspeculation ähnlich sieht; so wollen wir doch es ihnen gerne glauben, daß das ihr guter Wille und

Vor-

Vorſatz geweſen ſeyn mag, ohne ihnen deswegen die würklich vorhandenen Druckfehler zum Verbrechen zu machen; denn wir wiſſen es, wie unendlich ſchwer und beynahe unmöglich es aus einem Zuſammenfluß verſchiedener Urſachen iſt, auch bey dem beſten Willen, alle Druckfehler zu verhüten, ſelbſt da, wo man Schriftſteller oder Herausgeber und Corrector zugleich iſt, geſchweige denn wo die Verbeſſerung der Probebogen von fremden Augen abhängt. Würklich haben wir der Druckfehler in den Mannheimer Ausgaben nicht viel mehr bemerkt, als deren in jeder ſonſt für correct ausgegebenen Ausgaben vorzukommen pflegen: nur hatten die zu hoch geſtimmten Verſicherungen die Leſer mehr gereizt, Fehler aufzuhaſchen und — zu exaggeriren. Wir haben ſolche kleinen Druckfehler am meiſten im Salluſt, Horaz und Nepos, weniger im Livius, und am wenigſten — es verſteht ſich, ſoweit wir jeden Autor durchgeleſen haben — im Virgil gefunden. Nunmehr aber würde die Anzeige derſelben zu ſpäte kommen: nur ein Beyſpiel von zwey Druckfehlern in einer Zeile führen wir an, Horaz Od. III. 8, 18 *Occipit* Daci *Conſ*ſonis agmen. Beſonders aber müſſen wir noch rühmen, daß wir die Interpunction bey dieſen Ausgaben vorzüglich genau gefunden haben. Wir kommen nun auf die Zuſätze und Anhängſel, womit jeder Autor begleitet iſt: und dieſe beſtehen in dem Leben der Schriftſteller, die in Anſehung der Geſchichtſchreiber aus dem Voſſius genommen ſind; in chronologiſchen Verzeichniſſen der vorigen Ausgaben, die aber höchſt mangelhaft ſind und von den Zweybrückiſchen weit übertroffen werden; in den gewöhnlichen Fragmenten und in Auszügen von Varianten, die aber nicht mit der beſten Wahl gemacht ſind. Alle dieſe Zuſätze hätten nach unſerm Bedünken füglicher wegbleiben können: da ſie zu nichts dienen, als die Ausgaben zu vertheuern, und die Herausgeber von ihrem Plan, blos richtige Abdrücke des Textes zu liefern, entfernen. Junge Leute, für die doch dieſe Ausgaben am meiſten beſtimmt ſind, leſen dies alles nicht, und brauchen es nicht zu leſen: andere aber, die bey Leſung der Alten auch den Beruf bey ſich fühlen, ſich mit ihren Lebensnachrichten bekannt zu machen, ihre Fragmente zuſammenzuſtoppeln und Varianten zu vergleichen, werden warlich bereits andre Ausgaben derſelben beſitzen, die ſie zu dieſer Abſicht brauchen können, und den Kram in den Mannheimer Ausgaben nicht noch einmahl zu bezahlen wünſchen. Wozu war es nöthig, außer dem dem Do-

nat zugeſchriebenen Leben Virgils auch das von Hrn. Heynen nach Jahren geordnete Leben deſſelben, abdrucken zu laſſen; da jeder, der dieſe vortrefliche Arbeit brauchen kann, auch gewiß die heyniſche Ausgabe ſelbſt beſitzen wird? Hätten wir außer dem Text noch irgend was für nöthig gefunden, ſo wäre es bey den Hiſtorikern, ein hiſtoriſcher Index geweſen, welcher aber durchgehends fehlt. Die größte Empfehlung bey Ankündigung dieſer neuen Ausgaben war wohl der geringe Preis: man verſprach das Alphabet für 24 Kreuzer (5½ gl. ſächſiſch) zu liefern. Dadurch lies ſich mancher verleiten zu ſubſcribiren, der bereits mit Ausgaben der Alten verſehen war. Aber auch in dieſer Erwartung iſt man gewiſſermaßen getäuſcht worden. Einmahl laſſen ſich die Herausgeber für jedes Bändchen, auch da, wo 50 und mehrere Exemplare zugleich verſandt werden, 4 Kreuzer für Emballage und Fracht bezahlen, rechnen ſodenn jeden Bogen, der über das Alphabet iſt, zu zwey Kreuzern an. Dadurch geſchieht es denn, daß zuweilen ein Bändchen, daß man für 24 Kr. zu erhalten hofte, mit 48 Kr. bezahlt werden muß. Denn nicht nur die vorhin erwähnten unnöthigen Zuſätze ſondern auch die ungewöhnlich weite und ſelbſt dem Auge unangenehme Auseinanderſchiebung der Zeilen tragen das ihrige bey, die Bogenzahl auf das möglichſte zu vermehren. Wenn denn auf dieſe Art eine Ausgabe vom Cäſar ohne Noten, ohne Index und ohne Charten, einen Gulden und 25 Kr. und die drey erſten Bändchen des Livius, die von den 39 Büchern deſſelben nur neune enthalten, 1 fl. 35 Kreuzer zu ſtehen kommen: ſo können ſolche Ausgaben doch warlich nicht für gar zu wohlfeil angerechnet werden. Es iſt wahr, daß die am Alphabet fehlenden Bogen gleichfalls mit 2 Kreuzern abgezogen werden ſollen; allein dies iſt nur etwan bey den zwey Bändchen des Horaz geſchehen; ſonſt weiß man es zu verhüten — beym Nepos ſind 5 Bogen mit vorerwähnten Nebendingen und ſogar mit Wiederhohlung der Marginalien, zu Completirung des Alphabeths ausgefüllt worden. Noch müſſen wir einen Mangel rügen, ohne ſelbſt zu wiſſen, ob man ihn Armuth an Typen, oder Mangel an typographiſchen Geſchmack oder Gleichgültigkeit gegen das Auge des Leſers nennen ſoll, daß nehmlich bey manchen Autoren, Text, Inhalt und Varianten, alles mit einerley Typen abgedruckt iſt, welches vielmals, zumahl beym Horaz und Virgil höchſt unangenehm ins Auge fällt. Ueberhaupt nimmt ſich der Druck nicht bey allen

gleich

gleich gut aus. Beym Virgil, Horaz und Livius ſind die Lettern am ſchärfſten.

Wir kommen nun zu den zweybrückiſchen Ausgaben, zu denen ſich in der Vorrede zum Tacitus Hr. Pr. Crollius, nebſt den Profeſſoren Exter und Embſer, als V. bekennt. Die Mannheimer Geſellſchaft hat ſich nirgends genennt, außer daß das kayſerl. Privilegium nahmentlich des Prof. Klems und des anſpachiſchen Hofraths Beckens, der aber nachher zur Zweybrücker Geſellſchaft übergegangen iſt, erwähnt (lächerlich beynahe iſt es, ſich durch ein Privilegium gegen einen Nachdruck — ſelbſt eines Nachdrucks zu ſchützen: und wenn auch ein andrer Verleger den nehmlichen Virgil oder Livius lieferte, ſo druckte er nicht den Mannheimern, ſondern denen nach, worauf dieſe ihre Ausgabe zuſammenſetzten. Und da keine der Mannheimer Ausgaben das mindeſte Eigene hat, wie in der Welt können ſie einen Nachdruck befürchten? was ſoll alſo ein Privilegium?) Jedem, wer beyderley Ausgaben in den Händen gehabt hat, muß es ſo fort einleuchten, daß die Zweybrückiſchen mehr leiſten, als die Mannheimer; daß ſie mehr als jene von der klaßiſchen Gelehrſamkeit und den richtigen Kenntniſſen ihrer Herausgeber von den Bedürfniſſen einer guten Ausgabe zeugen, und einen gröſſern Aufwand von Fleis und kritiſcher Arbeit enthalten, und daher vor den Mannheimern, ihre innern Vorzüge haben. Die Herausgeber haben in der Ausführung ihren anfänglichen Plan verlaſſen, und ſtatt bloſſer correcter Abdrücke, die auch ſie nur erwarten lieſſen, von jedem Autor, einen aufs neue und ſorgfältig verbeſſerten und kritiſch bearbeiteten Text geliefert. Zwar findet man eben nicht, daß ſie dabey neue und noch unverglichene Handſchriften gebraucht hätten: doch haben ſie eine Menge, ehemals verkannte oder verworfene Lesarten in dem Text aufgenommen, oder denſelben mit bloſſem kritiſchen Scharfſinn, oft ſehr glücklich verbeſſert. Sie haben nicht eine einzelne Reviſion zum Grund gelegt, ſondern durch Vergleichung und Nutzung mehrerer Ausgaben und durch ihre eignen kritiſchen Verbeſſerungen gleichſam einen neuen Text geliefert. Beyſpiele davon auszuzeichnen, würde für eine allgemeine Anzeige der Ausgaben mehrerer Autoren, zu weitläuftig ſeyn. Nicht nur im Ganzen haben ſie, obgleich zum Vortheil der Käufer, ihren Plan geändert: ſondern auch in der Ausführung bemerken wir eine gewiſſe Verſchiedenheit. Der Tacitus iſt nicht nur

mit

nat zugeschriebenen Leben Virgils auch das von Hrn. Heynen nach Jahren geordnete Leben desselben, abdrucken zu lassen; da jeder, der diese vortrefliche Arbeit brauchen kann, auch gewiß die heynische Ausgabe selbst besitzen wird? Hätten wir außer dem Text noch irgend was für nöthig gefunden, so wäre es bey den Historikern, ein historischer Index gewesen, welcher aber durchgehends fehlt. Die größte Empfehlung bey Ankündigung dieser neuen Ausgaben war wohl der geringe Preis: man versprach das Alphabet für 24 Kreuzer (5⅓ gl. sächsisch) zu liefern. Dadurch lies sich mancher verleiten zu subscribiren, der bereits mit Ausgaben der Alten versehen war. Aber auch in dieser Erwartung ist man gewissermaßen getäuscht worden. Einmahl lassen sich die Herausgeber für jedes Bändchen, auch da, wo 50 und mehrere Exemplare zugleich versandt werden, 4 Kreuzer für Emballage und Fracht bezahlen, rechnen sodenn jeden Bogen, der über das Alphabet ist, zu zwey Kreuzern an. Dadurch geschieht es denn, daß zuweilen ein Bändchen, daß man für 24 Kr. zu erhalten hofte, mit 48 Kr. bezahlt werden muß. Denn nicht nur die vorhin erwähnten unnöthigen Zusätze sondern auch die ungewöhnlich weite und selbst dem Auge unangenehme Auseinanderschiebung der Zeilen tragen das ihrige bey, die Bogenzahl auf das möglichste zu vermehren. Wenn denn auf diese Art eine Ausgabe vom Cäsar ohne Noten, ohne Index und ohne Charten, einen Gulden und 25 Kr. und die drey ersten Bändchen des Livius, die von den 39 Büchern desselben nur neune enthalten, 1 fl. 35 Kreuzer zu stehen kommen; so können solche Ausgaben doch warlich nicht für gar zu wohlfeil angerechnet werden. Es ist wahr, daß die am Alphabet fehlenden Bogen gleichfalls mit 2 Kreuzern abgezogen werden sollen; allein dies ist nur etwan bey den zwey Bändchen des Horaz geschehen; sonst weiß man es zu verhüten — beym Nepos sind 5 Bogen mit vorerwähnten Nebendingen und sogar mit Wiederhohlung der Marginalien, zu Completirung des Alphabeths ausgefüllt worden. Noch müssen wir einen Mangel rügen, ohne selbst zu wissen, ob man ihn Armuth an Typen, oder Mangel an typographischen Geschmack oder Gleichgültigkeit gegen das Auge des Lesers nennen soll, daß nehmlich bey manchen Autoren, Text, Inhalt und Varianten, alles mit einerley Typen abgedruckt ist; welches vielmals, zumahl beym Horaz und Virgil höchst unangenehm ins Auge fällt. Ueberhaupt nimmt sich der Druck nicht bey allen

gleich

gleich gut aus. Beym Virgil, Horaz und Livius sind die Lettern am schärfsten.

Wir kommen nun zu den zweybrückischen Ausgaben, zu denen sich in der Vorrede zum Tacitus Hr. Pr. Crollius, nebst den Professoren Exter und Embser, als V. bekennt. Die Mannheimer Gesellschaft hat sich nirgends genennt, außer daß das kayserl. Privilegium nahmentlich des Prof. Kleins und des anspachischen Hofrath Beckens, der aber nachher zur Zweybrücker Gesellschaft übergegangen ist, erwähnt (lächerlich beynahe ist es, sich durch ein Privilegium gegen einen Nachdruck — selbst eines Nachdrucks zu schützen: und wenn auch ein andrer Verleger den nehmlichen Virgil oder Livius lieferte, so druckte er nicht den Mannheimern, sondern denen nach, woraus diese ihre Ausgabe zusammensetzten. Und da keine der Mannheimer Ausgaben das mindeste Eigene hat, wie in der Welt können sie einen Nachdruck befürchten? was soll also ein Privilegium?) Jedem, wer beyderley Ausgaben in den Händen gehabt hat, muß es so fort einleuchten, daß die Zweybrückischen mehr leisten, als die Mannheimer; daß sie mehr als jene von der klaßischen Gelehrsamkeit und den richtigen Kenntnissen ihrer Herausgeber von den Bedürfnissen einer guten Ausgabe zeugen, und einen grössern Aufwand von Fleis und kritischer Arbeit enthalten, und daher vor den Mannheimern, ihre innern Vorzüge haben. Die Herausgeber haben in der Ausführung ihren anfänglichen Plan verlassen, und statt blosser correcter Abdrücke, die auch sie nur erwarten liessen, von jedem Autor, einen aufs neue und sorgfältig verbesserten und kritisch bearbeiteten Text geliefert. Zwar findet man eben nicht, daß sie dabey neue und noch unverglichene Handschriften gebraucht hätten: doch haben sie eine Menge, ehemals verkannte oder verworfene Lesarten in den Text aufgenommen, oder denselben mit blossem kritischen Scharfsinn, oft sehr glücklich verbessert. Sie haben nicht eine einzelne Revision zum Grund gelegt, sondern durch Vergleichung und Nutzung mehrerer Ausgaben und durch ihre eignen kritischen Verbesserungen gleichsam einen neuen Text geliefert. Beyspiele davon auszuzeichnen, würde für eine allgemeine Anzeige der Ausgaben mehrerer Autoren, zu weitläuftig seyn. Nicht nur im Ganzen haben sie, obgleich zum Vortheil der Käufer, ihren Plan geändert: sondern auch in der Ausführung bemerken wir eine gewisse Verschiedenheit. Der Tacitus ist nicht nur

mit

mit kurzen kritiſchen Noten unter dem Text, ſondern auch zu Ende von Hrn. Crollius mit weitläuftigern Anmerkungen, zur Beſtätigung der angenommenen Lesarten verſehen worden; Salluſt hat auſſer den kritiſchen, einige erklärende; Terenz aber mehr erklärende als kritiſche Anmerkungen. Vom Plautus endlich iſt der bloſſe Text, ohne alte Noten, geliefert worden. Wir müſſen noch der übrigen gelehrten Arbeiten kürzlich erwähnen, womit die Zweybrücker Ausgaben begleitet ſind. Die Vorreden vor dem Tacitus und Terenz erſchöpfen alles, was ſich zum Lobe des erſten, und von dem Nutzen der Lectüre des zweyten ſagen läßt. Jedem Autor iſt die aus der von Erneſti vermehrten fabriziſchen Bibliothek hieher gehörige litterariſche Notiz vorgeſetzt, das Verzeichnis der Ausgaben ſelbſt aber weit vollſtändiger nach den Jahren und Claſſen zugleich, geordnet worden: und dieſe Verzeichniſſe ſind mit ganz beſondern Fleis verfertigt, und übertreffen die Mannheimer um endlich weit. Zuweilen ſind den Ausgaben kurze, treffende Urtheile beygefügt: ſo heiſt es z. E. von dem Brieglebiſchen Salluſt: nemini praeter diſcipulos deſiderabilis, nec tamen ſatis accurata editio. Den Annalen des Tacitus ſind genealogiſche Tabellen, und dem Salluſt ein hiſtoriſcher Index beygefügt worden. Jeder Autor iſt mit einem antiken Kopf geziert, der den Mannheimern an Sauberkeit nichts nachgiebt. Der Druckfehler haben wir weniger, und, wir müſſen geſtehen, nicht im Text, ſondern in den Vorreden und Ausgabenverzeichniſſen bemerkt. Stärke des Papiers und Schärfe des Drucks möchte vielleicht, in Ganzen genommen, den Mannheimern etwas nachſtehen. Auch hier iſt eben ſo wenig beym Druck auf die Erſparung des Raums geſehen worden, wie man ſchon daraus ſehen kan, daß der Tacitus aus 4, Terenz aus 2 Bänden beſtehen ſoll. Doch kommen die Zweybrücker. Ausgaben dadurch etwas wohlfeiler, daß die überlaufenden Bogen nur mit einem Kreuzer bezahlt werden. Man verzeyhe uns, daß wir bey Beurtheilung beyder Ausgaben, in Anſehung ihres Preiſes etwas ins Kleine gegangen ſind — da die Niedrigkeit des Preiſes von Anfang an der vornehmſte Geſichtspunkt bey beyden Ausgaben ſeyn ſollte: ſo kan es ein Recenſent nicht wohl Umgang haben, auch dieſe Bemerkung zu machen, in wie weit dieſe Abſicht von jedem erreicht worden.

Imman.

Joannan. Jo. Gerh. Schelleri Praecepta ſtili bene latini in primis Ciceroniani ſeu eloquentiæ romanae, quatenus haec noſtris temporibus in dicendo et ſcribendo uſurpari poteſt, ſumma diligentia maximoque perſpicuitatis ſtudio tradita et illuſtrata. *Pars prior.* Lipſiae ſumtibus Caſp. Fritſch, 1779. 1 Alph. 10 Bogen, in gr. 8.

Das Buch, das wir hier ankündigen, muß allen Freunden der reinen Latinität, überaus erwünſcht und wichtig ſeyn. Der V. ſollte *Heineccii fundamenta ſtili* mit neuen Verbeſſerungen herausgeben: er entſchlos ſich aber lieber, ein neues Werk zu ſchreiben, als abermahls an einem alten zu flicken, und die geßneriſchen Zuſätze noch mit den ſeinigen zu vermehren. Er machte ſeinen Plan auf zwey Theile, davon der, den wir vor uns haben, der allgemeine und gleichſam vorbereitende Theil ſeyn ſoll, der zweyte aber die Ausführung deſſen, was der V. eigentlich zum guten lateiniſchen Stil rechnet, nemlich Deutlichkeit, Stärke, und Annehmlichkeit, und die gewönlichen Abtheilungen der Rede und des Stils, enthalten wird. In einer Vorerinnerung erklärt er ſich über den Titel ſeines Buchs: ſtilo *bene latino* uti, heiſſe ſo viel, als *bene ſcribere, idque latina lingua*, ſeu in latine ſcribendo ita verſari, ut *perſpicue, ſuauiter grauiterque* ſcribas, ſ. uno verbo *eloquentem* eſſe, ſ. *pulchre* et *eleganter* latine ſcribere; dieſe Schönheit aber liege nicht in den Worten, ſondern in den Gedanken und deren Schönheit und Verbindung. Es handelt aber dieſer erſte Theil de vocabulis in genere, quatenus ſunt inſtrumentum eloquentiae deque eorum ſcriptura, uſu, ordine, variatione, copia et breuitate, und beſteht aus 10 Kapiteln.

I. Capitel, von der Rechtſchreibung. Nicht die Schreibart der Alten, auch nicht die der Handſchriften und Münzen, kan zum Entſcheidungsgrund der lateiniſchen Rechtſchreibung dienen; denn ſie iſt zu ungewis und ungleich — bey dieſer Gelegenheit wird auch etwas von der Ausſprache der Alten geſagt — Der einzige Grund, worauf der V. die Rechtſchreibung baut, iſt ihm die Etymologie; wir würden aber hinzugeſetzt haben;

haben: ſo ferne ſie nicht durch Gebrauch und Gewohnheit verlaſſen worden iſt. Die Etymologie kan keine Aenderungen einführen, wo der Uſus dagegen iſt. Es iſt daher ganz natürlich, daß der V. lieber adcipio, conlega, inluſtris, inmitis, u d. geſchrieben haben will; denn der Deutſche ändere ja ſein n auch vor l und m nicht, z. B. anmuthig, anlachen, Anfang. (Ja, das thut der Deutſche; der Grieche aber that es nicht; und nach der griechiſchen, nicht nach der deutſchen Sprache bildete der Römer ſeine Worte.) Nun folgen Verzeichniſſe von Wörtern, deren Etymologie und folglich auch Rechtſchreibung, entweder gewiß, oder wahrſcheinlich, oder ungewiß iſt.

Zweytes Kap. Vom rechten Gebrauch der Wörter. S. 45 — 196. Hier geht der V. erſtlich darauf aus, zu beweiſen, daß die einzelnen Worte und Redensarten der lateiniſchen Sprache für ſich betrachtet, keine Eleganz und Schönheit haben, daß folglich alle Eleganzregeln und der ganze Syntaxis ornata ohne Grund ſind, und daß vielmehr alle Schönheit des lateiniſchen Styls in den Sachen und in der Schicklichkeit der Ausdrücke zu den Gedanken beruhe. Zu dem Ende zeigt er, daß die meiſten Eleganzregeln, die Heineccius gibt, und Geßner oder Erneſti beſtätigen, entweder das nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, und ohne den mindeſten Nachtheil der Eleganz mit andern Ausdrücken können verwechſelt werden, oder nur in einem gewiſſen Zuſammenhang, und durch eine zum Hauptbegrif hinzugefügte Nebenidee, eine Schönheit verurſachen. Freylich kan man es der Jugend nicht oft genug vorſagen, daß die wahre Eleganz des Stils nicht blos in den Gebrauch ſchöner Worte liege, daß man ſie nicht aus Phraſeologien erlerne, und daß man, um ſchön zu ſchreiben, auch zuvor ſchön und richtig denken müſſe: allein allen bewährten Ausdrücken und Redensarten der lateiniſchen ſo wie einer jeden andern Sprache ſchlechterdings alle — ſubjective oder abſolute Schönheit abzuſtreiten, und auſſer dem Zuſammenhang und ohne Rückſicht auf den Zuſtand und die Abſicht des Redenden, eine vollkommene Gleichgültigkeit der Ausdrücke, zu behaupten, heiſt doch auch auf der andern Seite zu weit gegangen. In ſehr vielen Fällen ſind des V. Erinnerungen gegen manche ſogenannte Eleganzregel gegründet: aber auch ſehr oft verdammt er eine Phraſis blos durch eine Petitio Principii; ſie

kan

kan nicht eleganter als eine andre genennt werden: denn sie ändert nichts in der Idee. Wenn kein Wort einen ihm eignen Werth der Schönheit vor einem andern besitzt: so sehen wir nicht, was uns verpflichten kan, vorzüglich die Worte aus dem blühenden Zeitalter einer Sprache zu wählen, oder das Latein am liebsten mit dem Cicero zu reden; denn die Worte eines spätern Schriftstellers können, ja auch meinen Begriffen entsprechen, und folglich müste man auch mit Ausdrücken, die das güldne Zeitalter nicht kennt, schön Latein schreiben können; dann müste auch unter der Art, wie sich der rohe Pöbel und der Mann von Stand und Erziehung, über den nehmlichen Gegenstand ausdrücken, gar kein innerer Unterschied seyn. Fast scheint es dem Rec. als wenn dieser Grundsatz des V. auf seinen eignen Styl einen Einfluß gehabt hätte. Uebrigens enthält dieses Kapitel noch vortrefliche Abschnitte über die eigentliche und erste Bedeutung vieler Wörter, und die Quellen solche zu bestimmen, z. E. Etymologie und Geschichte. Von den Tropen, überhaupt und insbesondre, überaus vollständig und deutlich, und was wir am meisten loben, mit fleißiger Bemerkung der Gränzen eines jeden Tropus, und mit Warnungen für den Misbrauch in ihrer Anwendung. In einem eignen Abschnitt von der grammatischen Verbindung der Wörter, werden über die gewöhnlichsten syntaktischen Regeln so richtige Erläuterungen und Zusätze gegeben, alles auf so einfache Gründe zurückgebracht, mit so treffenden Beyspielen erläutert, unbemerkte Fälle zu Ausnahmen angegeben, daß schon dadurch das Buch für junge Philologen einen grossen Werth hat: insbesondere besinnen wir uns nicht, die Regeln vom Gebrauch des Conjunctivs und des Accusativs mit dem Infinitivus, deutlicher und bestimmter irgendwo gelesen zu haben. Nur bey Erwähnung des Wortes *iubeo* hätte noch der Unterschied bemerkt werden sollen, wenn es den Infinitivus des Activs oder des Passivs erfordert; da der deutsche Sprachgebrauch, den der V. sonst immer vergleicht, den Anfänger leicht verführt, allemahl den Infinitivum Activ. zu gebrauchen. Auch bey dem Gebrauch der Participien sind nicht alle Fälle ihres Gebrauchs entwickelt, auch die Beyspiele nicht immer passend genug erfunden — besser wäre es gewesen, wenn sie auch hier nicht erdacht, sondern würklich aus alten Schriftstellern genommen worden wären. Eben so gemuthmaßend ist der folgende Abschnitt von dem rechten Gebrauch der Folge der Temporum, den wir als eins der vor-

haben: ſo ferne ſie nicht durch Gebrauch und Gewohnheit verlaſſen worden iſt. Die Etymologie kan keine Aenderungen einführen, wo der Uſus dagegen iſt. Es iſt daher ganz natürlich, daß der V. lieber adcipio, conlega, inluſtris, inmitis, u d. geſchrieben haben will; denn der Deutſche ändere ja ſein n auch vor l und m nicht, z. B. anmuthig, anlachen, Anfang. (Ja, das thut der Deutſche; der Grieche aber that es nicht; und nach der griechiſchen, nicht nach der deutſchen Sprache bildete der Römer ſeine Worte.) Nun folgen Verzeichniſſe von Wörtern, deren Etymologie und folglich auch Rechtſchreibung, entweder gewiß, oder wahrſcheinlich, oder ungewiß iſt.

Zweytes Kap. Vom rechten Gebrauch der Wörter. S. 45 — 196. Hier geht der V. erſtlich darauf aus, zu beweiſen, daß die einzelnen Worte und Redensarten der lateiniſchen Sprache für ſich betrachtet, keine Eleganz und Schönheit haben, daß folglich alle Eleganzregeln und der ganze Syntaxis ornata ohne Grund ſind, und daß vielmehr alle Schönheit des lateiniſchen Styls in den Sachen und in der Schicklichkeit der Ausdrücke zu den Gedanken beruhe. Zu dem Ende zeigt er, daß die meiſten Eleganzregeln, die Heineccius gibt, und Geßner oder Erneſti beſtätigen, entweder das nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, und ohne den mindeſten Nachtheil der Eleganz mit andern Ausdrücken können verwechſelt werden, oder nur in einem gewiſſen Zuſammenhang, und durch eine zum Hauptbegrif hinzugefügte Nebenidee, eine Schönheit verurſachen. Freylich kan man es der Jugend nicht oft genug vorſagen, daß die wahre Eleganz des Stiels nicht blos in den Gebrauch ſchöner Worte liege, daß man ſie nicht aus Phraſeologien erlerne, und daß man, um ſchön zu ſchreiben, auch zuvor ſchön und richtig denken müſſe: allein allen bewährten Ausdrücken und Redensarten der lateiniſchen ſo wie einer jeden andern Sprache ſchlechterdings alle — ſubjective oder abſolute Schönheit abzuſtreiten, und auſſer dem Zuſammenhang und ohne Rückſicht auf den Zuſtand und die Abſicht des Redenden, eine vollkommene Gleichgültigkeit der Ausdrücke, zu behaupten, heiſt doch auch auf der andern Seite zu weit gegangen. In ſehr vielen Fällen ſind des V. Erinnerungen gegen manche ſogenannte Eleganzregel gegründet: aber auch ſehr oft verdammt er eine Phraſis blos durch eine Petitio Principii: ſie

kan

kan nicht eleganter als eine andre genennt werden: denn ſie ändert nichts in der Idee. Wenn kein Wort einen ihm eignen Werth der Schönheit vor einem andern beſitzt: ſo ſehen wir nicht, was uns verpflichten kan, vorzüglich die Worte aus dem blühenden Zeitalter einer Sprache zu wählen, oder das Latein am liebſten mit dem Cicero zu reden; denn die Worte eines ſpätern Schriftſtellers können, ja auch meinen Begriffen entſprechen, und folglich müſte man auch mit Ausdrücken, die das güldne Zeitalter nicht kennt, ſchön Latein ſchreiben können; dann müſte auch unter der Art, wie ſich der rohe Pöbel und der Mann von Stand und Erziehung, über den nehmlichen Gegenſtand ausdrücken, gar kein innerer Unterſchied ſeyn. Faſt ſcheint es dem Rec. als wenn dieſer Grundſatz des V. auf ſeinen eignen Styl einen Einfluß gehabt hätte. Uebrigens enthält dieſes Kapitel noch vortrefliche Abſchnitte über die eigentliche und erſte Bedeutung vieler Wörter, und die Quellen ſolche zu beſtimmen, z. E. Etymologie und Geſchichte. Von den Tropen, überhaupt und insbeſondre, überaus vollſtändig und deutlich, und was wir am meiſten loben, mit fleißiger Bemerkung der Gränzen eines jeden Tropus, und mit Warnungen für den Misbrauch in ihrer Anwendung. In einem eignen Abſchnitt von der grammatiſchen Verbindung der Wörter, werden über die gewöhnlichſten ſyntaktiſchen Regeln ſo richtige Erläuterungen und Zuſätze gegeben, alles auf ſo einfache Gründe zurückgebracht, mit ſo treffenden Beyſpielen erläutert, unbemerkte Fälle zu Ausnahmen angegeben, daß ſchon dadurch das Buch für junge Philologen einen groſſen Werth hat: insbeſondere beſinnen wir uns nicht, die Regeln vom Gebrauch des Conjunctivs und des Accuſativs mit dem Infinitivus, deutlicher und beſtimmter irgendwo geleſen zu haben. Nur bey Erwähnung des Wortes *iubeo* hätte noch der Unterſchied bemerkt werden ſollen, wenn es den Infinitivus des Activs oder des Paſſivs erfordert; da der deutſche Sprachgebrauch, den der V. ſonſt immer vergleicht, den Anfänger leicht verführt, allemahl den Infinitivum Activ. zu gebrauchen. Auch bey dem Gebrauch der Participien ſind nicht alle Fälle ihres Gebrauchs entwickelt, auch die Beyſpiele nicht immer paſſend genug erfunden — beſſer wäre es geweſen, wenn ſie auch hier nicht erdacht, ſondern würklich aus alten Schriftſtellern genommen worden wären. Eben ſo genugthuend iſt der folgende Abſchnitt von dem rechten Gebrauch der Folge der Temporum, den wir als eins der vor-

nehmsten Stücke des Buchs, allen Schulmännern vorzüglich empfehlen. Den Beschluß dieses Kapitels macht endlich ein Verzeichnis wahrer und falscher Germanismen.

Drittes Cap. Von der Ordnung der Wörter. S. 197. Der Ort, den jedes einzelne Wort in der Reyhe anderer einnehmen soll, ist entweder festgesetzt und unveränderlich, wovon hier neun Fälle angegeben werden; oder er hängt von der Folge und Ordnung der Ideen, von den Gesetzen der Deutlichkeit und des Nachdrucks ab, welches hier auf 19 besondre Regeln angewandt wird, die die meisten Fälle einer zweifelhaften Wortfolge erschöpfen werden. Gelegentlich werden bey Gelegenheit der Vorwörter die ihrem Casus nachstehen, sehr artige Einwürfe gegen die Behauptung des Cicero gemacht, als wenn die Alten *nobiscum* statt cum nobis, zur Vermeidung einer scheinbaren Obscönität gesagt hätten. S. 202.

Viertes Kap. Von der rechten Ordnung der Sätze. S. 213. Sätze haben eben die Entscheidungsgründe ihrer Ordnung, wie einzelne Worte. Was der Natur nach eher ist, oder eher gedacht werden muß, das muß auch in der Zusammensetzung voran stehen: und dies wendet denn der V. auf viele Arten von Sätzen an. — Regeln, die freylich durch die verschiedene Vorstellungsart der Menschen, durch Eigensinn, Collision, und durch eingebildete Begriffe von Schönheit und Nachdruck, öftere Ausnahmen leiden, die der V. auch selbst nicht verschweigt.

Fünftes Kap. Von den Perioden. S. 231. Hier werden, welches wir sehr billigen, die Beyspiele von Perioden, nicht selbst gemacht, sondern nach den Gattungen der eingeschobenen Nebensätze in Menge aus dem Cicero angeführt. — Die Abtheilung der Perioden nach der Zahl ihrer Glieder wird verworfen; daher denn die Beyspiele, die man für jeden erwartet hätte, unabgesondert und unbemerkt unter einander stehen. Dann wird gezeigt, nicht wie man Nebensätze, die man bereits hat, zu Füllung eines Perioden, geschickt einschalten, sondern auch wie man solche finden soll. Nur das hat uns nicht einleuchten wollen, daß der V. auch zu einem zusammengesetzten Perioden schlechterdings verlangt, daß sowohl Vor- als Nachsatz, durch einen eingeschalteten Nebensatz unterbrochen werde. Jeden andern Theil einer Rede, der offenbahr

sei-

seinen Vor- und Nachsatz und alle andre Eigenschaften eines Perioden hat, schließt er, wenn seine Theile auf einander folgen, und nicht von einander durchkreuzt werden, von der Zahl der Perioden aus — und aus welchem Grund? das lesen wir nicht: aus der Beschreibung wenigstens, die Cicero von einem Perioden macht, folgt es nicht. Warum sollen z. E. folgende Worte des Cicero: Si re dolor aliquis corporis, aut infirmitas valetudinis tuae tenuit, quo minus ad luctos venires: fortunae magis tribuo quam sapientiae tuae. oder: Etsi mihi tuae litterae iucundissimae sunt: tamen iucundius fuit, quod in summa occupatione tua Planco collegae mandasti, ut te mihi per litteras excusaret; warum sollten sie den Nahmen der Perioden nicht verdienen? und doch wären sie es nach Hrn. Sch. nicht, weil weder Vorsatz noch Nachsatz per interiectam enunciationem, quae sola efficit periodum, dissecta est.

Sechstes Kap. Vom oratorischen Numerus. S. 256. Nirgends haben wir diese etwas verworrene Materie, die gemeiniglich mehr nach einem gewissen dunklen Gefühl vom Wohlklang, als nach Gründen und Regeln behandelt zu werden pflegt, deutlicher aus einander gesetzt gefunden, als es hier Hr. Sch. gethan hat. Er bestimmt zuförderst den Begriff von oratorischen Numerus, durch Vergleichung mit dem was man poetischen und musikalischen Numerus nennt: in den beyden letzten Fällen ist er ein pars carminis demensa sibique aequalis, ein Fuß, ein Tact; folglich muß auch der oratorische Numerus in der verhältnismäßigen Gleichheit derjenigen Worte und Sätze bestehen, die sich auf einander beziehen, und folglich ein Ganzes ausmachen sollen. Diese Erklärung nun wendet der V. auf vier Hauptregeln und jede auf besondre Fälle an. Wir können ihm aber weiter darin nicht nachfolgen, da es der Zweck dieser Recension nicht seyn kan, das viele Neue und Gute aus dem Buche auszuziehen, sondern nur durch Winke von seinem reichhaltigen Inhalt, Leser, denen daran gelegen ist, auf das Buch aufmerksam zu machen.

Siebentes Kap. Von den Formeln zur Verbindung, sowohl einzelner Worte (bey Sätzen, die ein doppeltes Subject oder doppeltes Prädicat haben,) als ganzer Sätze, Perioden, mehrerer Beweisgründe, kleiner und größerer Theile einer Rede. S. 274. Der Leser der Alten wird sich

hier manchmal freuen, Bemerkungen, die er ſelbſt gemacht hatte, unter Regeln gebracht zu ſehen.

Achtes Kap. Von der Variation, in ſoferne ſolche blos unter gleichgeltenden Worten geſchieht, ohne Rückſicht einer beſondern Abſicht auf Schönheit und Nachdruck. S. 297. Ueberaus reiche Collektaneen über die Variation aller Gattungen lateiniſcher Wörter, nach allen Theilen der Rede durchgeführt, mit Verzeichniſſen ſynonymiſcher Wörter und Redensarten nebſt Bemerkung ihres innern Unterſchiedes und häufiger Idiotismen der lateiniſchen Sprache. Wieder ein überaus fruchtbares Capitel, woraus wir ganze Blätter neuer, und in den gewöhnlichen Büchern fehlender Bemerkungen abſchreiben könnten, wenn wir nicht vorausſetzten, daß jeder Schulmann, den doch eigentlich dieſe Recenſion am meiſten angeht, dieſes Buch ſelbſt beſitzen müſſe.

Neuntes Kap. Vom Reichthum des Ausdrucks. S. 373. In Anhäufung ſowohl einzelner Worte als ganzer Sätze. Der V. hat mit vielem Fleiß, häufige Fälle, wie Gedanken, ſtatt der gewöhnlichen Kürze, ſich auch wortreicher ſagen laſſen, unter gewiſſe Klaſſen, nach der Verſchiedenheit der Zuſätze gebracht, und mit zahlreichen Beyſpielen aus dem Cicero erläutert. Viele Arten dieſes wortreichern Ausdrucks, lehrt zwar die Natur der Sache, Abſicht und Lage des Redenden, von ſelbſt und ohne Regeln; leiten auch in andern, als blos in der lateiniſchen Sprache, ihre Anwendung; gehören zum guten Vortrag überhaupt; laſſen ſich auch bey aufmerkſamer Leſung guter Schriftſteller, noch mit mehreren Fällen vermehren: indeſſen verdient doch die Sorgfalt des V. ſeinen Unterricht auch von dieſer Seite vollſtändig zu machen, mit Dank erkannt zu werden. In einem eigenen Abſchnitt dieſes Kapitels handelt der V. auch noch vom grammatiſchen Pleonasmus, ſowohl dem, der es würklich iſt, als auch dem, der es nur zu ſeyn ſcheint, und gibt von der erſten Art zwölf, von der zweyten, neun Fälle an.

Letztes Kapitel, von der Kürze. S. 447. Dieſe Kürze zeigt ſich nach dem V. ſowohl in einzelnen Wörtern als in Sätzen, theils wenn man ein Wort ſetzt, an deſſen Statt mehrere ſtehen könnten, theils durch die eigentliche Ellipſis. Wenn hier der V. auch den Gebrauch des nisi, ſtatt si non,

des

des neque ſtatt etiam non, des quin ſtatt ut non, quod non, cur non; des unde ſtatt a quo; ferner die Ausdrücke ſimilis eſt pari, ſtatt eodem eſt animo, quo pater fuerat; ingleichen: mea oratio veſtræ cupiditati non reſpondet; ſtatt ego non tantum dicere poſſum, quantum vos cupitis audire; hic omnes præ ſe contemnit, ſtatt: putat, omnes eſſe ipſo inferiores, und dergleichen mehr, unter die Beyſpiele der Kürze zählt, ſo wiſſen wir nicht, ob er hierin der Erwartung ſeiner Leſer entſprechen werde.

Wir holen nun noch einige Gedanken über das Ganze des Buchs nach. Ganz vorzüglich beſitzt der V. die Gabe der Deutlichkeit, wodurch er denn ſein Buch für junge Studierende noch weit brauchbarer gemacht hat. Eben ſo billigen wir ſeine Gewohnheit, ſeine Regeln ſowohl als geſammlete Beyſpiele durch und durch mit dem Deutſchen zu vergleichen. Bisweilen aber wiederhohlt er ſich und kommt auf die nemliche Anmerkung mehrmal zurück: ſo haben wir z. B. auſſer vielen andern Beyſpielen wenigſtens an drey Orten ſeines Buchs geleſen, das man non modo, ſed ne quidem ſagt. Doch da er ſelbſt dieſes in der Vorrede bemerkt zu haben ſcheint: ſo machen wir ihm hierüber keinen Vorwurf und begreifen es leicht, wie ſchwer es ſey, ſich bey einem ſo viel faſſenden Umfang, wo die Regeln unter mehr als einen Geſichtspunkt gebracht werden können, einen Plan zu machen, der alle Wiederhohlungen ausſchlieſſt: aber in dem nehmlichen Kapitel hätte es wenigſtens vermieden werden können, zuzumahl die Regel zu geben, daß Cicero kürzer ſage: ignoſci adoleſcentiæ meæ poterit, als wenn er geſagt hätte: ignoſci mihi poterit, quia adhuc adoleſcens ſum. Da inzwiſchen dieſe Wiederhohlungen doch immer mit gewiſſen Veränderungen und Zuſätzen geſchehen: ſo würden ſie durch ein gutes Regiſter brauchbar werden, das bey vielem Bande fehlt, aber vermuthlich noch bey dem zweyten folgen wird; wenn das Buch nicht einen groſſen Theil ſeiner Brauchbarkeit verlieren ſoll. Hätte nicht auch von den Unterſcheidungszeichen das in dieſem Bande geſagt werden ſollen? Die Abtheilung der Wörter erklärt der V. nicht nur für willkührlich, ſondern theilt auch ſelbſten trif-tis, rec-tus und dergleichen ab, welches wir doch in einem Handbuch für junge Leute nicht gern geſehen haben. Mehrmalen auch, als es geſchehen iſt, hätte der V. zur Noth ſeiner jungen Leſer

auf brauchbare Bücher verweisen können. Weitläuftigkeit übrigens und Umständlichkeit, auch wenn man will, Unbrauchbarkeit zu einem Lesebuch, rechnen wir dem Buche so wenig zu einem Fehler an, daß es uns vielmehr ein Verdienst ist. Warum sollen Anleitungen zum Styl alle die Kürze eines Lehrbuchs haben, und ihre Vollständigkeit erst durch die Ergänzungen eines Lehrers erhalten? Braucht dieser nicht selbst vielmals — brauchen nicht auch Jünglinge auffer und nach ihren Schuljahren ein Handbuch zum Nachlesen zur eignen Vervollkommnung? Können ihm aber zusammengedrängte, Exempelspahrende Lesebücher zu diesem Zwecke brauchbar seyn?

Endlich können wir uns auch nicht entbrechen, noch was von der Vorrede zu sagen: sie ist zum Theil mit vieler Bitterkeit gegen die *Recensentes* angefüllt, deren einer des V. Schrift, Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Sprache ꝛc. in dieser Bibliothek (Anhang zum 12 / 24. B. S. 450.) etwas obenhin behandelt hatte. Diese und eine andre Recension in der Lemgoer Bibliothek und ein Urtheil, das in unsrer Bibl. B. XIX. St. 1. S. 152. über die Latinität des seel. Klotzens, rühmlichen Gedächtnisses, gefällt wurde, scheint den wackern Mann gegen den ganzen Recensentenstand aufgebracht zu haben, daß er sie, wenn sie ihren Nahmen nicht nennen, mit muthwilligen Buben vergleicht, die vom Fenster herab die Vorübergehenden mit Steinen werfen, und sich sodann zurückziehen, um nicht gesehen zu werden. Wir haben gar nicht den Auftrag, obigen Recensenten das Wort zu reden, glauben aber doch, daß der vom seel. Klotz gebrauchte Ausdruck, einer unseligen Leichtigkeit zu schreiben, der ihm am meisten anstößig ist, sich gar wohl rechtfertigen lasse. Denn diese Leichtigkeit zu schreiben, die bey Klotzen im Grund nur lateinische Schwatzhaftigkeit war, verleitete ihn, nicht nur seinen Muthwillen an andern Männern in lateinischen Schmähungen auszulassen, sondern auch über Dinge zu schreiben, worinn er selbst noch Anfänger war — es war also würklich eine unselige Leichtigkeit, so sehr sich auch Hr. Sch. über dieses Wort aufhält. Doch es war nicht unser Wille, andre Recensenten zu vertheidigen, sondern nur unser Mißfallen zu äußern, daß der Verf. einen großen Theil der Vorrede zu einem so klassischen Buch mit Personalitäten angefüllt hat, die den Inhalt desselben so wenig angehen. Was brauchte es, in der Vorrede

eines

eines Buchs, das zur Mich. Meſſe 1778 herauskam, über eine Recenſion in dem erſten Anhang der A. d. B. von einem Buche von 1771 zu ſtreiten? Hundert werden die præcepta ſtili bene latini leſen, die die Gedanken von den Eigenſchaften der deutſchen Sprache nie geſehen, und die Recenſion davon längſt vergeſſen haben: was war es alſo nöthig, die Sache wieder aufzuwärmen? überdem iſt es für den Leſer, dem Recenſenten wenigſtens war es ſo, ein unangenehmer Contraſt, in dem ganzen Buche den geſchickteſten Schulmann, der unſre Hochachtung gewinnt, und in der Vorrede, den aufgebrachten, ſtreitſüchtigen und gallvollen Schriftſteller zu hören, der ſich vergeſſen kann, verdiente Männer, und dergleichen werden doch wohl ſeinem eignen Geſtändniß nach, wo nicht die meiſten, doch einige von denen ſeyn, die in eine unſichtbare Geſellſchaft treten, Deutſchlands Litteratur zu beurtheilen, mit leichtfertigen Knaben zu vergleichen. Wir können nicht ſagen, wie ſehr wir um des Hrn. Verfaſſers ſelbſt willen wünſchten, ſo was in der Vorrede eines ſo ſchätzbaren Buchs, nie geleſen zu haben.

Immanuel. Jo. Gerh. Schelleri præcepta ſtili bene latini in primis Ciceroniani ſeu eloquentiæ romanæ, quatenus hæc noſtris temporibus in dicendo et ſcribendo uſurpari poteſt, ſumma diligentia maximoque perſpicuitatis ſtudio tradita et illuſtrata. *Pars poſterior.* Lipſiæ ſumtibus Caſp. Fritſch. 1779. Mit fortlaufenden Seitenzahlen, 24 Bogen, in gr. 8.

Früher als wir es vermutheten, hat Hr. Sch. dieſen zweyten Theil auf den erſten folgen laſſen, und ſamit ſein brauchbares Werk geendigt. Es beſchäftigt ſich hauptſächlich derſelbe mit den drey Hauptreigenſchaften des guten Styls, der Deutlichkeit, Stärke und Schönheit, und zerfällt daher in drey Hauptſtücke, ſo wie der erſte Theil dasjenige, was dieſen dreyen Eigenſchaften gemein iſt, als in einer Vorbereitung, voraus ſchickte. Mit der dem B. eigenen, aber in einem Buch für die Jugend gar nicht verwerflichen Umſtändlichkeit giebt er nun in vielen beſondern Abſchnitten, bey jedem Capitel, die ſowohl

entfernten und gemeinen, als nähern und eigenen Quellen der Deutlichkeit, des Nachdrucks und der Annehmlichkeit an, und erläutert alles mit vielen Beyspielen, gröſtentheils aus dem Cicero. Und da konnte es nun freylich nicht anders seyn, daß nicht abermals manche Wiederhohlungen, nicht nur aus dem ersten Theil, sondern auch selbst in diesem Theil, aus einem Capitel ins andre, mit unterlaufen muſten. Um dieses, statt vieler andern Beyspiele, nur mit einem einzigen zu erläutern: so war bereits im ersten Theil in dem Capitel de copia verborum von der Wiederhohlung und Anhäufung ähnlicher Worte gesagt worden: aber eben diese Wiederhohlung und Zusammensetzung rechnet er nun zu den Quellen der Deutlichkeit sowohl als Stärke und Schönheit, und handelt daher in jedem Capitel aufs neue von der Wiederhohlung erstlich der Ideen, und sodann auch der Worte. Eben dieses könnten wir auch von vielen andern Materien dieses Theils und selbst von einzelnen Urtheilen und Meynungen des V. sagen, auf die er, vielleicht ohne es selbst zu bemerken, oder auch um bey keinem Fach eine mögliche Lücke zu laſſen, bald kürzer bald weitläuftiger zurückkommt. Eben eine Folge dieser Umständlichkeit ist auch das, daß der V. manches unter die Quellen und Hülfsmittel der Deutlichkeit oder des Nachdrucks rechnet, was es nur auf eine sehr entfernte Art ist, oder sich, wenn man spricht oder schreibt, von selbst versteht. Doch verkennen wir eben so wenig manche recht ausgesuchte und sonst unbemerkte Erleichterungsregeln, um deutlich oder nachdrücklich zu reden, die kein andrer als ein in den Schriften des Cicero so bewanderter Schulmann so genau entwerfen konnte. Aus dem ersten Kapitel bemerken wir noch hauptsächlich S. 562 das fleiſsige Verzeichniſs lateinischer Wörter, die man in einer neuern und unächten Bedeutung braucht. Von der Annehmlichkeit, die man in der Wahl der Buchstaben und Sylben sucht, hält er nichts und glaubt nicht, daß Virgil daran gedacht habe, die Schrecklichkeit des Polyphems durch *mansurum horrendum &c.* die schwere Arbeit der Cyclopen durch *illi inter sese magna vi &c.* und die Geschwindigkeit des Pferdes durch *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum*, habe mahlen wollen. Wahr ist es, daß mancher z. B. Rollin, in Aufsuchung solcher Beyspiele der poetischen Harmonie zu weit gehen, und uns von einer absichtlichen Wahl mancher Worte überreden wollen, wo kein Ohr eine Harmonie wahrnehmen kann. Die aber auch so verken-

nen

ren zu wollen, wo die Uebereinſtimmung der Worte mit den Sachen ſichtbar genug iſt; wo der Dichter um ihrentwillen offenbahr von ſeinem gewöhnlichen Versbau abweicht, heißt auf der andern Seite auch zu weit gegangen. Am wenigſten möchten wir das Urtheil unterſchreiben: vix credideram Virgilium de litterarum et ſyllabarum ſono cogitaſſe; quia tum tam egregium Aeneida ab eo non accepiſſemus. Sehr recht wünſcht der Verf. daß die Herausgeber alter Schriftſteller, die Stillſtandsſtriche ausdrucken möchten, da wo ſie der Natur der Sache nach, wirklich befindlich ſeyn müſſen. Allerdings gewinnen viele Stellen der Alten ſehr, wenn man ſich dieſes Zeichen darzu denkt, z. E. *Horat.* Od. V. 5, 60. 16, 23. A. P. 328. *Virg.* Aen. IV. 546. 594. X. 629. u. a. m. Hin und wieder weicht er von ſeinen Lehrer, Ernesti, ab, z. E. von richtigerer Erklärung der Stellen, wozaus E. erweiſen will, daß Cicero deus für dea ſage, und in denen er eine eingebildete gratam negligentiam ſucht.

Dieſen dreyen Kapiteln ſind nun noch drey Anhänge, von den Hülfsmitteln des lateiniſchen Stils, von den Ausarbeitungen, und von den ſonſt gewöhnlichen Abtheilungen des Stils, angehängt: und hier haben wir mit Vergnügen bemerkt, wie ſehr ſich ein durch Autorerfahrung gebildeter Schulmann von dem pädagogiſchen Projectmacher unterſcheide. Die Hülfsmittel beſtehen in Leſung der Alten, eigner Uebung und Nachahmung — richtig aus einander geſetzte Gründe, warum man hauptſächlich den Cicero leſen müſſe — ſchöne Vorſchläge wie die Alten auf Schulen geleſen werden müſſen, unter andern auch ſo, daß man ihre Fehler nicht verſchweige, welches mit einigen Beyſpielen erläutert wird. Wenn aber der V. unter den lateiniſchen Schriftſtellern, die er zu leſen empfiehlt, den Plinius gar übergeht, ſo können wir das nicht billigen, und glauben vielmehr, daß man, ohne des Plinius Briefe und Lobrede geleſen zu haben, kaum von der Eleganz deren die lateiniſche Sprache fähig iſt, recht urtheilen könne. Die letzte insbeſondre iſt bey allen den Spuren des ſpätern Zeitalters, die ſie an ſich haben mag, eins der ausgearbeitetſten Denkmale der römiſchen Sprache, die auf uns gekommen ſind. Hätte ihn der V. fleiſſiger geleſen, er würde manche Capitel ſ. Buchs, z. E. de acute dictis, de antithetis, de gravitate et ſublimitate u. a. mit trefflichern Beyſpielen haben er-

klatern könten. Beym Verzeichniß der beſten Ausgaben der a. Schriftſteller wird beym Horaz noch die Baxterſche und Bentleyſche empfohlen, und der neuern Ausgabe nicht gedacht, die doch jene alle entbehrlich macht, und die der V. als er dieſen zweyten Theil in Druck gab, bereits kennen muſte. Die Uebungen des lateiniſchen Styls, beſtehen in lateiniſch Schreiben, lateiniſch Reden und lateiniſch Denken. Wie zur Ueberzeugung wird die Unmöglichkeit gezeigt, die Latinität, die zum Leſen und Schreiben gebraucht werden ſoll, wie eine lebende Sprache, durchs Sprechen zu lernen. Die gewöhnliche Exercitien-Methode, da man junge Leute aus dem Deutſchen ins Lateiniſche überſetzen läßt, verwirft er nicht, ſondern zeigt vielmehr, in Verbindung mit andern Uebungen, ihre Nothwendigkeit. Doch wenn er meynt, daß der Lehrer ſtatt der Correcturen zu Hauſe, das Deutſchdictirte ſogleich Periodenweiſe, ohne es aufſchreiben zu laſſen, lateiniſch herleſen laſſen ſoll: ſo ſehen wir nicht, wie das in einer ganzen Klaſſe angehen ſoll. Werden nicht die ſpäter Leſenden ſich die Verbeſſerungen ihrer Vorgänger zueignen, und alſo keine Gelegenheit haben eigne Proben abzulegen? Die auszuarbeitenden Briefe ſollen wahre Briefe ſeyn — ſehr richtig. Das Gegentheil iſt ohnedies unmöglich. Vom Lateinreden. Es habe nicht den Zweck, das Latein ſelbſt zu erlernen, ſondern nur Fertigkeit und Dreiſtigkeit im Reden zu erlangen. Derjenige, den man zum Reden anhalte, müſſe ſchon viele Sprachkenntnis beſitzen und lateiniſch ſchreiben können, auſſerdem ſey es ſchädlich und veranlaſſe Gewohnheit in Sprachfehlern; es gebe ſich auch allenfalls von ſelbſt, ohne auf der Schule darin geübt worden zu ſeyn, wenn man nur fleiſſig geleſen und geſchrieben habe (darauf möchten wir es doch nicht bey der Jugend ankommen laſſen.) allemahl aber müſſe es vor dem Lehrer geſchehen und durch ſeine Frage veranlaßt werden, und folglich dürfe man Schüler nicht, wenn ſie allein ſind, zum lateiniſch Reden anhalten — das iſt auch ſicher von wenigen Nutzen. Noch nöthiger aber ſey die Uebung im lateiniſch Denken und Meditiren. Das geſchehe, wenn man nach Leſung eines Autors die ſchönſten Stellen in Gedanken wiederhole, und auf verſchiedene Fälle nachzuahmen und anzuwenden ſuche, wenn man, ohne Buch, darauf denke, wie man das und jenes lateiniſch ſagen wolle, und wohl ganze Perioden in Gedanken conſtruire — Nachahmung. Die Alten ſelbſt hätten ältere nachgeahmt, doch nicht ſo oft, als man es glaube:

— Lächerlichkeit vieler Notenschreiber, die bey einem Gedanken der sehr natürlich mehr als einem Dichter in den Kopf kommen könne, gleich hinschreiben: hoc tumtum est ex Homero, ex Euripide, e Cicerone, e Virgilio etc. — Auch wir müßten die Alten nachahmen, hauptsächlich aber den Cicero, dessen Schriften für die meisten Fälle des gelehrten Lebens nachahmenswürdig wären, da es hingegen andere blos für den Historiker oder Dichter wären. Von Ausarbeitungen ganzer Reden, über die Wahl des Thema — von Briefen, etwas von der lateinischen Titulatur — Churfürsten nennt man aber auch Celsissimos: nicht allen Adlichen gebührt der Titel, *Perillustris*, wohl aber der *generosissimus*, welchen der V. gar nicht erwähnt. Er hält *praenobilissimus* für das deutsche Hochedelgebohren: es ist aber wenig, und ein Student würde sehr verstossen haben, wenn er seinen Professor zu der Zeit, da er noch nicht auf Wolgebohren Anspruch machte, hätte praenobilissimum nennen wollen: excellentissimus ist der rechte Titel, den man daher sehr unrecht statt der deutschen Excellenz braucht. Warum aber sagt er unter den geistlichen Titeln nichts von dem Gebrauch des Magnificus, und befiehlt, zu lateinischen Briefen, französische Aufschriften zu machen? Letzter Anhang de divisionibus generum dicendi. Die Abtheilung der Alten in genus dic. demonstrat. deliberat. und judiciale führt er blos an, weil sie für unsre Zeiten unbrauchbar sey. Die andre Abtheilung in genus dicendi. tenue, mediocre und sublime, führe eine unschickliche Benennung. Hier finden wir den V. in Ansehung der Beyspiele, Gränzen einer jeden Gattung und zumahl in Ansehung der Quellen des erhabenen Stils mangelhaft; wiewohl er freylich den stilum sublimem nur für einen höhern Grad des stili gravis angesehen wissen will. Endlich noch was weniges von dem asiatischen, rhodischen, attischen und laconischen Styl, und der Unbrauchbarkeit dieser Eintheilung, und Unschicklichkeit ihrer Benennungen. Ein sehr vollständiges Register, das selbst die häufigen Wiederhohlungen ebenderselben Sache nicht unbemerkt läßt, und sich auch auf die angeführten Stellen alter Schriftsteller erstreckt, vermehrt um ein groſſes die Brauchbarkeit des Buchs, das wir nochmals allen Schullenten zu einem Handbuch empfehlen. Ein Auszug aus demselben zum Gebrauch der Vorlesungen würde nicht ohne Nutzen seyn.

Pf.

13) Erziehungsſchriften.

Briefe über die Erziehung beyderley Geſchlechts von Friedr. Heinr. Stopfel, geweſenen Hofmeiſter einiger Angeſehenen von Adel. Leipzig in Commiſſion bey Adam Friedr. Böhme. 1779. 5 Bogen in 8.

Die Leſer müſſen den Mann und die Abſicht dieſer Bogen aus ſeiner eignen Vorrede kennen lernen. „Hier iſt ſie: „Man hat ſich vorgenommen, das Manuſkript, woraus beygefügter Auszug (in einer Skize über den erſten Theil und Probeſchrift, und noch einer Skize des 2ten Theils und Probeſchrift, beſtehend) gezogen worden, künftige Oſtern 1780 „8. G. den 1ten Theil deſſelben Jahrs, und Michaelis den 2ten „Theil 2 Alphabet ſtark auf Subſkription zu verfertigen. „Reſpect. Gönner, Freunde und Herrn Kollekteurs gedachter „Subſkription belieben die Pränumeration à 1 Dukaten nach „Salzburg, ohnweit Naumburg an der Saale, franco à M. „Stopfel, cy devant Gouverneur de *jeunes Nobleſſes*, „einzuſenden, und zu angeſetzten Zeiten einer treuen Beaſſorti„tung ausgeſetzter Skizen, nach Maßgabe der angeſchloſſenen „Probeſchriften auf Schreibpapier, guten Lettern und taugli„chen Vignetten bey den Ihrige's zu gewärtigen. Sollte ja „noch ein kleiner Nachſchuß über den verlangten Dukaten „zu entrichten nöthig ſeyn, ſo ſoll es bey der Lieferung des „erſten Theils angezeigt werden. Uebrigens wird man ganz „beſonders wichtige, gemeinnützige Gegenſtände der Publiqueu„und Privaterziehung nach der beſten Methode einer ſittliche„chen Taktik vor Augen legen.„ Sollten die Leſer an dieſer Vorrede noch nicht genug haben, und nun auch eine Probe von den Werkchen ſelbſt verlangen: ſo ſezen ſie uns in eine wahre Verlegenheit; denn alles iſt darin ſo ſonderbar, ſo einzig in ſeiner Art, daß wir wahrhaftig nicht wiſſen, was wir auszeichnen ſollen. Im erſten Briefe, der die Skize des erſten Theils ſeyn ſoll, entwirft der M. das Bild ſeiner moraliſchen Schöne und fordert von ihr außer vielen andern Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, daß ſie theatraliſch erzogen ſey,

ig

und in den besten Schriften den alten und neuern Zeiten ordentlich, gründlich und mit Geschmack belesen sey. In einem folgenden Brief giebt er nun unter gewissen Rubriken, die Schriftsteller an, die sie gelesen haben soll; z. E. 1. um darnach zu untersuchen, ob ihre Erziehung glücklich gewesen. — die alte Frau, Emmus, Dacier, Ziegler in, — Wolfens Moral und Physik, Meiners sämtliche deutsche philosophische Schriften, Ramlers oder Schlegels Batteux von Schönheit und Tugend, Journal des Dames, Dictionnaire portatif de Peinture, Hutcheson, Formey, Rousseau, Hommel, Sprengel, des Essarts ꝛc. 2. um sich richtige Vorstellungen von dem Nächsten zu machen — unter andern Suero's Druide, Klimms unterirdische Reise, Lisko, Riedel (vermuthlich die sturmischen Briefe) 4. Bücher, um den Umgang zu versüßen und aus erdichteten und wahren Begebenheiten angenommener oder wirklichen Personen, seine eignen oder andre (Begebenheiten oder Personen?) schicklich zu prüfen: Romane, Monatschriften, Wochenblätter, Reisen zu Wasser und zu Land, Herodot, Xenophon, Bougeant Historie des dreyßigjährigen Kriegs. 5. Gelegenheit zu haben, über angenehme und nützliche Dinge — nachzudenken und reden zu lernen; Damms Gütterlehre, Derham ꝛc. 6. um eine gesetzte und übereinstimmende Lebensart zu bekommen; Gellert, die Begebenheiten der Jungfer Meyerin, eines indianischen Frauenzimmers, Mariane, Cäcilie, Sethos, Reise und Ruhe des Cyrus. 7. Gott, die Religion und die Welt kennen, und mit Grund lieben zu lernen. 8. diese: um sich artig gekehrt und heilig anstellen zu lernen — Mirabeau, Trublet, Duché, Chiris, Monmaur, du Roger — Freiherr Bachoff von Echt — Logau, Wernicke, Langens horazische Oden ꝛc. Ein ganzes Frauenzimmer verlieren würde nicht hinreichen, diese Männer alle zu lesen, davon sie viele nicht einmal dem Nahmen nach kennen würden, und der Mann, der ihre Nahmen so taktisch hinwirft, gewiß selbst nicht kennet. Nun noch etwas von des V. eignen Pädagogik. Ueber die Erziehung eines Kindes von 3 Jahren raisonnirt er im vierten Brief, 1. generalphilosophisch, nach den principiis psychologiae pneumaticae tam empiricae quam rationalis, auf die er sich ausdrücklich beruft, und aus ihr den pädagogischen Grundsatz nimmt: daß ohne Bestimmung keine Neigung, ohne Neigung keine Empfindung, ohne Empfindung keine Fähigkeit, und ohne Fähigkeit keine

Fer-

entfernten und gemeinen, als nähern und eigenen Quellen der Deutlichkeit, des Nachdrucks und der Annehmlichkeit an, und erläutert alles mit vielen Beyspielen, gröstentheils aus dem Cicero. Und da konnte es nun freylich nicht anders seyn, daß nicht abermals manche Wiederhohlungen, nicht nur aus dem ersten Theil, sondern auch selbst in diesem Theil, aus einem Capitel ins andre, mit unterlaufen musten. Um dieses, statt vieler andern Beyspiele, nur mit einem einzigen zu erläutern: so war bereits im ersten Theil in dem Capitel de copia verborum von der Wiederhohlung und Anhäufung ähnlicher Worte gesagt worden: aber eben diese Wiederhohlung und Zusammensetzung rechnet er nun zu den Quellen, der Deutlichkeit sowohl als Stärke und Schönheit, und handelt daher in jedem Capitel aufs neue von der Wiederhohlung erstlich der Ideen, und sodann auch der Worte. Eben dieses könnten wir auch von vielen andern Materien dieses Theils und selbst von einzelnen Urtheilen und Meynungen des V. sagen, auf die er, vielleicht ohne es selbst zu bemerken, oder auch um bey keinem Fach eine mögliche Lücke zu lassen, bald kürzer bald weitläuftiger zurückkommt. Eben eine Folge dieser Umständlichkeit ist auch das, daß der V. manches unter die Quellen und Hülfsmittel der Deutlichkeit oder des Nachdrucks rechnet, was es nur auf eine sehr entfernte Art ist, oder sich, wenn man spricht oder schreibt, von selbst versteht. Doch verkennen wir eben so wenig manche recht ausgesuchte und sonst unbemerkte Erleichterungsregeln, um deutlich oder nachdrücklich zu reden, die kein andrer als ein in den Schriften des Cicero so bewanderter Schulmann so genau entwerfen konnte. Aus dem ersten Kapitel bemerken wir noch hauptsächlich S. 562 das fleißige Verzeichniß lateinischer Wörter, die man in einer neuern und unächten Bedeutung braucht. Von der Annehmlichkeit, die man in der Wahl der Buchstaben und Sylben sucht, hält er nichts und glaubt nicht, daß Virgil daran gedacht habe, die Ekelhaftigkeit des Polyphems durch *mansurum horrendum &c.* die schwere Arbeit der Cyclopen durch *illi inter sese magna vi &c.* und die Geschwindigkeit des Pferdes durch *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum*, habe mahlen wollen. Wahr ist es, daß mancher z. B. Rollin, in Aufsuchung solcher Vortheile der poetischen Harmonie zu weit gehen, und uns von einer absichtlichen Wahl mancher Worte überreden wollen, wo kein Ohr eine Harmonie wahrnehmen kann. Die aber auch so verkennen

nen

von zu wollen, wo die Uebereinſtimmung der Worte mit den Sachen ſichtbar genug iſt; wo der Dichter um ihrentwillen offenbahr von ſeinem gewöhnlichen Versbau abweicht, heißt auf der andern Seite auch zu weit gegangen. Am wenigſten möchten wir das Urtheil unterſchreiben: vix credideram Virgilium de litterarum et ſyllabarum ſono cogitaſſe; quia tum tam egregiam Aeneida ab eo non acceperimus. Sehr recht wünſcht der Verf. daß die Herausgeber alter Schriftſteller, die Stillſtandsſtriche ausdrucken möchten, da wo ſie der Natur der Sache nach, wirklich befindlich ſeyn müſſen. Allerdings gewinnen viele Stellen der Alten ſehr, wenn man ſich dieſes Zeichen darzu denkt, z. E. *Horat.* Od. V. 5, 60. 26, 23. A. P. 328. *Virg.* Aen. IV. 546. 594. X. 629. u. a. m. Hin und wieder weicht er von ſeinem Lehrer, Erneſti, ab, z. E. bey richtigerer Erklärung der Stellen, woraus E. erweiſen will, daß Cicero deus für dea ſage, und in denen er eine eingebildete gratam negligentiam ſucht.

Dieſen dreyen Kapiteln ſind nun noch drey Anhänge, von den Hülfsmitteln des lateiniſchen Stils, von den Ausarbeitungen, und von den ſonſt gewöhnlichen Abtheilungen des Stils, angehängt: und hier haben wir mit Vergnügen bemerkt, wie ſehr ſich ein durch Autorerfahrung gebildeter Schulmann von dem pädagogiſchen Projectmacher unterſcheide. Die Hülfsmittel beſtehen in Leſung der Alten, eigner Uebung und Nachahmung — richtig aus einander geſetzte Gründe, warum man hauptſächlich den Cicero leſen müſſe — ſchöne Vorſchläge, wie die Alten auf Schulen geleſen werden müſſen, unter andern auch ſo, daß man ihre Fehler nicht verſchweige, welches mit einigen Beyſpielen erläutert wird. Wenn aber der Verf. unter den lateiniſchen Schriftſtellern, die er zu leſen empfiehlt, den Plinius gar übergeht, ſo können wir das nicht billigen, und glauben vielmehr, daß man, ohne des Plinius Briefe und Lobrede geleſen zu haben, kaum von der Eleganz deren die lateiniſche Sprache fähig iſt, recht urtheilen könne. Die letzte insbeſondere iſt bey allen den Spuren des ſpätern Zeitalters, die ſie an ſich haben mag, eins der ausgearbeitetſten Denkmale der römiſchen Sprache, die auf uns gekommen ſind. Hätte ihn der V. fleiſſiger geleſen, er würde manche Capitel ſ. Buchs, z. E. de acute dictis, de antithetis, de gravitate et ſublimitate u. a. mit trefflichern Beyſpielen haben er-

läutern könten. Beym Verzeichniß der besten Ausgaben der a. Schriftsteller wird beym Horaz noch die Bentleysche empfohlen, und der neuern Ausgabe nicht gedacht, die doch jene alle entbehrlich macht, und die der A. als er diesen zweyten Theil in Druck gab, bereits kennen muste. Die Uebungen des lateinischen Stils, bestehen in lateinisch Schreiben, lateinisch Reden und lateinisch Denken. Bis zur Ueberzeugung wird die Unmöglichkeit gezeigt, die Latinität, die zum Lesen und Schreiben gebraucht werden soll, wie eine lebende Sprache, durchs Sprechen zu lernen. Die gewöhnliche Exercitien-Methode, da man junge Leute aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen läßt, verwirft er nicht, sondern zeigt vielmehr, in Verbindung mit andern Uebungen, ihre Nothwendigkeit. Doch wenn er meynt, daß der Lehrer statt der Correcturen zu Hause, das Deutschdictirte sogleich Periodenweise, ohne es aufschreiben zu lassen, lateinisch herlesen lassen soll: so sehen wir nicht, wie das in einer ganzen Klasse angehen soll. Werden nicht die später Lesenden sich die Verbesserungen ihrer Vorgänger zueignen, und also keine Gelegenheit haben eigne Proben abzulegen? Die auszuarbeitenden Briefe sollen wahre Briefe seyn. — sehr richtig. Das Gegentheil ist ohnedies unmöglich. Vom Lateinreden. Es habe nicht den Zweck, das Latein selbst zu erlernen, sondern nur Fertigkeit und Dreistigkeit im Reden zu erlangen. Derjenige, den man zum Reden anhalte, müsse schon viele Sprachkenntnis besitzen und lateinisch schreiben können, ausserdem sey es schädlich und veranlasse Gewohnheit in Sprachfehlern; es gebe sich auch allenfalls von selbst, ohne auf der Schule darin geübt worden zu seyn, wenn man nur fleißig gelesen und geschrieben habe (darauf möchten wir es doch nicht bey der Jugend ankommen lassen) allemahl aber müsse es vor dem Lehrer geschehen und durch seine Frage veranlaßt werden, und folglich dürfe man Schüler nicht, wenn sie alleine sind, zum lateinisch Reden anhalten. — das ist auch sicher von wenigen Nöthen. Noch nöthiger aber sey die Uebung im lateinisch Denken und Meditiren. Das geschehe, wenn man nach Lesung eines Autors die schönsten Stellen in Gedanken wiederhole, und auf verschiedene Fälle nachzuahmen und anzuwenden suche, wenn man, ohne Buch, darauf denke, wie man das und jenes lateinisch sagen wolle, und wohl ganze Perioden in Gedanken construire — Nachahmung. Die Alten selbst hätten ältere nachgeahmt, doch nicht so oft, als man es glaube:

— Läs

— Höflichkeit vieler Retenschreiber, die bey einem Gedanken der sehr natürlich mehr als einem Dichter in den Kopf kommen könne, gleich hinschreiben: hoc sumtum est ex Homero, ex Eurípide, è Cicerone, e Virgilio etc. — Auch wir müßten die Alten nachahmen, hauptsächlich aber den Cicero, dessen Schriften für die meisten Fälle des gelehrten Lebens nachahmenswürdig wären, da es hingegen andere blos für den Historiker oder Dichter wären. Von Ausarbeitungen ganzer Reden, über die Wahl des Thema — von Briefen, etwas von der lateinischen Titulatur — Churfürsten nennt man aber auch Celsissimos: nicht allen Adlichen gebührt der Titel, *Perillustris*, wohl aber der *generosissimus*, welchen der V. gar nicht erwähnt. Er hält *praenobilissimus* für das deutsche Hochedelgebohren: es ist aber weniger, und ein Student würde sehr verstossen haben, wenn er seinen Professor zu der Zeit, da er noch nicht auf Wolgebohren Anspruch machte, hätte praenobilissimum nennen wollen: excellentissimus ist der rechte Titel, den man daher sehr unrecht statt des deutschen Excellenz braucht. Warum aber sagt er unter den geistlichen Titeln nichts von dem Gebrauch des Magnificus, und befiehlt, zu lateinischen Briefen, französische Aufschriften zu machen? Letzter Anhang de divisionibus generum dicendi. Die Abtheilung der Alten in genus dic. demonstrat. deliberat. und judiciale führt er blos an, weil sie für unsre Zeiten unbrauchbar sey. Die andre Abtheilung in genus dicendi, tenue, mediocre und sublime, führe eine unschickliche Benennung. Hier finden wir den V. in Ansehung der Beyspiele, Gränzen einer jeden Gattung und zumahl in Ansehung der Quellen des erhabenen Stils mangelhaft; wiewohl er freylich den stilum sublimem nur für einen höhern Grad des stili gravis angesehen wissen will. Endlich noch was weniges von dem asiatischen, rhodischen, attischen und laconischen Styl, und der Unbrauchbarkeit dieser Eintheilung, und Unschicklichkeit ihrer Benennungen. Ein sehr vollständiges Register, das selbst die häufigen Wiederhohlungen ebenderselben Sache nicht unbemerkt läßt, und sich auch auf die angeführten Stellen alter Schriftsteller erstreckt, vermehrt um ein grosses die Brauchbarkeit des Buchs, das wir nochmals allen Schulleuten zu einem Handbuch empfehlen. Ein Auszug aus demselben zum Gebrauch der Vorlesungen würde nicht ohne Nutzen seyn.

Pf.

13) Erziehungsſchriften.

Briefe über die Erziehung beyderley Geſchlechts von Friedr. Heinr. Stopfel, geweſenen Hofmeiſter einiger Angeſehenen von Adel. Leipzig in Commiſſion bey Adam Friedr. Böhme. 1779. 5 Bogen in 8.

Die Leſer müſſen den Mann und die Abſicht dieſer Bogen aus ſeiner eignen Vorrede kennen lernen. „Hier iſt ſie. „Man hat ſich vorgenommen, das Manuſkript, woraus beygefügter Auszug (in einer Skize über den erſten Theil und Probeſchrift, und noch einer Skize des 2ten Theils und Probeſchrift, beſtehend) gezogen worden, künftige Oſtern 1780 „g. G. den 1ten Theil deſſelben Jahrs, und Michaelis den 2ten „Theil 2 Alphabet ſtark auf Subſkription zu verfertigen. „Reſpect. Gönner, Freunde und Herrn Kollekteurs gedachter „Subſkription belieben die Pränumeration à 1 Dukaten nach „Salzburg, ohnweit Naumburg an der Saale, franco à M. „Stopfel, cy devant Gouverneur de *jeunes Noldeſſen*, „einzuſenden, und zu angeſetzten Zeiten einer treuen Beantwortung ausgeſetzter Skizen, nach Maßgabe der angeſchloſſenen „Probeſchriften auf Schreibpapier, guten Lettern und tauglichen Vignetten bey den Iſole's zu gewärtigen. Sollte ja „noch ein kleiner Nachſchuß über den verlangten Dukaten „zu entrichten nöthig ſeyn, ſo ſoll es bey der Lieferung des „erſten Theils angezeigt werden. Uebrigens wird man ganz „beſonders wichtige, gemeinnützige Gegenſtände der Publiquen- „und Privaterziehung nach der beſten Methode einer ſämtlichen Taktik vor Augen legen.„ Wollten die Leſer an dieſer Vorrede noch nicht genug haben, und nun auch eine Probe von dem Werkchen ſelbſt verlangen, ſo ſezen ſie uns in eine wahre Verlegenheit; denn alles iſt darin ſo ſonderbar, ſo einzig in ſeiner Art, daß wir wahrhaftig nicht wiſſen, was wir auszeichnen ſollen. Im erſten Briefe, der die Skize des erſten Theils ſeyn ſoll, entwirft der V. das Bild ſeiner moraliſchen Schöne und fordert von ihr, außer vielen andern Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten, daß ſie theatraliſch erzogen ſey,

in

und in den beſten Schriften den alten und neuern Zeiten ordentlich, gründlich und mit Geſchmack beleſen ſey. In einem folgenden Brief giebt er nun unter gewiſſen Rubriken, die Schriftſteller an, die ſie geleſen haben ſoll; z. E. 1. um darnach zu unterſuchen, ob ihre Erziehung glücklich geweſen — die alte Frau, Linnus, Dacier, Ziegleriu, — Wolfens Moral und Phyſik, Meiners ſämtliche deutſche philoſophiſche Schriften, Ramlers oder Schlegels, Batteux von Schönheit und Tugend, Journal des Dames, Dictionnaire portatif de Peinture, Hutcheſon, Formey, Rouſſeau, Hommel, Prouget, des Eſſarz ꝛc. 2. um ſich richtige Vorſtellungen von dem Mächſten zu machen — unter andern Suero's Druide, Klimms unterirdiſche Reiſe, Liſko, Riedel (vermuthlich die ſkuriliſchen Briefe) 4. Bücher, um den Umgang zu verſüßen und aus erdichteten und wahren Begebenheiten angenommener oder wirklichen Perſonen, ſeine eignen oder andre (Begebenheiten oder Perſonen?) ſchicklich zu prüfen: Romane, Monatſchriften, Wochenblätter, Reiſen zu Waſſer und zu Land, Herodot, Temphon, Voltaire Hiſtorie des dreyßigjährigen Kriegs. 5. Gelegenheit zu haben, über angenehme und nützliche Dinge — nachzudenken und reden zu lernen; Damen Götterlehre, Derham ꝛc. 6. um eine geſetzte und übereinſtimmende Lebensart zu bekommen; Gellert, die Begebenheiten der Jungfer Meyerin, eines indianiſchen Frauenzimmers, Mariane, Cecilie, Sethos, Reiſe und Ruhe des Cyrus. 7. Gott, die Religion und die Welt kennen, und mit Grund lieben zu lernen. 8. dieſes um ſich artig gelehrt und heilig anſtellen zu lernen — Mirabeau, Trublet, Duché, Chiris, Monnoyer, de Roger — Freiherr Bachoff von Echt, — Logau, Wernecke, Langens horaziſche Oden ꝛc. Ein ganzes Frauenzimmerleben würde nicht hinreichen, dieſe Männer alle zu leſen, davon ſie viele nicht einmal dem Nahmen nach kennen werden, und der Mann, der ihre Nahmen ſo taktiſch hinwirft, gewiß ſelbſt nicht kennet. Nun noch etwas von des V. eignen Pädagogik. Ueber die Erziehung eines Kindes von 3 Jahren raſonnirt er im vierten Brief, 1. generalphiloſophiſch, nach den principiis pſychologiae pneumaticae tam empiricae quam rationalis, auf die er ſich ausdrücklich beruft, und aus ihr den pädagogiſchen Grundſatz nimmt: daß ohne Beſtimmung keine Neigung, ohne Neigung keine Empfindung, ohne Empfindung keine Fähigkeit, und ohne Fähigkeit keine

Fer-

Fertigkeit denkbar ſey; 2. ſchulmäßig und 3. ſpeculativphiloſophiſch, und da bringt er denn heraus: daß die Natur aller Dinge, der Character der Eltern, das Kind ſelbſt, Gott und der Teufel die einzigen Urſachen der mancherley Beſtimmungen eines Kindes ſind. Der Beſtimmungen die das Kind von den Eltern hat, ſind viererley, die Evaiſche, nach dem Böſen zu greifen; die Adamiſche, das Böſe anzunehmen; die vom leiblichen Vater, und von der leiblichen Mutter, die es ans ſündlichen Samen erzeugt und in Sünden empfangen haben — „Noch vor dem zten Jahr muß das Kind die Buchſtaben vollkommen, ſchön, rein, deutſch mit Modulation, mit Accent, ſo, als wenn ein kleiner David vor dem jungen Gelehrten ſtünde, auswendig herſagen; Bilder und geographiſche Charten müſſen nicht auf dem Tiſch, ſondern ſtehend durch eine optiſche Maſchine beſucht werden; ſonſt circulirt das Geblüt dem Kinde zu ſehr nach dem Kopf — da entſtehen Naſenbluten, Ohrenauslaufen, Stockſchnupfen, böſe Augen und Köpfe und dergleichen.„ Man ſoll die 3 Globos, den *artificialem*, coeleſtem und terreſtrem brauchen, und den letzten unter andern, um Nordſcheins und Irrwiſche daraus verſtehen zu lernen. Der junge Gelehrte (Hofmeiſter) ſoll die Kinder in leeren Stunden, doch ohne Beyſeyn der Eltern, von Engels- Teufels- Geſpenſtergeſchichten, Spuken, Ahndungen, Knechtruprechts, Waſſermännchen, Rübezahlen, Alpen, Traten, Wehklagen, Mahrwulfen, Hausunken, Poltergeiſtern, Kobolten, Wächſelbälgen, Währwölfen, wilden Jägern, ſchwarzen und weiſen Männern, Bezauberungen, Drachenzügen, Hexereyen, Irr- und Umgehen, Geiſtereitiren, Beſitzungen, Schatzgraben, Verſagen, Beſchreyen, ꝛc. unterhalten (nicht etwan aus Ironie, ſondern im ganzen Ernſt) dadurch werde die Einbildungskraft der Kinder erweckt, ſie lernten was Hiſtoriſches faſſen und andern erzählen, und ſich vor übereilten Schritten am Waſſer, beym Feuer, im Holze hüten, oder des Nachts ohne Licht zu gehen, lernten nachgehends mit Eltern zu diſputieren, bekämen Geſchmack an der Hiſtorie, prägten ſich tiefe Begriffe von Himmel und Hölle ein, ließen ſich dann leichter zähmen u. ſ. w. Aus der Unterlaſſung dieſer Regel kämen jetzo die vielen Atheiſten und Naturaliſten, daher wären auch die alten Romanen viel beſſer als das itzige verliebte Zeug.„ Der Himmel gebe doch bald dieſem vacirenden Hofmeiſter ſeinen Biſſen Brod, damit er nicht durch den dringendſten aller Bewegungsgründe zur Autorſchaft ver-

veranlaßt werde, ſich lächerlich, oder wohl gar durch erregte Verunruhigungen gegen ſeinen geſunden Verſtand unglücklich zu machen.

Verzeichniß derjenigen Schulkinder, welche ſich in den deutſchen Schulen zu München ſowohl in der chriſtlichen Lehre als den übrigen Gegenſtänden des vorgeſchriebnen Planes hervorgethan haben, und von der churfürſtlichen Schulkommiſſion öffentlich auf dem Studentenſaal im Herbſtmonath 1779 mit Preißmünzen beſchenkt worden. Nebſt einer Rede von den Hinderniſſen der bürgerlichen Erziehung von Theodor Sedlmayr, Weltprieſter, Rector der Predigerinſtitute, Profeſſor der geiſtlichen Beredſamkeit und Katechet im Lyceum und der Rhetorik im Gymnaſium. Mannheim 1779. 5½ Bogen in 4.

Verzeichniß derjenigen Studirenden, welche ſich in dem churfürſtlichen Schulhauße in München 1779 vorzüglich hervorgethan und Preiſe erhalten haben, nebſt einem Vorbericht, von der Einrichtung und dermaligen Verfaſſung des churfürſtlichen Lyceums, Gymnaſiums und der Realſchule allda. München 1779. bey Fr. Joſ. Thuille, 4 Bogen in 4.

Wir erwähnen dieſer Schriften blos als abermaliger Beweiſe von den ſchnellen Vorſchritten, die München in Verbeſſerung ſeines Schulweſens thut. Welch eine ſtarke Aufmunterung muß das für die Jugend geben, ſich erſt mit einer Preißmünze beſchenkt und dann ſeinen Namen öffentlich gedruckt zu ſehn! Wie manche Lehrer an proteſtantiſchen Schulen werden hierbey mit einer niederſchlagenden Beſchämung daran erinnert werden, daß ſie es ſoweit noch nicht haben bringen können! Uebrigens haben wir in der erſten Schrift, 12 Schulen und in denſelben 1317 Schulkinder, und 4 Mädchenſchulen in dieſer Hauptſtadt gezählt. Hrn. Sedlmayrs Rede iſt überaus

cor-

correct: er klagt darinn hauptsächlich über die schlechte Behandlung der Bürgerssöhne in ihren Lehrjahren, wodurch alles Gute so sie von der Schule brächten, erstickt würde. Aus dem Vorberichte der zweyten Schrift sehen wir, daß das Lyceum seine Zöglinge aus dem Gymnasium erhält, wo sie hauptsächlich in der guten Latinität, nebst Christenthum, Grammatik, Rhetorik, Geographie und dem Griechischen, vom 12ten bis zum 16ten Jahr; im Lyceum aber in allen Theilen der Gottesgelahrheit (nicht eben der Scholastischen) der Philosophie, Mathematik, und in der Naturgeschichte unterwiesen werden; die Realschule soll nächstens in ein bürgerliches Gymnasium verwandelt werden, worinn alles, Römisch Latein und Griechisch ausgenommen, wie in dem litterarischen Gymnasium, in vier Classen gelehrt werden soll. Die Schulkomödien sind abgeschaft und von den dadurch erwarten Kosten die Prämien erhöht worden.

Der Zögling, von Johann Heinrich Röding. — Viertes Bändchen. Hamburg, bey dem Verfasser und in der Heroldschen Buchhandlung. 1779. 12 Bogen in 8.

Noch immer der alte Zögling, nicht um ein Haar besser, als in den drey ersten Bänden, ausser daß wir der Sprach- und Druckfehler weniger bemerkt haben als vorher. Besonders ist er in diesem Bändchen sehr freygebig mit Kindergesprächen und Schauspielen und mit Gedichten von allerley Art, Hochzeits und Leichengedichten, Kirchenmusik-Texten, gereimten Tischgebeten und dergleichen. Wunderswegen wollen wir doch zur Probe den Anfang einer poetischen Harangue von Monsieur P. gehalten, abschreiben. Es ist zwar eine sehr unselige Mühe für einen Recensenten, so was zu lesen oder gar abzuschreiben: aber schwerlich würden sonst die Leser das Urtheil des Recensenten auf sein Wort glauben.

Lob der Unschuld.

Wer kennt sie nicht die fromme Unschuld, wer
Schätzt ihre Würde nicht? wenn sie auch gleich nicht mehr
So schön in unsern Busen wohnet,
Als sie in deren Busen ruhte,

Von

Von dessen Blute
Die Menge aller Nationen,
Die diesen Erdenkreis bewohnen,
Entsprossen sind.
Wer kann sie mit den schönen Farben schildern,
Womit sie, wenn auch gleich in schwachen Bildern
Die guten Menschen schmückt? u. s. w.

Was doch die Aufhaschung eines Reims für Unsinn gebähren kann! Die Unschuld schmückt — mit schönen Farben — obgleich mit schwachen Bildern — die schwachen Menschen!

Wie schön ist sie die göttliche
Vom Himmel uns gesandte Tugend;
Sie schmückt, nicht wahr, Geehrteste?
Das Alter und die Jugend. u. s. f.

Auf der letzten Seite nimmt Hr. R. mit diesem vierten Theil von seinen jugendlichen Lesern Abschied: wir freuten uns darüber und wünschten ihm schon in Gedanken über diesen glücklichen Augenblick des Selbstgefühls und der rückkehrenden Besonnenheit Glück — allein er droht gleich darauf, seinen Zögling als einen aufmerksamen Jüngling wieder auftreten zu lassen! Möchte doch der Mann einen Freund finden, der ihm alle Schriftstellerey im pädagogischen Fach auf das ernstlichste abriethe!

Briefe junger Fräuleins zum Zeitvertreib für Kinder. Herausgegeben von einer Kinderfreundin. Zweyter Theil. Leipzig, bey Christoph Gottlob Hilscher, 1779. 15 Bogen, in 8.

Wenn die Mode einmal die Schreibseeligkeit unsrer Autoren auf ein gewisses Fach gelenkt hat: dann ist auch nichts so schlecht, das man nicht von Zeit zu Zeit in diesem Fach erwarten könnte. Das hat man bisher an der grossen Menge schlechter Schauspiele gesehen, und sieht es nun auch an den vielen Erziehungs- und Kinderschriften. Die V. oder Herausgeberin dieser Briefe macht damit unsrer Jugend ein überaus unerhebliches Geschenk. Wir haben unser Urtheil schon bey der Anzeige des ersten Theils gesagt, und finden bey dem zweyten noch nicht Ursache, es in irgend einem Stück zu ändern.

bern. Die correſpondirenden Fräuleins fahren fort, ſich einander von dem, was entweder in der Penſionsanſtalt oder zu Hauſe vorfällt, zu benachrichtigen, ſich über die bibliſche altteſtamentliche Geſchichte und Alterthümer zu examiniren (z. B. von den Freyſtädten der Juden, vom Laubhüttenfeſt, vom Selbſtmord Simſons, vom Cymbeln und Pſaltern, vom Paradies, vom Baum des Lebens auch der Erkenntnis, vom Holz zur Arche Noäh u. ſ. w.) ſich wechſelsweiſe Fragen vorzulegen und zu beantworten; z. B. was ein Ingenieur für ein Ding ſey? A. eine Perſon, die die Kriegsbaukunſt verſteht, (wir dächten, wer nicht weis, was Ingenieur iſt, wird auch nicht wiſſen, was Kriegsbaukunſt bedeute.) Wie viel der Menſch innerliche Sinne habe? — was doch die Fräuleins alle bey der Mad. S. zu D. zu lernen bekommen! — nicht einen, ſondern drey, nehmlich Aufmerkſamkeit, Einbildung und Gedächtnis. Sie erzählen einander die Geſchichte der Markgrafen von Meiſſen aus dem 11 und 12 Jahrhundert, die Geſchichte des Herings und des Krebſes, aus dem Mund eines alten Fiſchers, dem dafür das dankbare Fräulein, ohne ſein Wiſſen, einen Gulden in einen Sack mit Krebſen wirft, ohne zu befürchten, daß er vielleicht auf die Art nicht einmal in ſeine Hände kommen möchte; ſie fahren fort, ſich allerliebſte kleine franzöſiſche Hiſtörchen mit untergeſetzten deutſchen Vocabeln zuzuſchicken u. ſ. w. Auch Schreibart und Sprachrichtigkeit iſt noch ſo wie im vorigen Theil. Die Fräuleins ſchreiben einander: ob es Ihnen gleich nicht ganz tröſtet, ſo wird es Ihnen doch einigermaſſen beruhigen. Ich frage Ihnen. Er war vor dieſe Welt zu gut. Er wollte ſich wegen ihm nicht tröſten laſſen. Es iſt ein Glück für ihr. Lachen Sie nicht über ihr. Ich danke Ihnen vor dem Antheil; eine dankt der andren für die Kirſchen, die ihr ihre geſchäftige Hand überſchickt hat; ſorgt, daß ſie mit ihrer Neugierigkeit einmahl ankommen werde, u. ſ. w. Zu was auf der Welt ſollen Bücher von der Art etwas nutzen? Schade iſt es für das ſchöne Papier. Und gleichwohl können dieſe Briefe leicht zu ſo viel Bänden als die Landbibliotheck anſchwellen, wann es dem Herausgeber gefällt, die gnäd. Fräuleins ferner ihr biſgen Wiſſen, auch in andern Theilen ihres Unterrichts als in der bibliſchen und ſächſiſchen Geſchichte, gegen einander auskramen zu laſſen.

Vermischte Abhandlungen und Erzählungen für Kinder. Erstes Bändchen. Göttingen, bey Joh. Christian Dieterich, 1779. 9½ Bogen, in 8.

Der V. hat seine Schrift mit keiner Vorrede begleitet, uns sich also auch über deren Gebrauch und die Absicht seiner Wahl, und über seine Quellen nicht erklärt. Wir können dahero nichts thun, als den Lesern den Inhalt derselben vorlegen. 1) Die beyden Unbesonnenen, eine Erzählung in dramatischer Form. Zwey junge von Adel finden Mittel, durch Hintergehung ihres Hofmeisters, alleine auszugehen, sie mishandeln einen armen Knaben, und banen sich dann eine Schaukel, von der sie nach vielen Ausgelassenheiten beyde herabstürzen: der eine bricht das Bein, der andre fällt auf den Kopf und besinnt sich nicht; dem ersten muß das Bein abgelöset, der andre muß trepanirt werden — letzterer stirbt während der Operation, der erste an einer, von allen denen, die um ihn sind, nicht bemerkten Verblutung, doch nach einer durch sein Unglück bewürkten Bereuung seiner Unbesonnenheit und christlichen Zubereitung auf sein Ende. Es kan nicht fehlen, ein so schauderhaftes Drama muß auf junge Leser einen großen Eindruck machen: und um dieser guten Absicht willen, die der V. zu erreichen gewis ist, wollen wir einige Kleinigkeiten in der Einkleidung nicht rügen. Unter andern läßt der V. den auf den Kopf gefallenen Fritzen etwas wunderbar phantasieren — „ — die schröckrerne Flinte! sie brüllt am saftigen Horizont! — Da stampft es schon dreymahl, das erhabene Dintenfaß wie ein seidner Aschenhaufen! laß ihn auswendig lernen, den diamantnen Rehbock — deine frühlingsähnliche Lüge raucht ja schon! — geschossen ist er im lederen Tempel — sags deinem metallenen Bruder nicht! ꝛc. „ Fürwahr das sind mehr als aegri somni! 2) Die Freuden des Geschmacks. Fast in dem empfindsamen Ton der Menschenfreuden. Alles, was der V. in der ganzen Natur sieht, geschieht um seinetwillen: im Stalle kündigt mir die geschäftige Henne ihre neuen Geschenke an. Auf jenem Dache ermahnt der ernsthafte Tauber seine Weiberchen, ihre Jungen für mich zu füttern. Im Schilf brütet die Ente für meine Küche. das schlanke Reh und die kronenähnliche Laktuke, die muthwillige Stachelbeere, der kugelähnliche Kohl und der

ſtarke Stier, (welche Zuſammenſetzungen!) die wackelnde Ente und die gelbe Gurke u. ſ. w. müſſen vor mir vorübergehen, um ſich meiner Küche anzubieten!„ 3) **Auszug aus dem Brief eines Reiſenden, Abo, den 5. Jul. 1778.** Ein Knabe marterte einen ohnedies ſterbenden, gequetſchten Hund noch überdem mit heiſſen Waſſer: das ſah' ein Rathsherr: deswegen wurde der junge Barbar mit funfzig Geiſſelhieben öffentlich beſtraft. 4) **Der ſterbende Herodes:** oder Herodes in ſeiner Verzweiflung — Er will ſich, da er Maden an ſeinem Leibe ſieht, gegen die Wand ſtürzen: der Satan tritt ihm entgegen und hält ihm einen Spiegel vor — (läßt ſich Kindern die Marter eines böſen Gewiſſens nicht begreiflich machen, ohne ihre Einbildungskraft, gleich von der Kindheit an, mit dem Teufel zu beſchäftigen?) Endlich löſen ſich die Beine von ſeinem Körper ab — er will ſich an die Stirn ſchlagen, und die Arme fallen ihm ab: die Zunge fällt ihm aus dem Mund — er wälzt ſich auf dem Boden herum und ſtirbt. 5) **Die Freundſchaft.** Gottlieb und Chriſtian wachſen mit einander in einem Wayſenhaus auf: der erſte ein gutartiger, fleiſſiger Knabe wird von dem andern um körperlicher Vorzüge willen verachtet, und wirbt umſonſt um deſſen Freundſchaft. Sie trennen ſich: Gottlieb wird Kaufmann; Chriſtian Soldat, und ſtolz über ſein geſchwindes Glück, erwiedert er Gottliebs neue Freundſchaftsanträge, mit den empfindlichſten Kränkungen, bis er endlich durch ſeinen Stolz auch bey der Armee verhaßt, verwundet und verabſchiedet wird, und ſich nun glücklich ſchätzt, als Bettler die Wohlthaten ſeines ſich immer gleich gebliebenen obwohl verſchmähten Freundes anzunehmen. 6) **Warſchau.** D. i. eine daſelbſt vorgefallene Geſchichte von einem Knaben, der ſeinen Bruder durch eine Geſpenſtermaſke fürchten machen wollte, worüber dieſer für Schrecken ſtumm, der Urheber aber für Reue tiefſinnig wurde. 7) **Damasko.** Die Geſchichte des Pilgrims Amru, der die Reiſe nach Mecca that, um einem Traum zu Folge, daſelbſt die Geneſung von einem Geſchwür in der Bruſt zu finden. Er hatte daſelbſt alle gewöhnlichen Andachtsübungen fruchtlos vollendet, und war auf der Rückreiſe, in einer fürchterlichen Einöde, in Gefahr für Schwachheit und Hunger, murrend gegen die Vorſehung, zu ſterben, als er niederſtürzte, ſein Geſchwür geöfnet, und ſich geneſen ſah. 8) **Dünkirchen.** Eine überaus lehrreiche Geſchichte von einem daſelbſt verſtorbenen Kaufmann, Fleury, der von der bit-

ters

tiefen Armuth seiner Jugend, durch eine sichtbare Folge seiner Rechtschaffenheit, nach und nach in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens kam: sie würde aber durch einen Auszug verliehren, und verdient vorzüglich allen jungen Leuten zum Lesen empfohlen zu werden. Nur hätte der V. seine rhetorische Uebung einer Trauerrede auf diesen Mann weglassen können. 9) Junker Hochherz. Wieder ein vorzüglich guter Aufsatz, den wir unter denen, die von des V. eignen Erfindung zu seyn scheinen, für einen der besten halten. Es ist die Geschichte eines in Ahnenstolz und Dummheit aufgewachsenen Junkers, mit allen den Folgen, die eine solche Erziehung natürlicherweise haben muß. Seine Prüfung bey dem Rector und seine Briefe an den gnädigen mung schär Papa, und die ma schäre Märe, die er von der Schule und von Hof schreibt, sind sehr brollicht und verdienen einen Platz in einer Sammlung satyrischer Briefe. Wir zweifeln nicht daran, daß dieses erste Bändchen so vielen Beyfall finden werde, als nöthig ist, um die Fortsetzung erwarten zu können.

Ueber die Sorge für den Wohlstand in den lateinischen Schulen. Von A. H. Stradtmann, Rector in Hadersleben. Flensburg und Leipzig in der Kortenschen Buchhandlung, 1779. 88 Seiten, in 8.

Diese Schrift ist gleichsam ein Commentar über eine Stelle aus dem zweyten Theil des neuen Aemil, die hier die Stelle der Vorrede vertritt, worin Hr. Feder, über den Mangel der guten Lebensart klagt, den viele jungen Leute mit auf die Universität bringen, und zugleich den Wunsch äussert, daß man diesen Theil der Sittenlehre auf Schulen zum Inhalt der gewöhnlichen Schulexercitien machen mögte — ein Vorschlag der wohl nicht viel zu Verbesserung dieses nicht zu verkennenden Fehlers beytragen kan: denn dasjenige wodurch die jungen Leute veranlaßt werden, ihre Sitten zu verfeinern, Blödigkeit und Rauhigkeit abzulegen, läßt sich nicht wohl dictiren. Der Aufschrift zu Folge erwartet man nun in dieser kleinen Schrift neue Vorschläge, wie etwan diesem Mangel auf Schulen könne abgeholfen werden: alleine man muß sich vorhero durch lange Declamationen, unnöthige Erweise der Noth-

wendigkeit, viele Wiederholungen und Umwege eines höchst affektirten Styls durcharbeiten, ehe man von S. 56. an, zu lernen bekommt, was der A. zur Beförderung des Wohlstands des unter jungen Leuten auf Schulen für Regeln giebt. Und die bestehn in folgenden: 1) der gewissenhafte Lehrer ergreife jede sich darbietende Gelegenheit, um seinen Schülern richtige Begriffe, anpassende Vorstellungen von der Schule, der Welt, von ihren Pflichten gegen andere, recht verständlich, anschauend, eindringend zu verschaffen. Oefters Vorstellungen an die Jugend, daß die Schule nicht die Welt sey, für die sie einmal bestimmt ist, können wohl Stolz und Pedantismus verhindern; so wie Erinnerungen an die Pflichten gegen andere Höflichkeit und Bescheidenheit befördern: aber in beyden Fällen kann der junge Mensch unwissend in denjenigen Gebräuchen und Kleinigkeiten bleiben, deren Beobachtung man Wohlstand nennt. 2) Der Schullehrer muß es sich ernstlich angelegen seyn lassen, täglich mehrere, genauere Weltweisheit einzusammlen. Allein die Gelegenheiten dazu hängen nicht sowohl von dem guten Willen des Lehrers, als vielmehr von der billigen Denkungs-Art seiner Mitbürger und zumal der Edlern seines Ortes ab. So lange der Schulstand an den meisten Orten noch so wenig Ermunterungen findet: ist es nicht zu verwundern, wenn er vielmahl mit Männern besetzt wird, denen selbst der Mangel an Weltkenntniß und Lebensart, andre Aussichten verschließet. Und wer diese nicht in das Schulamt mitbringt, wie soll er sie in demselben zu lernen Gelegenheit haben? Der Verfasser hat zwar hierinne Hofnungen besserer Zeiten, deren Erfüllung wir gerne mit ihm wünschen wollen. „Ich leugne beyweitem nicht, spricht er, die jetzige, noch „zu traurige Lage des öffentlichen Lehrers. Man übersieht ihn „noch zu sehr, man beurtheilt ihn, noch zu unvorsichtig, nach „Kleinigkeiten. Er ist das noch lange nicht, was er dem Einsichtsvollen, dem Weisen würklich seyn wird. Aber darf ich „meinen Mitbrüdern den Stral herzerheiternder Hofnungen, „den ich mir zu sehnen scheine, nicht auch mittheilen? sie nicht „auch, was ich kann, mit mir aufrichten? Ja, theuresten Amtsgenossen, fühlend möchte ich euch sagen, Allen es sagen: „Einstens wird es schon besser. Der Anfang zu unsrer Vervollkommung ist gemacht, wird gemacht. Der Dunstkrayß wird „Lichtwolke. Nur selbst mit gearbeitet! das Glücksrad mit

„fort

„fortgerückt? Uns ist geholfen.„ Doch schildert er S. 65. die Schuld derjenigen Schulleute, die der Verfeinerung ihrer Sitten selbst Hindernisse in Weg legen, sehr treffend. 3) Der Lehrer muß auch in den geringsten Kleinigkeiten, nachahmungswerthes Muster seiner Zöglinge werden. Sehr richtig! allein in der Schule selbst kann er ihnen nicht wohl das Muster eines anständigen Betragens in dem Umgang mit andern abgeben, er müste es dem, außer der Schule thun. 4) Das rechte Betragen der Eltern und Vorgesetzten, oder die lobenswürdige Sorgfalt des ganzes Ortes muß dem Lehrer in dieser Hinsicht forthelfen. Darauf wird wohl das meiste ankommen. Wohlstand und Lebensart muß immer mehr außer der Schule erlernt werden. Der Lehrer schärfe zwar von Zeit zu Zeit ihnen Regeln ein, und verbessere die an seinen Schülern bemerkte Abweichungen. Beyspiele aber, wornach die Sitten gebildet werden müssen, lernt der junge Mensch nur in seinem Privatumgang, neben der Schule kennen. Daher wird man allemahl diesen Mangel mehr in Klosterschulen, oder in Schulen an kleinen Orten antreffen, als in Schulen solcher Städte, wo Gelegenheiten zum Umgang und Beyspiele zur Artigkeit häufiger sind. 5) Der tägliche Versammlungsort der Lehrer und Lernenden muß endlich auf die passendeste Weise eingerichtet seyn, d. i. die Classen sollen nett, reinlich, modern, und zierlich und mit den vortreflichsten Gemählden behangen seyn. — als wenn ein geputztes Zimmer, und nicht vielmehr der Umgang mit denjenigen, die man darum spricht und sieht, den Menschen artig machen könne. Noch ein Urtheil des Verfassers setzen wir her, das sehr richtig ist. S. 151. „die vielen neuen Entwürfe, Plane, Methodenbücher, Schulschriften, Gedanken über die Erziehung, Schul- Gymnasienverordnungen, setzen manchen guten ehrlichen Schulmann in die äußerste Verlegenheit: er läuft endlich Gefahr, in seinem Fache, Pyrrhos und Bayens Fahne zu schwören, wird Erzzweifler, weil er nicht weis, wohin er sich doch eigentlich wenden soll.„

Recueil de pieces diverſes, en proſe et en vers, tirées des Auteurs les plus celebres, à l' uſage dela jeuneſſe tant de l'un que de l'autre Sexe, par *H. M. G. Kæſter*, Prof. de philoſ. etc. ſe-

conde edition revue et corrigée par *Franc. Th. Chaſtel*, Lecteur de la langue franc. Gieſſen chez Krieger, 1779. 1 Alph. 6 Bog. in 8.

Recueil de lectures utiles et agréables pour exciter l'attention de la jeuneſſe. à Berlin et à Stettin chez Fred. Nicolai, 1780. 15 Bog. in 8.

Bey Büchern dieſer Art darf man nur den Inhalt anzeigen um den Leſer ſelbſt in Stand zu ſetzen, über deren Werth und relative Brauchbarkeit zu urtheilen. In der Köſterſchen Sammlung ſtehen denn, zuerſt Briefe, von Büſch und der Fr. v. Sevigne, von einigen Herrn der Academ. franc., von Fontenelle, der Mad. du Montier, und der Babet, einige von den türkiſchen und perſiſchen Briefen; ſodann einige Stücke aus Voltairens *eſſai ſur l'hiſtoire generale*, als vom dreyßigjährigen Krieg, von der Entdeckung und Eroberung America's, von Fernando Cortez, von der Eroberung von Peru, von der erſten Reiſe um die Welt, nehmlich der des Magellan und Sebaſt. Cano, vom Zuſtand der ſchönen Künſte zur Zeit Ludwigs XIV Ferner von Schauſpielen, der Geitzige der Moliere, der achthalb Bogen einnimmt; aus den Werken der Mark. von Lambert, Lehren einer Mutter an ihren Sohn und an ihre Tochter; aus dem Schauplatz der Natur, vom Coffe und der Chocolade; einige Charaktere des Bruyere; etwas aus dem Buch *les Moeurs*. und dem *Esprit des Loix*, von Alexandern, Carl XII. vom Clima Aſiens, von den Tempeln; Fenelons Beweis von der Würklichkeit Gottes; einige fontainiſche Fabeln, Eklogen von Fontenelle, und der Mad. des Houlieres, zwey Oden von Greſſet; die 4te Satyre und der 6te Brief des Berteau, einige Stellen aus Racinens Gedicht von der Religion; einige Oden von Roußeau, Voltairens Alzire, welche den Beſchluß macht.

Zu der berliniſchen Sammlung bekennt ſich Hr. J. G. Müchler als Herausgeber. Sie iſt nach dem Plan der Sulzeriſchen Vorübungen eingerichtet, nicht Ueberſetzung, wie man gleich auf der erſten Seite ſehen kan, ſondern Nachahmung, gröſtentheils abgekürzt, in vielen Stücken aber noch vollſtändiger und in ſichtbarerer Ordnung, und beſteht aus drey Abſchnitten, davon der erſte der Naturgeſchichte, der zweyte

den

den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten alter Völker und historischen Charakteren, und der dritte, einer Sammlung auserlesener Stücke aus den besten französischen Schriftstellern gewidmet ist. I. Abschnitt. Von der Erde überhaupt, von Thieren; sowohl vierfüßigen, den Affen, Elephanten, dem Nasenhorn, Faulthier, Löwen, der Hyäne, dem Rennthier, Zebra, Panzerthier, Ichneumon, Murmelthier, Ameisenbär, und Biber; als fliegenden, dem Straus, Lämmergeyer, Adler, Papagey, Paradiesvogel, Colibri, der numidischen Jungfer, von Amphibien, der Schildkröte, dem Crocodill, Chambleon, u. a. von Fischen, dem Krampffisch, Dornhay, Wallfisch, Seeteufel, Hering, u. s. w. von Insecten, und Gewürmen, Johanniswürmchen, Heuschrecken, Cochenille, Raupe, Tagthierchen, Ameisenlöwen ꝛc. von Pflanzen, z. E. vom Brodbaum, Brasilienholz, Indigo, Kampfer, Chinarinde, Thee, Sago, Zuckerrohr; von Mineralien. II. Abschnitt, Charakter der Perser, der Römer, der Deutschen zur Zeit des Cäsars, vom Feldbau, Gerichtsverwaltung und den Mumien der alten Aegyptier, von den Lacedämoniern, einigen Begräbnisgebräuchen der Athener, vom römischen Triumph, von den Ehrenämtern, Mahlzeiten, Gesetztafeln, und Gränden der Römer, von den Orakeln, und verschiedenen alten Gebräuchen, von der Semiramis, dem Sardanapal, Cyrus, dem macedonischen Philipp, Themistokles, Alexandern dem gr. Pyrrhus, Epaminondas, Epikur, Diogenes, Epiktet, Aesop, Scipio, Hannibal, Pompejus, Cäsar, August, Titus, Antonin, Constantin, Theodos, Carl dem Grossen, Carl v. Heinrich IV. König in Frankreich, Elisabeth Königin in England, Königin Christine; dann Beyspiele der Großmuth. III. Abschnitt; einige poetische Fabeln und Erzählungen, eine Idylle, Iris, einige Sinngedichte, eine Satyre von Boileau, eine Ode an das Glück, ein Stück aus dem 2ten Gesang der Henriade (bey solchen Bruchstücken aus grössern Gedichten älterer oder neuerer Dichter, sollte allemahl der Zusammenhang, aus dem sie gerissen worden, kurz angegeben werden) und endlich Molierens precieuses ridicules.

Man sieht hieraus ohne unsre Erinnerung, daß die gegenwärtige Sammlung eigentlich eine nach den verschiedenen Arten des Styls wohlgeordnete Chrestomathie aus den besten französischen Schriftstellern, die berlinische hingegen, Lesebuch,

und zwar ſehr unterrichtendes Leſebuch und Chreſtomathie zugleich iſt; daß folglich die Brauchbarkeit des letztern ausgebreiteter iſt; daß aber beyde mit einander beſtehen können, indem keines in das Gebiet des andern eingreift. Bey jedem würde ein Inhaltsverzeichniß den Gebrauch bequemer gemacht haben.

Zf.

14) Von der Kriegswiſſenſchaft.

Beyträge zur Geſchichte des Kriegsweſens der heutigen preußiſchen und brandenburgiſchen Staaten, in den älteſten Zeiten, herausgegeben von J. G. F. Koch, J. C. Tübingen, 1780. 8.

Wir haben nicht leicht eine Schrift geſehen, da die Ausführung ſo wenig dem Titel entſpricht. Wer wird ſich bey demſelben vorſtellen, daß er hier eine allgemeine Nachricht von der Kriegesverfaſſung der alten deutſchen Völker aus dem Tacitus und Julius Cäſar finden wird. In dieſer Abſicht iſt ſie brauchbar, wiewohl ſie nur ganz gemeine, und von andern zehnmal ſchon geſagte Nachrichten vorbringet, die auf die Semnonen, Longobarden, (letztere bewohnten nur einen kleinen Strich, nemlich die jetzige Altemark davon) und Gothen als die erſten bekannten Einwohner der Mark Brandenburg angewandt ſind.

Hin und wieder macht ſich auch der V. von der alten Staatsbeſchaffenheit der Völker einen falſchen Begriff. Wenn er z. B. S. 41. von den Wenden ſchreibt. — „Die Wenden theilten ihre Länder, wie die alten Deutſchen in mancherley kleinere und größere Gauen ein. Dieſe Landſtriche oder Gauen „hatten ihre beſondere Richter, welche von ihrem Amte Gografen, von ihrer vorzüglichen Würde aber, nach einiger „Meynung Vorſten, Forſten, gleichſam die Fovderſten, „oder von Fürſtehen, Fürſten hieſſen. Ein Pagus war „wieder in Centenas, und dieſe in Decurias abgetheilet.„ — Man mögte wiſſen bey welchem alten Schriftſteller er dieſe angebe

angebliche Centenus und Decurias geleſen hätte. Bey dem Helmold, Ditmar von Merſeburg ꝛc. gewis nicht, ſondern er hat den wendiſchen Staat in ſeiner Einbildung gänzlich nach den Deutſchen geformelt. Wenn er des Hrn v. Schwarz Einleitung zur Geographie des Norder-Teutſchlandes ſlaviſcher Nation geleſen hätte, ſo würde er ſich einen weit originellern Begriff davon gemacht haben. Sie hatten freylich Gaue, wenigſtens ſind ſie von den alten deutſchen Schriftſtellern ſo genannt, nach ihrer Sprache aber hieſſen ſie Garden und Grodde, worin die Caſtellaney wieder abgetheilet war, die von einem Schloß (ſo wendiſch Gard hies) wo der Caſtellan, und Gard Vogt wohnete, ihren Namen hatten, (von wendiſchen Gaugrafen findet man nichts) In Pommern iſt dieſe Eintheilung lange geblieben, und in Pohlen, wo die uralte Verfaſſung der ſlaviſchen Nation noch nicht ganz erloſchen, exiſtirt ſie noch jetzo.

Hk.

Verſuch über die Märſche der Armeen, der Läger, Schlachten und den Operationsplan, erläutert durch die Geſchichte des vorigen Krieges Friedr. Wilhelm von Zanthier, Obriſtwachtmeiſter des erſten Regiments Porto in Königl. Portugieſiſchen Dienſten. Dreßden 1778. 8. 1 Alph. 9 Bogen. 23 Kupferplatten.

Der Verf. will ein Buch liefern „das dem Officier im Felde „wann ihm die groſſe weitläuftigen Werke fehlen, treu „bleibet, und das Groſſe jenes Plans, ſo wie das Detail der Ausführung unter einem einzigen Blick zeiget.„ — Wer dieſe Worte recht beherziget, wird leicht begreifen daß das Unternehmen des Verfaſſers keine leichte Sache iſt, jeder Sachverſtändige Leſer aber wird ſchon aus demjenigen was wir hier nur kürzlich, von der Art wie der Verfaſſer die Materien behandelt hat, anführen wollen, urtheilen können, in wie ferne es ihm in der Ausführung ſeines Entwurfes gelungen iſt. Gewöhnliche Marſchdiſpoſitionen, wie man mit Colonnen vorwärts und rückwärts, aus den Flanken abmarſchieren ſoll, machen den Anfang dieſes Werkes, worauf einige Manoeuvers und Stel-

lun-

lungen folgen, wann man auf dem Marsch den Feind findet, oder von ihm angegriffen wird; bey welcher Gelegenheit der Verf. die Stellungskunst mit einer von ihm erfundenen Stellungsart, bereichert, welche er das deployirte Kreuz nennet und die aus vier kleinen Quarres beſtehet, die Schachformig geſtellet ſind, mit dieſen Quarres, ſchwenket der Verf. auf dem Marſch und im Angeſicht des Feindes nach Belieben. — Hierauf handelt er von den Märſchen, Lägern und Schlachten, und hat alles was Montecuculi, Feuquieres, Puyſegur, Folard, Santa Cruz, Marſchal von Sachſen, der König von Preußen (in dem bekannten Unterricht an ſeine Generals) über dieſe Materie geſaget haben, und noch einige wenige mehr, zuſammengetragen. Wann der Verf. ſeinem Entwurf folget, ſo kann dieſes Werk weitläuftig genug werden und wir befürchten, daß es die zuſammenfaſſende Kürze verliere, welche doch ſo nothwendig iſt, um die weitläuftige Materien, welche der Verf. abhandelt, mit einem Blick zu überſehen. Beſonders da er dieſes Werk nach dem Plan ausgearbeitet hat, und fortſetzen will, welchen er ſeinem Auszuge aus den Werken des Santa Cruz vorangeſetzt hat, und worüber wir an einem anderen Orte der A. d. B. *) unſere Meynung geſaget haben. Es iſt uns beſonders aufgefallen, daß der Verfaſſer in dieſem Verſuche, aus vorgedachtem Auszug aus den Werken des Santa Cruz ganze halbe Bogen ohne ein Wort zu ändern abgeſchrieben hat: Zum Beſchluß redet er von den Operationen einzelner Feldzüge, und von dem Entwurf des Krieges im Großen. Dieſe Lecture wird durch die Beyſpiele intereſſant, welche der Verf. von den Feldzügen der Alliirten gegen die Franzoſen im Kriege von 1756. anführet. Sollte der Verf. dieſen Verſuch fortſetzen, ſo wünſchen wir, daß er ſeinen Vorſatz, den Officiers ein Werk zu liefern, worinn ſie mit einem Blick das Detail ſowohl als das Ganze der Materien überſehen können, niemals aus den Augen verlieren und recht reiflich nachdenken möge, wie die Ausführung am beſten einzurichten ſey.

Kf.

15) Fi-

*) Allg. deut. Bibl. 35. Bandes 2. St. S. 601.

15) Finanz- Policey- und Handlungswiſſenſchaft.

Vermiſchte Verbeſſerungsvorſchläge und freye Gedanken über verſchiedene, den Nahrungszuſtand, die Bevölkerung und Staatswirthsſchaft der Deutſchen betreffende Gegenſtände. Zweyter Band. Vom Verfaſſer des Lehrbegriffs ſämmtlicher ökonomiſcher und Cammeralwiſſenſchaften. Frankfurt am Mayn, in der Eßlingeriſchen Buchhandlung, 1778. 36 Bogen in 8.

Rec. hat ſich bey der Anzeige des erſten Theils umſtändlich aufgehalten, deſto kürzer wird dieſe Anzeige ſeyn können. Da der Werth der in dieſem Bande mitgetheilten Abhandlungen, dem des erſten Bandes völlig gleich iſt. Zwar ſind verſchiedene dieſer Aufſätze nicht ſo allgemein intereſſant, als die vorigen, allein Rec. iſt Bürge, daß ſie von jedem mit Vergnügen werden geleſen werden. Dieſer Band beſchließt zugleich dieſe ganze Sammlung, welches vielen Liebhabern nicht angenehm ſeyn wird, da es in dieſem Fache noch manche Materien giebt, die mit der dem Verf. ganz eigenen Gründlichkeit und Freymüthigkeit hätten behandelt zu werden verdient.

Joſeph Friedrich Enderlins natürliche Cameralwiſſenſchaft. Zweyter Band. Enthält die Natur und Verhältniſſe der Länder und ihre wirthſchaftliche Einrichtung, nebſt einem Anhang von der Polizey. Geſchrieben im Jahr 1771. Baſel bey Joh. Rud. Im-Hof und Sohn, 1778.

Der Verf. fährt fort, in ſeinem einmal angenommenen Ton der oft launigt genug iſt, das wirthſchaftliche Intereſſe des Staats aus einander zu ſetzen. Um alles aus den urſprünglichſten Quellen, ſo natürlich als möglich, herzuleiten, verfällt

fällt er freylich oft in ganz ungemein weitſchweifige Digreſſionen; indeſſen er ſagt doch Warheiten, und überdies, ſehr allgemein paſſende Warheiten. Dieſe, in die einmal gewählte und oft drollige Art des Vortrags eingehüllt, können durch eben dies Gewand gemeinnüziger werden, da es viele Leſer giebt, die — ſich für den trocknen Kompendien-Styl wie für was Böſes ſcheuen. Es iſt alſo gar nicht zu zweifeln, daß dies Buch Liebhaber finden wird, und folglich immer Nutzen ſtiften kan. Die Abhandlung von der Polizey beträgt nur wenige Blätter, und enthält eine kurze Betrachtung über gute und ſchlechte Polizeyanſtallten.

Der Reichthum von Holland, oder Unterſuchungen über den Urſprung des Handels und der Macht der Holländer. Aus dem Franzöſiſchen. Erſter Band. 1778. 606 Seiten. Zweyter Band, 570 Seiten, in 8. 1778. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung.

Enthält vortrefliche, aus ſichern hiſtoriſchen Quellen hergenommene Nachrichten von dem erſten Flor der holländiſchen Handlung, und von den Urſachen ihres Verfalls. Unter die vornehmſten Urſachen des leztern wird hier auch der Luxus und das Verderben der Sitten gerechnet. Zum Beſchluß werden Mittel angegeben, wodurch die holländiſche Handlung wieder empor gebracht werden könnte, und es iſt nicht zu zweifeln, daß man ſich mit der Zeit nicht wenigſtens einiger derſelben in Holland bedienen ſollte.

Statt der Ueberſezung dieſer 1176 Oktavſeiten wäre es nach Rec. Meynung deutſchen Leſern wohl angenehmer geweſen, einen guten kernhaften Auszug von etwa 20 Bogen zu erhalten; — aber freylich iſt das mühſamer, und bringt auch nicht ſo viel Honorarium! —

Ak.

16) Haus-

10) Haushaltungswiſſenſchaft.

Oekonomiſche Nachrichten der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien. Sechſter Band; auf das Jahr 1778. 4. Breßlau, 2 Alph. 7 Bog.

Immer noch der nemliche Plan, und die nemliche vortrefliche Ausführung deſſelben. Der Leſer kennet dies äuſſerſt brauchbare Werk ſchon aus unſern vorigen Recenſionen, und es iſt zu weitläuftig um hier einen Auszug, oder etwas ähnliches davon zu liefern.

Wie hat ſich der Landmann bey Wetterſchäden, in Abſicht auf ſeine Getraidefelder zu allen Jahreszeiten zu verhalten? von Johann Albrecht Mayer, Amtmann zu Birkenfeld. — 8. Frankfurt am Mayn. 1779. 4 Bogen.

Der Herr Verf. iſt ein würdiger Sohn des berühmten Herrn Paſtor Mayer zu Kupferzell, und ſcheinet mit den väterlichen Tugenden, auch die bündige Schreibart und den guten Vortrag zu beſitzen, der die Schriften ſeines geſchickten Vaters charakteriſirt. Die berühmte Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen hat dieſe Schrift mit ihrem Beyfall beehret, davon in dem Vorbericht Beweiſe angeführet ſind. Es empfiehlet ſich aber ſolche bey Kennern vorzüglich durch ihren Werth.

Neueres Forſtmagazin — Erſter Abtheilung, Dritter Band. — Von M. J. Franzmadhes, 8. Frankfurth am Mayn, 1779. 1 Alphab. 2 Bogen.

Der Leſer weiß es ſchon aus unſern vorigen Recenſionen, und vornehmlich derjenigen, welche wir von dem erſten Bande dieſes brauchbaren Werks gemacht haben, daß die Abſicht

sicht des Verf. ist, den Forstliebhabern eine Realbibliothek vom Forstwesen auf die wohlfeilste Art in die Hände zu geben, indem er aus den besten und neuesten Schriften von diesem wichtigen Gegenstande, Auszüge liefert, und auch die in jenen befindlichen Kupfer nachstechen lässet. Die in gegenwärtigen Bande sind meistentheils aus den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften genommen, welche es werth sind, mehreren Lesern in die Hände gegeben zu werden.

Ulrich Christoph Salchow — eröfnet seine erfundene auf Vernunft gegründete, und durch Versuche und Erfahrungen bestätigte Heilung und gänzliche Tilgung der Rindviehseuche. 8. Hamburg, 1779. 7 Bogen.

Seit 1745. folglich 33 Jahre lang, hat sich der Verf. mit der Untersuchung und Heilung der Rindviehseuche beschäftiget. Er schlägt das Inoculiren vor, und seine Bemerkungen sind in der That sehr auffallend, aber ——

Joseph Seithers gründlicher Unterricht zur fruchtbaren Gärtnerey — nebst zweyfachen Gartencalender — 8. Augsburg 1779. 12 Bogen.

Schlecht! schlecht! extra schlecht!

Wilhelm Gottlieb Hesse — ökonomische Abhandlung vom Holzanbau — aus hinlänglichen Gründen der Naturlehre erwiesen, und durch vielfältige eigene und anderer Erfahrungen bestätigt. gr. 8. Gotha, 1779. 15 Bogen.

Der gelehrte Hr. V. schreibt als Patriot, Naturforscher und Forstverständiger, denn letzteres ist er wirklich wie diese Schrift zeuget. Er hat selbst Erfahrungen gemacht, und die Erfahrungen anderer, z. E. des seel. Herrn von Lengfeld, dieses bekannten grossen Forstmanns, herrlich genutzet. Was uns

uns vorzüglich in dem Buche gefallen hat, iſt die kluge Vertheilung der verſchiedenen Holzarten auf ihrem eigenthümlichen Boden, dawider leider! von ſo vielen Holzanbauern geſündiget wird. Nur das gefällt uns nicht, daß er S. 152. zum Anbau der Erlen vorſchlägt, man ſoll Miſt in die Furchen thun. Hier redet der Phyſiker und der Gärtner, aber nicht der Forſtmann.

Iſidorus Autophilus wohl erfahrner Blumen-, Küchen- und Kunſtgärtner; ſamt einem Anhange, von der Bienenzucht; mit Kupfern. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. Augsburg, 1779. 1 Alphab. 3 Bogen.

Herr Iſidorus Autophilus! wenn dieſe Auflage verbeſſert iſt, ſo möchten wir wohl die vorige unverbeſſerte ſehen; denn unter uns! Sie hätten noch viel, viel verbeſſern müſſen, ehe und bevor ihr Buch auch nur erträglich geworden wäre.

Zr.

17) Vermiſchte Nachrichten.

Der neue Diogenes, zur Vorbereitung auf eine beſſere Welt. Zweyter Theil. Roſtock und Leipzig, bey Koppe. 1778. 2 Alph. 2 Bogen. 8.

In dieſem Theile ſind drey Abhandlungen. I. über eine Cardinaltugend oder von dem grosmüthigen Beſtreben andern Menſchen unbekannt wohl zu thun, mit allerley Einmiſchungen. II. über Beſchäftigung, Erholung und Umgang. III. Ueber die Formalitäten bey einem Leichbegängniß. Die erſte und letzte iſt ſehr gewitzelt. Der Verfaſſer ſucht launigt zu ſeyn, welches ihm aber nicht recht geglückt ſeyn möchte. Zum Beyſpiel kann noch die Dedication und Vorrede dienen. Die erſte iſt von der ironiſchen Gattung, vielleicht an einen Recenſenten oder doch ſonſt an eine nur mit dem erſten Buchſta-

hen genannte Perſon gerichtet, der von dem erſten Theile nicht günſtig geurtheilt hat. Das zweyte Stück dieſer Sammlung iſt in einem geſetztern Tone geſchrieben, und enthält manches Gute, ob es gleich lange nicht an eine kleine vor einiger Zeit herausgekommene Schrift: Ueber Geſchäfte und Vergnügungen, reichet und viel überflüßige Auswüchſe enthält. Der V. der überhaupt für ſeine Arbeiten ſehr eingenommen zu ſeyn ſcheinet, hat es auch mit einer beſondern Empfehlung in der Vorrede begleitet. Er bittet ſeine Leſer auf das dringendſte: nie nach Tiſche, um ſich den Nachmittagsſchlaf zu befördern, noch um die Zeit der Mitternacht, ſondern mit aller ihrer Aufmerkſamkeit, iſt es möglich, in den Morgenſtunden, nie aber zu einer Zeit, in welcher der Magen ſeine beſtellte Arbeit der Verdauung hat, das erwähnte Stück zu leſen, ſich nicht die Zeit dabey lang werden zu laſſen, ja nichts zu überſchlagen, über alles Betrachtungen anzuſtellen, und über alles ſelbſt nachzudenken — und ſollten ſie auch ein ganz Vierteljahr mit der Leſung des einzigen Stückes zubringen. Das ſind ſtarke Forderungen! der Recenſent muß geſtehen, daß er ſie nicht erfüllt hat, und daß er das Stück auszuleſen nicht die Geduld hatte, vielleicht weil er es zur unrechten Zeit geleſen. Es iſt wahr, daß Recenſenten eine ganz beſondere Gattung von Leſern ſind, vielleicht ſind andere geduldiger. Noch eins: das Motto auf dem Titel:

Sie iſt nicht werth, ſo eine Welt, wie dieſe,
Daß man ihr eine Zähre weiht.

iſt insbeſondere für eine moraliſche Schrift höchſt unſchicklich. In dem Zuſammenhange, in einem verliebten Verdruſſe, ſind die Worte zu entſchuldigen, aber einem guten frommen Leſer wäre es nicht zu verdenken, wenn er bey Erblickung des Motto ſagte:

Sie iſt nicht werth, ſo eine Schrift wie dieſe,
Daß man ihr eine Stunde weiht.

Qb.

Das Grab des Aberglaubens. Dritte Sammlung. Frankfurt und Leipzig, bey Mezler, 1778. 16 Bogen, 8.

Die

Dieſer Theil iſt mit guter Einſicht und Gründlichkeit geſchrieben; auch iſt die Art der Einkleidung, die bis auf einige Kleinigkeiten, welche man gerne nachſieht, ganz artig, und der Faſſung von Leſern, denen die Schrift zur Cur dienen ſoll, angemeſſen iſt, ſoviel uns erinnerlich iſt, beſſer als in den beyden erſten Theilen. Die mancherley Arten von Aberglauben, die hier angeführt und widerlegt werden, ſind oft ſeltſam genug, und können zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben. Gleich im Anfange wird das thörichte des abergläubiſchen Gebets nach ſeinen verſchiedenen Arten gut gezeigt, und dabey auch die in unſern Zeiten wieder aufgebrachte Bitte um die Kraft Wunder zu thun, nicht vergeſſen. „Ich will hier, „heißt es, einen Mann auf die Bahne führen, von dem man „hätte erwarten ſollen, daß ihn eine vornehme Erziehung und „der Umgang mit der groſſen Welt vor fanatiſchen Ausſchweifungen würden verwahret haben. Hr. von S. aus Graubündten ſchreibt von ſich ſelbſt alſo: den 6. Heumonat 1772. „da ich alſo um die Kraft Wunder zu thun gebeten, übersandte ich dem Abt (der Dorotheer, dem kaiſerl. königl. „Gewiſſensrath) eine ſchriftliche Androhung, daß er verſtummen, und daß die Kayſerin, die mich nicht einmal „des Anſchauens hat würdigen wollen, erblinden würde. „Wen das Irrlicht ſchon ſo tief in den Sumpf geführet, der „findet das feſte Erdreich ſchwerlich wieder.„ Das iſt ſehr richtig geſagt. Wie könnte man Leute eines beſſern belehren, die unſere Welt in eine Feenwelt verwandeln wollen, und ihre Betkraft zu einem übernatürlichen Mittel, wie Aladdins wunderthätige Lampe, machen? — Die Frage von Geſpenſtern iſt gut abgehandelt. Richtig wird bemerkt, daß keiner von denen, die ſie glauben, anzugeben wiſſe, was er unter einem Geſpenſte verſtehe. Bey dieſer Gelegenheit werden ein paar gut erzählte Geſpenſterhiſtorien geliefert, welche zur Beſtärkung des Aberglaubens ſehr hätten dienen können, wenn nicht vernünftige und beherzte Männer dabey intereſſirt geweſen wären. — In dem Stücke, worin die Furcht vor dem Nordlichte beſchrieben, und widerlegt wird, zeigt der V. eine ſehr gute phyſikaliſche Beleſenheit in der Anführung und Beurtheilung der verſchiedenen Erklärungen dieſer Naturbegebenheit. Man kan dieſes noch von einigen andern Stücken rühmen. Zur mehrern Widerlegung des Aberglaubens würde es gedient haben, wenn der V. immer die Urſache, die pſychologiſche Quelle

zu entdecken und zu zeigen geſucht hätte, wie es in dem letzten Stücke von den Waheſagerkünſten geſchehen iſt.

J. C. Füllmann Erfahrungen eines Mühlenmeiſters von der Behandlung des zum Vermahlen beſtimmten Getraides. Leipzig, 1778. 8. 6½ Bogen.

Herr Füllmann macht viele Entſchuldigungen, daß er nicht als ein Gelehrter ſchreiben könne, und er hat würklich dunkle verworrene Begriffe. Wir trauen ihm eine gute Abſicht zu und müſſen geſtehn, daß er ſein Gewerbe nicht handwerksmäßig treibt, aber er würde beſſer gethan haben, wann er ſeine Vorſchläge und Belehrungen einem verſtändigen Cameraliſten zur Prüfung und Bekanntmachung übergeben hätte. Sein Raiſonnement iſt oft unverſtändlich und ſchlecht. S. 45 ſoll der Nebel und Thau an Gewächſen öfters giftartig ſeyn. S. 41 ſollen die Hülſe und die Granien, (Hacheln ſagt unſer Verf.) zur Reinigkeit der Aehrs dienen — Er ſtreitet gleich anfangs heftig für das Anfeuchten des Roggens in der Mühle. Aber nach den neuſten Müllerordnungen in ganzen Ländern wird das im Fall, daß der Müller aufs Gewicht mahlt, und das iſt doch das einzige Mittel, den Betrug zu verhüten, als ein Diebſtahl hart beſtraft. Die alte Regul: es ſoll keine Scheibe in der Mühle fehlen, und die Thüre ſoll beſtändig zugehalten werden, verhütet das Stäuben, um deſſentwillen der Verfaſ. das Anfeuchten des Roggens für nöthig erachtet. Auch fällt die Gefahr des Erhitzens weg, da bekanntlich der Roggen mehr Feuchtigkeit hat, als jede andere Frucht, und auch Roggenbrod, viel ſpäter trocken wird als Weizenbrod. Wenigſtens müßte ſich H. F. dann auch gefallen laſſen, daß vom Malter angefeuchteten Roggens nur 3 Pfund auf den Abgang gerechnet werden, da ſonſt vom trocknen Roggen 5 Pfund erlaubt werden. Rec. iſt kein Müller, aber er wäre doch im Stand, dem Verf. noch ganz andere Vorſchläge zur Erſparung des Aufwands, und Vergröſſerung des Gewinns ohne Ungerechtigkeit, zu geben, die die Erfahrung beſtätigt hat. Die ganze Schrift beweiſt, was man noch nicht überall glauben will, daß alle junge Cameraliſten Naturgeſchichte und Technologie ſtudieren müſſen, und daß es höchſt nöthig ſey, den künftigen Profeſſioniſten

niſſen auf den Real- und Normalſchulen richtige Begriffe von ihren Beſchäftigungen beyzubringen.

Ix.

Herrn Abe Condillacs Unterricht aller Wiſſenſchaften, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Dritter Theil. Bern, bey der typographiſchen Geſellſchaft, 1778. 1 Alph. 2 Bogen, in 8. mit Kupf.

Im Franzöſiſchen iſt dieſer Theil Kunſt Vernunftſchlüſſe zu machen, überſchrieben. Unter dieſem Titel kan man nun entweder eine Logik, oder wenn die Kunſt durch die Anwendung gelehrt werden ſoll, eine jede philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaft, erwarten: eigentlich aber wird hier unter dieſer Ueberſchrift eine Aſtronomie mit einigen vorläufigen Begriffen aus der Phyſik und Mechanik und einer allgemeinen Einleitung von den Quellen unſrer Gewißheit geliefert. Es giebt, heißt es, nur eine Wiſſenſchaft, die Geſchichte der Natur, ſie theilt ſich in die Wiſſenſchaft der ſinnlichen Wahrheiten, oder die Phyſik, und in die Wiſſenſchaft der abſtracten Wahrheiten, die Metaphyſik: ſie gehören zuſammen. Die Metaphyſik iſt die Wiſſenſchaft deſſen, was ſinnlich und fühlbar in uns iſt, die Phyſik, deſſen, was es auſſer uns iſt. Es giebt 3 Arten der Evidenz; die Evidenz der Erfahrung, des Gefühls und der Vernunft; (die zwo erſten lieſſen ſich doch wohl füglicher auf eine bringen) das Zeugnis vertritt die Stelle einer fehlenden Evidenz; und wenn ſie alle fehlen; urtheilen wir nach der Analogie. Die Evidenz der Vernunft beruht auf der Identität der Sätze; und dies wird mit geometriſchen, arithmetiſchen und pſychologiſchen Beyſpielen erwieſen. Dies wird nun auf die Lehre von der Bewegung, Schwere und deren Urſache, der Attraction, von der Geſchwindigkeit der fallenden Körper, von der Wage, dem Hebel, dem Rad, der Rolle, von der ſchiefen Ebne und dem Pendul angewandt; dann die Verbindung der Evidenz der Erfahrung und der Vernunft in Erhärtung des newtoniſchen Syſtems von den Centralkräften, den Ellipſen und der wechſelſeitigen Schwere der Planeten, gezeigt. Und weil ſich ein Theil unſrer aſtronomiſchen Kenntniſſe weder auf die Evidenz der Erfahrung noch der Vernunft zurückbringen läßt; ſo wird in einem eignen Buch von dem Werth und Stufen der Muthmaſſungen ſowohl als

der Analogie geredet, und dieſe Grundſätze ſodann auf die Verſuche der Menſchen, die Figur und Bewegung der Erde zu beſtimmen, Himmel und Erde zu meſſen, Ungleichheit der Tage zu erklären, Grade der Mittagskreiſſe auszumeſſen, angewandt, und mit einem allgemeinen Begriff von dem Weltgebäude geſchloſſen. Dies iſt der ganz trockne Abriß von dem Inhalt dieſes Bandes: die Ausführung iſt in vielen Kapiteln ſo, daß man allerdings damit zufrieden ſeyn kan. So iſt z. B. die Erläuterung des Grundſatzes der Identität als der Quelle unſrer rationalen Gewißheit, die Zergliederung der Stufen in der Gewißheit unſrer Erkenntnis, die Vorſtellung des newtoniſchen Syſtems, und ſonderlich der Attraction, die Beſchreibung der allmähligen Fortſchritte des menſchlichen Verſtandes bey Beſtimmung der Figur unſrer Erde und viele andre Stücke mehr, ſehr glücklich und lichtvoll gerathen. Doch iſt auch nicht zu läugnen, daß die ſchon bey den erſten Theilen gerügte Neigung des V. zur Originalität, ſein Hang die gewöhnlichen Syſteme zu verlaſſen, die Gränzen der Wiſſenſchaften zu verrücken, eine neue gelehrte Sprache einzuführen, und ſich ſelbſt neue Regeln der Ordnung zu machen, auch manche dunkle und mangelhafte Stellen veranlaßt hat. Vielen hat zwar der Ueberſetzer ſelbſt durch Anmerkungen und Zuſätze abzuhelfen geſucht: alleine es ſind derſelben noch manche zurück geblieben, die es kaum begreifen laſſen, wie das Buch ein Handbuch für den jungen Prinzen von Parma hat ſeyn können. S. 141 und 42. herrſcht eine unerklärbare Dunkelheit. Was iſt das für eine Beſchreibung vom Thierkreis S. 287. „man „theilt den ganzen Umfang dieſes Streifens in 12 Theile, jeden von 30 Graden; jeder iſt durch ein verſchiednes Zeichen, d. i durch einen gewiſſen Haufen Sterne unterſchieden.„ Von der Länge ſcheint er zu urtheilen, als wenn es dabey darauf ankäme, die Stärke des Grades des Parallelkreiſſes beſtimmt zu wiſſen, den der Meridian der gegebnen Länge durchſchneidet. So heiſt es S. 285. „Die Länge iſt die Entfernung eines erſten Mittagskreiſſes von einem „andern: allein die Entfernung zwiſchen zweyen Mittagskreiſſen „iſt nicht überall einerley; ſie iſt gröſſer auf dem Aequator, „ſie vermindert ſich auf dem Parallelkreiſſen. — Die Länge „von Parma iſt 28°, 27′, 50″. Allein was iſt das wahre Maas „dieſer Grade?„ das braucht man aber, wenn blos von der Länge die Rede iſt, nicht zu wiſſen. Auch iſt das wohl nicht

der

der leichteſte und für einen Anfänger verſtändlichſte Weg, die Polhöhe zu finden, wie er S. 281. angegeben wird. Unbequem wird die Sonne immer ein Geſtirn genennt: man ſollte in Lehrbüchern eigentlich und beſtimmt reden: auch ſind uns die Zeichnungen zuweilen mangelhaft vorgekommen: wir haben in denſelben Buchſtaben und Hülfslinien vermißt; und dadurch werden ſie Anfängern unbrauchbar.

In einem Anhang hat der Ueb. Zweifel über den Beweis des 24. Lehrſatzes im 4. Kap. der Käſtnerſchen Arithmetik geäuſſert.

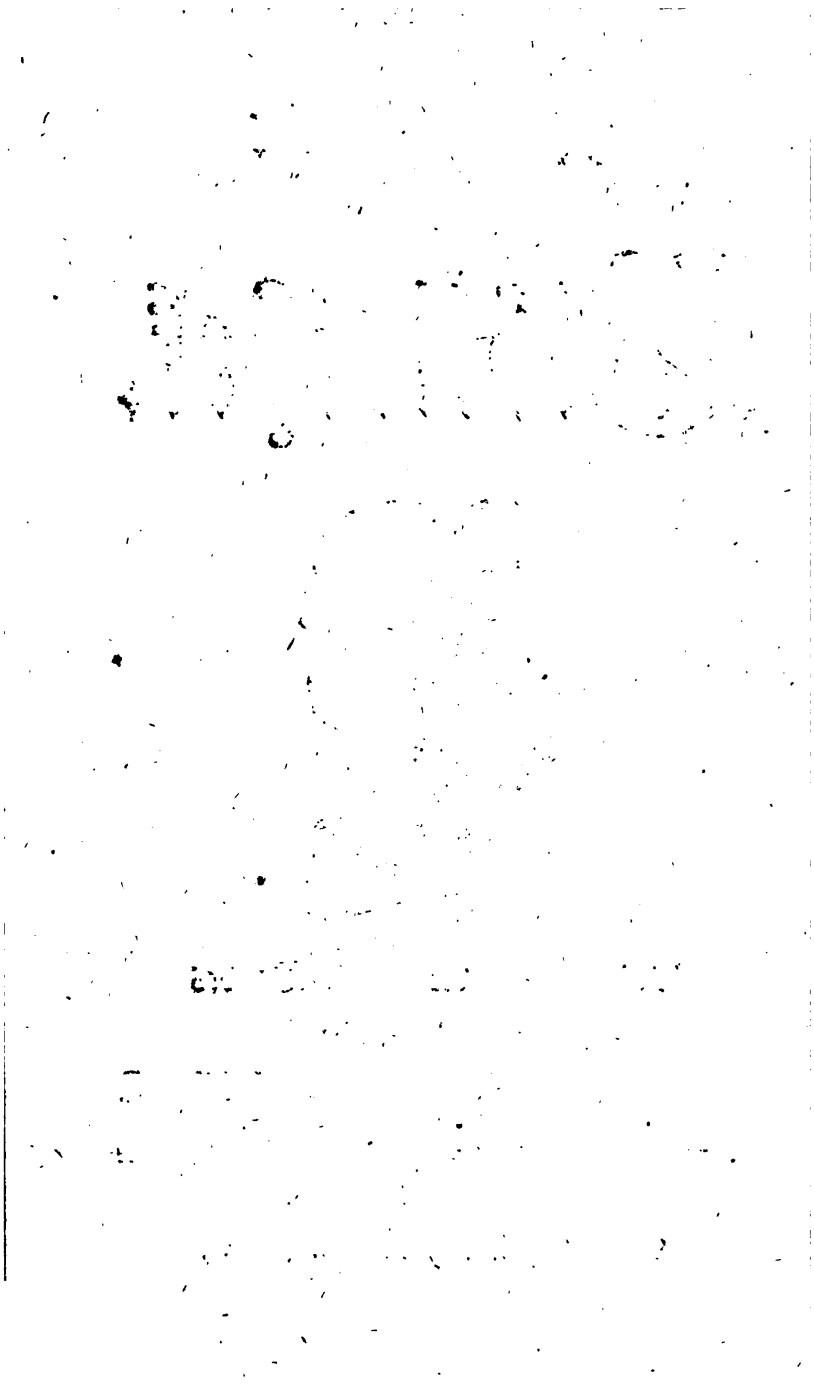
Der Ungelehrte. Eine Monatsſchrift für den Bürger u. Landmann. Januar, Februar, März, 1779. jeder von 6 B. in 8. Stendal, bey D. C. Franzen.

Im erſten Monat, wird der Titel dieſer Monatſchrift dahin eingeſchränkt, daß ſie eine Religions- Haushaltungs- und Sittenſchrift für den Bürger und Landmann ſeyn ſoll. Die Abſicht iſt ſehr gut, und das Bedürfnis einer ſolchen periodiſchen Schrift allerdings gegründet; wir zweifeln auch nicht, daß nicht dieſe Abſicht durch die meiſten Aufſätze erreicht werden ſollte: alle aber möchten ſie wohl entweder der Faſſungskraft eines Ungelehrten nicht angemeſſen, oder ſonſt nicht glücklich genug gedacht ſeyn: Styl und Einkleidung ſollte zuweilen etwas populärer und mehr herabgeſtimmt ſeyn: und was ſoll der Bürger und Landmann bey folgender Strophe an den Frühling denken:

Kind der Schönheit und der Freude
Sey gegrüßt:
Das nun bald im Veilchenkleide
Ein gebohrner Engel iſt.

Die Artickel: Etwas von Deutſchland, von ſeinen Producten und Fabriken, vom Erdboden und vom Steinreich, wäre wohl am beſten geweſen, dem Ungelehrten ſelbſt, in Büſchings und andern bekannten Büchern, zum Nachſchlagen zu überlaſſen, als ſolche daraus abzuſchreiben. Denn wie vieles würden die VV. nicht abſchreiben müſſen, wenn ſie alles in ihre Monatsſchrift übertragen wollten, was dem Ungelehrten unbekannt ſeyn kan. Der übrige Inhalt dieſer drey Stücke iſt: Neujahrsgedanken; Lob des Winters; von der Luſt und Liebe zu Gottes Wort; der alte Velten, oder wider die Geſpenſtererzählungen; von der Federviehzucht; vom Gutmeynen;

(wo



Verzeichniß

der in des ein und vierzigſten Bandes zweytem Stücke recenſirten Bücher.

Commentationes Societatis Reg. Scientiar. Goetting. per Ann. 1778. Vol. I. 303
Ueber Sprache und Dichtkunſt. Fragmente von Klopſtock. 338
J. P. Frank Syſtem einer vollſtändigen medicinischen Policey. I. Band. 363

Kurze Nachrichten.

1) Gottes-Gelahrheit.

P. Gabrielis Antoine S. J. Compendium theologiæ moralis univerſæ. 376
D. Bedæ Seeauer ſermones paſtorales et capitulares I. Pars quarta. 376
Antons Godeau, allgemeine Kirchengeſchichte. Sechzehnter und ſiebenzehnter Theil. 377
Claudii Fleurii hiſtoria eccleſiaſtica. Tomus LXI. 377
Aloyſius Merzens Frag, ob Zwilling und Calvin heiliger, als die Stifter der lutheriſchevangeliſchen Kirche geweſen ſeyn? 377
Ebendeſſelben Frag, ob die Lehren der Stifter der kalviniſchen oder reformirten Kirche heiliger als ihre Lebensart geweſen ſey? 377
Ebendeſſelben Frag, was iſt ein Wunderwerk? 378
Des Herrn Abts Mangin; Predigten auf die Sonntage des Jahrs. Vier Bände. 378
Faſtenpredigten auf ſieben Jahre über das Geheimniß des Leidens Jeſu Chriſti. Erſter und zweyter Theil. 378
Anton Philipp Nerius Winters heilige Reden auf alle Sonntage des Jahres. Vier Bände. 378
Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geſchichten, zur Bildung der Rechtſchaffenheit und Tugend. 1. B. 379

Der churfürſtlich bairiſchen gelehrten Geſellſchaft zur Beförderung der geiſtlichen Beredſamkeit und Katechetik Predigten über wichtige Gegenſtände der Religion und Sitten. Zwey Bände. 390

D. Johann Baptiſts Campadelli heilige Reden auf die meiſten Feſttage des Herrn. Drey Bände. 390

P. Hermegilds Maria Griner, Lob- Troſt- und Sittenpredigten auf die Feſttäge der Mariä. 391

Dreyfache Sittenreden auf jedes Feſt der göttlichen Mutter Mariä, aus den evangeliſchen Brosamen P. Franzens Neumayr, geſammlet. 391

Neue Sammlung auserleſener Kanzelreden über die vornehmſten Gegenſtände in der Kirche. Sechſter Band. 391

Des heiligen Franciscus von Saler, ſämmtliche Reden auf alle Feſttage des Jahrs. Vier Bände. 391

Andreä Briſſing Faſtenpredigten. 391

Carl Frey von Neudtls Predigten. VI und VII. Theil. Oder der Lobreden I und II. Theil. 392

Joſeph Haberkorn von Habersfeld, Predigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres aus verſchiedenen berühmten Rednern zuſammengetragen. Dritter und vierter Jahrgang. 392

Ebendeſſelben Predigten auf alle Feſte der katholiſchen Kirche. Dritter Jahrgang. 392

Reden über die vornehmſten Gegenſtände des Leidens Jeſu Chriſti. Zuſammengetragen von ebendemſelben. 392

Nützliche Anwendung der Abhandlung des heiligen Johannes Chryſoſtomus wider die, ſo der Kirchenordnung entgegen Jungfrauen bey ſich haben. Eine Faſtenpredigt. 393

Moyſes, erſter und zweyter Band, deſſen 5 Bücher enthaltend, verdeutſcht durch Ignaz Weitenauer. 393

Joſua, die Richter und Ruth — durch ebendenſelben. 393

Claudii Fleuri Hiſtoria eccleſiaſtica. Tom. LX. 393

Beurtheilung der Vorſchläge des Mönchs P. F. K. in W. in ſeinem erſten Schritt zur Vereinigung der katholiſchen und der evangeliſchen Kirche. 393

Siegfried Wiſers Lobrede auf Joſeph von Kolaſany, Stifter der frommen Schulen. 393

Manſuet Meerwaldens Ehren- und Trauerrede über den Hintritt Bernhards, des Stifts Ettal würdigſten Abtes. 394

L. A. Muratorii de ingeniorum moderatione in religionis negotio libri tres. 394
M. Sailer theolog. christianæ cum philosophia nexus. 394
R. D. Wünnhardt subsidia sacri tribunalis ad instructionem practicam confessarii. 395
Christliche Tugendschule. Herausgegeben von einem barfüßigen Karmeliter. 358
Die in einer zehntägigen Gemüthsversammlung über die Pflichten ihres Standes betrachtende Ordensperson. 359
Das Leben Jesu Christi als ein beständiges Leiden in Betrachtungen für jeden Tag der heiligen Fastenzeit vorgestellet und verfaßt von Carl Häk. 359
Heilsamer Unterricht eines gottesfürchtigen Christen für jede Stunde des Tages, von P. Primas Enslin. 395
J. M. Klee, acta sanctorum compendiata. Edit. tert. 396
P. Damiani Gres nulla dies sine linea, sive cogitationes sanctæ in singulos anni dies distributæ. 396
P. P. Schommarz, Predigten für den frommen Landmann, auf alle Sonn- und Festtage. Drey Theile. 396
Neue Beobachtungen über die verschiedenen Arten zu predigen. Aus dem Französischen 396
Das kleine alte Testament oder Auszug desselben nach seinem gemeinnützigen Inhalt vornemlich für Ungelehrte. 402
Der Prediger gegen seinen Kirchenpatron, in Briefen entworfen von Christian Wilhelm Oemler. 407
Erzählungen aus dem Himmel. Ein Versuch von Johann Carl Bonnet. 407

2) Rechtsgelahrheit.

Abregé du droit public d'Allemagne. Par *Waldemar Fredric Comte de Schmettow*, 408
J. G. Langsdorfs praktische rechtliche Abhandlungen I. Von den usuris ultra alterum tantum. II. Von den Vorrechten der Eheweiber ratione dotis et illatorum. 415
Fr. Aug. v. Stübenrauch Recht und Billigkeit in Forst- und Jagdsachen, zwischen dem Landesherrn und seinen Unterthanen. 418
Gottl. Balth. Bierwirth Von Schenkungen am Kindbette, nach dem zellischen Stadtrechte Tit. 19. 420

3) Arzeneygelahrheit.

Erfahrungsmäßige Abhandlung, von den verſchiedenen Viehſeuchen und Krankheiten des Rindviehes ꝛc. ꝛc. 421
Die gehobene Gefahr beym Eintritt der Rindviehſeuche. 424
Sammlungen einiger Abhandlungen von verſchiedenen Krankheiten der Pferde und Schaafe, wie auch der allgemeinen Hornviehſeuche. 426
Hr. Vink Vorleſungen über das Wiederkäuen des Rindviehes, und der jetzt wüthenden Viehſeuche, aus dem Holländiſchen. 427
Bernhard Naumanns, aufrichtiger Leipziger Roßarzt. 429
Joh. Chriſt. Erdmann, praktiſche Verſuche in der Maulſperre oder Hirſchkrankheit der Pferde. 430
Bernh. Guerard, umſtändliche Nachricht des Zufalles, weswegen der Durchſchnitt der Symphyſis der Schaambeine unternommen wurde, ſamt den Folgen der Operation, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Joh. David Beerſtecher. 432
Thomas Reindel kurzer Unterricht für Hebammen und Wöchnerinnen in Städten und auf dem Lande. 433
Theod. Guil. Schroeder de pleumonide ejusque speciebus. 435
J. L. Baudelocque Anfangsgründe der Geburtshülfe aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Chriſt. Fried. Cammerer. 438
D. Friedr. Simon Morgenſterns Unterricht in der Hebammenkunſt. 439
D. Joh. Silberlings Verſuch über die Anfangsgründe der Entbindungs- oder Hebammenkunſt für die Landhebammen. 434
Herrn Deleurye Abhandlung über die Geburten, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von D. Joh. Gottfr. Flemming. 441
Johann Kirkland Verſuche über die Kindbettfieber. 440
D. Leppentin Anmerkungen über die künſtliche Trennung der Schambeine bey ſchweren Geburten. 444

4) Schöne Wiſſenſchaften.

Von Helin, der Freygeiſt und Heuchler. Ein Trauerſpiel von Joh. Ad. Wiſt. 445

Neue

Vermiſchtes Theater der Ausländer von J. L. Bock, zweyter Band. 446
Elvire, ein Trauerſpiel. 446
Paridom Wrantport, ein Luſtſpiel. 446
Guſtav Waſa, ein Trauerſpiel. 446
Portraits. 447
Joh. Gottl. Willamov's ſämtliche poetiſche Schriften. 448
Richard und Karl ein Trauerſpiel. 451
Der Hochzeittag oder das ärgſte zuletzt. Ein Trauerſpiel. 451
Natalie ein Drama, nach dem Franzöſiſchen des Mercier. 452
Fanny oder der Sieg der Tugend, ein Drama. 442
Wilkinſon und Wandrop, ein Schauſpiel von Heinr. Ferd. Müller. 452
Sigismunde und Guichard; ein Originaltrauerſpiel. 453
Litterariſche Denkmale. 454
Operetten von C. F. Bretzner. 457
Der Irrwiſch, oder: Endlich fand er ſie, eine Operette. 457
Abraſt u. Iſidore oder die Serenate. Eine komiſche Oper. 457
Der Aepfeldieb oder der Schatzgräber. Eine Operette. 458
Aufgefangene Nonnenbriefe. 359
Blanfurt und Wilhelmine. Ein Luſtſpiel. 460
Der Blumenkranz. Ein Scene aus der Barbarey. 460
Die gute Ehefrau. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 460
Ehrlichkeit und Liebe. Ein ländliches Schauſpiel mit Geſang. 461
Edwin und Ema. Ein Singſpiel. 462
Die geretteten Unglücklichen. Eine Epiſode aus dem Gebiete der Wahrheit entlehnt. 463
Beytrag zu kleinen Schauſpielen für die Jugend. 463
Gedichte von epigrammatiſcher Art. 464
Die Ungetreuen. Ein Luſtſpiel von Reichard. 465
Sind die Verliebten nicht Kinder. Ein Luſtſpiel. 465

5) Schöne Künſte. Malerey.

Allgemeines Künſtlerlexikon. 466

6) Romanen.

Lebensläufe nach aufſteigender Linie, 2ter Theil. 468
Guſtav Aldermann Ein dramatiſcher Roman, 2 Theile. 471
Orpheus, eine tragiſchkomiſche Geſchichte, 3 Theile. 473

7) Weltweisheit.

Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele, Bemerkungen und Träume. 475
Gedanken von dem wahren Grunde des Daſeyns des Böſen in der Welt, herausgegeben von S. T. v. E. 485
Die Einigkeit Gottes, nach verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, von Juſt. Chriſt. Fenning. 490
Philoſophiſche Briefe an meine Schweſter über den Menſchen nach ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen. 495

8) Naturlehre und Naturgeſchichte.

Joh. Fabricius Reiſe nach Norwegen. 499
Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte 5tes Stück. 518
D. Petr. Bened. Chriſt. Graumann brevis introductio in hiſt. natural. animalium mammalium. 519
O. Frid. Mülleri Zoologia danica. 519
J. Fr. Gmelins Abhandlung von den Arten des Unkrauts auf den Aeckern in Schwaben, und deſſen Benutzung. 520
Joh. Leonh. Friſch Beſchreibung von allerhand Inſecten in Deutſchland, zehenter Theil. 521
Albr. Wilh. Roth Abhandlung über die Art und Nothwendigkeit, die Naturgeſchichte auf Schulen zu behandeln. 522
Adam Daniel Richters Lehrbuch einer für Schulen faßlichen Naturlehre. Vierte Auflage. 521
Vollſtändiges Färbe- und Bleichbuch. Erſter Band. 522
Franciſci de Waſſerberg, Inſtitutiones Chemiae. Tom. I. et Tom. II. 524
E. A. W. Zimmermann, über die Elaſticität des Waſſers. 526
Etwas zur Reviſion der Weinprobe auf Bley, von Hrn. geh. Hofr. und Prof. Delius. 529
Hn. *d'Arcet*, Abhandlung über die pyrenäiſchen Gebürge. 551
Phil. von Caroſi Beyträge zur Naturgeſchichte der Niederlauſitz. 538
Henr. Godofr. Comitis de Mattuſchka enumeratio ſtirpium in Sileſia ſponte creſcentium. 539
Abhandlungen über die Krankheiten der Pflanzen aus dem Latein. überſetzt, von Joh. Graf von Auerspreg. 540
Andr. Joh. Retzii faſciculus obſervationum botanicarum primus. 541

9) Mathematik.

Georg Friedr. Brambers Beschreibung eines magnetischen Declinatorii und Inclinatorii. 543
Johann Andreas von Segner Gründe der Perspectiv. 547
Joh. Heinr. Lamberts Pyrometrie. 557
D. Wilhelm Gottlieb Jesse praktische Abhandlung zu Verbesserung der Feuerspritzen. 558
Joh. Mich. Schirmers, selbstlehrende Algebra, d. i. gründliche Anweisung, wie ein jeder, welcher die gemeine Rechenkunst verstehet, diese vortrefliche Wissenschaft ohne mündlichen Unterricht lernen kann. 560

10) Geschichte und Geographie.

J. H. C. Meyers, Briefe über Rußland. 562
Des Fürsten Michaek Schtscherbatowo russische Geschichte, aus dem Russischen übersezt, von M. C. H. Hase. 567
Abhandlungen über die Kolonien überhaupt, und die amerikanischen besonders. 570
Aelteste Geschichte der Celten, aus dem Französischen des Hrn. Pelloutier, deutsch herausgegeben, von J. G. Purmann. 572
J. C. Börger, Versuch über die Alterthümer Liefflands und seiner Völker. 578
Materialen für die Statistik und neuere Staatengeschichte, gesammlet von Christ. Wilh. Dohm. 573
Leben Dr. Wilhelm Dodds. 574
Neue Miscellanien historischen, politischen auch sonst verschiedenen Inhalts. Siebentes Stück. 575
Ausführlicher Bericht von den Schicksalen der sämtlichen Dissidenten in Polen, — von 1768 bis 1772. Zweyter Theil. 75
Geschichte der jüdischen Religion, oder des Gesetzes, im Grundriß, entworfen von D. Anton Friedrich Büsching. 576
Auszug aus der allgemeinen synchronistischen Weltgeschichte oder den Zeitungen aus der alten Welt. Erster Theil. 582
Des Abt Joseph Boscowich Reise von Constantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Pohlen. 583

12) Philologie.

Ueberſicht verſchiedener Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, aus dem Engl. des Ed. Harwood; überſetzt von Franz Karl Alter. 538

Theoph. Chriſt. Harles Introductio in hiſtoriam linguæ græcæ. 582

Anfangsgründe der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache, und Rechenkunſt. 602

13) Deutſche Sprache.

Die hiſt. Bücher des A. T. das Buch Joſua, der Richter, Ruth und das erſte Buch Samuelis, ſo wie ſie auf Befehl Kön. Conrad IV. in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in einer gereimten Ueberſetzung entworfen worden ſind. Bekannt gemacht, von D. Gottfried Schütze. 603

Abrah. Gotthelf Mätzkens, Verſuch in deutſchen Wörterfamilien, nebſt einer orthographiſchen Abhandlung vom Etymologiſchen oder Dienſtb. 606

14) Erziehungsſchriften.

Lectüre für die kleine Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens, zweyter Theil. 608

Lectüre für die erwachſene Jugend zum Unterricht. ꝛc. Zweyter Theil. 608

15) Finanzwiſſenſchaft.

Phil. Engel Klippſtein, Grundſätze der Wiſſenſchaft Rechnungen vollkommen einzurichten. 614.

16) Münzwiſſenſchaft.

Grundlehren von den Münzen. 620

17) Haushaltungswiſſenſchaft.

Der kön. großbrit. churf. braunſchw. lüneburgl. Landswirthſchaftsgeſellſchaft, Nachrichten von Verbeſſerung der Landswirthſchaft und des Gewerbes. Dritten Bandes zweyte Sammlung. 624

18) Vermiſchte Nachrichten.

Ein Schärfgen auf den Altar des Vaterlandes gelegt, von H. J. Füßlin.

Stolzens Bemerkungen über Hn. Füßlins Schärfgen. 628

Amtsveränderungen. 633

I.

Commentationes Societatis Reg. Scientiar. Goetting. per Ann. 1778. Vol. I. c. figur. Goett. apud Dieterich 1779. 4to. Classis physica p. 139 Classis mathemat. p. 79. Classis histor. et philolog. p. 99. commentationes antiquiores p. 63.

Zu großen Vergnügen der mehrsten Gelehrten, hat sich die königliche Gesellschaft entschlossen, nicht blos, wegen der bereits schon sehr angewachsenen Anzahl von Bänden, ihren Schriften einen neuen Titel zu geben, sondern auch forthin die Aufsätze der physikalischen, mathematischen und philologischen Classe, jede abgesondert drucken und auch einzeln verkaufen zu lassen; auch will sie an das Ende jedes Bandes einige noch nicht abgedruckte Abhandlungen bereits verstorbener Mitglieder, als eines Zinn, Röderer, Lowitz, Gesner anhängen.

Der gegenwärtige Band enthält I. Wrisberg de praeternaturali et raro intestini recti cum vesica urinaria coalitu, et inde pendente ani defectu. Nach vorausgeschickten Beobachtungen anderer Aerzte über ähnliche Fälle, erzählt Hr. W. den gegenwärtigen, wo man, weder durch das Gesicht, noch das Gefühl, eine Spur des Afters entdecken konnte. Man machte eine 1″ tiefe Wunde, ohne Blut, oder beträchtliche Schmerzen; tiefer durfte man, der Blase wegen, nicht dringen. Nach einigen Stun-

den fand man vielen Abgang im Harne: nach acht Tagen ſtarb das Kind. Es hatte in der Zeit 2½ Pfund am Gewichte verlohren; es roch ungewöhnlich ſtark; der Bauch war wie in der Trommelſucht geſpannt, und bleyfarbig: aus dem Mund und der Naſe floß ein ſchaumigtes gelbes, und gallichtes Flüßiges; der Magen war kleiner, als bey einer unzeitigen vier monatlichen Frucht, hart und ſchwielicht: der Zwölffingerdarm war etwas weiter, mit einer höchſtgrünen Galle angefüllt: die übrigen dünnen Gedärme waren, bis zur Dicke eines Bandwurms, zuſammengezogen. Die Leber war ſehr gros, und erſtreckte ſich bis unter die Milz: beyde waren unterwärts, nebſt dem Zwölffingerdarm, dem Netze und der linken Niere kohlſchwarz: die Gallblaſe war vollgepropft. Der linke Harngang war ſehr erweitert, und entſtand von einem äuſſerſt großen Nierenbecken, das voller Eyter war: beyde waren ſchwarz, und ihre ausnehmende Weite entſprang von dem blinden Ende des Harngangs in die Blaſe. — Der Maſtdarm, (der jedoch im genaueſten Verſtande ganz fehlte) entſtand ſogleich aus der linken Bewegung des Grimmdarms, verengerte ſich plötzlich, um die Mitte der Blaſe, in eine koniſche Geſtalt, und vereinigte ſich mit der Blaſe, da wo gewöhnlich die Harngänge ſich mit ihr verbinden, mittelſt eines ſehr kleinen Lochs, welches kaum den Knopf einer Nadel aufnehmen kann: durch Preſſen konnte man etwas vom Abgange hereindrücken. Die Muſkeln der Blaſe und des Afters fehlten zum Theil, und waren auch zum Theil ſehr verändert. — Auch dieſer Fall beweißt wieder, daß mit einem fehlerhaftgebauten Theile faſt immer mehrere Abweichungen verbunden ſind.

II. *Wrisberg* de teſticulorum ex abdomine in ſcrotum deſcenſu. Nach eigener Beobachtung bey der Frucht einer Ziege und eines Schweins, haben die Hoden eine ähnliche Lage. H. W. hat hauptſächlich aus 13 Beobachtungen eine Tabelle verfertigt, welche vorzüglich die Lage der Hoden in einer beſtimmten Zeit zum Grunde hat. Aus jenen erhellt, 1) daß ſie vor Anfang des 6ten Monats niemals durch den Ring gegangen ſind; ſondern ſich bey den Nieren aufhalten; dieſe Lage alſo ein Zeichen der Unreife ſey. 2) Zwiſchen dem 6 – 7ten Monate ſind ſie bald unter, bald etwas über dem Ringe. 3) Die Ruhte iſt alsdenn verhältnismäßig größer. 4) Um die Zeit der Niederſenkung, iſt der Weg noch offen, ſo daß die Hoden ſich in den Bauch zurückbegeben, und wiederum in den Hodenſack kommen können: man könnte dies bey Kindern durch die Kunſt zwiſchen dem 7 – 9ten Monat bewürken: bey lebenden trägt ſich dies noch ſpäter zu. Da aber jedoch dieſe Niederſenkung ihre Ausnahmen hat: ſo hat H. W. eine andere Tabelle verfertigt, in welcher nach 103 Fällen die Lage dieſer Theile gleich nach der Geburt angegeben iſt. Ingleichen ſind auch die Art der Geburt, das Gewicht, die Länge, die Lage der Hoden, im Sacke, in den Weichen, im Unterleibe, und die Seite, auf welcher ſich dieſe Veränderungen gefunden haben, endlich die angebohrnen Brüche bemerkt, von denen aber nur zwey, und zwar auf der rechten Seite vorhanden waren. Die wichtigen Folgerungen aus dieſen ſorgfältigen Bemerkungen ſind: 1) die frühzeitigen Geburten verhalten ſich zu den übrigen, wie 9 : 94. von jenen hatte eine gleiche Anzahl, die Hoden im Sacke, den Weichen, und dem Unterleibe: unter dieſen waren bey 69 die

beyden Hoden im Sacke, bey 17 einer, auch wohl beyde noch in den Weichen; bey 8 einer, und bey 3, beyde noch im Unterleibe. Am Gewichte hatten 22 zwiſchen 5 – 6 ℔. 42 zwiſchen 6 – 7, 29 zwiſchen 7 – 8, 4 zwiſchen 8 – 9, 1 zwiſchen 9 – 10 ℔. Weder das Gewicht, noch die Länge, (welche im Durchſchnitt 21″ Rheinl. war) trugen etwas zur Senkung der Hoden bey. 53 Geburten waren natürlich; 29 hielten ſchwer und geſchahen langſam; 18 erforderten die Zange, 2 den Hebel, 1 die Wendung — die Scheidehaut der Hoden iſt eine Fortſetzung des Darmfells. Bey angebohrnen Brüchen iſt oft ein Theil des Darms, oder des Netzes, vor der Niederſenkung, mit einander verwachſen: bey einer 8 monatlichen Frucht fand H. W. das Netz mittelſt 8 ſtarken Fäden mit den Hoden verknüpft. Im weiblichen Geſchlecht begeben ſich, zu Zeiten, auch die Gedärme durch den Ring für die runden Mutterbänder: einmahl bemerkte dieſes H. W. bey einem ſiebenjährigen Kind: ein anderesmahl auch bey einer alten Frau, wo ein Stück des Krumdarms, durch den, über einen Zoll erweiterten Ring gefallen war.

Hr. **Murray** beſchenkt uns mit einigen, nach ſeiner gewöhnlichen Schärfe abgefaßten, **Beobachtungen, verſchiedener noch nicht gehörig bekannter Pflanzen**: ſie betreffen das ſchwere Geſchlecht der Salvia, und zwar 3 von **Jußieu** benannte Arten, die coccinea, nilotica, nubia: ferner eine, vom ſeel. **Fabricius** unter dem Nahmen der Mappia zuerſt anzeigte, Art der Sideritis, die Hr. M. elegans nennt: eine Plantago exigua Juſſ. endlich die Sophora alba L. Die richtigen Zeichnungen dieſer Pflanzen beleben Hn. M. meiſterhafte Beſchreibungen noch mehr.

Hrn.

Hrn. Richters Beobachtungen über die Thränenfiſtel beſtreiten die bisher gewöhnliche Meynung, daß ſie von der Verſtopfung des Naſenganges allein herrühre, welches er für den ſelteſten Fall hält: denn ſehr oft, nach der beſten Operation, ſchwillt der Sack wieder und entzündet ſich; auch hat er nach deſſen Oefnung den Gang mehrentheils offen gefunden. Ueberdem zeigen ſich öfters die Thränenfiſteln und verſchwinden zu verſchiedenen mahlen wieder; und der Sack läßt ſich, mittelſt eines Drucks nach unterwärts, durch die Naſe, entledigen. Die Verſtopfung des Sacks hält H. R. daher nur für eine, und die ſeltenſte Art dieſer Fiſtel: die zweyte entſpringt von einer Verſetzung der Krankheitsmaterie auf die Thränenwege; die dritte rührt von einer Schwäche des Sacks her. Die erſte Art heilt H. R. durch den Schnitt, weil die Anelliſche Spritze nichts dagegen ausrichte: (einige Curen hat Recenſ. doch dadurch bewürken geſehen.) Man ſolle bey Durchbohrung des Knochens keinen neuen Gang machen, ſondern den verſtopften eröfnen. — Die zweyte Art habe ihren Sitz in den Glandeln des Thränenſacks, der durch den Reiz der abgeſetzten ſcharfen Materie ſich entzünde: die Fiſtel verſchwinde, eine zeitlang, wenn jene gelinde wird. Nach eigener Erfahrung habe er ſie auf die Blattern, und die Scropheln erfolgen ſehn; dieſe letzte Art ſey ſehr hartnäckig, und laſſe ſich nur durch künſtliche Geſchwüre, die Rinde, verſüßtes Queckſilber, und Schierling heilen. Ferner entſpringe die Fiſtel von gichtiſcher Materie, (und erfodere künſtliche Geſchwüre, den Eiſenhutsſaft, das Spiesglas, die Rinde,) auch von veneriſchen Säften (wo die ausflieſſende Materie der von der Gonorrhoe, ähnlich ſey, und durch Queckſilber

vertrieben werde,) endlich nach einem ausgetrockneten Grinde. (Recenſent ſahe den folgenden Tag auf ein zuſammenziehendes, in ein laufendes Ohr geſprützetes Decoct eine Fiſtel an dem Auge derſelben Seite entſtehen.) Der Naſengang habe reizbare Faſern; denn wenn man, einige Tage nach der Operation, eine Borſte leicht in denſelben bringen könne: ſo würde dies ſogleich auf die Einſprützung einer zuſammenziehenden Feuchtigkeit, nicht möglich ſeyn. Die reitzende Materie verſchließe alſo durch einen Krampf den Ausgang: hieraus laſſe ſich denn auch das abwechſelnde Daſeyn der Fiſtel, und der leichte Rückfall erklären. In dieſem Falle könnten daher Inſtrumente nichts ausrichten. Die dritte Art entſtehe von der mangelnden Zuſammenziehung des Sackes, und ſey mehrentheils die Folge der vorhergehenden beyden Arten: man heile ſie durch ſtärkende Mittel und einen Druck.

Hr. Beckmann giebt uns eine vollſtändige Geſchichte des Alauns: er ſey eigentlich den Alten nicht bekannt geweſen, ſondern man habe unter ihm verſchiedene vitrioliſche, uncryſtalliſirte Subſtanzen verſtanden. Selbſt der ſo genannte Federalaun, ſey ein ſehr gemiſchtes, meiſt vitrioliſches Salz. Wahrſcheinlich entdeckte man ihn zuerſt im Orient, nach dem 12. Jahrhundert, wo man ihn zu den dort ſo weit getriebenen Färbereyen ſo nützlich fand. Anfänglich war in Europa, im 15. Jahrhunderte, der Alaun von Rocca berühmt: wahrſcheinlich wurde dieſer zu Racca, oder Edeſſa verfertigt: hierauf folgte der lesbiſche, und der von Foya nova. In Europa ſoll er zuerſt auf der Inſel Iſchia gemacht ſeyn: vor allen Dingen aber wurde der von Civitavecchia ſehr berühmt, deſſen Minern J. di Caſtro durch

ein Kraut, (vermuthlich Ilex aquifol.) entdeckt haben soll, weil er eben dies Kraut in Asien auf den Alaunwerken wachsend gefunden hatte: darauf wurd er auch zu Volterra und Massa verfertigt. In Teutschland machte man ihn zuerst zu Schwemsel, Commotau, u. a. m. (nach Agricola:) in England zu Gisborough.

Die Classe der mathematischen Abhandlungen enthält zuerst eine Untersuchung über die Figur der Kugelnetze, von Hrn. Kästner. Die Sache ist nicht so leicht, als sie dem ersten Anblicke nach scheinet, auch sind die bisherigen Anweisungen dazu fehlerhaft. Wenn man ein Segment der Kugelfläche, das von zwey größten Halbkreisen eingeschlossen wird, durch die Abwickelung in eine ebene Fläche verwandelt, so können die Halbkreise auf dem Segmente einander nicht mehr gleich bleiben; der mittelste wird nothwendig eine gerade Linie, die andern werden krumme Linien, und desto längere, je weiter sie von jenem mittlern entfernet sind. Sollte der mittelste Halbkreis die Länge, welche er auf der Kugel hat, behalten: so werden die äusserſten zu lang, und bey dem Aufziehen des Netzes würden Falten und Runzeln entstehen. Läßt man aber die äusserſten ihre Länge behalten: so wird der mittelste kürzer als er auf der Kugel ist; allein dies läßt sich durch die Dehnung des Papiers verbessern. Darum nimmt Hr. Kästner an, daß auf den Segmenten des Kugelnetzes die Umfangslinien die Länge eines halben grosses Kreises der Kugel haben, und betrachtet die Mittellinie nach der Länge des Segments als die Abscissenlinie, deren Anfang in die Mitte des Segments gesetzt wird, und sucht nun für einen gege-

benen Bogen des äuſſerſten Halbkreiſes von deſſelben Mitte an gerechnet, die dazu gehörige Ordinate und Abſciſſe. Die Ordinate wird dadurch gefunden, daß die Bogen der Parallelkreiſe wieder Kreisbogen nur von einem andern Halbmeſſer ſind, ſo wie die abgewickelte Fläche eines ſenkrechten Kegels ein Kreisausſchnitt iſt, deſſen Bogen der Umfang der Grundfläche des Kegels iſt. Die Gleichung für die krumme Umfangslinie des Segments iſt transſcendentiſch (eigentlich läuft ſie über und unter der Abſciſſenlinie mit unendlich vielen Schlangenwendungen fort,) und es iſt ziemlich beſchwerlich, nach Hr. K. Vorſchrift die zu ihrer Beſchreibung nöthigen Puncte zu ſuchen. Es läßt ſich aber eine bequeme und ſehr genaue abgekürzte Gleichung für die Abſciſſe X aus dem Bogen der krummen Linie finden. Die Länge der Abſciſſenlinie giebt Hr. K. wiewohl um eine Kleinigkeit unrichtig an, weil in der allgemeinen Berechnung der Coefficienten β. γ. δ ein kleines Verſehen vorgegangen iſt. Die Beſchreibung der Bogen der Parallelkreiſe, deren Halbmeſſer zu groß werden, mittelſt einzelner Puncte, ſcheint unbequem und ſelbſt nicht genau, weil die Halbkreiſe innerhalb des Segments auf dem Netze nicht mehr ihre Länge auf der Kugel behalten, wie es das Verfahren des 9ten Satzes vorauszuſetzen ſcheint. Kreisbogen von ſehr groſſen Halbmeſſern, möchten ſich mittelſt der Winkel ihrer Abſchnitte bequem beſchreiben laſſen. Die Halbmeſſer der Krümmung hat Hr. K. nicht in Betrachtung gezogen. Sie könnten inzwiſchen bey der Beſchreibung der krummen Umfangslinie des Netzes von Nutzen ſeyn, wenn ihre Berechnung nur nicht zu weitläuftig wäre. Doch laſſen ſie ſich in der Mitte des Segments und an der Spitze leicht angeben.

An

An der Spitze iſt der Krümmungshalbmeſſer unendlich groß, und der Winkel der krummen Linie mit der Abſciſſenlinie, ſo groß wie auf der Kugel der Winkel des äuſſerſten Halbkreiſes mit dem mittelſten: in der Mitte des Segments iſt er 3,7344, wenn der Halbmeſſer die Einheit iſt.

2) Herr Meiſter handelt von einigen optiſchen und mechaniſchen Würkungen, die Oel auf Waſſer gegoſſen, hervorbringet. Er glaubt nicht, daß das Oel die tobenden Meereswellen ſtillen könne. Was die Alten hierüber, und über eine andere Würkung des Oels, daß es das Waſſer durchſichtiger machen ſoll, geſagt haben, wird angeführt und geprüft. Weil ein paar Tröpfchen Oel auf dem Waſſer eine Art von Linſe bilden, die unter gewiſſen Umſtänden zum Vergröſſerungsglaſe dienen kan: ſo mögen die Alten hieraus auf die Meynung gekommen ſeyn, daß das Oel überhaupt die gedachte Würkung leiſte. Die Hauptabſicht dieſer Abhandlung aber iſt, die Erſcheinungen am Waſſer oder Waſſer und Oele in einem an einer Stange oder Seile hin und her geſchwungenen Gefäſſe zu erzählen und zu erklären. Die Materie iſt artig, und kan zu ſinnreichen Rechnungen Gelegenheit geben. Eine Beobachtung Franklins hat Hrn. M. zu ſeinen mit vielem Fleiße und Scharfſinn angeſtellten Verſuchen veranlaßt. Dieſer berühmte Mann hatte auf einer Seereiſe an der Decke der Cajüte eine Lampe aufgehängt, welche aus einem Glaſe beſtand, worin er Waſſer und darüber Oel gegoſſen hatte. Er bemerkte zu ſeiner Verwunderung, daß bey den Schwingungen dieſer Lampe das Oel oben ruhig, das Waſſer aber darunter in ſtarker Bewegung war. Als

das

das Oel abgezehrt war, blieb das Waſſer ebenfalls ruhig. Hr. Prof. Meiſter hat von ſeinen Verſuchen keine Maaßen angegeben. Inzwiſchen ſcheint die Urſache der dabey bemerkten Ereigniſſe darin zu liegen, daß die Schwerpunkte der beyden Flüßigkeiten ihre Lage gegen einander verändern, und daher mit ihren gemeinſchaftlichen Flächen gegen einander ungleich drücken, woraus eine Bewegung an dieſen Flächen entſtehen muß.

3) Herr Lichtenberg handelt noch ferner von ſeiner neuen Methode, die Bewegung und die Natur des elektriſchen Fluidum zu erforſchen. Er erzählt, welche Materien er ſowohl zur Annehmung der Figuren, als zu dem Staube mittelſt welches dieſe Figuren gebildet werden, am tüchtigſten gefunden hat, und ordnet ſie nach dem Grade ihrer Tüchtigkeit dazu. Er vertheidigt die Benennungen, poſitive und negative Elektricität, gegen die von einigen neuern dafür gebrauchten: Phlogiſton und Acidum. Er widerlegt auch diejenigen, welche ſeine elektriſchen Figuren aus andern Urſachen haben erklären wollen. Er zeigt, wie man ſie brauchen könne, die poſitive und negative Elektricität zu unterſcheiden, und mehrere neue Eigenſchaften zu entdecken. Zuletzt äuſſert Hr. L. noch den Gedanken, daß man vielleicht das Nordlicht dadurch erklären könne, wenn man annehme, die ganze Erde mit der Atmoſphäre ſey ein groſer Turmalin, nicht als wenn in der Erde ein großer turmaliniſcher Kern ſtecke, ſondern daß die Summe aller turmaliniſchen, in einzelnen Körpern nicht bemerkbaren Kräfte, Würkungen hervorbringe, die mit denen am Turmalin beobachteten analogiſch ſind, und das Nordlicht, ſo wie das ſchwächere und ſeltnere

nere Südlicht hervorbringen, auch die lebhaftere Entwickelung der organischen Körper in der nördlichen Hälfte der Erde verursache, weil der positive Pol des Turmalins nach der Gegend des Nordpols gekehrt seyn möchte.

Unter den historischen und philologischen Abhandlungen macht den Anfang eine von Hrn. Walch, worinn dieser Gelehrte zeigt, daß nur ein Maternus gelebt habe, nicht zu den Zeiten des Apostels Petrus, sondern des Kaisers Constantinus, daß er zu Cöln, nicht zu Trier, Bischof gewesen, und unter die ersten Lehrer der christlichen Religion in Deutschland zu zählen sey.

2) Hr. Heyne untersucht, was das für eine Krankheit gewesen seyn möge, die nach des Herodots und Hippokrates Bericht unter den Scythen gemein gewesen seyn soll, wodurch Männer sich für Weiber angesehen, weibliche Geschäfte verrichtet, weibliche Kleider angelegt, und in allen Stücken sich wie Weiber betragen haben. Hr. H. erklärt diese Krankheit für eine Unordnung des Verstandes und Schwäche des Körpers. Zur Erläuterung wird verschiedenes aus der Geschichte der nomadischen Völker in Asien angeführt, am meisten aber aus den Nachrichten von Amerika, vorzüglich in Florida, wo man Männer in Weibskleidern angetroffen hat, woraus allerhand Fabeln von Hermaphroditen entstanden sind, worunter man aber in diesen und andern Gegenden von Amerika Menschen zu verstehen hat, die sich eines unnatürlichen Lasters schuldig gemacht haben.

3) Herr Meiners setzt seine Abhandlung vom Zoroaster fort. Die Nahmen, welche dem

Zoro-

Zoroaſter beygelegt werden, ſind von den Griechen verdorben, wiewohl dieſes Entſchuldigung verdient, ſo wie auch, daß ſie ihm ſo mancherley Vaterland beylegen. In Abſicht auf die Zeit da er gelebt, verdienen diejenigen am meiſten Glauben, die ihn zum Zeitgenoſſen des Cyrus und des Darius Hyſtaſpis machen. Hernach unterſucht Hr Meiners ſehr umſtändlich die Nachrichten von den Lehren und Einrichtungen des Z. Wir müſſen aber deswegen auf die Abhandlung ſelbſt verweiſen, weil ein Auszug gar zu weitläuftig werden würde.

In dem Anhange älterer Abhandlungen werden geliefert, eine Abhandlung von dem ſeel. **Lowitz über die Zeichnung der Kugelnetze**, und von dem ſeel. **Zinn über den Unterſchied des Baues menſchlicher und thieriſcher Augen.** Die erſte iſt ſehr ſinnreich und mit ſchönen practiſchen Anmerkungen begleitet. Wir wollen verſuchen, in kurzen einen Begriff von der darinn gebrauchten Methode und zugleich einen Commentar dazu zu geben. Zuvor bemerke man, daß eine Ebene ſich über eine cylindriſche Fläche krümmen läßt, ohne eine Ausdehnung zu leiden, aber nicht über eine Kugelfläche. Nun gedenke man ſich zwey Meridiane, unter einem Winkel von 30 oder lieber noch weniger Graden, über welche man eine Ebene krümmt, ſo hat man ein Segment einer cylindriſchen Oberfläche. Dieſe läßt ſich abwickeln. Der Durchſchnitt eines jeden Meridians der Kugel mit derſelben iſt eine Ellipſe, jene beyden äuſſerſten ausgenommen, und wenn man die cylindriſche Fläche abwickelt, ſo verwandeln ſich alle Ellipſen ſo wie auch die äuſſerſten Meridiane, in krumme Linien von einer andern Natur, nur die

mittel-

mittelſte Ellipſe verwandelt ſich in eine gerade Linie. das meiſte bey dieſer Unterſuchung kömmt daher auf die Rectification eben dieſer Ellipſe an, deren Bogen nunmehr die Abſciſſen jener krummen Linien werden, wozu die Ordinaten Portionen von den geraden Linien auf der cylindriſchen Fläche ſind, die man ohne Mühe beſtimmen kann. Solchergeſtalt laſſen ſich die Meridiane erſt auf die cylindriſche Fläche, und von da auf eine Ebene tragen. Soll nun dieſe in ein Segment einer Kugelfläche gekrümmt werden: ſo trage man ſie in Gedanken zuerſt auf die vorhergedachte cylindriſche, und gedenke ſich in jedem Punkte eine Kraft, die die Fläche ausdehnt, nach einer Richtung, die, rückwärts verlängert nach dem Mittelpunkte der Kugel geht, und ſo ſtark, daß die ganze Fläche in die Kugelfläche falle. Dadurch werden alle Ellipſen auf der cylindriſchen Fläche mehr oder weniger ausgedehnt, und die auf dem ebenen Segment gezeichneten krummen Linien nehmen ihre gehörige Stelle als Meridiane ein. Die Lage eines jeden Punktes auf den krummen Linien des ebenen Segments zu beſtimmen, muß man die Projection dieſes Punktes von der Kugelfläche auf die cylindriſche ſuchen, nach der Richtung des Halbmeſſers in dieſem Punkte, weil die Dehnung nach der Richtung des Halbmeſſers geſchieht — Die Lowitziſche Methode kommt mit der Käſtneriſchen in den Reſultaten nicht ganz überein, obgleich die äußerſten Meridiane nach beyden keine Dehnung leiden, ſo leiden doch nach der erſtern der Bogen des Aequators und die Parallelkreiſe eine Dehnung, wenn das Netz aufgeſpannt wird, wie es auch der Natur der Sache angemeſſen zu ſeyn ſcheint — Noch müſſen wir einen und den andern Leſer warnen, ſich durch eine Anmerkung

des

des Hrn. M. Hindenburg, der ſich ſonſt um die Ausgabe der Lowitziſchen Abhandlung ſehr verdient gemacht hat, nicht irre machen zu laſſen. Er will das mehrgedachte cylindriſche Segment nicht dafür gelten laſſen, und giebt es für ein cylindroitiſches aus, beruft ſich auch auf den Serenus, der aber Prop. 6. ausdrücklich demonſtrirt, daß der Schnitt eines ſchiefen Cylinders, wenn er gleich der Grundfläche nicht parallel iſt, dennoch in einer gewiſſen Lage ein Kreis iſt. Die ganze Lowitziſche Methode beruht auf dieſer Eigenſchaft des Cylinders, obgleich der Verfaſſer es nicht erwähnt.

Herr Zinn macht verſchiedene leſenswürdige Bemerkungen über das Auge. Das dritte Augenlied, hat bey den Vögeln, ſeine beſondern Muſkeln. — Unter der bekannten Thränendrüſe liegt noch eine andere, die bis itzt noch nicht beſchrieben war: und dem ohnerachtet iſt ſie doch allen Thieren gemein — Von der Bewegung der Traubenhaut: es iſt falſch, daß die Erweiterung der Pupille ihr natürlicher Zuſtand ſey: denn nach der, gänzlich bey dem Tode erloſchenen Wärme, wird ſie faſt ſo ſehr verengert, als bey dem Einfalle des ſtärkſten Lichts, und bleibt auch ſo. Bey der äuſſerſten Zuſammenziehung wird der Augenſtern winklich. Seine Erweiterung im Todeskampfe (bey dem ſchwarzen Staare, dem Schlagfluß) muß alſo von einem Krampfe der länglichen Faſern der Regenbogenhaut entſtehen. Bey einer ſchlafenden Katze iſt der Stern äuſſerſt enge. Bey dem höchſt erweiterten und gegen das Licht unempfindlichen Stern, iſt noch Hofnung zur Heilung, welche aber bey der Blindheit gänzlich verſchwindet, wenn er höchſt verengert iſt, indem die Faſern der Regenbogenhaut alsdenn gelähmt

lähmt ſind. Der Reiz des Lichts würkt unmittelbar nicht auf die Faſern dieſer Haut, ſondern blos vermittelſt der markichten Haut, obgleich die Art der Mitleidenſchaft ſich nicht deutlich beſtimmen läßt. Richtete jene ſich nicht nach dem Reize der markichten Haut; woher rührte es denn, daß die Regenbogenhaut eines, vom ſchwarzen Staare befallenen Auges, allemal dieſelbe Veränderung mit dem geſunden Auge leidet, und ſich genau zuſammenzieht, oder erweitert, wie dieſes? da hergegen es bey dem ſtärkſten Lichte unverändert bleibt, wenn das geſunde Auge bedeckt iſt. Die Kräfte, wodurch die Regenbogenhaut, nach Maasgabe der markichten, erweitert wird, ſcheinen längliche Muſkelfaſern zu ſeyn: denn wenn das Ader-Häutgen von der Einſprützung roth iſt; ſo ſind in der Regenbogenhaut ſehr viele weiße, von Gefäſen ganz verſchiedene Faſern: überdem gehen auch verhältnismäßig die größte Menge Nerven nach dieſer Haut. Hienge jene Veränderung von dem Reiz des Lichts ab: wie würden die wenigen runden Faſern die ſo viel zahlreichere länglichte überwinden können? erfolgt dieſelbe aber mittelſt der Verbindung mit der markichten Haut; ſo ſezt dieſe bey einer geringern Würkung des Lichts die länglichen Faſern in Bewegung; und erſchlaft ſie bey einer ſtärkern; ſo wie bey dem Muſkel geſchieht, der die Trommelhaut ſpannt. Bey demſelben Grade des Lichts iſt der Stern bey entferntern Gegenſtänden weiter, bey nähern enger. — Etwas kann hierzu auch der ſtärkere Einflus der Säfte in die Waſſergefäſe der Regenbogenhaut beytragen: auch zieht der Stern ſich ſtärker zuſammen, wenn der Widerſtand gehoben iſt: z. B. wenn die wäßrige Feuchtigkeit herausgelaſſen iſt. — Dieſe Theorie,

die neu iſt, hat ohnerachtet deſſen, was ſich dagegen ſagen läßt, vieles für ſich: ſie erfordert doch aber noch mehrere übereinſtimmende Beobachtungen.

L. Dw.

II.

Ueber Sprache und Dichtkunſt. Fragmente von Klopſtock. Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung, 1779. 18 Bogen in kl. 8.

Wir haben mit Mühe das Buch durchgeleſen; und ſo gerne man auch von einem Klopſtock über deutſche Sprache und Dichtkunſt Unterricht annimmt, ſo glauben wir doch gewis, daß viele Leſer es wegen einer neuen Rechtſchreibung, die Hr. Kl. gewählt hat, werden ungeleſen laſſen; und im Ernſte wünſchen wir, daß die Heroldſche Buchhandlung bald eine neue Auflage dieſer Fragmente veranſtalte, in der alles nach der gewöhnlichen Orthographie gedruckt werde. Vielleicht wird alsdenn Hr. Kl. ſelbſt den ganzen Verſuch über die deutſche Rechtſchreibung, als ein Project, das nie wird ausgeführt werden, verwerfen, oder doch ſeine Gedanken in vielen Stücken, wo er vielmehr einer Ausſprecherey, um uns ſeines Ausdrucks zu bedienen, als der richtigen Ausſprache folgt, (z. E. wenn er Pfeile und die Feile, Pfand und fand, beydes durch Feile und Fand ſchreibt) ändern.

I. Vom deutſchen Hexameter. Vor etwa dreyßig Jahren haben zuerſt einige deutſche Dichter

(der

(der Verfasser des Messias nemlich, und Kleist in seinem Frühlinge, fast zu gleicher Zeit; wiewohl der kleistische Vers kein eigentlicher Hexameter ist;) versucht, deutsche Hexameter zu machen, die, wie Hr. Kl. will, keine griechischdeutsche Versart, sondern vielmehr eine deutsche sind; denn der häufige Gebrauch der Trochäen sey eine wesentliche Veränderung, er gebe dem Verse den vierten Theil mehr Abwechslung, oder so viel mehr Anlaß, gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und Leidenschaft, und der sinnlichen Gegenstände auszudrücken. Unsere Sprache schickt sich, nach Hr. Kl. Urtheil, in hohem Grade zu dieser Versart; und er vertheidigt sie in der ersten Hälfte der Abhandlung gegen verschiedne ihm bekannt gewordene Einwendungen und Angriffe, die er wörtlich anführet, doch ohne jemanden zu nennen. Wir wollen blos kurz die eigenen Gedanken der Verf. hier und da etwa auch mit einer Erinnerung, auszeichnen, ohne der Einwendungen zu gedenken.

Ein völlig griechischer Hexameter im Deutschen ist ein Unding. Der Daktyl ist in dem deutschen Hexameter der herrschende Fuß: und nach ihm werden am öftesten der Trochäe, am seltensten der Spondee gebraucht. Dem Jamben, den man für das ächte heroische Metrum unsrer Sprache hat halten wollen, ist ein öfterer Sylbenzwang nothwendig. Die Ursache davon ist, daß im deutschen sehr oft zwo kurze Sylben, und nicht selten zwo lange neben einander stehen. Auch nicht wenig zusammengesetzte poetische Wörter, und viele noch unentbehrlichere Wörter und Vorstellungen, als wiedergegeben, untergegangen, neben, über den Bergen, sind dem Jamben völlig unbrauchbar, weil bey ihnen selbst

den Sylbenzwang nicht statt hat. Der Hexameter hingegen gewinnt eben dadurch, wodurch der Jambe verliert. die Länge neben der Kürze passet für den deutschen Hexameter so gut, als für den Jamben. Endlich, daß man auch nicht ganz selten drey Längen neben einander antrift, ist dem Jamben noch nachtheiliger, als es dem Hexameter, der sich auch des Spondeen gebraucht, vortheilhaft ist; denn jener muß nun gar in dem kleinen Umfang von drey Sylben den so widrigen Sylbenzwang verdoppeln. Der Hexameter ist sonach in der ganzen Sprache zu Hause; der Jambe hingegen hat nur einen Winkel (wenn man ihm noch so viel einräumen kann) und diesen in Gesellschaft mit dem Hexameter inne. Zwar lassen einige Wortstellungen drey auch wohl vier Kürzen auf einander folgen, und etliche Wörter und Wortstellungen bilden den Antispast, z. Ex. Gesichtskreise. In diese kleinen Nebengebäude der Sprache darf der Hexameter nicht kommen; der Jambe aber auch nicht: nur die lyrischen Sylbenmaaße gehen zuweilen aus und ein.

Man wirft ferner dem deutschen Hexameter vor, daß er Kürzen und Kürzen, Längen und Kürzen (auch Längen und Längen, hätte mit zur Sache gehört) in Ansehung ihrer Verschiedenheit nicht gut zusammenstelle. Es giebt freylich gröſsere Längen, und so auch die Kürzen; der Hr. Kl. ist hier allzu subtil, indem er in der Antwort die Zusammenstellungen anführt, die seinem Ohre zu mißfallen scheinen. Dieser kleine Unterschied zwischen Kürzen und Kürzen, und Längen und Längen, ist so unmerklich, daß er das Ohr unmöglich beleidigen, und Wohlklang dem Verse nehmen kann. Auch dünken uns im Homer

προ-

προτιθέλεω ὅτε, ὄζω ἐνὶ u. ſ. f. keine durch den Sylbenzwang gekürzte Längen zu ſeyn: dem griechiſchen Ohr mußte ein langer Selbſtlaut und ein Doppellaut, wenn das folgende Wort (viel feſtner geſchihet es in einem und demſelben Worte) mit einem Selbſtlaut anfängt, kürzer klingen, und wurde daher von ihren Dichtern bald lang bald kurz gebraucht. Eben ſo wenig denken wir auch, daß der Accent dem Dichter die kurze Sylbe verlängert habe, und daß Homer nicht gut die lange und die minder kurze Sylbe zuſamme ſtelle, z. Er. in λίπε σφέος, κατὰ φρένα μεγάλ' ἴαχον, und andern ſolchen Wortſtellungen. Noch können wir mit Grund getadelt finden, daß er oft auch die lange Länge vor der längſten ſtelle, wie in ἐκ δ' ἔλαθε πτώξ, μητίετα Ζεὺς, θεσπιδαὲς πῦρ, δὲ σμερδνόν. Wir wiſſen ja nicht, wie lang dieſe Sylben einem griechiſchen Ohr geklungen haben. Aber ſo viel iſt gewiß: wenn in Abſicht auf die Verſchiedenheit der Kürzen und Längen der Hexameter nicht immer die beſte Zuſammenſtellung beobachten kann, ſo iſt doch das unbedeutend in Vergleichung mit dem, daß dem Jamben der Sylbenzwang unvermeidlich iſt.

Wenn man weiter, um zu zeigen, daß wir keine reine Quantität hätten, den großen Einfluß einwendet, den der Accent, (eigentlich der leidenſchaftliche Ton) auf die Stellung dieſer und jener Wörter, in die Länge und Kürze unſerer Sylben habe; ſo erinnert der Verfaſſer richtig, die Zweyzeitigkeit werde bey uns durch Regeln beſtimmt. Sie liegen theils in dem leidenſchaftlichen Tone, der ſie zur Länge, und theils in der Stellung der Wörter und Sylben, die ſie bald zur Länge, bald zur Kürze macht. Unſre Sprache bekömmt alſo

hierdurch einen Vorzug vor den beyden alten, in welcher die Zweyzeitigkeit allein durch den Vers beſtimmt wird. Gewiß iſt es kein Nebenumſtand, daß die deutſche Sylbenzeit nicht mechaniſch, ſondern begrifmäßig iſt. (Eigentlich, wir haben keine Poſition; und bey uns macht der leidenſchaftliche Ton eine ſonſt kurze Sylbe lang. Ganz anders die Griechen, die neben der metriſchen Ausſprache, denken wir, auch den leidenſchaftlichen Ton hören lieſſen.) Auch aus den wenigen Ueberbleibſeln unſrer alten Dichter führt der Verfaſſer viele Beyſpiele der altdeutſchen Polymetrie auch der hexametriſchen an; und ſonach ſey auch dieſes ein Beweis, wie gut unſre Sprache ſich zu dieſer Versart ſchicke. (Freylich war das Deutſch der Minneſinger noch von dem unſrigen eine ſehr verſchiedne, tonreichere und ſanftere Sprache.)

Gegen die Einwendung, daß unſer Jambe wohl dem griechiſchen Ohr eintönig ſeyn möchte, das der Polytonie gewohnt ſey, aber nicht dem unſrigen es ſeyn müſſe, das ſeine oligotoniſche Sprache täglich reden höre, wird richtig erinnert, daß gerade das, was den Gang der griechiſchen Sprache und der unſrigen unterſcheidet, ſehr leicht zu Monotonie werde. Die Griechen ſtellen nicht ſelten viele Längen und viele Kürzen dicht oder nahe zuſammen; und ſelbſt ihre Theoriſten warnen ſie, durch den Gebrauch beyder nicht auszuſchweifen. Einige Beyſpiele von dem Gange der griechiſchen Sprache giebt Hr. Kl. aus dem Demoſthen, in welchem die Griechen den beſten Numerus fanden. Die Stelle S. 38. ſcheint folgende aus der Rede von der Krone S. 247. zu ſeyn: ἀεὶ περὶ πρωτείων, καὶ τιμῆς, καὶ δόξης ἀγωνιζομένην τὴν πατρίδα, καὶ πλείω σώματα, καὶ χρήματα ἀναλωκυῖαν ὑπὲρ φιλοτιμίας. Aber das Sylbenmaas iſt

nicht

ganz richtig angegeben. Auch hätte hier können einer bekannten Stelle Longins §. 39. gedacht werden, wo er von einem Orte eben dieſes Redners in der angeführten Rede S. 291 ſagt, daß ſie ganz aus daktyliſchen Rhythmen beſtehe, die er εὐγενεςάτους καὶ μεγαλοπρεπεῖς nennt, und wo würklich, ſelbſt wegen der vielen Kürzen, der Numerus dem Inhalte wohl angemeſſen iſt. Doch wir ſehen, daß der Verfaſſer unten S. 174 auf eben dieſe Stelle ſtößt, und unter den daktyliſchen Füſſen beym Longin ſolche verſteht, die mit den Daktylen eine gewiſſe Aehnlichkeit haben. Aber Clarkens Urtheil über Homern Il. II, 537. ſcheint uns richtiger zu ſeyn, daß man in einer Proſe auf die Poſition nicht immer achten dürfe, wenn er die Stelle ſo abtheilt: |τῦτο τὸ|φήφισμα| τόν τότε |τῇ πόλει|περιςάν|τα κίνδυ|νον παρελ|θεῖν ἐπά|ηγεν ὥσ|περ νέφος. Nach dieſen Anmerkungen alſo verſtoßen ſelbſt die guten grichiſchen Skribenten oft gegen diejenige Regel, die ſie zu Vermeidung eines Fehlers, zu dem unſre Sprache ſelbſt unfähig iſt, nöthig haben. Freylich mag da der griechiſche Numerus den deutſchen übertreffen, wo die Vielheit der Kürzen und Längen mit ſtrenger Genauigkeit vermindert worden; aber wie oft iſt ſelbſt Demoſthen, weil er ſich die ausdrückendſten Worte nicht vom Numerus wollte rauben laſſen, an dieſer Klippe geſcheitert. Daher kommen denn auch griechiſche Hexameter, die ſieben oder gar neun ſich folgende Länge haben, viel öfter als es der Inhalt will, manchmal in völligem Widerſpruch mit ihm vor. Oft keucht ihr Hexameter unter der Spondeenlaſt und kann kaum fort. Ein paar Exempel ſetzen wir von denen, die der Verfaſſer anführt, hieher:

Μήνύ τοι ἐ χράισμη σκῆπτρον, καὶ τέμματα θεσῖο,
Δήεν ἀλλήλων ἀμφὶ τήθεσσι βοείας.

Gegen Hrn. Ramler in Batteux, der von den Alten ſagt, ſie hätten ein genauer abgemeſſenes Sylbenmaas gehabt, erinnert Hr. Kl. ihre Sylbenzeit ſey blos durch das Ohr beſtimmt worden, ſie ſey mechaniſch; die unſrige hingegen gründe ſich auf Begriffe; Mechaniſches, obwohl von andrer Art, nehme ſie nur bey Beſtimmung der Zweyzeitigkeit zu Hülfe, und thue dieſes nicht eher, als bis durch die Begriffe nichts mehr entſchieden werden könne. Z. B. Dich, ohne Leidenſchaft ausgeſprochen, iſt, nach einer Kürze, mechaniſch lang; aber mit Leidenſchaft ausgeſprochen, iſt es allemal lang, auch nach einer Länge, wo es ſonſt mechaniſch kurz ſeyn würde. Noch eine Unvollkommenheit der griechiſchen Quantität war es, daß das Zweyzeitige durch nichts anders als den Vers beſtimmbar war; und dieſe Beſtimmung iſt keine wahre. Ein kurzer Selbſtlaut, oder ein ſonſt kurzer Zweyzeitiger, konnte lang gebraucht werden, wenn das folgende Wort durch zween Mitlauter anfieng. (Der Fall iſt bekanntlich gar nicht ſelten, auch wohl vor dem einzigen ſchärfern ϱ, das in der Ausſprache alsdenn verdoppelt ward, z. Exemp. in Euripides Elektra v. 772. τίνι ξυθμῷ φόνε; Aber da, denken wir, hörte wirklich das griechiſche Ohr wegen der folgenden Mitlaute den Selbſtlaut ſtärker, und die Stimme hielt da länger an, gab ihm etwas mehr Länge, als er ſonſt vor einem einzigen Mitlaute gehabt hätte.) In welchen Strom des Beyfalls, ſagt Hr. Kl. würden wir uns über die begriffmäßige Sylbenzeit ergieſſen, wenn ſie der Alten ihre wäre; und mit welcher Geringſchä-

schätzung die mechanische, wenn sie die unsrige wäre, beeckeln! Der Accent der Griechen, den sie auch auf kurze Sylben setzten, und unser Ton seyen ganz etwas verschiednes; die Länge θεὼ in ἀνθεώπτε habe wahrscheinlich gar keinen Ton, wenigstens nicht den unsrigen; und gewis habe die Länge mit dem sinkenden Accent, z. Ex. πεσῶν, keinen Ton gehabt. (Wir hielten immer diesen Accent blos für verschiedene Schreibart, für den Endaccent; und glauben, daß überhaupt die Accente zur Anzeige der gemeinen Aussprache in den spätern Zeiten hinzugesetzt worden.) Nur die mit dem doppelten Accente dürften vielleicht unserm Ton ähnlich gewesen seyn; und vielleicht sey φῶτες wie unser Loben, ausgesprochen worden; θεῶν wie unser Strom. Doch sey auch das ungewis, und man könne auch diese Längen, in Vergleichung mit den unsrigen, tonlos nennen. Bey Aussprechung der deutschen Länge schallt der Ton vornemlich mit dem Selbstlaute; und die Mitlaute werden darüber weniger gehört, und sind von geringerer Wirkung. (Daß die Schnelligkeit der Aussprache mit der Zahl der Mitlaute so gar zunehme, finden wir nicht. Ueberhaupt kann man Ton und Länge gar wohl unterscheiden. Aber bey uns gibt auch der Ton eine Länge.) Unsre Länge habe keinen zu grossen Umfang; und er sey für den Vorleser deutscher Gedichte eine gute Regel: die Länge etwas stärker, als im Gespräche, oder bey der Vorlesung der meisten Prose, hören zu lassen. Unsre Länge hat allezeit den Sprachton. Wir gehen daher, sagt der Verf. immer nur über: bey den griechischen Dichtern, bey welchen oft eine Länge, die den Sprachton nicht hat, mit Leidenschaft muß ausgesprochen werden, muß der Redende einen Sprung thun; und

ſie verlieren dadurch nicht wenig von der Stimmentragung. Von unſern Kürzen würden dem Ohr der Griechen viele ſogar Längen geweſen ſeyn. Ihre kurzen und die zweyzeitigen Selbſtlaute, wenn ſie ſonſt kurz waren, wurden durch Poſition lang, als gel in ſegelte, oder tes in ſanftes Geliſpel; ſelbſt wenn die Mitlaute beyde zur nächſten Sylbe, oder zum nächſten Worte gehörten, z. Ex. ge in Geſtade, und te in Laute klang. Nur das letzte, ſagt der Verf. war zweyzeitig; und hierin folgten ſelbſt die Römer den Griechen nicht. (Aber wirklich müſſen doch dem griechiſchen Ohr zwey ſtumme Mitlaute nach einem kurzen Selbſtlaut, eine Sylbe lang gemacht haben; auch wo in der nächſten Sylbe, oder im nächſten Worte zween Mitlaute folgten, muß ihnen der kurze Vokal etwas nachgetönt haben; und wirklich klingt er auch im Deutſchen etwas ſtärker, oder die Stimme hält länger an, wenigſtens bey Vorleſung eines Gedichts z. Ex. die Laute klang. Aber weil doch beyde Fälle keine volle Länge gaben, ſo ſtand es dem Dichter frey, eine kurze Sylbe, welcher ein ſtummer Mitlaut mit einem flieſſenden, oder überhaupt wenn zween Mitlaute, die eine Sylbe anfangen konnten, folgten, auch kurz zu gebrauchen, z. Ex. πολυς - ἀφυλόν θ' ἱ - ϛι - αίχεν Il. 11, 537. Αιγυ - πτιῶν Odyſſ. XIV, 263. Ἠλε - κτρυωνος in Heſiods Schilde v. 3. Hr. Kl. ſagt ſonach unrichtig, be in Beſtand ſey bey den Griechen und Römern allemal lang geweſen; hingegen hätten ſie die kurze Sylbe wenigſtens zweyzeitig gemacht, wenn in eben dem Worte die folgende mit gewiſſen Mitlauten anfieng, z. Ex. be in Begriff. Da habe man doch wenigſtens das Unangenehme der Kürzendeh-

nung

nung gefühlt, und ſich, unter dem Schutze eines Scheingrundes, davon los zu machen geſucht; denn einmal könne die noch nicht ausgeſprochene Sylbe nichts verändern. Ueberhaupt können wirs nicht leugnen, und unſre Leſer werden es aus unſrer ganzen Anzeige bemerkt haben, daß uns Hr. Kl. aus Liebe zum Vaterländiſchen, gegen die griechiſche Sylbenmeſſung etwas partheyiſch vorkömmt. Durch das genau abgemeſſene Sylbenmaas der Alten ward doch ihre Sprache klingender und muſikaliſcher.) Mit Vergnügen haben wir doch die folgenden Betrachtungen über unſre Dichtkunſt und Sprache geleſen. Bey den Alten iſt das Mechaniſche Urſach der Sylbenzeit; bey uns iſt es bis auf das, welches die Zweyzeitigkeit mit beſtimmt, nur Beſchaffenheit. Länge iſt bey uns Kennzeichen eines Hauptbegriffs, Kürze eines Nebenbegriffs; z. Ex. Ruf, Rufes. Wenn nun dieſer Nachdruck, ſagt Hr. Kl. da iſt, wo er nicht hingehört, und ihn z. B. die Stammſylbe nicht hat; muß man nicht eine Sylbenzeit, die ſolche Widerſprüche nothwendig macht, in ihrer erſten Anlage für verwahrloſet halten? Es ſey keine leichte Aufgabe: die Urſachen zu finden, welche irgend eine Nation dahin bringen können, ſich zu einer ſo widerſinnigen Vertheilung der Längen und Kürzen zu vereinigen. (Wir denken auch hier verſchieden. Me miſerum, ein Exempel, das der Verf. ſelbſt nachher anführt, wurde ohne Zweifel im gemeinen Geſpräch und in der Poeſie me miſerum ausgeſprochen, mit dem leidenſchaftlichen Ton auf der zweyten Sylbe, die dem Dichter doch kurz blieb, weil ſie wirklich, des leidenſchaftlichen Tons ungeachtet, kürzer tönt, als me. Und ſonach trift auch aller folgende Tadel die Alten nicht, daß man bey ihnen oft Worte an-

antreffe, die ſich entweder in Anſehung des ausgedrückten Gedankens vor den übrigen auszeichnen; oder den ſtärkſten leidenſchaftlichen Ton erfodern, und doch gar keine Länge haben. z. B.

Scribendi recte ſaper eſt et principi et fons.

Auch mit der Kürze kann die Deklamation den leidenſchaftlichen Ton hören laſſen. Es iſt auch, dünkt uns, nicht ſo ſehr zu bewundern, daß eben die Veränderungsſylbe, die die Fälle unterſcheiden lehrt, auf eine Nation einen beſondern Eindruck machte, und daß ſie dieſer einen ſchärfern Accent gaben.)

Weiter wird die Härte unſrer Sprache eingewandt. Aber eigentlich muß nur die Frage ſeyn, von der Sylbenzeit. Das Weſentliche, worauf es bey Unterſuchung der Schicklichkeit einer Sprache zu einer Versart ankäme, wäre, daß ſie wirkliche Längen und wirkliche Kürzen hätte, und nicht wegen vieler unbeſtimmbarer Zweyzeitigkeiten hin und her ſchwankte. Weiter kämen zwar mehr Mittellaute und Doppellaute in unſrer Sprache, auch die Nebenbeſchaffenheiten der Längen und Kürzen, in Abſicht auf ihre Grade, in Betrachtung; müßten aber doch vornemlich von Seiten des Wohlklangs oder Uebelklangs angeſehen werden. Ueberhaupt redet der Verfaſſer auch hier von dem Klange unſrer Sprache, ein Stück aus ſeiner Grammatik, die wir ganz zu erhalten wünſchen. Der Klang der griechiſchen Sprache ſey vornehmlich ſanft, aber nicht ſelten auch hart und weich; der deutſchen vornehmlich ſtark, oft auch ſanft, und ſelten hart. Und wenn man auch bey der deutſchen Sprache ſtatt ſelten wollte oft gelten laſſen; ſo würde ſie doch bey der Vergleichung nicht verlieren. Wirklich iſt in einer Stelle Homers,

wo

wo nach vielen ſtarktönenden Wörtern, wie ſie der Inhalt foderte, ἦιε auch etwas ſagen will, der üble Eindruck des Weichen ſehr auffallend. Die Verſe ſind im erſten Geſang der Iliade folgende:

Βῆ δὲ κατ' ἠλύμποιο καρήνων χωόμενος κῆρ,
Τόξ' ὤμοισιν ἔχων ἀμφηρεφέα τε φαρέτρην.
Ἐκλαγξαν δ' ἄρ' ὀϊστοὶ ἐπ' ὤμων χωομένοιο,
Αὐτῆ κινηθέντος· ὁ δ' ἤιε νυκτὶ ἐοικώς.

Kein Dichter, auch Kleiſt nicht, bey dem man ſelbſt manchen Sylbenzwang findet, hat je verſucht, ſich auf die Kürzen einzuſchränken, die es auch nach den Regeln der beyden alten Sprachen ſind: nur einmal hat es Uz in einem kurzen Gedichte, ſeinem Frühlinge gethan. Nach dieſen Regeln beſteht der Hexameter,

Tönender ſangen verborgen von Büſchen mit liebender Klage,

aus lauter langen Sylben. Und aus gleicher Urſach ſind im folgenden Verſe aus Uzen die bezeichneten Sylben lang:

Der Frühling welcher anitzt, durch Florens Hände begränzet.

Oder ſollen ſie kurz ſeyn, ſo haben wir gar für eine und dieſelbe Versart zweyerley Sylbenzeit. Daß es unter unſern Dichtern ſehr genaue Beobachter der Sylbenzeit gebe, leugnen wir nicht; auch im Bodmeriſchen Homer ſind die meiſten Hexameter ſehr richtig gemeſſen und wohlklingend; doch können wir wiederum Hrn. Kl. nicht beyſtimmen, wenn er behauptet, die deutſchen Dichter hätten die Sylbenzeit

heit beſſer beobachtet als Homer, und wenn er in dieſem Dichter unzählige Kürzendehnungen, und noch mehr Kürzungen der Länge findet. Aber gewiß iſt, daß Homer weit weniger Schwierigkeit bey Bildung des Verſes gefunden hat, als die deutſchen Dichter: er durfte den meiſten Wörtern Buchſtaben und Sylben geben, oder nehmen; und ſeine Sprache hatte eine viel freyere Wortfolge, als die unſrige.

Oßian, ſagt man ferner, Milton, Young und andere Britten haben die herrlichſten Gedichte in Jamben oder ähnlicher Versart geſungen; und niemand hat noch über ermüdende Monotonie ihrer langen Gedichte geklagt. Hr. Kl. antwortet: In allen Sprachen, die von der lateiniſchen abſtammen, und der engliſchen iſt man, ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bis itzo, in der Verskunſt nicht weiter gekommen, als daß man gewiſſe Sylbenzahlen beobachtet hat. Der Dichter kann da nun entweder blos richtig zählen, oder er kann auch darauf ſehen, daß ſein Vers gute und bedeutende Füſſe habe. Die Deutſchen haben ſchon ſeit Luthern, und noch mehr ſeit Opitzen Sylbenmaaße gehabt; aber wegen ihrer Einförmigkeit, und noch mehr, weil viele poetiſche Wörter, und oft noch unentbehrlichere durch ſie unbrauchbar werden, möchte man wünſchen, daß unſre Dichter fortgefahren hätten, die Sylben nur zu zählen. Die engliſch Jambies ſind ganz was anders als deutſche Jamben. Z. B. folgender Vers iſt aus Miltonen, aus welchem Hr. Kl. noch mehrere anführt:

˘ ˘ ˘ – ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘
In the Beginning, how the Heavns and Earth.

Und vollends Oſſian! Der ſang in den völlig freyen Versarten unſrer alten nordiſchen Dichter, die ſogar

die

die Sylbenzahl nicht kannten; vermiſchte mit erzählenden Verſen andre lyriſche mit dem Inhalt einſtimmige, auf die uns Macpherſon ſo oft aufmerkſam macht. Aus Joungen und andern engliſchen Dichtern gibt der Verf. keine Beyſpiele; und überhaupt meſſen doch die Engländer ſchon mehr die Sylben, als die franzöſiſchen Dichter, die blos zählen. Z. B. Die fünf erſten Verſe aus Youngs Nächten, wiewohl ſie auch nicht völlig reine Jamben ſind:

Tir'd Natur'es ſweet reſtorer, balmy ſleep!
He, like the world, his ready viſit pays
Where Fortune ſmiles; the wretched he forſakes;
Swift on his downy pinion flies from woe,
And ligths on lids unfully'd with a tear.

Und Hr. Kl. in ſeiner Ode, der Bach, ſagte ſelbſt:

Der groſſe Sänger Oßian folgt *
Dem Getön des vollen Baches nicht ſtets!
Ferne, zählt Galliens Lied laute nur;
Zwiſchen der Zahl, ſchwankt und dem Maas
Der Britte — —

Mit der jambiſchen Versart iſt es gut den Reim zu verbinden, um die Eindrücke, die die Monotonie der Bewegung macht, einigermaſſen zu ſchwächen; und beym Vorleſen eines ſolchen Gedichts ſolle man nach der wahren Quantität leſen. Worin der deutſche Herameter, nach ſeiner Vorſtellung, den griechiſchen übertreffe, läßt Hr. Kl. nun noch einmal überſehen, das meiſtens nur verkürzte Wiederholung des Geſagten iſt. Gelegentlich ſagt er von der Probe einer im Jamben verdeutſchten Ilias, daß in ihr gedehnte Kürzen, falſchbeſtimmte Zweyzeitigkeit, und

ver-

verschobene Grade ein solches prosodisches Gewirr machten, daß es eine rechte Lust zu hören sey. So weit die erste Hälfte der Abhandlung, über die Schicklichkeit unsrer Sprache zum Hexameter.

Von der zweyten Hälfte folgen nur die meisten Grundsätze; die nämlich der Doppelfüsse, und des poetischen Perioden fehlen. Zeitausdruck nennt der Verf. die langsame, oder schnelle Bewegung der Worte: sie bezeichnet vornämlich Sinnliches, und dann auch gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft. Von einer andern Seite angesehen, hat die Bewegung Tonverhalt, z. E. wenn ⏑ ⏑ — —, in dem Reihntanz ausgesprochen wird, so bewerkt man ein Steigen von den Kürzen zu den Längen, und Uebereinstimmung. Hingegen hat ⏑ — — ⏑ Gerichtsdonner fast noch mehr Abstechendes, und die umgekehrte Stellung — ⏑ ⏑ — Wonnegesang giebt wieder eine der schönsten Uebereinstimmungen. Die Gegenstände desselben sind Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft, und was etwa vom Sinnlichen durch ihn kann ausgedrückt werden. Die Wortbewegung ist in der Verskunst die Hauptsache. Wohlklang ist ihm zwar nicht gleichgültig; aber es ist schwächerer Ausdruck, und überdies im einzelnen selten anzutreffen. Demetrius nennt den Tonverhalt Rhythmus, wenn er sagt, daß viele sich folgende Längen keinen Rhythmus hätten. Sonst erklären sich die griechischen Theoristen manchmal über die Sache sehr falsch, z. Ex. Dionys sagt vom Daktyle, daß er ungemein viel Ernstes habe, und setzt zum Beyspiele hinzu:

Ἰλιόθεν μὲ φέρων ἄνεμος κακόνεως πέλασσεν.

Offen-

Offenbar verwechselt er da die künstlichen Füße der Daktyle mit den Wortfüßen, die ein Choriamb, zween Anapäste, ein Päon und ein Amphibrach sind. Hier redet der Verf. von künstlichen Füßen und von Wortfüßen. Der Hexameter,

Schrecklich erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar,

hat sechs künstliche und vier Wortfüße. Die Wortfüße sind: — ⏑ ⏑ — Schrecklich erscholl, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ der geflügelte — ⏑ ⏑ — Donnergesang ⏑ ⏑ — — in der Heerschaar. Der Zuhörer hört nur die Wortfüße, und urtheilet nach diesen über den Vers. Wenn ein Fuß mehr Längen als Kürzen hat, so ist der Zeitausdruck langsam, und wenn mehr Kürzen, schnell. Der Tonverhalt bestimmt oft die Grade. Langsam ist ⏑ — — der Ausruf, langsamer — — ⏑ Ausrufe, noch langsamer — ⏑ — Wetterstrahl; schnell ⏑ — ⏑ Gesänge, schneller — ⏑ ⏑ Flüchtige, noch schneller ⏑ ⏑ — die Gewalt. Wenn die Zahl der Längen und der Kürzen gleich ist, so werden die Füße durch den Tonverhalt entweder langsam oder schnell. Die Sturmwinde ist ein langsamer Fuß, und Wonnegefühl ein schneller. Die Theoristen der Alten dachten sich die Sache ganz anders. Die kurze Sylbe, sagten sie, hat eine Zeit, und die lange zwo Zeiten. Nach ihnen waren folgende zwo Verse gleichzeitig:

Wuth, Wehklag', Angstausruf lant aufscholl von dem Schlachtfeld.
Eile dahin, wo die Lanz und das Schwerd im Gedräng dich erwarten.

Und gar vier Zeiten weniger als der letzte hatte folgender, der uns gleichwohl länger dauert:

Hör den Klageton, und schau die Wunden des Freundes.

(Eigentlich nach der griechischen Aussprache, doch nur Eine. Und wirklich, dünkt uns, hatten die Alten zu ihrer Berechnung, wenn man sie von einer andern Seite ansieht, und den leidenschaftlichen Ton, der eine Länge stärker hören läßt, oder die Stimme bey einer Kürze anhält, von der wahren Länge und Kürze unterscheidet, Grund. Die Glieder des Verses müssen, wie die Takte in der Musik, gleichlang und gleichförmig seyn; wenn gleich der eine geschwindere Töne hat, als der andre. Immer empfinden wir doch bey dem Trochäen im Hexameter, wenn nicht Leidenschaft oder Stellung ihn verlängern, gleichsam einen Mangel im Takte. Aber freylich kan dieser Eindruck sehr vermindert, oder vielmehr ganz gehoben werden, wenn man, neben dem öftern Gebrauch unsrer nicht wenigen Spondeen, und ausser der Leidenschaft, die auch die kürzeste Sylbe beynahe lang macht, oder doch die vorhergehende länger dehnet, gerne nur solche Trochäen wählt, die eine nicht zu leichte Kürze haben, und die nach der griechischen Aussprache Spondeen seyn würden. Durchaus findet man auch in den Chören der griechischen Tragiker die Regel der Gleichzeitigkeit beobachtet; ofte wird eine lange Sylbe in der Antistrophe in zwo kurze aufgelöset, oder statt eines Dijamben steht ein Antispast.) Nach Hrn. Kl. Urtheil, haben nur die lyrischen Sylbenmaasse, bis auf den Unterschied, der aus den verschiednen Längen und Kürzen entsteht, auch für das Ohr Gleichzeitigkeit. Dennoch achte der Zuhörer nicht auf diese; ihn beschäftige allein der Zeitausdruck und der Tonverhalt, und das Vergnügen an ihrer Wiederkehr. Verschiedne Langsamkeit also oder Schnelligkeit ist nach Hrn. Kl. das Wesentliche des Zeitausdrucks. Sein Gebiet ist vor-

vornemlich das ſinnliche: das langſame oder ſchnelle, und das hiermit Verwandte faßt er in ſich. So hat z. E. Homer durch den langſamſten Hexameter Odyſſ. XV, 333.) den verwandten Begriff des Schweren ausgedrückt:

Σίτυε, καὶ κρειῶν, ἵνʼ ἄνευθε βεβρίθασιν.

Das Sanfte, das Starke, Muntre, Heftige, Ernſtvolle, Feyerliche und Unruhige, und das in einer gewiſſen Nähe ihnen Verwandte, auch vom Sinnlichen noch die gehinderte Bewegung, kann der Tonverhalt ausdrücken. Der Verf. zeigt die Füße an, welche die erwähnten Beſchaffenheiten, mehr oder weniger, ausdrücken.

Die Doppelfüße (Hr. Kl. verſteht die Wortfüße darunter) werden blos berührt. Sie vermindern bald das Uebereinſtimmende und das Abſtechende, bald vermehren ſie das eine oder das andere, z. B. — ∪ ∪ — Wonnegeſang iſt übereinſtimmend; aber in dem Doppelfuſſe, Stürme des Nords huben die Fluth, verliert ſich etwas von der Uebereinſtimmung. Der einſylbige Fuß — Wurf, giebt dem Worte, beſonders wenn es gut geſtellt iſt, viel Bedeutung, und läßt den Herzug der mannigfaltigen metriſchen Bewegungen gleichſam Halte machen. Eine kleine Ausſchweifung vom Numerus. Die Urſach, warum die Eindrücke des Sylbenmaſſes ſo ſtark ſind: die Vorſtellungen des Sinnes der Worte bekommen wir nicht ganz ſo ſchnell, als die, welche durch die Wortbewegung entſtehen. Aber der Dichter kann ſich bey dem metriſchen Ausdrucke nicht immer genug thun. Für einige Gedanken hat das Sylbenmaas keinen Ausdruck; und dann muß er auch die ausdrückendſten Worte,

denen aber oft die paſſende Bewegung fehlt, nothwendig wählen. So bald entweder nur der Zeitausdruck, oder nur der Tonverhalt zum Gedanken paßt, ſo ſchallt das Paſſende dadurch ſo hervor, daß darüber das andere nicht bemerkt wird. Z. E.

Aber da rollte der Donner von dunkeln Gewölken herunter.

Hier wird über der Schnelligkeit des Zeitausdrucks, das nicht paſſende Sanfte des Tonverhalts nicht bemerkt. Das Sylbenmaas, wenn es dem Inhalte nicht angemeſſen iſt, verliert, weil es, unterſtützt vom Inhalte, nicht Bedeutung genug hat, das meiſte von ſeiner Wirkung. Aber das nicht angemeſſene, oder getrennte Sylbenmaas misfällt, wenn es ſo ſtarke metriſche Bedeutung hat, daß es durch die Trennung nicht genug von ſeiner Wirkung verliehrt. Der Ausdruck, den der Tonverhalt hat, meint der Verf. könne nicht übertrieben werden; aber der Zeitausdruck kans. Man kan zu ſchnelle, oder zu langſame Verſe machen. Vom lebendigen Ausdruck wiſſen die neuern Theoriſten (doch gewis nicht, wie wir es wenigſtens finden, Hr. Sulzer) ſo wenig, daß ſie mir den übertriebenen ſo nennen. Er muß vornemlich auch dem Inhalte angemeſſen ſeyn; iſt dieſes aber beſonders alsdenn nicht, wenn jener nicht wichtig genug iſt, um durch ſo etwas heraushebendes unterſchieden zu werden. Es iſt nicht leicht, die Bewegungen des ungetrennten Sylbenmaaſſes ihren Tanz ſo halten zu laſſen, daß ſie in ihren Wendungen weder Anſtrengung noch Schwäche zeigen, und man den Zeitausdruck und Tonverhalt mit gleichem Schritte fortführe, oder den einen recht weit vortreten laſſe, damit der andre weniger bemerkt werde.

Auch

Auch Homers Verse gehen nicht selten ihren Weg für sich, und lassen den Inhalt den seinigen gehn; oder sie gehen gar gerade zu gegen den Inhalt an.

II. Ueber die deutsche Rechtschreibung. Die Abhandlung ist schon vorhin einzeln, auch im zweyten Theile der Campischen Sammlung von Erziehungsschriften gedruckt werden. Hrn. Kl. Grundsatz ist: Das Gehörte der guten Aussprache nach der Regel der Sparsamkeit zu schreiben. Die Erleichterung der Sprachkenntnis, sollte wohl vielmehr der höchste Grundsatz seyn; und der Verf. ist selbst seinem Grundsatze oft untreu geworden. Doch wir wollen keine Einwendungen machen, die jeder aufmerksame Leser, der die Kl. Rechtschreibung mit der Aussprache vergleicht, leicht machen wird; und nur eine Stelle zur Probe, wenn sie anders nur unser Setzer im Stande seyn wird zu setzen, abschreiben.

„Ich wolte, so fil mir nur immer möglich were, von „der jezigen Rechtschreibung beibehalten. Auf di„ser Ursach hab' ich es in folgenden ferse̊n. Ich „schrib̊ z. E. das ferkürzte flit es nicht, wi ich hette „tun̊ sollen, fliz, sondern flitſ; so auch nicht Lichz, „Wollauz, sondern Lichtſ, Wollautſ, u. s. w. „Ferner nicht, wi ich gleichfals hette tun̊ sollen, Glür, „sondern Glükſ u. s. w. Ich gestehe übrigens gern, „daß Glür ganz anders ausſit, als Glücks, und „daß fliz für flieht's noch fil weiter von dem ge„wöhnlichen abweicht. Ich leugne aber so wenig, „daß mein Auge durch alles dies Ungewöhnliche an-

„fangs auch beleidigt wurde. Aber das war bald „forbei. Jezt se ich es gern so rein for mir, wie „mans hört, und spricht. Man komt mir zuweilen „mit den Engländern und Franzosen, und sagt, daß „di es noch fil toller machten wi wir.„ (Eigentlich das auch wohl nicht; denn sie sprechen die Buchstaben selbst anders aus wie wir.) „Ein Grund soll „dies doch wol nicht sein? Nun ein Trost denn. „Aber wenn wir es nur wi di Grichen und Römer „machten, und dan nicht nöthig hetten uns zu „trösten?“

III. Von der Darstellung. Ein Dialog, nicht über die Darstellung überhaupt, sondern blos des Dichters. Es giebt wirkliche Dinge, fast wirkliche Dinge, d. i. so lebhafte Vorstellungen, daß die Dinge uns gegenwärtig und beynahe sie selbst zu seyn scheinen, und blosse Vorstellungen. Wer sehr glücklich oder unglücklich, und lebhaft dabey ist, dem werden seine Vorstellungen oft zu fastwirklichen Dingen. Der Dichter stellt diese Gegenstände Andern dar. Der Zweck der Darstellung ist Täuschung. Die Darstellung des Dichters ist täuschender, als die des zeichnenden Künstlers. Der Gegenstand muß darstellbar seyn. Vornemlich ist ers alsdann, wenn er erhaben ist, und wenn er viel Handlung und Leidenschaft in sich begreift. Hervorgebracht wird die Darstellung, durch Zeigung des Lebens, welches der Gegenstand hat; durch genau wahren Ausdruck der Leidenschaft, durch Einfachheit und Stärke, die aber eine wahre, nicht Anstrengung

seyn

seyn muß, durch Zusammendrängung des Mannigfaltigen; durch die Wahl kleiner, und doch viel bestimmender Umstände; durch Innerlichkeit, oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache: durch Ernst; endlich durch herzlichen Antheil des Dichters an dem, was er sagt. Der Dichter muß, um das Gedachte gut auszudrucken, genau den Bedeutungsumfang der Worte kennen, und sorgfältig die edlen wählen, und sie gut stellen. Der Wohlklang, und noch mehr das bedeutende Sylbenmaas, haben viel Ausdruck, wenn sie zum Inhalte passen; und unterbrechen die Täuschung, wenn sie nicht dazu passen. Die Empfindungen, wofür die Sprache keine Worte hat, oder vielmehr nur die Nebenausbildungen solcher Empfindungen, kann der Dichter durch die Stärke und Stellung der völlig ausgedruckten ähnlichen mit ausdrücken. Ueberhaupt wandelt das Wortlose in einem guten Gedichte umher, wie in Homers Schlachten, die nur von wenigen gesehenen Götter. Die Darstellung scherzhafter Gegenstände macht ihre Eindrücke blos auf die Einbildungskraft. Die Darstellung des Ernsthaften macht die übrigen auf die ganze bewegte Seele. Auch die beste Darstellung in dem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig von ihrem Eindrucke, wenn das ganze nicht durch Wahrscheinlichkeit, Ebenmaas, Abstechendes, gehaltenen Hauptton, und durch Zwecke, ein schönes Ganzes ist. Je näher der Dichter dem völlig richtigen Umrisse der Darstellung gekommen ist, desto lebhafter fällt auch dem Zuhörer ein wenig Unerreichtes, oder gar Verfehltes auf.

IV. Von der Wortfolge. Eine gute Ordnung, die das vom Gedanken nach genommen gelobt

ſich folgen läßt, macht nicht etwa blos, daß man den Perioden deutlicher, als bey einer nicht guten, ſondern auch, daß man ihn ſchneller denkt. Und das Schneller iſt überhaupt von nicht kleinem, und bey der Darſtellung iſt es von ſehr groſſem Gewicht. Der Dichter geht in Anſehung der Wortfolge am oftesten von dem Proſaiſten ab; und er muß es thun, wenn er ſich anders, auch in dieſem Betracht, poetiſchrichtig ausdrücken will. Die Sprache des Griechen und des Römers hat keine feſtgeſetzte proſaiſche Stellung, und alſo auch keine abweichende poetiſche. Uns lehrt die Stellung ſchon, wohin man den Nachdruck zu legen habe; dem Römer und dem Griechen nicht. Die Griechen giengen doch in der Verwerfung der Worte nicht ſo weit, als die Römer. Homer iſt unter jenen der enthaltſamſte. Hr. Kl. überſetzt eine Stelle aus ihm, in der die Wortfolge beynahe völlig deutſch iſt. Die verworfene Wortfolge der Alten, meynt Hr. Kl. ſey daher entſtanden, daß man eine Menge Wörter mit lauter Längen oder lauter Kürzen hatte; man trennte die vielen Längen und Kürzen, um einen ſchönen Numerus zu haben, und wurde bald geſetzloſer, als es die Noth erfoderte. Er kenne, ſagt er, die Wirkungen des Numerus; aber die dem Denken und Empfinden gemäße Wortfolge ſey überhaupt wichtiger, und ihre Zerſtörung insbeſondre der Darſtellung ſehr nachtheilig. (Aber nun eben, dünkt uns, iſt die deutſche Wortfolge nicht allemal die der Natur und dem Denken gemäße; und daß, wenn wir gezwungen ſind immer einerley Weg zu gehen, der Grieche und Römer mehrere Freyheit hatte, und die Gedanken in der natürlichen Ordnung, ohne durch ein feſtgeſetzte Wortordnung, gezwungen zu ſeyn, konnte folgen laſſen, iſt ein Vor-

zog dieſer alten Sprachen. Der Dichter ändert die Wortfolge, wenn er den Ausdruck der Leidenſchaft verſtärken will; wenn er etwas erwarten laſſen; wenn er unvermutheter ſagen, oder endlich wenn er dem Perioden gewiſſe Nebenſchönheiten geben will, wodurch er etwa mehr Wohlklang, oder leichtere und freyere Wendungen erhält. Den erſten Grundſatz der Leidenſchaft drückt der Verf. kurz ſo aus: Weſſen das Herz am vollſten iſt, davon geht am erſten der Mund über. Nach dem zweyten der Erwartung entfernet man weiter als gewöhnlich iſt, das Wovon vom Anfange des Satzes. Unſre Sprache zeigt ſchon darinne einen Hang, Erwartung zu veranlaſſen, daß ſie das Beywort vor die Benennung, und die Modification vor das Modificirte ſetzt. Nach dem Dritten des Unvermutheten kömmt noch etwas hinzu, wo es die gewöhnliche Wortfolge nicht mehr vermuthen lies. Z. B. Hermann richtete in der erſten Siegsfreude ein unordentliches Denkmal von Schildern, Schwerdtern und Lanzen auf, und von den Adlern der Legionen. Wer den vierten Grundſatz der Nebenausbildung wohl anwenden will, muß viel kleine, aber genaue und wahre Unterſchiede zu machen wiſſen, und ſtark in der Sprache ſeyn. Denn ſonſt mißlingen ihm dieſe letzten Ründungen des Perioden ſo ſehr, daß ſie Auswüchſe werden. Und das verunſtaltet denn doch die gröſſeren Schönheiten.

V. Von abwechſelnden Verbindungen; und dem Worte, verſtehen. Nur ein paar Anmerkungen aus dieſem kleinen Fragmente aus des Verf. Grammatik. Das Regiment kam an den Wald, oder an dem Wald zu ſtehen. Das letzte iſt richtig,

tig, und also die Frage wo. Hingegen in: Wolken hingen über sein Haupt, fragt man wohin: es soll ein fortwährendes Herunterwallen ausgedrückt werden. Vernehmen, meynt der V. sey eigentlich so viel als zu sich hinnehmen; und verstehn eigentlich so viel als hinzutreten. Aber was er S. 276. sagt, im Niedersächsischen bedeute verstehn, noch jetzt nicht nur begreifen, sondern auch ausstehen aushalten, ist dem Recensenten, einem Niedersachsen, unbekannt. Hr. Kl. scheint verstahn, vörstahn, zwey verschiedene Wörter, mit einander verwechselt zu haben.

VI. Zur Geschichte unsrer Sprache. Eine allegorische Geschichte der deutschen Sprache, die wir abschreiben müßten, wenn wir sie dem Verf. nacherzählen wollten. Sie ist, wie alle solche ausführliche Allegorien etwas langweilig. Der Verfasser ist mit den Veränderungen, die Luther mit unsrer Sprache vorgenommen, weit besser zufrieden, als Bodmer in einer Abhandlung über die Verdienste Luthers um die deutsche Sprache bey seinen Grundsätzen.

VII. Neue Sylbenmaaße. Es ist bekannt, daß Hr. Kl. in seiner Odensammlung nicht blos griechische Sylbenmaaße nachgeahmt, sondern auch viele neue Versarten glücklich versucht hat. Hier theilt er noch mehrere lyrische Versarten mit. Zum Beyspiel setzen wir noch die letzte hieher:

— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — —,
— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — — —, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —,
— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑ — ⏑ —,
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —.

Schwulst

Schrecklich erſchall der geflügelte Donnergeſang in der Heerſchaar!
Jeden entflammt' in des Angrifs Zorn des unſterblichen Namens
Heiſſer Durſt; und je blutiger einem die Wunden ſtrömten,
Deſto triumpfierender drang der ein!

Lt.

III.

Joh. Pet. Frank M. D. Hochfürſtl. Speyer. geheim. Raths und Leibarztes, Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Policey. I. Band. Von Fortpflanzung der Menſchen und Eheanſtalten. Von Erhaltung und Pflege ſchwangerer Mütter, ihrer Leibesfrucht und der Kindbetterinnen in jedem Gemeinweſen. Mannheim bey Schwan 1779. 8. 678. S.

Die mediciniſche Policey gehört noch immer unter die unbebaueten Felder. Alles was man davon hat, ſind Fragmente oder Verſuche, die nicht ſelten wegen des übelangelegten Plans oder aus Mangel der Unterſtützung unrealiſirt bleiben mußten. Gleichwohl iſt die öffentliche Geſundheitspflege für den Staat wichtig, für den ächten Kosmopoliten wünſchenswerth. Die Fürſten, welche auf die Bevölkerung ihr ganzes Vertrauen ſetzen, würden durch dieſelbe mehr gewinnen, als durch die theure Aufnahme der Fremden, die Millionen koſtet, und am

Ende

Ende nichts nutzt. Aufspürung der Hindernisse des Lebens und der Gesundheit der einheimischen Bürger, Sorge für die Erwerbung des Unterhalts durch Fabriken und andere Wege, Erleichterung der Heyrathen, Begünstigung und Belohnung fruchtbarer Ehen, Pflege der Armen im Volk zur Zeit der Theurung und herrschender Epidemien, Ernährung alter abgelebter Personen, Anlegung öffentlicher Krankenhäuser und Spitäler, Anstellung geschickter Aerzte, Wundärzte, Hebammen auf öffentliche Kosten, Anlegung guter Apotheken, Aufsicht über die Güte der Nahrungsmittel und Getränke, über die Reinlichkeit der Strassen und Gebäude — kurz, die strengste Beobachtung alles dessen, so auf Leben und Tod der Bürger einen Einfluß haben kan, würde das einzige und sicherste Mittel der Bevölkerung werden. Nur müssen diejenigen Herren, die die Policey zu besorgen haben, sich erst mehr Kenntnis der hieher gehörigen Dinge verschaffen, und von der Wichtigkeit ihres Amtes überzeugt, sich bestreben, Millionen zu beglücken. Denn was ist ruhmvoller, als Leben und Gesundheit der Bürger erhalten? Viele Policeyräthe wußten öfters die Quellen nicht, woraus sie Weisheit schöpfen sollten. Hier ist der Anfang eines Werks, zu Erreichung dieser Absicht höchst bequem. Der Verf. scheint seinem Unternehmen gewachsen zu seyn. Plan, Ausführung Stellung der Materien, Art der Behandlung, Ausdruck der Sache angemessen, frey und ohne Zurückhaltung, und dennoch nicht beleidigend, Vertheidigung der Rechte der Menschheit gegen gewaltsame Eingriffe der Regenten und Priester, — alles verräth einen Mann, der die Welt kennet, wie sie ist, und wie sie seyn soll, und der, indem er tadelt, das Bittere seines Vor-

wur-

Wurfes zu überzuckern weiß. Ein Mann, der wie der Verf. (ſ. Vorr. S. 5.) von ſich beſcheiden ſagt: Es iſt eine beſchwerliche Arbeit, ein zuſammenhängendes Syſtem einer med. Policey zu liefern, wozu die Materialien ſchwer aufzutreiben, und oft ungebahnte Wege zu betreten ſind, welche nicht ſelten weiter führen, als das Geſichte einzelner Menſchen zu reichen ſcheint. Ich kann es aufrichtig geſtehen; ich habe mir alle mögliche Hinderniſſe lange vorher vorgeſtellt, die ich auch in der Ausführung reichlich gefunden habe ꝛc. gab gegründete Hofnung, er werde über die Schwierigkeiten ſiegen. Es iſt größtentheils geſchehen. Nun wollen wir dem Verfaſſer folgen, und gelegentlich unſere Gedanken beyfügen. — Zuerſt eine Einleitung von der med. Policey, von der Bevölkerung überhaupt, und von dem gegenwärtigen Zuſtande des allgemeinen Geſundheitswohls bey geſitteten Völkern. Die med. Policey iſt eine Vertheidigungskunſt gegen die körperlichen Uebel, bis jetzt noch nicht ſyſtematiſch behandelt. Sie begreift mehr unter ſich als ohnmächtige Verwendungen gegen Pfuſcher und Peſtanſtalten, und iſt bisher in den meiſten Ländern aufs ſchändlichſte vernachläſſiget worden. Nur erſt im jetzigen Jahrhunderte hat man angefangen, Geſundheitsräthe nieder zu ſetzen, Provinzialärzte anzuſtellen, botaniſche Gärten, Hebammenſchulen, geſündere Krankenhäuſer, Zergliederungsſtätte, und Viehärzneyſchulen anzulegen, die für den Staat höchſt nützlich ſeyn konnten, aber aus mancherlei Urſachen nicht wurden. (Hier konnte der Verfaſſer manche bittere Wahrheit ſagen. So viel wir bemerkt haben, ſind die Mitglieder der Geſundheitsräthe größtentheils

Un-

Unmündige in der Kunſt oder doctorirte Quackſalber, die Phyſiker Alltagsmännergen ohne hinlängliche Kenntnis deſſen, was zu ihrem Berufe gehört, die Hebammenmeiſter und Zergliederer flüchtige Jünglinge oder harherzige Alte, die Lazarethärzte leidige Tröſter für eine ſtehende Beſoldung, und die Vorſteher der Vieharzneyſchulen gute ehrliche Fahnenſchmiede. Zu bedauren iſt es warlich, daß die großen Summen, die manche Regenten auf dergleichen, der Menſchheit rühmliche und nützliche Inſtitute verwenden, faſt immer den gehoften Nutzen nicht gewähren, aus Schuld derer, die den Plan entwerfen, und ſchwachköpfig genug ſind, Windmachern zu trauen. Privatgeſellſchaften, und unter dieſen die ehrwürdige der Freymäurer, haben ihren Zweck noch am erſten erreicht.) Die Klagen über Abnahme des Menſchengeſchlechts ſind relativiſch. Mit der wirklichen Verbeſſerung des Ackerbaues in Europa verlieren wir doch durch mancherley Folgen der Weichlichkeit und Wollüſte, und unſere Ehen nehmen täglich ab. Die Geburts- und Sterberegiſter ſind unſicher, ſicherer die Abgaben woran die heutige Bevölkerung leidet, nemlich Luxus, verbunden mit Armut und Schwächung der Seelen- und Leibeskräfte, gewaltſame oder erkünſtelte Revolutionen der Erdfläche, wobey das Klima und körperliche Beſchaffenheit verändert wird, Weichlichkeit, gedrängtes Zuſammenwohnen in großen Städten, Entſtehung neuer Krankheiten, der Pocken, Rötteln, Fleck- und Frieſelfieber, des Ausſatzes, der Luſtſeuche und engliſchen Krankheit, des pohlniſchen Weichſelzopfes und Scharbocks ꝛc. ſchlechte Beſtellung des Arzneyweſens, üble Anlegung der Spitäler mitten in den Städten, und Ueberladung der Säle, unter den Händen eigennü-

ſyger Pächter und gewiſſenloſer Probierärzte. Das Alter der Menſchen erreicht nicht mehr das Ziel; Tauſende neugebohrne Menſchen ſind Nullen in der allgemeinen Rechnung, und der Jüngling, durch Lüſte entnervt, iſt im 25ſten Jahre Greis oder Todter. Wie viel Gutes kann hier die Obrigkeit, durch weiſe Anſtalten ausrichten!

I. Abtheilung. 1. Vom menſchlichen Zeugungstriebe überhaupt, in Rückſicht auf das allgemeine Geſundheitswohl. Nur eine geſunde Bevölkerung iſt dem Staate erſprieslich, und dem willkührlichen Geſchlechtstriebe nicht allein zu überlaſſen. Religion und Geſetze geben ihr eine beſſere Richtung. Der Bau der Zeugungstheile macht die Hintertreibung auf immer unmöglich. Moraliſche Kräfte halten bey einigen Menſchen längere oder kürzere Zeit auf, endlich entſtehen aus der Enthaltſamkeit Krankheiten, wenn die Natur ſich nicht ſelbſt hilft. Der Menſch iſt beſtimmt, die Dauer ſeines Geſchlechts durch Fortpflanzung zu verewigen. Ohne natürliche Anlage zur Enthaltſamkeit hilft alles Kaſteien und Moraliſiren nichts. (Wir wünſchen dies den ſteifen Predigern zur Beherzigung, die, ohne die Natur zu kennen, die Stillung der Naturtriebe ohne Einſchränkung verdammen) und dennoch Kinder, gepflanzt um den Tiſch, wie Weiden an den Waſſerbächen, aufſtellen. Noch mehr aber ſollten die Großen der Erden die grauſamen Conſiſtorialgeſetze zernichten, welche die unſchuldigen Opfer der Liebe bey Lebzeiten an den geiſtlichen Pranger ſtellen, und nach dem Tode den Meſſern der Zergliederer Preis geben.) 2. Von dem geiſtlichen Cälibatleben. Eine für den Verfaſſer ſehr kitzliche und gefähr-

eheliche Materie, die er als Arzt, nicht übergehen, und als Mitglied der römisch-katholischen Kirche nicht so frey, wie ein Protestant, behandeln durfte. inzwischen hat er gethan, was jeder vernünftige Mann in ähnlichen Fällen ebenfals thun würde. Er sagt die Wahrheit, aber unschleiert, doch so, daß sie der Kenner durchschauen kann. — Es ist ungewiß, wenn der eheloſe Stand eine Sache der ganzen Geistlichkeit geworden; aber immer ist er Folge physischen Mangels, und in der römischen Kirche die Absicht mit reinerm Herzen und unbefleckten Körper das Opfer eines neuen Bundes und in demselben das Heilige aller Heiligen zu opfern. Dies wird aus der Geschichte mit ähnlichen Beyspielen bewiesen, wie sehr man Verunreinigungen, zumal vom Beyschlaf von Priestern entfernt wissen wollte. Daher der Geist der Enthaltsamkeit gleich in den ersten Jahrhunderten, die Selbstentmannung, die zunehmende Verachtung des Ehestandes aus mißverstandenen bibliſchen Stellen, wogegen geistliche Schlüsse wenig halfen. Dann folgten allzufrühe Gelübde der Keuschheit, denen durch Gesetze der Regenten gesteuret werden mußte. (Hierbey vortrefliche Gedanken über die Zeit der abzulegenden Gelübde und der von dem erloschenen Jesuiterorden beobachteten Klugheit.) Ob aber die Ordensgelübde aufzuheben seyn möchten, wenn die Natur laut spricht, darüber getrauet sich der Verf. nicht zu erklären. 3. Von dem weltlichen Cölibatleben. Jeder gesunde Mensch, den weder Gelübde, noch Nahrungsmangel noch Amtsleistungen abhalten, muß sich verheyrathen und dadurch dem Staate nützlich werden. Hierbey Beyspiele aus der griechischen und römischen Geschichte von Strafen gegen Eheloſe, und von Belohnungen

der Verehlichten. Der Cölibat der Weichleute stört die öffentliche Gesundheit, und verpflanzt die Folge der Lustseuche auf Gattin und Kinder. Gesetze müssen dem zunehmenden Unfuge und der Zügellosigkeit der Hagestolze steuren. Dazu mancherley Vorschläge. Wer über 30 Jahre ist, sollte Rechenschaft von seiner Lebensart und Umständen geben, und dann der Vermögende eine jährliche Abgabe entrichten, auch wegen getriebener Unzucht harte gestraft, aus dieser Kasse aber arme Mädgen ausgestattet werden. Verehligte sollten gewisse Vorzüge erhalten; Personen von Stande, die ihrer Einnahme nach keine Frau standesmäßig erhalten können, die Erlaubnis haben, eine Frau auf die linke Hand zu heyrathen, welches niemals beschimpfen kan. 4. Vom Cölibat der Kriegsleute. Der Soldatenstand ist der Stand privilegirter Hagestolze, folglich der Bevölkerung in unsern Tagen höchst nachtheilig. Dieser Cölibat ist sehr alt, und Folge des steten Krieges, laut der Geschichte, aber in unsern Tagen die Ursache einer täglich stärkern Ausbreitung der Lustseuche. Die Ehe der Soldaten ist die Mutter der Betriebsamkeit und bessern Sittlichkeit.

Die II. Abtheilung ist den verschiedenen Ehen in Absicht der Zeit, wo sie geschlossen werden, gewidmet, und mit gleicher Gründlichkeit vorgetragen. Es kommt beym Heyrathen sehr viel darauf an, ob man sich zu früh oder zu spät, in ungleichem Alter, an kränkliche Personen, ob aus Neigung oder Zwang verehlicht, auch möchte es nicht unehen seyn, die Töchter zu künftigen Müttern zu bilden, und die Verheyrathenden in ihren Pflichten zu unterrichten. Auch hier wollen wir das Werk Hauptsache ausheben.

ben. 1. Von allzufrühen Ehen. Die Ehegesetze früher Zeiten stützen sich auf die Kenntnis der Natur, und sind noch jetzt Muster. Auch hier ist die Geschichte vortreflich benutzt. Später ward die Mannbarkeit durch Gesetze bestimmt, und das 12te Jahr der Punkt ihrer Entstehung. Unreife Ehen erzeugen mancherley unheilbare Krankheiten aus der Klasse der Entkräftungen; Die daher entsprossten Kinder sind, wie erkünstelte Früchte des Gärtners. Ein frühzeitiger Tod ist die traurige Folge des Genusses der Liebe, und daher dem Staate zu wünschen, daß keine Heyrath vor dem 20 Jahre verstatet werde. Frühes Heyrathen sichert nicht für Ausschweifungen, und findet höchstens in grossen Städten statt. Das Klima, die Lebensart und Erziehung, ingleichen Nationalvorurtheile, verrücken bisweilen das Ziel. Hier ist die Aufsicht der Policey nöthig. Dabey die mancherley landesherrlichen Verordnungen, wovon so gar die Vornehmen nicht ausgenommen seyn sollten. 2. Von zu spåten und ungleichen Ehen. Die Ehen betagter Menschen sind wider die Natur. Die ältesten Gesetze verbieten dieselben, neuere erlauben sie zum Troste menschlicher Schwachheiten, zum offenbaren Nachtheile des Staates. Denn dadurch wird die ehelliche Fruchtbarkeit vermindert. Der Greis ist, im Ganzen genommen, zum Zeugen untüchtig, und die alte Frau ohne Reize zur Wollust. Der jüngere Theil verliert durch das Zusammenschlafen mit dem Alten an seiner Gesundheit. Die Ehe des Jünglings mit dem alten Weibe ist ganz naturwidrig. Hier ist ein Feld zu bauen, wo nicht die geringste Erndte zu hoffen ist; Unzählige physische und moralische Uebel sind unausbleiblich. Eine Frau von 48 Jahren sollte

keinen

keinen Mann unter 60 Jahren, und ein Mann von 50 Jahren eine Frau von 28 Jahren und drüber zu heyrathen befugt seyn. Gleich abgelebte Personen verursachen weniger Bedenklichkeiten. 3. Von ungesunden Ehen. Ungesunden Menschen kan die Ehe untersagt werden; denn der Staat fühlt die Folgen davon. Allgemeine Freyheit, den Ehestand nach Willkühr zu wählen, ist ärger, als Giftmischerey. Der gesunde verliert bey dem kranken Gatten Gesundheit und Ruhe. Ein krankes Weib ist mehr zur Ewigkeit, als zur Bevölkerung bestimmt. Kränkliche Eltern zeugen auch ähnliche Kinder. Die Policey muß hier genaue Acht haben, und habituelle Krankheiten, z. B. die Fallsucht, Auszehrung, Lungen- oder Mutterblutsturz, hartnäckiger weißer Fluß, fehlerhaftes Becken, Uebelgestaltheit des Körpers, ansteckende Krankheiten, widernatürliche Beschaffenheit der Geburtstheile, Wahnsinn ꝛc. sollten alle Ansprüche aufs Verheyrathen vernichten. Sollten hier nicht eydliche Versicherungen von der Obrigkeit nöthig seyn? 4. Von der ehelichen Fruchtbarkeit und einigen physischen Hindernissen derselben. Die Fruchtbarkeit ist vollkommen und relativisch, und die der Männer, ohne Freyheit, schwer zu bestimmen. Vielweiberey hemmet sie; Frauenzimmer sind weniger fruchtbar, als die Männer. Allgemeine Verachtung folgte daher, und zugleich Versuch aller Mittel, erlaubter und unerlaubter. Die Gesetze waren gegen Unfruchtbare sehr strenge; und Beynamungen mit ihnen schimpflich. Erweisliches Unvermögen ist hinreichende Ursache zur Trennung der Ehe. Die Anzahl der unfruchtbaren Ehen ist sehr zahlreich, Kinderzeugen aber der Gesundheit des weiblichen Geschlechts zuträglich. Die Ursachen des Kindermangels

gels verdienen beſondere Aufmerkſamkeit, ob wir ſie ſchon nicht auszeichnen können. Die Mittel dagegen ſind allgemeine Verbeſſerung der Sitten, ſcharfes Verbot der Entmannung, hinlängliche Pflege der mancherley Uebel, und erleichterte Eheſcheidung, ohne das Ehepaar erſt durch die Conſiſtorialen, wie Blutigel, ausſaugen zu laſſen. 5. Von dem Schaden einer gehinderten freyen Wahl im Eheſchließen auf die geſunde Bevölkerung. Zuneigung der Verehlichten giebt dauerhafte Kinder und Policeyvorſteher müſſen die Ehen der Lebenden befördern, hingegen den Eigenſinn der Eltern brechen, und dabey für neue Vermiſchung mit Fremden ſorgen, den Haß und die Eiferſucht der Dorfſchaften zu heben trachten, den Verſchub der Eheverlöbniſſe ſteuern. 6. Von öffentlicher Bildung erwachſener Töchter zu künftigen Müttern im gemeinen Weſen. Die Natur bildet die beſten Mütter. Unſere Erziehung iſt dem weiblichen Geſchlechte und der Bevölkerung ſehr nachtheilig und verurſacht größere Sterblichkeit der Mütter und Kinder. Die Kloſtererziehung ſcheint ſich für unſere jetzige Verfaſſung nicht zu ſchicken. Leibesübungen, Beſuchung der Spatziergänge, Schauſpiele und Tanzgeſellſchaften, Schicklichkeit der Kleidungen, Entfernung aller Hinderniſſe der Monatszeit, Entwöhnung einer überſpannten Empfindeley oder vermeinten Abſcheues für gewiſſen Dingen, heiſchen auch hier die Aufſicht der Policey. 7. Von der Nothwendigkeit, die Heyrathenden in den Pflichten des Eheſtandes zu unterrichten. Fromme Wünſche, zur Zeit aus mancherley Urſachen unerfüllbar. Dabey Vorſchläge zu einem Werkchen für Seelſorger, um junge Eheleute zu unterrichten. (Wie aber wenn der keuſche Pater ſo wenig

nig von den geheimen Pflichten und Bedürfniſſen der Verheyratheten kennt, und der proteſtantiſche Geiſtliche ſelbſt Unterricht bedarf, wie der liebe Hausfrieden zu erlangen ſeyn möchte?)

Die III. Abtheilung iſt den Pflichten der Mütter gewidmet. Wichtig und ehrwürdig iſt der Stand der Schwangern, und durch mancherley Geſetze geſchützt, die hier aufgeſtellt ſind. (Auch dabey dachten wir bisweilen, wie weit vernünftiger ſind die Geſetze gegen die verehlichte und unverehlichte Schwangern in fremden Landen.) Der Beyſchlaf mit einer Schwangern iſt immer zu mißrathen. (Im Ganzen iſt der Satz wahr; aber die Erfahrung?) — Daher ſollten die Schwangern, um ſie auf ſich ſelbſt recht aufmerkſam zu machen, mehr in Ehren gehalten, überall vorgezogen, in der Kirche gemächlich geſtellt, allenthalben durch Hülfe unterſtützt, durch nichts erſchreckt oder beängſtigt, alle Furcht vermindert, die Einbildungskraft geſchont, fürchterliche Geſchichtserzählungen und abſcheuliche Bilder vermieden, die Mohren abgeſchaft, Krüppel nie aufgeſtellet, Seiltänzer und Gaukler, Fallſüchtige, Ohnmächtige, Todte, Bären- und Affenführer entfernt, ſchwere Arbeiten, gefährliche Luſtbarkeiten, allzuvieles Sitzen und Schlagen, vermieden werden ꝛc. Wir können und wollen hier dem Verf. nicht weiter folgen. Der Leſer wird noch manches Intereſſante vom Aderlaſſen, Strafen des frühzeitigen Beyſchlafs finden, das Beherzigung verdient. Wie menſchenfreundlicher iſt des Verf. (S. 554.) Gedanke, als der ehrwürdigen Herren Conſiſtorialen von dem letztern Punkte: Ich ſtelle der Entſcheidung der Obrigkeit anheim, ob die Betrachtung des wirklichen Nach-

theils, welches in jedem gemeinen Wesen aus der übertriebnen Furcht vor dergleichen Strafen entspringen kann, die Folgen ihrer Aufhebung, in Rücksicht der Sitten, überwiege? Oder ob sich ein Mittel finden lasse, jene zu vermindern, ohne diesen zu nahe zu treten. Selbst die Erinnerung des Fehltritts vor dem Volke, ist eine große Bewegursache zu einer Handlung, womit sich ein schuldiges Ehepaar auf Unkosten der Leibesfrucht von der Strafe zu befreyen sucht: Wie wirksam muß daher eine bevorstehende noch größere Beschimpfung seyn! Fürsten der Erden! wenn werdet ihr das Joch der Priester auch hierinnen ablegen, und, wie der weise Friederich, die durch verkehrte Heiligkeit gekränkte Rechte der Menschheit zu schützen wissen. Unzählige Blutschulden hat dies tyrannische Gesetz erzeugt. 2. Von Eröfnung schwangerer Mütter, welche unentbunden gestorben sind, und von Rettung ihrer Leibesfrüchte. Viele Schwangere sterben unentbunden, und müssen nach dem königl. Gesetz eröfnet werden. Doch auch hier kann man zu weit gehen. Die Policey muß dafür sorgen, daß dann zu Rettung des Kindes schleunige Anstalt gemacht und die Mutter geöfnet werde, aber unter gewissen Einschränkungen. Ueberhaupt kommt unserm Bedünken nach, viel auf die vorhergegangene Umstände und Zeit des Todes der Mutter an. Lächerlich ist es, wenn selbst vermeintliche Geburtshelfer zwölf und mehrere Stunden nachher, bey einer allgemeinen Erstarrung, noch ein lebendiges Kind suchen wollen. Auch können wir uns nicht überzeugen, wie der Verf. anzunehmen scheint, daß in solchen Fällen ohne Unterschied Zwangsgesetze statt finden

den ſollen. Ueber meinen todten Leichnam hat kein Fürſt ein Recht, ich ſey denn als Miſſethäter geſtorben oder durch Böſewichter hingerichtet. Retter ſolcher Kinder verdienen öffentliche Belohnungen.

3. Von der in jedem gemeinen Weſen nöthigen Fürſorge für Gebährende und Wöchnerinnen. Die Alten erzeigten den Wöchnerinnen weil ſie dem Staate einen neuen Bürger gegeben hatten, groſſe Ehre. Sie verdienen wenigſtens unſern Beyſtand, geſchickte Hebammen, Schonung der Schamhaftigkeit und aller Leidenſchaften, bequeme Kreißſtühle, öffentliche Fürſorge, wenn ſie unvermögend ſind ꝛc. Alles vortreflich und der Wahrheit gemäß, und doch wie wenig von dem allen in manchen Entbindungshäuſern! — So weit die Skizze dieſes nützlichen Werks, das immer eine angenehme Lectüre gewähren wird, geſetzt auch, viele heilſame Vorſchläge des Verf. bleiben uns noch lange unerfüllt.

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

1. Compendium theologiæ moralis univerſæ Rev. Patris *Pauli Gabrielis Antoine* ſoc. Ieſu Presbyt. et Theologi, item illuſtrationum R. P. F. *Philippi de Carboneano* et R. P. *Bonaventuræ Stattel*, ord. min. Conventual. ac demum animadverſionum, appendicum, admotationum, ſupplementorum, practicarumque regularum eidem univerſæ theologiæ recentiſſime additarum. In duos Tomos diſtributum. Tomus Primus. Editio in Germania prima. Superiorum permiſſu. Auguſtæ Vindelic. in officina Wolffiana. MDCCLXXIX. 680 Seiten. Tomus ſecundus, ibidem, in eadem officina. MDCCLXXIX. 724 Seiten, in 8.

2. D. *Bedæ Seeauer* ord. S. Bened. in antiquiſſimo monaſterio ad S. Petrum Salisburgi, Profeſſi et Abbatis ibidem etc. ſermones paſtorales et capitulares numero quinquaginta. Pars quarta de ſpecialibus quibusdam virtutibus et vitiis oppoſitis. I. de humilitate, II. de ſuperbia, vana gloria, hypocriſi et ambitione. III. de manſuetudine, modeſtia, patientia et temperantia. IV. de iracundia, odio, judicio temerario, de gula et ebrietate. V. De Zelo bono et malo. Cum conſenſu et approbatione ſuperi-

periorum. Augustæ Vindelicorum, in officina Wolffiana. MDCCLXXIX. 4. 523 Seiten.

3. Antons Godeau, Bischofs — allgemeine Kirchengeschichte, aus dem Französischen ins Italienische übertragen — von Don Arnold Sparoni — anitzo aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt von Pater Bernhard Hyper — Sechzehnter Th. enthält die Kirchengeschichte des sechsten Jahrhunderts vom Jahr Christi 590 bis 600. Augsburg, verlegt bey Matheus Rieger sel. Söhnen, 1778. 8. 337 Seiten, nebst 11 Bogen chronologische Tafeln und Verzeichnisse. Siebenzehnter Theil, enthält die Kirchengeschichte des siebenten Jahrhunderts Jahr Christi 600 bis 626. Ebendaselbst ꝛc. 1779. 216 Seiten, nebst 14 Bogen, chronologische Tafeln und Verzeichnisse der Bischöffe ꝛc.

4. *Claudii Fleurii* abbatis historia ecclesiastica — continuationis Tomus tricesimus septimus, seu in ordine Tomus LXI. Ab anno Christi 1744. usque ad annum 1651. Augustæ Vindelicorum impensis officinæ librar. Iosephi Wolff. MDCCLXXIX. 8. 815 Seiten.

5. Frag, ob Zwingel und Kalvin, die Stifter der sogenannten reformirten Kirche, heiliger, als die Stifter der lutherischevangelischen Kirche, gewesen seyn? In den heiligen Osterfeyertagen, beantwortet von Aloysius Merz ꝛc. 1779. Augsburg 4. 36 Seiten.

6. Frag, ob die Lehren der Stifter der kalvinischen oder reformirten Kirche heiliger als ihre Lebensart gewesen sey, in den heiligen Pfingstfeyertagen — von ebendemselben 1779. 4. 30 Seiten.

7. Frag, was iſt ein Wunderwerk, und was beweiſt in Betreff der Religion ein Wunderwerk? Auf das Feſt der heiligen Hilaria, von ebendemſelben 1779. 4. 28 Seiten.

8. Des Herrn Abts Mangin, Dombechants zu Is und Erzprieſters zu Baßigni, Predigten auf die Sonntage des Jahrs, nebſt kurzen Unterweiſungen auf die Feſttage, und einem Unterrichte, alle Pflichten der Seelſorge auf eine würdige Art auszuüben. Vier Bände. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von P. Vital Möſl, Benedictiner zu St. Peter in Salzburg. I. II. III. Band, Sonntagspredigten — Kurze Unterweiſungen auf die Feſttage des Jahres, nebſt andern kleinen Schriften, die zu Ausübung der Pflichten eines Seelſorgers brauchbar und nützlich ſind. — Sämtlicher Schriften IV. Band. Mit Erlaubnis der Obern. Augsburg, im Verlage der Joſeph Wolffiſchen Buchhandlung 1779. 8. zuſammen 6. Alph.

9. Faſtenpredigten auf ſieben Jahre über das Geheimniß des Leidens unſers Herrn Jeſu Chriſti, vorgetragen von einem Weltprieſter und Mitgliede des königlichen Schulen-Inſtituts. Erſter Theil — Breslau bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1779 8. 298 Seiten. Zweyter Theil. 1779. 282 Seiten.

10. Anton Philipp Nerius Winter, der heiligen Gottesgelahrheit Licentiaten, ehemaligen Churmayntziſchen, anitzo würzburgiſchen Dompredigers, heilige Reden auf alle Sonntage des Jahres. Der erſten Sammlung Erſter, zweyter, dritter, vierter Band. Frankfurt am Main und

Maynz

Mainz, bey Franz Varrentrapp MDCCLXXIX. über 4 Alph. in 8.

II. Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geschichten, zur Bildung der Rechtschaffenheit und Tugend aus grössern Werken und fremden Sprachen zusammengetragen. Erster Band. Augsburg im Verlag der Joseph Wolffschen Buchhandlung, 1779. 8. 359 Seiten.

Hier sind wieder einige neue katholische theologische Schriften. Nr. 1 und 2 können den protestantischen Gottesgelehrten unmöglich an sich ziehen. Sie sind für ihn, der über viele Punkte der christlichen Moral, anders, als ein Klosterbruder denkt, völlig unbrauchbar, also überlassen wir ihren Gebrauch lediglich den Mönchen. — Eben das gilt auch von Nr. 3 und 4. Wer, wenn er nicht Katholik ist, mag aus dem Fleury oder Godeau Kirchengeschichte lernen? Ausser der unerfindlichen Weitläuftigkeit, mit welcher sich Godeau bey wahren Lappereyen aufhält, stößt man auch ohne Unterlaß auf die abgeschmacktesten Urtheile über Sachen und Bücher. z. B. Th. 17. S. 97, 98. soll der heilige Vater, Gregor XIV. entschuldigt werden, daß er die Bildnisse des Kaisers Phokas und seiner Gemahlin, Leontia, da sie unter großem Zujauchzen des Volks in Rom angekommen, in der Kapelle des heiligen Märtyrers, Cäsarius, habe aufstellen lassen, worüber sich einige übel berichtete Kritiker aufgehalten hätten. Es sey vom Pabst geschehen, heißt es in einer Note: „um sich „nicht den neuen Souverain, zum grossen Nachtheil seiner ge„liebten Heerde, zum Feinde zu machen.„ Und nun die Bemerkung dazu: „Es mögen daher einige neuere Schriftsteller, „und besonders der boshafte und verwegene Irrgeist, Sa„muel Basnages, in seinen Jahrbüchern auf das Jahr 600 „über diese Materie plaudern, was sie wollen; denn man sieht „in denselben augenscheinlich, daß das Genie und die Natur „der Ketzerey jederzeit die nemliche gewesen ist, nemlich „den Katholischen Hohn zu sprechen, sie zu lästern, und ihren „auch simpelsten und unschuldigsten Handlungen eine unglückliche „und giftige Auslegung zu machen„. Man hat genug, wenn man dergleichen in unsern Tägen liest, und legt das Buch sachte

ſachte weg. Unpartheyiſch! Welche von den Gelehrten beyder Kirchen, proteſtantiſche oder katholiſche, laſſen ſich wohl bis dieſe Stunde das Hohn ſprechen. Läſtern, und giftige Auslegungen machen, am meiſten zu Schulden kommen? Hr. M. Merz und ſeines Gleichen werden ja ſogar beſoldet, es publica autoritate zu thun. Man leſe Nr. 5. u. 6. Nachdem Hr. M. lange genug zur heiligen Oſterfeyer Luthern ausgeräuchert hatte, mußte die Reihe auch wohl einmal zur Abwechslung an Zwingeln und Kalvin kommen. Hr. M. ſieht zwar wohl ein, wenn er einmal wider die Lutheraner erwieſen hat, „daß Petrus der erſte Statthalter Chriſti, oder oberſte Hirt „des ganzen chriſtlichen Schafſtalls geweſen ſey, daß deſſen „Nachfolger die nemliche Gewalt haben, daß die Meſſe das „Opfer des neuen Bundes und daß die katholiſche Kirche in „ihrem Stifter, in der Lehre und ihren Gliedern allein heilig „ſey u. ſ. w.„ ſo habe er damit auch, die Reformirten widerlegt. Doch will er zum Ueberflus auch deren unheilige Häupter charakteriſiren. Nr. 5. iſt blos hiſtoriſch. Da erzählt Hr. M den Leuten das Leben, die Meynungen, Thaten und Schickſale beyder berühmter Männer, mit einigen Reflexionen, recht ſo, wie ſie ein katholiſcher Controverspredіger machen muß. Auch nicht einen Schatten von Tugend kann er an ihnen entdecken. „Wenn Hochmuth und Hartnäckigkeit, ſagt er S. 12. „wenn Ehr- und Ruhmſucht, wenn Ungehorſam und Empörung, „wenn Friedensſtörung, Rachſucht und Blutdurſtigkeit, wenn „Geilheit und gottesräuberiſche Gelübdsbrüche, wenn „gottesſchänderiſche Entehrungen der Gott geheiligten Jungfrauen, der Heiligen, ihrer Bildniſſe, der heiligen Geſchirre der „Häuſer Gottes, wenn Mißbräuche und Verdrehungen des Wortes Gottes unter die Tugenden ſollten gezählet werden, „ſo wird Zwingel freylich einer der größten Heiligen genannt zu werden verdienen. So lang aber dieſe Laſter Laſter „ſind, und bleiben werden, ſo lang wird man ſagen müſſen, „daß der allererſte Stifter der reformirten Kirche, ein unbeſonnener und paſſionirter Mann, ein Mann der Sünde, ein „falſcher Apoſtel und Verführer des Volks geweſen.„ Eben ſo arg ſchildert er dann Kalvin, deſſen inſtitutiones er ſehr kräftig eine abſcheuliche Mißgeburt und Schindgrube der Irrthümer und Läſterungen nennet. So ſieht ſie Hr. M. an. Verſtändigere Gelehrten haben in dieſen, wie in Kalvins übrigen Werken, die Gelehrſamkeit und groſſen Talente dieſes

Refor-

Reformators nicht verkannt. Wozu Hr. M. die Familien-umstände des Kalvins auf die Kanzel bringt, daß nemlich sein Bruder die Tochter eines bankerott gewordenen Kaufmanns zu Antwerpen geheyrathet habe, und dessen Tochter, Calvins Nichte, Ehebruchs halber zu Genf öffentlich ausgestäubt (ge-stäupt) worden, wofür Kalvin doch nicht konnte, sieht man nicht, wenn es nicht dazu geschehen ist, des Onkels Nahmen um der Nichte willen noch nach zweyhundert Jahren zu beschimpfen. Daß der Antheil, den Kalvin an Servets Verbrennung hatte, Herrn M. treflichen Stoff gegeben habe, seinen Charakter recht schwarz zu machen, läßt sich leicht erachten. Recht ist dem Servet seiner Meynung nach immer geschehen; jeder Sektenstifter ist ihm des Scheiterhaufens würdig. Aber Kalvin, der unversöhnlich rachsüchtige Kalvin, den Bucer selbst mit einem wüthenden Hunde verglichen hätte, hätte ihn nicht anzünden sollen, da er in gleicher Verdammniß mit Servet gewesen wäre. — Freylich nicht sollen. Niemand wirds billigen. Es ist ein schwarzer Fleck in des Mannes Leben, den man wegwischen zu können wünschte, aber nicht wohl kann. Welcher große Mann, welcher Heilige ist ohne Flecken? Hr. M. sollte auch nur ganz stille davon schweigen. Wenn es aufs Umbringen und Verbrennen derer ankömmt, die nach unserer blöden Einsicht der Wahrheit widerstehen, wo hat man in der Welt mehr würdige Menschen, eines wirklichen oder vermeinten Irrthums wegen umgebracht und verbrannt, als in der katholischen Kirche, und das wohl nicht allemal aus reinem Eifer für Wahrheit und Religion, den Hr. M. dem Kalvin rund abspricht. Er selbst, noch diesen Tag, wenn er die Macht hätte zu verbrennen, oder die Obrigkeit dahin zu bringen, daß sie verbrennen ließe, würde gewiß nicht der Mann seyn, der einen Ketzer rettete, aus so übergroßer Liebe zu den Protestanten, um sie zu seiner Kirchen zurückzubringen, er auch lediglich wider die Ketzer zu predigen bezeuget. Aus Liebe zu seiner Kirche, wenn diese sich nicht zur Rückkehr bequemten, würde er bald mit ihnen vor die Inquisition, und von da auf den Scheiterhaufen reisen. Er billigt ja S. 12. deutlich genug, was einige schweizerische Cantons den Bernern, Zwingels wegen, vorstellten: „Wenn „es schwierige Köpfe gäbe, die sich unterfangen sollten, neue „und der alt katholischen widrige Lehren auszustreuen, so werde „das allereinfältigste und sicherste Mittel seyn, wenn man selbe „also gleich festsetzen und gesetzmäßig abstrafen würde.„ Ex

ungue

ungue leonem! Aber was ſoll man dazu ſagen, daß Hr. M. nach die ganz dumme Verläumdung, als ob Kalvin, unnatürlicher Sünden wegen, ſchon zu Noyon noch aus Gnaden, und auf Fürſprache ſeines Biſchofs öffentlich das Brandmahl bekommen habe, wieder aufwärmt. Iſt es nicht höchſt unwürdig? Iſt es nicht eine Schande für unſer Jahrhundert, daß in einer deutſchen Reichsſtadt es einem katholiſchen Prediger erlaubet iſt, dem gemeinem Volke an heiliger Stätte ſolche verjährte Lügen vorzuſagen, um ihnen die proteſtantiſchen Konfeſſionen gehäßig vorzuſtellen, um es zu überreden: die erſten Häupter der Proteſtanten wären die ſchändlichſten Menſchen geweſen, es möchte daraus den Schluß auf die Abſcheuwürdigkeit ihrer Lehre machen? Wie iſt es doch von Seiten der Katholicken aufgenommen worden, wenn ein proteſtantiſcher Prediger im deutſchen Reich ſich z. B. ſo weit vergeſſen, und die Glieder der römiſchen Kirche auf öffentlicher Kanzel für Götzendiener erkläret, oder geſagt hat, ſie könnten nicht erhörlich beten, nicht Gott rechtſchaffen verehren? Dies iſt freylich ſehr unrecht, aber wie kommt es, daß, ohne Ahndung, Hrn. Merz ähnliche unvernünftige und unanſtändige Reden wider die Proteſtanten frey ſtehen? — Iſt je das Lügenhafte einer Verläumdung ins Licht geſetzt worden, ſo iſt es die den Kalvin betreffende vorhererwähnte. Hieronymus Bolſek, auf den ſich Hr. M. beruft, hat ſie aus Privathaß gegen Kalvin, der ihm heftig widerſtanden hatte, zuerſt aufgebracht. Cornel Hazart, und andere haben ſie ihm blos nachgeſchrieben. Bolſeks Hiſtoire de la vie de Beze ſowohl, als ſeine Hiſtoire de la vie, moeurs, Actes etc. de Jean Calvin, à Lion, 1577. hat nie bey wahren Gelehrten beyder Kirchen in der geringſten Achtung geſtanden. Man hat ſeine Nachrichten und ſchändliche Anekdoten überall für verdächtig gehalten. Hr. M. der viel daraus macht, beſtätigt das Urtheil, welches Bayle vom Bolſek fället. Il ſeroit un homme tout à fait plongé dans les tenebres de l'oublie, s'il ne s'etoit rendu fameux par certains ouvrages ſatiriques, *que les Moines et les Miſſionaires citent encore;* quoiqu'il faille avouer, qu'ils en parlent moins ſouvent que l'on n'en parloit ſur la fin du XVI. ſiecle et au commencement du XVII. — Je ne m'etonnerois pas, ſi quelques peintres avoient fait l'honneur à cet Ecrivain de le comparer à l' Homere: c'eſt à dire, de faire un tableau, ou Bolſec auroit

etût paru vomiſſant, et entourré d'un nombre infini de *Prestres*, et de *Moines*, et de *Laiques controverſiſtes*, affamés des cruditez, qu'il vomiſſoit, et les avalant avec une evidité extréme, juſqu'à lecher le plancher, car il eſt certain, qu'on a fait le même uſage de ces ordures, que les Poetes qui vinrent après Homere, firent de ſes inventions. Wenn Hr. M. wie er ſagt, weiß, daß reformirte Gelehrte jene ungereimte Erzählung in Zweifel ziehen, ſo kennt er doch auch den Drelincourt, der es in ſeiner Defenſe de Calvin klar genug gemacht hat, daß ſie eine grobe Erdichtung Bolſecks geweſen ſey. Hr. M. fragt zwar, „warum dieſe Gelehrten ſolches erſt nach mehr als hundert „verfloſſenen Jahren thäten?„ Aber ich möchte dagegen fragen: Wie iſt es denn gekommen, daß man erſt im Jahr 1577. durch Bolſecks Hiſtoire de Calvin, alſo drey und vierzig Jahr nach Kalvins Weggehen von Noyon, welches im Jahr 1534. erfolgte, erfahren hat, was er daſelbſt für eine Beſchimpfung erlitten habe? Die Sache wenn ſie wahr wäre, hätte doch wohl unmöglich ſolange verſchwiegen bleiben können, ſondern eher kund werden müſſen. Oder war Kalvin der Mann, der ſich unter den Katholiken ſo beliebt gemacht hatte, daß man aus Freundſchaft für ihn die Sache ſo viele Jahre vertuſchte? da man ſie ſonſt wohl gleich beym Antritt ſeines Lehramts in Genf würde ruchthar gemacht haben? Hr. M. hat das Ding nicht recht überlegt, ſonſt würde er die Unverſchämtheit der Lügen mit Händen haben greifen können. Sogar Florimond von Remond, der ſonſt über andre Sachen oft ſein Gewährsmann iſt, verwirft ſie, als ſolche, und ſchreibt ſie auf Rechnung der gehäßigen Geſinnung des paßionirten Bolſecks gegen Kalvin, von dem dieſer noch mehr Infamien erzählt, die Hr. M. wohlbedächtig zuſammen geleſen hat, damit ſie die katholiſchen Augſpurger noch im Jahr 1779 von der Kanzel erfahren, von der Kanzel wo das Wort Gottes gepredigt werden ſollte, der ein Gott der Liebe und nicht ein Gott des Schimpfens und des Verläumdens iſt. — Auf die übrigen Gehülfen Zwingels und Kalvins, auf den Bucer, Oecolampad, Capito, Bullinger u. ſ. w. weiß Hr. M. weiter nichts zu ſagen, als daß ſie das Gelübde der Keuſchheit gebrochen und mit dazu beygetragen hätten, daß „die Gotteshäuſer „um ihre Zierde, die Heiligen um ihre Verherrlichung, die „Kloſter um ihre Inwohner, die Gottgeheiligten Jungfrauen

„um ihre Treue und Jungferſchaft, die Abgelebten um das Ge„bet der Lebenden, die Lebenden um das Opfer der Verſöh„nung, ihre eigene Gemeine um das wahre Prieſterthum, um „die Losſprechung von den Sünden u. ſ. w. wären gebracht „worden.„

Von dem unheiligen Leben Zwingels und Calvins geht Hr. M. in Nr. 6. zu ihren unheiligen Lehren über, und unternimmt den Beweis, daß die Stifter der reformirten Kirche Grundſätze angenommen hätten, welche aufgelegt wären, eine gänzliche Verderbnis der Sitten einzuführen, und den gänzlichen Umſturz aller Religion nach ſich zu ziehen. — Die Erfahrung wirft nun freilich den ganzen Beweis mit einmal über den Haufen, denn die chriſtliche Religion ſteht doch in reformirten Ländern noch ſo gut, als in katholiſchen, und die Sitten ſind in dieſer Kirche nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter, als in andern Kirchen. Herr Mörz, der von ſeiner Kanzel immer auf die Proteſtanten ſchilt, ohne ſie vielleicht zu kennen, erhebe ſich doch einmahl von ſeinem Controversſchauplatze weg, und reiſe in andere Länder. Er mag mit eigenen Augen ſehen, ob die Verderbniße der Sitten in dem katholiſchen Bayern, oder in dem reformirten Brandenburg ſtärker ſind. Er mag unterſuchen, ob ſie ſich mehr unter den reformirten Einwohnern der Pfalz, oder unter ihren katholiſchen Einwohnern finde. Er wird, wenn ihn ſeine vielen Controverspredigen zum ſehen nicht ganz ungeſchickt gemacht haben, ſehen, daß ſeine gefährlichen, ſchrecklichen Vorſtellungen von den Lehren der Reformirten mehr auf Einbildung und Conſequenzenmacherey, als auf Wahrheit beruhen. Aus wie vielen Lehrſätzen der Römiſchen Kirche laſſen ſich Folgerungen ziehen, welche kein Katholick je eingeſtehen wird! Hr. M. beſchuldigt die Reformirten wegen ihrer Lehrſätze von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Prädeſtination, von dem Nichtfreyſeyn des menſchlichen Willens in Vermeidung des Böſen, von Taufe und Abendmahl u. ſ. w. daß durch ſie alle Laſter privilegirt würden, „daß es viel erwünſchlicher ſeyn würde, unter wilden Thieren, als unter einer „Schaar ſolcher Leute zu wohnen„, welche ihre Lebensart nach jenen Lehrſätzen einrichteten. Der ſtrengſte Prädeſtinatianer wird das Dogma ſeiner Kirche behaupten, aber in der Moral ſich nicht darnach richten. Es geht mit dem harten Prädeſtinatianismus wie mit vielen Irrthümern in der Spekulation.

Auf

Auf die Bestimmung des Willens, auf die Praxis haben sie keinen merklichen Einfluß. Ein gewissenhafter Katholik thut deswegen nicht vorsetzlich Sünde, weil er der Lehre seiner Kirche gemäß glauben muß, daß ein Priester ihm die Absolution darüber ertheilen, und er selbst durch diese oder jene äußerliche Bußübung, sie leicht wieder abbüßen könne. —

Die Uneinigkeit der reformirten Lehrer, der Widerspruch der Arminianer wider die herrschende kalvinische Lehre mit seinen Folgen, die Synode von Dordrecht, und der Umstand, daß von den Reformirten so gar Antitrinitarier ausgegangen sind, wird vom Hrn. M. als ein starkes Argument wider die reformirte Kirche gebraucht. Rec. hat dem V. schon bey andern Gelegenheiten gesagt, wie wir Protestanten sowohl über irrige Meynungen, als über persönliche Fehler der Reformatoren denken. Wenn sich nur der Geist der freyen Untersuchung und ihre Tugenden auf uns fortpflanzen; mehr verlangen wir nicht, das übrige überlassen wir ihnen. Wir gestehen, daß sie keine untriegliche Ausleger der heiligen Schrift gewesen sind. Waren es die Kirchenväter, auf denen die katholische Kirche soviel bauet, doch auch nicht.

No. 7. ist die Vorläuferinn von einer Reyhe Predigten, welche über die Wunderwerke in der katholischen Kirche, die vor, bey und nach der Reformation für die Bestätigung der alleinigen göttlichen Wahrheit ihrer Lehre geschehen sind, folgen sollen. In dieser Rede zeigt Hr. M. blos, was ein wahres Wunder sey, und was es bewerke. Er macht einen Unterschied zwischen einem Wunder vom ersten und zweyten Range. Jenes wirket Gott unmittelbar, dieses ein Geschöpf, ein guter oder böser Engel, oder Mensch, aus besonderm Befehl Gottes gegen die allgemeinen und gewöhnlichen Gesetze der Natur und Gnade. Daß Hr. M. nicht rar mit Wundern sey, kann man leicht denken. Die Nachricht die dem Hiob Cap. 1, 16. gebracht wurde, macht ihn S. 14 glauben, daß Gott „dem Satan gestattet, Feuer in den Wolken zu erwecken „und durch selbiges die Söhne Hiobs und seine Heerden zu verzehren.„ Als wenn nicht jeden Sommer hie oder da ein Wetterstrahl Menschen und Vieh tödtete, oder wenn das Gewitter in Häuser und Ställe einschlägt, nicht Vieh und Menschen alsdenn verbrennten. Oder thut das Gott allemal durch den Satan? — In den Zeiten des Apostels Petrus soll

ſich' Simon der Zauberer durch Mitwürkung des Satans in die Lüfte erhoben haben, um ſeiner Lehre durch dies Scheinwunder das größte Anſehen zu geben. „Aber es zeigte ſich gar „bald, daß nicht Gott, ſondern der Teufel mit ihm ſey. Petrus fieng zu beten an, und gebot dem Satan, den Betrüger zu verlaſſen, und alsbald fiel der Böſewicht von den Lüften herab, und brach den Hals. Ein Scheinwunder wurde „durch ein wahres beſiegt.„ Als Hypotheſe dient dies wenigſtens, ſetzt Hr. M. hinzu, wenn auch die Geſchichte der Kritik unterworfen ſeyn ſollte. — S. 23. findet ſich ein großer Verſtoß gegen die empiriſche Pſychologie. „Erfahrung und „Vernunft, ſagt Hr. M., die ganze Weltweisheit und Gottesgelahrheit kann mehr nicht, als überzeugen. Dem Willen „können ſie keine Gewalt anthun. Dies thut Gott nicht; er „läßt dem Menſchen die Freyheit.„ Weiß Hr. M. nicht, daß der menſchliche Willen blos durch Ueberzeugungsgründe zu bewegen ſey? daß Gott ſelbſt ihn nicht anders bewegt? daß wenn der Willen durch ein Wunderwerk bewogen wird, der Wahrheit Beyfall zu geben, es darum geſchiehet, weil dies Wunder der Seele ein unwiederleglicher Ueberzeugungsgrund iſt? — S. 23. „In der katholiſchen Kirche hat man noch heutiges Tages ſo pathetiſche und erſtaunungswürdige Wunder, als „jene der Apoſtel waren.„ Hr. M. meinet, um nicht das Geſtändniß zu thun: wir Proteſtanten hätten einen verlohrnen Handel; Chriſtus ſey allein mit der katholiſchen Kirche, leugneten wir ſie ab. Aber er giebt ſein Wort, er will uns beweiſen, daß in allen Jahrhunderten wahre Wunder vom erſten Range in ſeiner Kirche geſchehen ſind. Und dann ſollen wir uns ſchon ergeben und eingeſtehen müſſen, „daß der Allmächtige für die katholiſche Lehre Bürge ſey.„ Indeſſen iſt es gewiß, daß die Art, wie Hr. M. Lehren und Geſchichte beweiſet, keinen vernünftigen Menſchen, er ſey Katholik oder Proteſtant, nach ſeinen Beweiſen von Wundern begierig machen kann.

Da es faſt ſcheint, als ob alle katholiſche Predigten der Franzoſen für die deutſche katholiſche Geiſtlichkeit überſetzet werden müßten, ſo traf Hr. P. Möſl in den Predigten des Abts Maugin Nr. 3. wenigſtens eine gute Wahl. Es ſind gute Stücke darunter, die den Reden eines Maſſillon an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Sehr wortreich und kla-

Rämatorisch finden wir sie freylich, aber das ist nun einmal der franzöſische Geschmack, der sich jetzt auf die deutschen katholischen Prediger, die mit Geschmack predigen wollen, fortzupflanzen scheinet. Die Sachen sind doch meistentheils ohne Fabeley, faßlich, gut, und öfters mit vieler Stärke gesagt —. Die Pastoralunterweisungen können angehenden katholischen Predigern sehr brauchbar seyn. —

Von den Fastenpredigten Nr. 9. hat das katholische Publikum sieben Theile zu erwarten, und in jedem Theil siebenzehn Predigten. Der V. will darin das Leiden Christi „als ein Geheimniß unserer Erlösung, und als einen Gegenstand unserer Unterweisung, mit einem Wort, als den Inbegriff der christlichen Religion und der ganzen christlichen Sittenlehre vorstellen. „ In diesem ersten Theil wird es von Seiten Christi, als ein Wunder der göttlichen Liebe betrachtet; und im zweyten Theil werden die Sünden der Menschen, viel Ungeheuer der Bosheit, die dabey vorgiengen, vor Augen gelegt. Es verdient Lob, daß der V. die Leidensgeschichte Jesu praktisch behandelt, und das thätige Christenthum dadurch bey seinen Glaubensgenossen zu befördern sucht. Der Ton, worin er spricht, ist auch ganz edel und würdig, aber der Ausrufungen, wie die S. 230. 1. Th. über das verehrungswürdige, kostbare Kreuz, könnten weniger seyn. Jesum einen gekreuzigten Gott zu nennen, ist sehr uneigentlich gesagt. Gott kan nun wohl nimmer gekreuzigt werden, oder sterben, die Bibel redet auch so seltsam nicht. Sie sagt: Der Mensch Christus Jesus hat sich in den Tod gegeben, hat das Kreuz erduldet. —

Nr. 10. fällt gegen die besseren katholischen Predigten, welche nun schon in Deutschland vorhanden sind, gar sehr ab. Uns dünkt, wenn Hr. Winter seine heiligen Reden manchen seiner Herren Amtsbrüder von Kenntniß und Geschmack vorher gezeigt und sie befragt hätte, ob er sie sollte drucken lassen? sie hätten ihm ins Ohr gesagt: Thut es nicht mein Freund; Ihr werdet nicht sonderliche Ehre damit einlegen, und der Nutzen wird, so gut Ihrs meynen mögt, nicht weit her seyn. Wir wollten nicht gern zu hart davon urtheilen; aber in der That wimmeln diese Predigten von ganz übelschmackten, höchst abentheurlichen Vorstellungen. Z. B. S. 929. B. 4. „Die aufstehenden Gewissensregungen, die heftigen Gnadentriebe (nach begangener Sünde) die innere Gemüths-

„ müthspeinen, die äußern Trübsale sind nichts anders, als „ lauter nicht zwar süße Tropfen Milch, welche das Lamm „ aus seinen Brüsten (Ey! wie kommt die Milch in die „ Brüste des Lamms? Metaphern müssen richtig seyn!) dem „ Sünder in die Augen hineinsprützet, um seine gefährliche „ Seelenlage zu erkennen — O Milch — O Honig — „ O Süße — O Lamm Gottes — O Brust des ewigen Vaters „ Ueber die Vorstellung Offenb. Joh. 1, 14. Sein Haupt und sein Haar war weiß wie weisse Wolle, sagt Hr. W. S. 932. B. 4. „ Nach diesem Ausdruck wird das Lamm Gottes, wenn es zum Gericht kommen wird, nichts behalten „ als seine Wolle, wodurch die Lehrer die allerweiseste „ Durchdringlichkeit seiner Urtheile andeuten, mit welcher „ er auf das allerstrengste gegen die sündige Welt verfahren „ wird. Er wird alsdenn nichts ungeahndet lassen, und so gar „ bis auf die dürre Stoppeln wie Job, alles durchrentern „ (in des Rec. Gegend versteht man dieses Wort gar nicht) S. 940. „ das „ Wort Gottes ist dem Sünder was dem Waizen das Dreschholz ist Jes. 42, 15. Nun die böse und freche Menschen, „ wie bekannt, vermeiden gefliessentlich den evangelischen „ Treschwagen, damit ihre stolze Frechheit nicht gequetschet und zermahlen werde, oder wenn sie auch den Treschwagen mit großer Gewalt auf ihre Laster herabfallen hören, „ wollen sie den starren Nacken unter demselben nicht beugen. „ Sie empören sich, wie die davon fliegende Stoppeln und „ Spreu. Wie werden sie entfliehen, wenn der Richter nach „ dem Treschwagen die Wurfschaufel ergreifen wird. „ Wie stark ist das Bild beym Propheten, und wie läppisch die Nutzanwendung des Commentators: Hr. W. muß nicht das mindeste Gefühl von der Schönheit der orientalischen Poesie haben. —

Wenn der Zweck, den der Herausgeber bey Nr. 11. hat, allein der Sammlung schon einen Werth geben könnte, so hätte sie ihn gewiß, denn der ist eines nützlichen Schriftstellers so würdig, als er seyn kan. Allein das Wahre in diesen Geschichten ist mit allerley fabelhaften Erzählungen ausgeschmückt, und in einen andächtigen katholischen Roman umgeschaffen. Sie sind sämtlich, ausser der Geschichte von Eroberung des heiligen Landes und der Stadt Jerusalem nach dem P. Daniel, aus dem Französischen des Hrn. Duche genommen; die Geschichte der Judith; der Athanasius oder der

Kut

Ludorf; des Turelli, eines Edelmanns von Arien, und deſſen Gemahlin; des Nathan und Mitranes; der Katharina Henrici von der Inſel Negropont; der Prinzeßin Johanna von Portugall; des Thomas Morus, Kanzlers von England, und deſſen Tochter; des Metakuat und des Matenbick; des Hamki und ſeiner Frau, eine chineſiſche Geſchichte, beyde aus den Berichten franzöſiſcher Miſſionarien; der Melanie und der Katharina von Polen — — die Geſchichte des Thomas More iſt mit die beſte und intereſſanteſte, denn dieſer groſſe, tugendhafte und rechtſchaffene Mann, der ſeinen Grundſätzen treu blieb, und mit ſo vieler Standhaftigkeit ſtarb, verdient noch immer Mitleiden und Bewunderung. Daß er wohl ein irriges Gewiſſen, und bey ſeiner großen Tugend auch ſeine Schwachheit und ſeinen Aberglauben gehabt habe, daß er, da er noch Kanzler war, mit einer unglaublichen Härte unkatholiſche würdige Leute foltern laſſen und martern geſehen, davon wird hier freylich nichts geſagt. Er wird blos als Märtyrer für die katholiſche Lehre und den Pabſt geprieſen, Heinrich der 8te als ein Tyrann vorgeſtellt, und die Anna Boleyn ein grauſames argliſtiges Weib genannt. Das läßt ſich auch nicht anders erwarten. Aber wozu folgendes Weibermärchen in dieſer Geſchichte? „An dem Tage (der Enthauptung des Thomas More) theilte ſeine Tochter alles, „was ſie an Geld hatte, unter die Armen, und nachdem ſie „die Erlaubniß erlangt hatte, den Körper ihres Vaters begraben zu dürfen, gieng ſie mit zween ihrer Weibsperſonen, „Leinewand zu kaufen, denſelben darein zu wickeln, ohne ſich „zu erinnern, daß ſie alles Geld, was ſie gehabt, ſo eben „weggegeben hatte. Damals nun war es, wie die meiſten „Schriftſteller erzählen (Fabelhänſe können es doch nur ſeyn,) „daß ſie eben jene Summe noch in ihrem Beutel fand, um „die ſie mit dem Kaufmann iſt einig geworden, wiewohl derſelbe verſichert worden, daß ſie einen Augenblick zuvor nichts „darinnen hatte.„ Iſt etwa gerade ſo viel Geld, als ſie brauchte, wieder durch ein Mirakel in ihren Beutel hineinpraktiſirt worden? Und ſoll dies Mirakel vielleicht die Unſchuld ihres unglücklichen Vaters um ſo mehr erhärten? — Wir ſchweigen von den übrigen Geſchichten. Es ſind mehr Mordgeſchichte darunter. In einigen wird von den Kreuzzügen nun wohl eben nicht ſo geurtheilt, als es dieſe Denkmäler der menſchlichen Thorheit und des chriſtlichen Aberglaubens ver-

dienten. Und in anderm trägt manches Anekdötchen das zu sichtbare Gepräge einer heiligen Legende. Ueberhaupt scheint die Sammlung wohl eigentlich zur Erbauung katholischer Priester geschrieben zu seyn, denn was wissen Laien von den Ketzereyen des Eutiches und Arius, deren gelegentlich gedacht wird. Ludoxe hat ein Kloster gestiftet, und ist selbst ins Kloster gegangen —. Marenbick, ein Hurone und Zauberer seiner Profession, hat sich den Missionarien widersetzt, hat einen bekehrten andern Wilden, den Metakuat erschlagen wollen, ist dabey, von seinen eigenen Leuten tödlich verwundet worden, hat aber doch auf der Blutbühne ein Christ zu werden verlangt, und von dem nemlichen Metakuat, der halb todt gegen ihn angekrochen war, und sich ein wenig Wasser von seinem Weibe hatte holen lassen, noch in seinem letzten Augenblick die Taufe empfangen. Dergleichen Geschichten sind es, die hier zur Bildung der Rechtschaffenheit und Tugend zusammen getragen worden!

Qf.

1) Der churfürstlich baierischen gelehrten Gesellschaft zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit und Katechetik Predigten über wichtige Gegenstände der Religion und Sitten. Erster Band. Mit Erlaubniß der Obern, Augsburg, bey den Gebrüdern Veith. 1779. gr. 8. 275 Seiten. Zweyter Band. 341 Seiten.

2) Johann Baptists Campadelli, der Gottesgelahrheit Doctor, heilige Reden auf die meisten Festtage des Herrn, der Heiligen vom heiligen Rosenkranze und andern Gegenständen. Drey Bände. Aus dem Wälschen übersetzt. Erster Band. Augsburg im Verlage der Wolfischen Buchhandlung. 1779. 8. 408 Seiten. Zweyter Band. 456 Seiten. Dritter Band. 467 Seiten.

3) P.

3) P. Hermegilds Maria Griner, des Ordens der Diener Mariä — Lob- Troſt- und Sittenpredigten auf die Feſttäge der allerſeligſten Jungfrau und Mutter Gottes Mariä. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg im Verlage der Wolfiſchen Buchhandlung. 1779. 8. 620 Seiten.

4) Dreyfache Sittenreden auf jedes Feſt der göttlichen Mutter Mariä, aus den evangeliſchen Brosamen P. Franzens Neumayr, des hohen Domſtift zu Augsburg ehemaligen Ordinari-Predigers geſammlet von P. A. E. B. P. O. P. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg in der Wolfiſchen Buchhandlung. 1779. 8. 576 Seiten.

5) Neue Sammlung auserleſener Kanzelreden über die vornehmſten Gegenſtände in der Kirche. Sechſter Band. Ebendaſelbſt, 1779. 8. 324 Seiten.

6) Des heiligen Franciscus von Sales, Biſchofs zu Genf, ſämmtliche und ächte Reden auf alle Feſttage des Jahrs, auf die Faſten und das Advent. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von P. Vital Möst, Benediktiner von St. Peter in Salzburg. Vier Bände. in gr. 8. 1200 Seiten.

7) Andreä Biſſing der churfürſtlichen größern academiſchen Congregation unter dem Titel der Verkündigung Mariä zu Heidelberg Vorſtehers und Predigers, Faſtenpredigten. An den Jahren: 1774. Die Strafgerechtigkeit Gottes. 1775. Die wetternde Rache. 1776. Der erſcheinende Jacob. — Gedruckt auf Koſten Johann Baptiſt Wieſens. Univerſitätsbuchdruckers zu Heidelberg. 8. 336 Seiten.

8) Carl Frey von Neuville Predigten. VI. Theil. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Oder der Lobreden I. Theil. Mit churfürſtl. ſächſiſcher allergnädigſter Freyheit. Wien im Verlag Johann Paul Krauſe. 1779. 8. 394 Seiten. VII. Th. Oder der Lobreden II. Theil. 418 Seiten.

9) Predigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres aus verſchiedenen berühmten Rednern zuſammengetragen, kürzer gefaſſet und auf die Sonntagsevangelien eingerichtet von Joſeph Haberkorn von Habersfeld, Weltprieſter ꝛc. — Des dritten Jahrganges erſter Theil. Breslau. 1778. Bey Johann Friedr. Korn dem Aeltern. 8. 436 Seiten. Des dritten Jahrganges zweyter Theil. 1778. 398 Seiten. Des vierten Jahrganges erſter Theil. 1779. 438 Seiten. Des vierten Jahrganges zweyter Theil. 1779. 416 Seiten.

10) Predigten auf alle Feſte, die in der katholiſchen Kirche durchgängig gefeyert werden; nebſt einem Anhange von Lobreden, und andern, die bey verſchiedenen Gelegenheiten zu gebrauchen ſind, verfaſſet von Joſeph Haberkorn von Habersfeld, Weltprieſter ꝛc. — Der dritte Jahrgang — Breslau 1779. 416 Seiten.

11) Reden über die vornehmſten Gegenſtände des Leidens Jeſu Chriſti. Zuſammengetragen von Joſeph Haberkorn von Habersfeld. — Breslau 1779. Ebend. 439 Seiten in 8.

12) Nützliche Anwendung der Abhandlung des heiligen Joannes Chryſoſtomus wider die, ſo der Kirchenordnung entgegen Jungfrauen bey ſich haben;

ben; auf jene Gottverlobten Jungfrauen, die wider ihre Gelübde sich sogenannte geistliche Brüder wählen; als eine Fastenpredigt für dergleichen Brüder und Schwestern herausgegeben zu Antiochien bey Tastus Lebrecht dem Aeltern. 1778. 8. 94 Seiten.

13) Moyses, erster Band, das 1. und 2. Buch enthaltend, verdeutscht und mit Anmerkungen versehen durch Ignaz Weitenauer, ehemals k. k. Lehrer der morgenländischen Sprachen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage der Josephs Wolfischen Buchhandlung. 1779. 8. 576 Seiten, nebst 4 Bogen Vorrede. — Moyses zweyter Band, das 3, 4 und 5 Buch enthaltend 1779. in fortlaufender Seitenzahl — 1779 in fortlaufender Seitenzahl 1136 Seiten.

14) Josua, die Richter und Ruth — durch Ignaz Weitenauer 1779. 304 Seiten.

15) *Claudii Fleurii* Abbatis historia ecclesiastica — continuationis Tom. trigesimus sextus, seu in ordine Tom. LX. ab anno Christi 1635. vsque ad annum 1643. Aug. Vindelic. impensis officinæ librariæ Josephi Wolff. 1779. 8. 754 Seiten.

16) Beurtheilung der Vorschläge des Mönchs P. F. K. in W. in seinem ersten Schritt zur künftigen Vereinigung der katholischen und der evangelischen Kirche. 1779 8. 1 Bogen.

17) Lobrede auf Joseph von Kalasanz, Stifter der frommen Schulen. Gehalten zu Günzburg am 27sten August 1778. von Siegfried Wiser aus

beſagtem Orden, Lehrer der Beredſamkeit am Gymnaſio daſelbſt. Ulm, bey Johann Conrad Wohler. 8. 55 Seiten.

18) Ehren- und Trauerrede über den ſchmerzlichen Hintritt Bernhards, des Hochgebohrnen, Hochw. Herrn Herrn, hochlöbl. und weltberühmten Stifts Ettal ewigen Andenkens würdigſten Abtes, einer hochlöblichen Bayerſchen Landſchaft anſehnlichſt verordneten Mitgliedes und Rechnungsaufnehmers u. ſ. f. am dreyßigſten Tage deſſen Leichenbegängniſſes im Jahre 1779, den 27. Aprilmondes in in Hochdeſſen Stiftskirche gehalten von Marquet Meerwalden, regulirten Chorherrn zu Rothenbuch, aus dem Orden des heil. Auguſtins. Mit Bewilligung der Obern. Augsburg, bey Matheus Riegers ſel. Söhnen. 5 Bogen in Fol.

19) Viri celebratiſſimi *Lud. Ant. Muratorii* de ingeniorum moderatione in religionis negotio libri tres, ubi, quæ jura, quæ fræna ſint homini chriſtiano in inquirenda et tradenda veritate, oſtenditur et S. Auguſtini doctrina a multiplici cenſura Joannis Phereponi vindicatur. Editio noviſſima, ab auctore recenſita, aucta, a mendis frequentiſſimis repurgata, ac locupletiſſimo indice inſtructa. Superiorum permiſſu et approbatione. Auguſtæ Vindelicorum, ſumptibus Mathæi Rieger, p. m. Filiorum. MDCCLXXIX. 8. 1 Alph. 20 Bogen.

20) *Michaelis Sailer*, in univerſitate Anglipolitana theologiæ et philoſophiæ repetitoris publici, theologiæ chriſtianæ cum philoſophia nexus. Aug. Vindel. ſumtibus Math. Rieger etc. MDCCLXXIX. 8. 466 Seiten.

22) Chriſt-

21) *R. D. Gabrielis Wümhardt* Sacerdotis, ſubſidia ſacri tribunalis ad inſtructionem practicam confeſſarii ab eodem auctore luce publica donatam, opusculum ſacerdotibus curatis omnibus longe utiliſſimum. Ibidem, ſumtib. ejusd. MDCCLXXIX. 8. 343 Seiten.

22) Chriſtliche Tugendſchule, zum Gebrauche allen ſowohl geiſtlichen, als weltlichen Standesperſonen. Herausgegeben von einem barfüßigen Karmeliter der bayerſchen Provinz. Augsburg, bey ebendemſelben. 1779. 8. 267 Seiten.

23) Die in einer zehntägigen Gemüthsverſammlung über die Pflichten ihres Standes betrachtende Ordensperſon. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Anton Jäger, der ehemaligen Geſellſchaft Jeſu Prieſter. Augsburg, bey ebendemſelben. 1778. 8. 461 Seiten.

24) Das Leben Jeſu Chriſti als ein beſtändiges Leiden in Betrachtungen für jeden Tag der heiligen Faſtenzeit vorgeſtellet und verfaßt von Carl Hak, Weltprieſter und der Gottesgelahrheit Baccalaureus — bey ebendemſelben 1779. 8. 380 Seiten.

25) Heilſamer Unterricht eines gottesfürchtigen Chriſten für jede Stunde des Tages, worinn die Wahrheiten der heiligen Religion, und die Pflichten des Chriſtenthums gründlich vorgetragen, und deutlich erklärt werden. Zum allgemeinen Nutzen verfertiget, von P. Primas Enslin, Franciscaner der reformirten tyroler Provinz und ehemaligen Prediger. Augsburg bey ebendemſelben. 1779. 8. 234 Seiten.

26) Rev. Pat. *Joannis Martini Klee*, Canonici Marchthalenſis, acta Sanctorum compendiata ſelectis ſententiis ſanctorum Patrum illuſtrata, ac piis meditationibus in ſingulos anni dies accommodata. Editio tertia emendatior, præmittitur regula aurea actuum humanorum. Aug. Vindel. Bey ebendemſelben. 1779. 8. 723 Seiten.

27) Nulla dies ſine linea. Sive cogitationes ſanctæ in ſingulos anni dies diſtributæ ꝛc. cuivis hominum ſtatui accommodatæ a P. *Damiano Grez*, Sacerdote Franciſcano. — Aug. Vindel. Bey ebendemſelben. 1779. 8. 144 Seiten.

28) Philipp Peter Schommari, ehemaligen Jeſuitens, Predigten für den frommen Landmann, auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahrs, nebſt einem Anhange einiger beſondern Reden. Drey Theile. Augsburg bey ebendemſelben. 1779. in gr. 8.

29) Neue Beobachtungen über die verſchiedenen Arten zu predigen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von den Domicellarn des Collegiatſtifts der regulirten Chorherrn zu St. Florian. Augsburg, bey ebendemſelben. 1779. 8. 207 Seiten.

Nur ein Paar Worte über dieſe katholiſchen Bücher von der Oſtermeſſe 1779. — No. 1. wägt alle die übrigen Predigten zehnfach auf. Es ſind die erſten Früchte des bayerſchen Predigerinſtituts, welches unter dem letztverſtorbenen Churfürſten Maximilian errichtet, und von dem jetztregierenden beſtätiget wurde. Die Vorrede giebt eine ausführliche Nachricht davon. — Die Geſellſchaft zur Beförderung der geiſtlichen Beredſamkeit und Katechetik, deren Director Hr. Rath Braun iſt, beſteht aus dreyerley Art von Mitglie-

gliedern, ordentlich frequentirenden, ordentlich mitarbeitenden und Ehrenmitgliedern. Ihr beständiger Versammlungsort ist das churfürstliche Lyceum zu München. Die ordentlich frequentirenden Mitglieder sind die geistlichen Professoren des Lyceums und Gymnasiums daselbst. Sie wohnen allen Sessionen bey, sind zur Mitarbeitung an förmlichen Predigten oder andern die geistliche Beredsamkeit und Katechetik betreffenden Abhandlungen — deren Aufnahme in Bayern der Zweck des Instituts ist — verbunden; nehmen aber an den Preisen, welche ausgetheilt werden, keinen Theil, weil nach der Mehrheit ihrer Stimmen den eingesandten Schriften der Preis zuerkannt wird. — Die ordentlich mitarbeitende Mitglieder können jeder Welt- und Ordensgeistliche in und ausser Bayern seyn. Wer ein Mitglied werden will, schickt eine Abhandlung oder Predigt ein, und alsdenn werden in den ordentlichen Sessionen die Stimmen dazu gesammelt. — Wenn die Preise zuerkannt werden, können alle ordentlich mitarbeitende Glieder der Gesellschäft, einheimische und fremde, auf den Tag ebenfalls der Session beywohnen — zu Ehrenmitgliedern können alle Ausländer katholischer Religion aufgenommen werden. — Die goldene Preismedaille enthält an Werth 12 Ducaten; die silberne 5 Bayerische Thaler — die Materien zu den Preisschriften, werden in den öffentlichen Sessionen bestimmt, und wenn sie festgesetzt sind, in den öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Mit der Einsendung der Schriften und Zuerkennung des Preises wird es wie bey allen ähnlichen Gesellschaften gehalten. Auch ausser Abhandlungen von dem Inhalt, worauf ein Preis gesetzt ist, sind andere Beyträge zur Beförderung des Zwecks, den sich das Institut gesetzt hat, willkommen. — Die Candidaten des Predigerinstituts, besonders die noch studierenden, müssen die Theorie der geistlichen Beredsamkeit fleissig treiben, und selbst Ausarbeitungen machen, auch hernach die Vorträge im Lehrzimmer, oder Studentensaale, oder auch wohl in öffentlichen Kirchen halten. — Dies geschieht nicht blos in München, sondern an jedem Ort, wo die Pastoraltheologie öffentlich gelehrt wird. Die Candidaten übergeben ihre Aufsätze dem Rector, und der sendet sie an die churfürstl. Schuldirection ein. Wer dort den Preis erhält, muß seine Rede öffentlich vor dem Rector und Professoren ablegen. Zur Aufmunterung dieser Candidaten sind eigentlich die silbernen

nen Preisnützen bestimmt. — Dies rühmliche Institut wird unter der katholischen Geistlichkeit sehr vielen Nutzen stiften. Man sieht schon aus den beyden ersten Bänden mit Vergnügen, welchen weiten Schritt die Kanzelberedsamkeit bereits in Bayern vor andern katholischen Ländern gemacht hat. In die Sachen selbst ist mehr vernunftmäßigere Wahrheit, als sonst gebracht. Die Vorträge sind verständlich und faßlich. Der Ausdruck ist edel und das Deutsche viel reiner und besser, als man es in andern katholischen Schriftstellern gewöhnlicher Weise liefet. Hier sind die Anzeigen der in beyden Bänden enthaltenen Reden. Erster Band. 1. Von der Wichtigkeit der priesterlichen Würde. 2. 3. Ueber die wichtigste Pflicht der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder. Zwo Preisschriften. 4. Auf das Fest der Beschneidung Jesu Christi. 5. Von dem heiligen Meßopfer. 6. Vom Gebete. 7. Auf den heiligen Joseph. 8. Bey dem öffentlichen Gebet für die Genesung Ihro churfl. Durchl. in Bayern, Maximilian des dritten. Zweyter Band: 1. Auf den Tod desselben. Eine Preißschrift von Hrn. Michael Sailer, zu Ingolstadt. 2. Von dem Einfluß des Predigerinstituts in die Religion und den Staat. 3. 4. 5. Ueber die wichtigste Pflicht der Eltern in der Erziehung der Kinder. Drey Preisschriften von Hrn. P. Beda Mayr in Donauwörth, Hrn. P. Othmar Seywold in Ettal, und Hrn. Franz Anton Neuhauser in Ingolstadt. 6. Von der Liebe des Nächsten. Eine Preisschrift von Hrn. Joseph Socher, zu Landsberg. 7. Von der Liebe gegen die Feinde. Eine Preisschrift von Hrn. Michael Lechner, Weltpriester. 8. Von der Liebloßigkeit gegen unsere Glaubensgegner. — Schon viel auf beyden Seiten gewonnen; wenn wir uns nur erst unter einander lieben. — Dergleichen heilige Reden, wie Nr. 2, wird bey dem Fortgange des Bayerschen Predigerinstituts aus dem Wälschen zu übersetzen, nicht mehr nöthig seyn. — Nr. 3. ist ein neuer Titelbogen, um die Ausgabe von 1776. geschlagen, die wir in unserer Bibl. XXXII. 2. 330. nach Verdienst gewürdiget haben. — Nr. 4. 5. 6. 7. sind grossentheils voller Scherematismus. Andächtige Legenden, Abentheuerlichkeiten und Alfanzereyen, laufen auch häufig mit unter, die neue Sammlung ist noch die beste darunter. — Nr. 8. in dem Geist und Geschmack, wie die vorhergehenden von uns angezeigten. — Nr. 9. 10. 11. Hr. v. Habersfeld sammelt zu viel, darum kann nicht alles so ausgesucht seyn, als es seyn sollte. Nach

gerä

gerade, dächten wir, wär es des Zusammentragens genug, überflüßig genug — Nr. 12. Mönchsmorgl ists und bleibts doch mit der freywillig erwählten Jungfrauschaft, als der höchsten göttlichsten Tugend, die himmelan führt. Sie soll, muß bewahrt werden, ob es gleich ein schwer Ding damit ist. — Ganz recht, aber warum sperrt man soviel gesunde Mädgen in Klöster ein? Man sollt' es nicht thun. Wie wollt' ihr es hindern, daß das Fleisch nicht durchbricht? Ihr predigt dawider, und es thut nicht Wirkung. Ihr mauert dem Mädgen ein eisern Gitterwerk vor dem Fenster. Und sie verzehrt sich, wird siech und krank, wenn sie fromm ist; wo nicht, so buhlt sie mit dem geistlichen Bruder, oder läuft euch doch davon. — Schafft die Nonnenklöster für gesunde junge Mädchen ab; laßt sie der Welt, wo sie gute Mütter werden können; nehmt nur kränkliche, im Alter dürftige Frauenzimmer, arme Wittwen und Waysen, die hineinwünschen, darin auf: so werdet ihr tausend Unsittlichkeiten und Ausschweifungen vorbeugen, die ihr durchs bloße Reden dawider unter gewissen Umständen nicht hemmet. — Nr. 13. 14. Die Uebersetzung, welche Hr. W. liefert, ist an sich treu, aber ziemlich steif. Die Anmerkungen sind kurz, wie sie seyn mußten, nur für unser Jahrhundert, wenn dadurch dem Freygeist, mancher Zweifel gelöset, mancher Anstoß weggeräumt werden sollte, worauf Hr. W. dabey Rücksicht nahm, hätte man sie anders erwarten sollen. Mehrentheils sind sie aus den Kirchenvätern genommen, deren die wenigsten gründliche Schriftausleger waren. Z. B. 1 Mos. 3, 1. Die Schlange war listiger als alle Thiere. Anmerk. Die Schlange. „Es war nicht eine leere Blendung, „sondern der Satan bediente sich einer wahren Schlange mit „deren Zunge er redete — weil die Strafe: du sollst auf deinem Bauche kriechen, sich nicht für einen Geist schickt.„ Wäre es so, müßte Satan der größte, der allmächtigste Wunderthäter seyn. Wer heut zu Tage, das noch glauben, noch behaupten kan, müßte nicht durch seine deutsche Bibelübersetzung mit Noten, die Freygeister zu bekehren hoffen. — Das רוח אלהים 1 Mos. 1, 2. übersetzt Hr. W. nicht durch Geist, sondern wörtlich durch heftigen Wind, den es bedeutet. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor etlichen und vierzig Jahren, als der Westheimer diese Uebersetzung wagte, war es beynahe gotteslästerliche Ketzerey. Nun geht sie in der katholischen Kirche so gar durch. — Nr. 15. bedarf keiner weitern Anzeige.

zeige. Nr. 16. hat einen Protestanten zum V. Er sagt: der gute Mönch kömmt mit dem Vorschlage seiner Unionsakademie, wenn sie auch das rechte Mittel zum intendirten Zweck wäre, viel zu früh. Es haben Jahrhunderte dazu gehört, ehe die katholische Kirche, das geworden ist, was sie ist. Eben so viel Zeit, wird die bloße Unionsvorbereitung erfordern. Alles, was sich dabey thun läßt, besteht darin: „Ein jeder Menschenfreund suche in seinem Wirkungskreise soviel Licht und „Aufklärung zu verbreiten, als er nach seinen Umständen und „Kräften kann.„ Und so ists Recht. Das weitere sey der Nachwelt überlassen — Nr. 17. ist so hoch im panegyrischen Ton gestimmt, daß es für den Leser schwer zu entscheiden wird, ob Jesus von Nazareth oder Joseph von Kalasanz ein größerer Mann gewesen sey. — Eben das gilt auch von Nr. 18. Daß doch manche Leute gar kein Gefühl davon haben, wie man einen Menschen, er mag todt oder noch am Leben seyn, mit Anständigkeit öffentlich loben soll! Der Redner bittet seine Zuhörer um Geduld, ihnen **Bernhard** den gottseeligen Welt- und Ordensspiegel; **Bernhard** den erlauchten Haus- und Staatsgelehrten; **Bernhard** den demuthigen und heilig klugen Abt zur billigsten Bewunderung vorzustellen. Und er hatte wohl Ursache dazu, denn wem sollte bey so einer thersonischen Rede, nicht Aufmerksamkeit und Geduld vergehen. S. 4. „Bernhard, ach ja! **Bernhard** der grosse, der gerechte, „der ruhmverdienteste Abt ist gestorben — Gestorben ist er! „— Und so ist eines deiner edelsten Zweige in dir, o von „Ehre und Heiligkeit gesegnetster Benedictsorden verdorret! — „Gestorben ist er! und so hast du, o nur gar zu schnell verwaysete und verwittwete Braut Ettal! eine deiner schönsten Hauptzierden verlohren! — Gestorben ist er! — und so „mußt du, o theuerstes, o schätzbarstes Vaterland! eines deiner besten Patrioten entrathen! Trauriger Abgang! Bedenklicher Verlust! Wichtiger Schade! — S. 5. Nun dann „großer Geist! höchseliger Abt! ich erkühne mich, in die innersten Gemache deines Heiligthums einzutreten; ich muß, „ich muß endlich von da aus hervorziehen jenes ganz unvergleichliche und ausbündige Meisterstück, welches so lange „schon deine Gottseeligkeit also fest gegründet, deine Weisheit so muhsam beatbeitet, und deine Klugheit so herrlich gekrönet, daß selbes weder der beissende Neideszahn zernagen, noch der schleichende Zeitwurm in Staub und Moder

wird

„der wird zermalmen können — S. 8. Bernhard ein Ordensmann! Bernhard ein unvergleichlich tugendhaft und gottseeliger Ordensmann. O! was sage ich nicht schon grosses von ihm, wenn ich auch schon nichts mehrers, als dieses, von ihm sagte! Bernhard ein Ordensmann! Bernhard ein solcher Ordensmann, der in wenig Tagen seines geistlichen Eintritts in die Bahn der Tugend schon eine Friste von einem halben Jahrhunderte erfüllet; und der noch in jugendlichen Geistschuhen das Ziel eines ausgemachten Ordensmannes auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erkletert hat. S. 15. Wo muß ich jetzt die Freude seines Volks — wo muß ich Bernharden den Grossen nun aufsuchen? Wo kann ich ihn finden? Trauriges Stillschweigen! Schrecklicher Anblick! Schluchzende Seufzer! Trofende Augen! Was, Hochansehnliche, was soll das alles bedeuten? Was kann ich erwarten? Was muß ich besorgen? Himmel! wie ist mir? Wie schlägt mir mein Herz? Wie zittert mir meine Brust? Welch trauervoller Gedanke fährt mir durch meinen Sinn? Wie? ist es so? ist vielleicht Bernhard gestorben? Bernhard, der Grosse, der gerechte, der unvergleichliche Mann? Gestorben ist er? Gestorben?„ Nun, das heiß ich einen Redner von Geschmack. Hr. M. muß glauben, Beredsamkeit bestehe in wiederhohlten, noch so unwichtigen Deklamationen. Indessen gesteht er selbst aufrichtig „das Unternehmen, Bernharden, als einen Ordensmann mit lebhaften Farben zu entwerfen, erschöpfe seine Kräfte: Er könne nicht dafür, daß das schönste Bild, unter die unfähigsten Hände, um copirt zu werden, gerathen sey.„ Man hätte den guten schwachen Mann der Qual einer solchen Traurede überheben, und sie einem andern auftragen sollen — Der Titel von Nr. 19 besagt schon, was dieser neuesten Ausgabe den Vorzug giebt. Ueber das Buch ist nicht nöthig, etwas hinzufügen. So lange man in der katholischen Kirche glaubt: Præter divinas Scripturas et Traditionem, Concilia sacra et præsertim oecumenica, Romanorum Pontificum Epistolæ et Decreta, sanctorum Patrum libri, probatæ veterum historiæ, Theologorum aliorumque Orthodoxorum scripta, sunt ii fontes et loca, unde catholicæ ecclesiæ doctrina est haurienda, (S. 99.) so lange ist auch an genauerer und freyer Untersuchung der Wahrheit ihrer Lehrsätze in ihr nicht zu denken. Der Lehrbegriff bleibt im Ganzen wie in den Theilen, und muß bis an der Welt Ende bleiben, wie er ist, — und dann mögen die Gottesgelehrten, wie Hr.

Sailer Nr. 20. noch so viele nexus theologiæ cum philoſophia ſchreiben, und ihn wie hier geſchehen, durch die einzelnen Artickel der Dogmatik durchführen, ſo wird damit nichts gefruchtet. Wenn die katholiſche Orthodoxie z. B. in der Lehre von den Sacramenten, denen hier Cap. 5 und 6 gewidmet iſt, beſtehen ſoll, ſo muß doch die gute Philoſophie ſtockſtille dazu ſchweigen, oder man muß anders philoſophieren, als die Vernunft uns anweiſet — Nr. 21. iſt eine Paſtoraltheologie, wie man ſie von einem rechtgläubigen Katholiken für katholiſche Beichtväter erwarten kann. — Nr. 22 — 28. ſind lauter Andachtsbücher von gewöhnlichem Schlage. Mönchsmoral herrſchet durchaus darinn z. B. Das Leben Jeſu Chriſti ꝛc. S. 161. „In der Nachfolge Jeſu haben wir uns auf nichts anders, als Schmach gefaßt zu machen.„ Auch von den ſtrengſten Ordensmännern iſt es nicht einmahl wahr. Sie befinden ſich gröſtentheils in ihren Klöſtern wohl, und man ſieht ihnen die Schmach Chriſti eben nicht an. Schommarz Predigten ſtechen vor den übrigen hervor und die Beobachtungen Nr. 29. ſind nicht übel.

Qf.

Das kleine alte Teſtament oder Auszug deſſelben nach ſeinem gemeinnützigen Inhalt vornemlich für Ungelehrte. Quedlinburg, in Commißion, bey C. A. Reußner, 1779. 8. 447 Seiten.

Hr. M. J. A. T. zu Eisleben, wo die Vorrede geſchrieben, und mit dieſen Buchſtaben unterzeichnet iſt, hat ſchon lange einen ſolchen für gemeine Chriſten nöthigen und nützlichen Auszug aus den Schriften des A. Teſt. in ſeiner Idee entworfen, ſich aber der nachtheiligen und ſchmähenden Vorwürfe wegen, die man ihm deshalb machen würde, damit herauszurücken gefürchtet. Er theilte in dem 4ten Stück des Alten und Neuen zur Erweiterung und Verbeſſerung theologiſcher Kenntniſſe, ſein wohlgemeintes Project einer Bibel für Ungelehrte mit, um zu horchen, was die Welt dazu ſagen würde. Weil nun ſein Vorſchlag von einigen Journaliſten und angeſehenen Gottesgelehrten gebilliget worden, ſo legt er ſeinen Aus-

zuh dem christlichen Publicum hiermit vor. Er ist ganz aus Luthers Uebersetzung gemacht, bis auf einige wenige Verbesserungen derselben nach dem Grundtexte, welche in Klammern [ ] eingefaßt sind. Die beygefügte Erklärung und deutlichere Darstellung des Sinnes unterscheidet sich vom Text durch zweyfache Halbzirkel ( ), eine Parentheſe aber durch zween doppelte Halbzirkel (( )); und wenn Hr. T. zu mehrerer Erläuterung und Ausfüllung des Verstandes einen Zusatz gemacht, so hat er ihn mit größerer Schrift drucken lassen. Z. B.

Das 63. Kap. Jesaiä.

„1. Ich bins, spricht der Sohn Gottes, der Gerechtigkeit [die Wahrheit] redet, und ein Meister bin zu helfen (stark und vermögend genug ist zu retten) 9. Er (der Herr) erlöſete sie (die Israeliten) darum, daß er sie liebete. Er nahm sie auf und trug sie allezeit von Alters her. 10. Sie (die Israeliten) erbitterten und entrüſteten (reizten zum Zorn) seinen (Gottes) heiligen Geist. Darum ward er ihr Feind, und stritte wider sie. 15. Schaue vom Himmel, und siehe in Gnaden auf uns herab von deiner heiligen herrlichen Wohnung. Deine große herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mir. [hältst du gegen mich mit Gewalt zurück (du thust dir gleichsam Gewalt an, um die Aeusserungen deiner Barmherzigkeit gegen mich zurück zu halten)]. Bist du doch unser Vater: denn Abraham weiß von uns nicht, und Israel (Jacob) kennet uns nicht. Du aber, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name.„

Hieran mag der Leser zugleich eine Probe der Zusammenziehung eines ganzen biblischen Kapitels haben. Hr. T. hat seiner Absicht gemäß weggelassen

1. alles dasjenige, was weder zum Grunde noch zur Ordnung, noch zu den Mitteln des Heils gehört, nichts zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit beyträgt, also kein nothwendiger und nützlicher Gegenstand der seligmachenden Erkenntniß der gemeinen Christen ist; mithin Geschlechtregister, geographische Nachrichten, historische Beschreibungen der Stiftshütte, des Tempels u. s. f. 2. alle Stellen, deren wahrer Verstand von den Auslegern bisher zwar eifrigst gesucht, aber noch nicht gefunden und entdeckt worden. Z. E. Jes. 53, 8. u. d. g. 3. Unerbauliche und den Schwachen

chen anſtößige Erzählungen von gewiſſen Ausſchweifungen z. B. die Geſchichte von der Blutſchande Loths und Rubens, von Jacobs Betruge, von Schwächung der Dina 4) alle Wiederholungen derſelben Sache, 5. manche blos menſchliche Schriften und Reden, z. E. die Reden Hiobs, welche Kap. 38, 2. 42, 7. von Gott ſelbſt verworfen werden; die erbaulich ſind, ſind geblieben.

Von ganzen Büchern des A. T. ſind folgende weggelaſſen. Das Buch Ruth, Esra, Nehemia, Esther, das Hohe lied Salomonis, und der Prophet Obadja — Aus den Propheten und Pſalmen ſind oft ganze Kapitel ausgelaſſen, oder einige Verſe daraus ſtehen geblieben.

Wir ſehen wohl ein, daß bey einzelnen Sachen und Geſchichten die Wahl freylich ſchwer fallen müſſe, ob ſie mit in den Auszug kommen, oder wegbleiben ſollen, und daß es bey der großen Verſchiedenheit der Einſichten, der Geſinnungen und des Geſchmacks der Bibelleſer unmöglich geweſen ſey, es einem jeden recht zu machen. Daher wollen wir dem V. auch nicht vorwerfen, daß er ganz willkührlich dabey verfahren habe, denn dieſem Vorwurf konnte er niemals entgehen, wie er es auch hätte machen mögen. Rec. hätte nun ſchon in ſeiner Stelle die Sprüche und den Prediger Salomonis weniger, und die Geſchichtbücher weit mehr kaſtrirt. Sprüchw. II. 6, 7, 8, 9, 13, 14, 15, ſind ſo wichtig und lehrreich, als v. 10, 11, 12, 18, 19, die nur in den Auszug aufgenommen ſind. Aus dem Pred. Sal. ſteht aus Kap. I. nur v. 2. Kap. II. nur v. 1. 2. Kap. IV nur v. 17. Kap. V. nur v. 3. 4. da. Enthielte v. 1. 2. nicht eben ſo gute nöthige Lehren? Sollte der gemeine Chriſt, wenn er ſie ſich beym Leſen ſeines Auszuges merkt, nicht mehr Nutzen davon haben, als von der Geſchichte Jerichos beym Joſua Kap. VI. Er wird über das Umfallen der Stadtmauern auf das Poſaunenblaſen der Prieſter, wie über tauſend wunderbare Dinge, aus den Geſchichtbüchern des A. T., die der V. mit hineingebracht hat, ſtutzig werden, und fragen: Wie mag das zugegangen ſeyn? Wie läßt ſich das glauben oder erklären? aber moraliſchen Nutzen wird er nie daraus ziehen. — Kleiner Erklärungen, wenig eingeſchobener Worte zum Verſtändnis des Textes bedarf Luthers Ueberſetzung allerdings. Aber ein Hauptrequiſitum dabey wäre auch, daß man nicht willkührlich, nicht wider

den

den offenbaren Zusammenhang der Sätze, unrichtig erklärte, als Ps. XIV, 3. geschehen ist. „Aber sie sind alle abgewichen, „und allesamt von Natur untüchtig (verderbt), da ist keiner „der aus Naturkräften und vollkommen gutes thue, auch „nicht einer. „ Das von Natur, aus Naturkräften und vollkommen ist hier ganz willkührlich und am unrechten Ort eingeschoben. Der Zusatz soll den Verstand der Stellen erläutern und ausfüllen, aber er entstellt und verdreht ihn. Es ist ja von Gottesleugnern, von Bösewichtern die Rede, die Davids Volk fressen, die den armen Gerechten unterdrücken. Diese sind alle verderbt, taugen nichts und thuen kein Gutes. Eben dadurch, daß sie selbst die natürlichen Ueberzeugungen eines vernünftigen Menschen vom Daseyn Gottes bey sich unterdrückt, und sich in ihre atheistischen Grundsätze hinein raisonnirt haben, eben dadurch haben sie sich so durchaus verderbt, daß sogar das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht in ihrer Seele erstickt ist, daß sie ungescheut das Volk fressen, und den frommen Armen unterdrücken, ohne sich darum zu bekümmern, was Gott, den sie in ihrer höchsten Thorheit nicht erkennen, dazu sagen werde. — Oder muß der Mensch etwa durch seine Natur zum Atheisten, zum Bösewicht werden? Leitet sie ihn nothwendiger Weise zur Gottesverleugnung? Wenn die Erklärung, die der V. von dieser Stelle macht, richtig wäre: so müßte das folgen. Das eingeschaltete Wort Naturkräfte soll wohl daran erinnern, daß dem Menschen zum Gutesthun Gnadenkräfte nöthig sind. Aber ist das Gute, das er durch Gnadenkräfte wirkt, in der höchsten Bedeutung des Worts, vollkommen? Oder bleibt es auch noch unvollkommen? Also erklärt der Zusatz nichts — Wenn der gemeine verständige Christ den ganzen Psalm lieset, so versteht er ohne die Zusätze des Erklärers den Sinn davon viel richtiger, nemlich: Gottesverleugnung ist der höchste Grad der Unvernunft; sie verdirbt den ganzen Menschen, und macht, daß er ungerecht und böse handelt, wenn der Gottesverehrer dagegen Recht thut. Wär' es nicht besser gewesen, Hr. T. hätte den ganzen Psalm eingerückt, und nicht blos die drey ersten Verse? Warum soll der gemeine Christ nicht V. 4 — 6 auch lesen? wo der Psalmist die Gottesleugner in ihrer Art zu denken und zu handeln nach dem Leben mahlt.

Wir sagen dies nicht, um dem Verf. Verstümmelungen der Bibel vorzuwerfen. Er versichert, daß er sich von der lau-

derſten Abſicht, und der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit vor Gott bey ſeinem gemachten Auszuge aus der Bibel habe leiten laſſen; er erklärt, daß er den Theil der Bibel, den er nicht in den Auszug gebracht, ſo gut für göttlich inſpirirt halte, als den darinn aufgenommenen, daß er aber nach ſeiner Einſicht dieſen als den gemeinnützigſten und unentbehrlichſten für jeden auch ungelehrten Chriſten erkenne. An der geraden ehrlichen Abſicht des Verfaſſers dabey kann gar kein Zweifel ſeyn. Rec. will nur mit ein Paar Worten ſagen, was er nach ſeiner Einſicht daran auszuſetzen hat. Fürs erſte iſt noch vielmehr alte jüdiſche Geſchichte hinein gebracht, als nöthig wäre, und für Ungelehrte nützlich ſeyn kann. Fürs zweyte wird dem gemeinen Chriſten durch die häufigen Einſchaltungen in den Text das Leſen ſchwer gemacht. Ich zweifle, daß er ſich wird darein finden können. Luthers Ueberſetzung beyzubehalten war gut, aber warum band ſich Hr. T. ſo ſtrenge daran? Lieber die eingeklammerten verſtändlicheren Wörter und Redensarten gleich in den Text gerückt, ſo ließe ſichs weit eher leſen und verſtehen. Drittens, die Auszüge aus einem bibliſchen Buche machen kein Ganzes aus, das der gemeine Chriſt zu ſeiner beſſern Belehrung und Anwendung nun leicht überſehen könnte. Er lieſet lauter abgebrochene Stücke, die in gar keine Ordnung und Verbindung zuſammengebracht ſind. Der Auszug aus einem bibliſchen Geſchichtbuch müßte das Lehrreiche in den Thatſachen herausheben, und ihm die Hauptbegebenheiten in der gehörigen Folge klärlich darſtellen, ohne in der Erzählung den Kapiteln und Verſen des Buchs nachzugehen. Viertens, was in dem A. T. zwar als Geſchichte vorgeſtellt, aber offenbar poetiſche Einkleidung, jüdiſche Mythologie, wenn ich ſo ſagen darf, iſt, müßte nicht für wirkliche Geſchichte in einem ſolchen Auszuge ausgegeben werden. Z. B. das Geſpräch der Eva mit der Schlange, — der Beſuch des Sohnes Gottes beym Abraham, von dem er mit Kuchen und Kalbfleiſch bewirthet worden. Läßt ſich nur wahrſcheinlich glauben und behaupten, daß die Schlange wirklich geredet, daß ſie wirklich der Satan, und Abrahams Gaſt wirklich Jeſus Chriſtus geweſen ſey? — Wenn der gemeine Chriſt über ſolche auffallende Erzählungen nicht mehr Licht durch den Auszug der Bibel bekömmt, was hilft er ihm? — Vom neuen Teſtament hält Hr. M. keinen für nöthig.

Fb.

Der

Der Prediger gegen seinen Kirchenpatron, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amts, in Briefen entworfen von Christian Wilhelm Oemler, Konsistorialrath und Oberpfarrer in Jena. Bey Krökers Wittwe, 1779. 8. 1 A. 9. B.

Es ist ein Briefwechsel mehrentheils zwischen Predigern, worin von Kirchenpatronen, Predigern auch Kandidaten theils vortrefliche, theils schlechte Beyspiele mit guter Beurtheilung erzählt werden. Diese Schrift fasset also mehr in sich als der Titel anzeiget. Vielleicht hat der V. ihn mit Fleis gewählet, damit die Kirchenpatronen ein Buch lesen möchten, welches sowohl für sie, als für Prediger und Kandidaten gute Lehren enthält.

Daß ein Prediger bey seiner Gemeine nichts gutes stiften könne, wenn die Obrigkeit die Religion verachtet, ist Gottlob! wider die Erfahrung. Ferner behaupten: daß ein Prediger die Sünden der Obrigkeit gar auf der Kanzel nicht nennen, und dafür warnen solle, heißt das Lehramt zu sehr einschränken. Der Lehrer, wie er alle Tugenden erklären und anpreisen muß; so muß er auch alle Laster nennen, und ihre unselige Folge in Zeit und Ewigkeit vorstellen, doch ohne anzügliche Reden und Schilderung der Personen. Ueberhaupt muß der Ton eines Lehrers auch bey Strafreden der Ton eines bekümmerten Vaters seyn, dem das Verderben seiner Kinder sehr nahe gehet.

Erzählungen aus dem Himmel. Ein Versuch von Johann Carl Bonnet, Prediger zu Nünschweiler bey Zweybrücken. Frankfurt am Mayn, 1779. 8. 7 Bogen.

Man lieset mit Vergnügen Erzählungen von der Erde, warum sollte ein Christ an Erzählungen aus dem Himmel nicht ein Vergnügen finden? nur muß die Wahrscheinlichkeit nicht überschritten werden. Die 3te Erzählung ist artig und sehr lehrreich. Zween seelige Geister reden mit einander von

der Verfaſterung der chriſtlichen Kirche unter dem Pabſtthum, von der Verbeſſerung bey der Reformation und von der Gährung, die jetzt in der Kirche vorgehet. Aber die letzte Erzählung, Ein seeliger Geiſt erhält Vollmacht von Gott aus einem Chaos eine neue Welt zu ſchaffen: und er ſchaffet ſie durch ſein allmächtiges Wort: Es werde. —

Rf.

2) Von der Rechtsgelahrheit.

Abregé du droit public d' Allemagne. Par *Waldemar Fredric Comte de Schinettow de Haldorp &c.* à Amſterdam 1778. 1. Alph. 6 Bogen. Nebſt einem Diſcours préliminaire von 15 Bogen in 8.

Ob wir gleich franzöſiſche Schriften ſonſt nur ſelten anzuzeigen pflegen; ſo müſſen wir doch bey einem Buche, was Deutſchland unmittelbar angehet und von einem deutſchen Verfaſſer herrührt, billig eine Ausnahme machen. Eigentlich iſt daſſelbe von dem Verfaſſer für den Prinz Ludewig von Rohan, jetzigen Biſchof zu Strasburg aufgeſetzt, demſelben auch zugeeignet worden. Beym Abdruck fanden die Cenſoren in Paris — der Himmel mag wiſſen warum? vieles anſtößig, und es wurde das Buch verſtümmelt, in Paris, jedoch ohne des Verf. Namen auf dem Titel, abgedruckt; der Verf. veranſtaltete aber die unverfälſchte Ausgabe, welche wir vor uns haben. Dieſe uns bekannt gewordene litterariſche Nachricht haben wir für nöthig gehalten vorauszuſchicken, da der Verf. im Buche nichts davon erwähnt hat. Das Werk ſelbſt hat, im Ganzen genommen, unſern Beyfall, und Vorzüge, welche daſſelbe, beſonders bey des Verf. Abſicht ſehr ſchätzbar machen. Davon, daß der Verf. bey ſeinem Stande und ſeinen Verhältniſſen das dornigte Feld unſers Staatsrechts bearbeitet hat, und daß ſeine Arbeit auch ſchon in dieſer Hinſicht, ruhmwürdig ſey, erwähnen wir nichts: Denn bey den würklichen Vorzügen der Arbeit, und bey des Verfaſſers Denkungsart

art wäre es Beleidigung für ihn, daher einen Grund des Lobes zu nehmen: Der wahre Werth dieser Schrift bestehet darinnen, daß nicht nur Ausländer, besonders unsere Nachbarn, die Franzosen, sondern auch viele unserer Landesleute, denen das Studium des Staatsrechts zu schwierig dünkt, darzu angereizt, und in Stand gesetzt werden können, von unsrer Staatsverfassung richtig zu urtheilen. Denn ob es gleich nicht an Systemen des D. StR. in französischer Sprache fehlet, so weis man doch schon, wie voller Unrichtigkeiten und falschen Vorstellungen sie sind, und daß das vorzüglichste Werk dieser Art, Pfeffels Abregé nicht sowohl ein System als vielmehr eine Geschichte des D. StR. sey. Unser Verfasser hat nicht nur sich durchgehends bemühet, die Verfassung des deutschen Reichs, und die besonders für Ausländer schwierigen Verhältnisse zwischen Haupt und Glieder und zwischen diesen unter sich, ihre verschiedene Gerechtsame und Obliegenheiten, deutlich und richtig zu entwickeln; sondern auch da, wo er irgend vermuthen konnte, daß Ausländer sich falsche Vorstellungen zu machen pflegen, diese Vorurtheile zu zerstreuen gesucht. Zum Beweis dienet das, was er von unserm hohen Adel, von den deutschen Landesherren und ihren Gerechtsamen, von der Vergleichung unserer Herzoge, Marggrafen u. s. w. mit den Französischen sagt. Man sehe zum Beweis S. 213, wo er richtig bemerkt, daß Marggraf nicht durch Marquis übersetzt werden müsse, und daß es lächerlich sey, den Margraf von Brandenburg mit einem Marquis in Vergleichung zu setzen. Hieher gehört auch ausser einer Menge andrer Stellen S. 244. Ein anderer Vorzug dieses Werkes bestehet in der Behandlungsart, im Vortrag und in der Schreibart. Hätte sich der Verf. auch nicht genennt, so würde man den Mann von guter Erziehung, den Mann von Stande, der selbst in Staatsgeschäften gebraucht worden ist, nicht verkennen. Nirgends scheint Pedanterey, Anhänglichkeit an Systemen und vorgefaßten Meynungen, Selbstgenügsamkeit und Intoleranz hervor. Freymüthig und ohne Zurückhaltung sagt er, was er für wahr hält, wie dies und jenes seyn sollte, und wie es wirklich ist; würdigt jedes Ding nach seinem Werth, macht richtige und politische Betrachtungen ein, dringt übrigens niemanden seine Meynung auf, und trägt alles in einem leichten angenehmen Ton vor. Recensent kann mit Wahrheit sagen, daß ob er gleich schon so manche Systeme des D. StR. habe durchlesen müssen, er doch dieses

mit einer Art von Begierde und Vergnügen ununterbrochen durchgeleſen hat. Das, was wir von des Verfaſſers Stand, Verhältniſſen und Eigenſchaften geſagt haben, hat dann auch die Folge, daß er frey und unpartheyiſch Wahrheiten ſagt, welche mancher andrer Schriftſteller entweder aus Furcht, oder aus Schmeichelſucht, oder aus Partheyen und Syſtemenanhänglichkeit zu ſagen nicht vermag. Und wenn wir gleich mit manchen ſolcher Wahrheiten nicht einverſtanden ſind; ſo verdiente doch die Freymüthigkeit, womit er ohne Unterſchied der Partheyen von jeder urtheilt, Lob. Einige dergleichen Urtheile, ohne ſie zu den unſrigen zu machen, mögen zum Beyſpiele dienen. S. 283. „La diéte ſeule decideroit, ſi on cherchait „à lézer les Etats dans leurs prérogatives, et ſi l'Em„pereur venait à enfreindre ſa capitulation. Elle ſe „tait quelquefois, et c'eſt ſur ce ſilence que ſe fondent „ceux, qui preciſent une fin prochaine à la conſtitution „de l'Empire. On pouſſe aujourd'hui l'adulation au „point, qu'on laiſſe tout, bouleverſer, *mêmes* les droits „de ſa propre maiſon, pourvûqu'on obtienne un cor„don, une place à la cour, une marque de faveur u. ſ. w. S. 301. „Si ſa Majeſté l'Empereur agiſſait ouvertement contre les loix fondamentales, elle romprait le premier ſon accord avec l'Empire, qui ne lui donne la couronne qu'après ce ſerment de tenir ſa capitulation. Alors il n'eſt pas douteux, que l'Empereur ceſſerait de l'etre, et qu'on pourrait annoncer l'interregne. Wir könnten noch eine Menge ähnlicher Stellen anführen, wann wir uns nicht des Vorwurfs der Weitläuftigkeit befürchteten. Uebrigens mögen die angeführten Beyſpiele auch zugleich als Proben des Vortrags dienen, der durch eingeſtreuete hiſtoriſche und politiſche Betrachtungen belebt wird.

Was wir etwan ſonſt noch zu bemerken haben, wollen wir der Anzeige des Inhalts der einzelnen Kapitel beyfügen. Voraus hat der V. eine hiſtoriſche Abhandlung unter dem Titel: Diſcours préliminaire, geſchickt, wo er die Begebenheiten des Fränkiſchen und nachhero des deutſchen Reichs kurz erzählt; und dabey beſonders auf diejenigen Rückſicht nimmt, welche auf die Verfaſſung und auf das Staatsrecht des D. Reichs einen Bezug haben. Daß dieſe kleine Reichsgeſchichte bey dieſem Werke nützlich und beynahe nöthig ſey, brauchen wir

wir wohl nicht erſt zu erinnern. Auch hat ſie der V. nach den Bedürfniſſen des gröſten Theils ſeiner Leſer eingerichtet, und nicht leicht einen Vorfall übergangen, welcher irgend zum beſſern Verſtändniſſe des Staatsrechts etwas beytragen kann. Und da er die beſten Schriftſteller, wie man leicht gewahr wird, geleſen und benutzt hat, ſo haben ſich auch nur wenige Dinge eingeſchlichen, welche nicht hiſtoriſch wahr ſeyn ſollten. Einige Unrichtigkeiten ſind uns zwar aufgeſtoſſen, z. B. was er S. 8. von den vom Carl I errichtet ſeyn ſollenden weſtphäliſchen Gerichten; S. 16. von der unter Conrad I. vorgeblich geſchehenen Veränderung in den deutſch. Herzogthümern ſagt; dieſe kommen aber gegen das viele Gute wohl nicht in Betrachtung. Der Ausdruck S. 84. la fameuſe Bulle d'or qui eſt devenue loi fondamentale de Nuremberg, iſt wohl nur ein Druckfehler, da der V. an vielen andern Stellen zeigt, daß er die G. B. ſehr gut kenne. Das Staatsrecht ſelbſt iſt in 12 Kapiteln vorgetragen, die wir, damit man den Plan des V. überſehen könne, ihren Rubriken nach anführen, und hin und wieder einige Anmerkungen beyfügen wollen. 1. De l'origine du droit public d'Allemagne en général, des loix fondamentales etc. Der V. erzählt die Entſtehung aller eigentlichen Reichsgrundgeſetze ſowohl, als der Deutſchland angehenden Bündniſſe und Friedensſchlüſſe, ſagt das Nöthige von ihrem Inhalte im Allgemeinen; und erwähnt zulezt die Hülfswiſſenſchaften des D. StaatsR. Ungegründet ſind die Behauptungen, daß bis auf Carl V. alles blos aus dem römiſchen Recht entſchieden worden ſey; daß Luther einen Religionskrieg erregt habe, daß der Reichshofrath 1495. mit Einwilligung der Stände errichtet worden ſey, u. ſ. w. Ein bloſſer Druckfehler iſt es wohl, wenn §. 8. geſagt wird, daß 1495. eine Executionsordnung zur Feſthaltung des Religionsfriedens verfertigt worden ſey. 2. De l'Empire en général, ſes titres, frontiéres et prétentions, ſa conſtitution et ſa ſouveraineté. Die Entſtehung der jezigen Verfaſſung, ſo wie deren Beſchaffenheit im Allgemeinen, wird ſehr gut und richtig entwickelt. Auch iſt die Form des deutſchen Reichs, genau und wahr beſtimmt, wobey mancherley politiſche Betrachtungen eingemiſcht werden: z. B. über die Vermehrung der Reichsſtände; über die Erhebung in höhern Stand u. d. 3. De l'Election et du Couronnement des Empereurs, de leurs droits et prérogatives, des

Im-

Impératrices, des Rois des Romains et des Vicaires. Beſonders hat es uns bey dieſem Kapitel gefallen, daß der V. die kaiſerl. Reſervatrechte aufzählt, und überall das Nöthige dabey erinnert. Die Meynung, daß die R. Vicarien nur die in der G. B. beſtimmten Rechte auszuüben hätten, iſt wohl nicht die wahre. 4. De l'Origine, de l'Ordre et des differens corps des Etats de l'Empire. Einen Irrthum des V. den er hier und in andern Stellen mehr äuſſert, können wir nicht ungerügt laſſen. Er meynt, daß alle die, welche bürgerlichen und Bauernſtandes ſind, von ehemaligen Leibeigenen ihren Urſprung haben. Dieſes ehemals von vielen behauptete Vorurtheil iſt in neuern Zeiten längſt widerlegt worden; Uebrigens wird die Entſtehung des hohen Adels, ihre verſchiedene Verhältniſſe, Gerechtſame und Obliegenheiten gut auseinander geſetzt. 5. Des différens Etats et membres de l'Empire, Electeurs, Princes et Villes, et leurs droits. Der V. geht die Reichsſtände, ſowohl die chur- und fürſtlichen als auch die Prälaten, Grafen und die Städte, jeden insbeſondere durch, ſagt das Nöthigſte von deſſen Familien- und Landesverfaſſung, und beſtimmt deſſen Verhältnis zu dem deutſchen Reich. Unerwartet, aber nicht unangenehm war uns S. 199. die Einſchaltung zum Lobe des Grafen Bernſtorf. Die Reichsſtandſchaft, und die dabey vorkommenden mancherley Fragen und Streitigkeiten wird man hier deutlich und beſſer entwickelt finden, als bey manchen andern Publiciſten. 6. Des aſſemblées générales et particuliéres, des Etats en diétes, diétines et autres. Nicht nur die Verfaſſung des Reichstags, ſondern auch die Lehre der Reichsdeputationen, der Kreiſe und der Religionskörper — findet man hier gut vorgeſtellet. Von dem Reichstag ſagt der V. am Ende S. 303. L'intrigue ſe mêle de tout: auſſi ſa place influe-t-elle beaucoup ſur la diéte, comme ſur les tribunaux, dans l'egliſe comme dans les camps, dans les affaires civiles, comme dans les affaires publiques. — Ein Verſehen iſt es, wenn er S. 292. von den Städten ſagt, daß ſie zwey Stimmen hätten, ſo wie die Prälaten. Da, wo er von dem Re- und Correferiren redet, (S. 300.) ſieht man, daß er recht gut das Verhältniß des Städtiſchen Collegiums zu den übrigen beyden Reichscollegien kennt; nur tritt er daſelbſt der falſchen Meynung bey, als wenn die Zuſammenſtimmung der Städte mit einem der beyden höhern Reichscollegien ein vollgültiges Conclu-

ſum

ſum hervorbringe. 7. Des droits de ſouveraineté del' Empire reuni, de la Police et de la Matricule. Hier findet man die Lehre von den Regierungsrechten, wozu die Beyſtimmung der Reichsſtände nöthig iſt, und von den gemeinſamen Rechten derſelben ausgeführt; wobey wir aber die ſonſt dem V. gewöhnliche Vollſtändigkeit vermiſſen. 8. Des droits de ſouveraineté des Etats dans leurs domaines. Unſere Leſer werden ſchon vermuthen, daß eigentlich hier von der Landeshoheit die Rede iſt. Denn genau und beſtimmt ſind dieſe Ausdrücke: domaines, ſouveraineté, nicht. Das letztere Wort wird zwar freylich auch von manchen andern Schriftſtellern in der Bedeutung genommen, daß es die oberſte Herrſchaft und Regierungsgewalt bezeichnen ſoll; aber eigentlich geht der Ausdruck: ſouverain, auf die Unabhängigkeit von einem andern Regenten; und in dieſer Bedeutung ſind unſere Landesherrn bekanntlich nicht ſouverain. Dies bey Seite geſetzt, ſind die Landeshoheitlichen Rechte richtig angegeben, auch deren Mannichfaltigkeit und die in einigen Ländern ſtattfindende Einſchränkungen durch Verträge, durch ſervitutes f. p. u. f. w. nicht unberührt gelaſſen. 9. De la connexion des Etats entre eux et en quoi ils ſont ſoumis à l' Empire et à l'Empereur. Da der V. von manchen hieher gehörigen Sachen in andern Stellen redet; ſo iſt dies Kapitel, wo der V. den richtigen Mittelweg gehet, kurz. 10. Des membres mediats de l'Empire et de leurs droits. Dies Kapitel ſollte eigentlich mit dem 8ten zuſammenhängen, weil darinnen die Verfaſſung der deutſchen Länder, die Art, wie die Hoheitsrechte ausgeübt werden, die Rechte und Verbindlichkeiten der Landesunterthanen, und jeder Art derſelben insbeſondere, und der Landesſtände abgehandelt werden. Der V. zeigt ſich hier, ſo wie durch das ganze Buch als ein Freyheitliebender und Tyrannenhaſſender edler deutſcher Mann, ohne doch im geringſten dem Regenten in Weg zu treten. Hierbey wollen wir manchen feilen Schriftſteller z. B. den V. der bey Gelegenheit des letzten Kriegs herausgekommenen Betrachtungen über Europa, und anderer ähnlichen Schriften auf eine Stelle verweiſen, wo unſer V. vom Könige von Preuſſen die Beſchuldigung, als behandele er ſeine Unterthanen mit zu vielem Zwang, ablehnt, und damit ſchließt: Combien de gens n'y-a-t-il pas, qui jugent un Prince, un pays, une nation, ſur le rapport d'un banni, ou d'un déſerteur. Quand eſt ce

que

gezahlt hat, Zinsen zu zahlen, und in dem Fall, da der Gläubiger einen Schaden der ihm aus dem Verzug des Schuldners erwachsen ist, beweisen kann, auch diesen zu ersetzen schuldig seyn soll. Dieses Gesetz giebt also stillschweigend zu, daß Zinsen, wenn sie auch die doppelte Summe des Capitals übersteigen sollten, gefordert werden können, es macht auch keinen Unterschied, ob das Capital gerichtlich oder ausſergerichtlich aufgekündiget worden ist, ob die Zinsen jährlich abgetragen worden sind, oder ob sie bey dem Schuldner sich angehäufet haben. Dieses bestättiget auch der Reichsabschied vom J. 1654. §. 174. und die deswegen vorher ausgestellten Bedenken des ganzen Reichshofrathscollegiums, des Kaiserl. und Reichskammergerichts und des Reichhofraths Wilhelm Biedenbach in Demmingen. Es ist also keinem Zweifel mehr unterworfen, daß nach unsern deutschen Gesetzen und Verfassung Zinsen ultra alterum tantum rechtmäßig sind und hierinn haben wir auch die tägliche Praxis und die Kammergerichtsurtheile auf unserer Seite. So wenig wir nun in dieser Sache auf Römische Gesetze Rücksicht zu nehmen haben, eben so wenig sollten die Rechtswohlthaten der Frauen, welche ihnen nach diesen Gesetzen wegen ihres Heyrathguths zustehen, in Betrachtung gezogen werden. Bey den Römern waren sie billig, gerecht, und der Verfassung derselben besonders in ältern Zeiten angemessen. Denn durch die Vorzüge, welche sie dem weiblichen Geschlecht ertheilten, erhielten sie daß die Frauen dem Staat nicht zur Last fielen. Durch das Voconische Gesetz wurden sie von aller Erbschaft ausgeschlossen, erhielten blos ein Heyrathsgut, welches ihnen anstatt der Alimenten gegeben wurde und welches sie ihrem Mann bey ihrer Verheyrathung zuvrachten. Dieses hatte die Würkung, daß er es auch alsdenn eigenthümlich behielt, wenn er sich von ihr schiede, welches wie allgemein bekannt ist, aus den geringfügigsten Ursachen geschehen konnte. Hierdurch wurde nun die Frau von allem Vermögen entblößt, die Römer aber angetrieben für das Beste derselben durch Gesetze zu sorgen. Dieses gab auch zu den Paraphernalgütern der Frau Anlaß. Hier müssen wir eine Anmerkung machen: der Verf. will §. 29. gegen Leysern beweisen, daß der Mann ein gewisses Recht an den Nutzungen der Paraphernalgüter gehabt habe, wenigstens in dem Fall (wie wir aus dem angeführten Gesetz vermuthen, wenn des Mannes Vermögen schon während der Ehe in Abgang kam. Nach unserer Meynung aber handelt die angeführte

führte l. 29. C. de jure dotium nicht hievon, sondern von den Rechten welche der Frau zukommen, wenn des Mannes Vermögen während der Ehe merklich fällt und sie sich zur Sicherheit ihres Heyrathguts, donationis propter nuptias und besonders ihrer Paraphernalien von ihrem Mann, dem sie die Verwaltung der letztern anvertrauet hat, ein Unterpfand an den Gütern desselben hat bestellen lassen. In diesem Fall soll sie, als wenn die Ehe getrennt worden wäre, berechtiget seyn, das Unterpfand an sich zu ziehen und deswegen Klage zu erheben, wenn andere Gläubiger ihres Mannes ihr dieses Recht streitig machen wollen, nur soll sie die Unterpfandsgüter nicht veräußern sondern die Nutzungen derselben (nicht aber der Paraphernalgüter selbst) in die gemeinschaftliche Haushaltung so lange der Mann lebt und die Ehe dauert, verwenden. Daher heißt es gleich im Anfang dieses Gesetzes: *resque sibi suppositas* pro dote, et ante nuptias donationem, *rebusque extra dotem constitutis* tenere, und in der Folge geschieht der rerum ad maritum suum pertinentium Meldung. Dieses ist wiederum von dem bestellten Unterpfand des Mannes, und nicht von den Paraphernalgütern der Frau, welche dem Mann niemalen eigenthümlich zugehörten, zu verstehen. Leysers Meynung welches auch die herrschende ist, kann also wenigstens durch dieses Gesetz nicht widerleget werden. —

In der Folge wäre es selbst bey den Römern vernünftiger gewesen, wenn sie die weiblichen Rechtswohlthaten, wenigstens zum Theil wiederrufen hätten, da schon bey ihnen die Grundsätze, woraus sie flossen, abgeändert wurden. Denn die Frauenzimmer wurden gleich dem männlichen Geschlecht zur Erbfolge zugelassen und die Ehescheidungen wurden eingeschränkt, wo also die Frauen nicht mehr der Gefahr wie in ältern Zeiten ausgesetzt waren. Ganz anders verhält sich die Sache bey uns, die wir, wo nicht die allgemeine, doch die besondere Gütergemeinschaft, welche sich auf die eheliche Errungenschaft einschränkt, fast in allen Provinzen Deutschlands angenommen haben. In beyden Fällen ist es ungereimt, wenn sich die Frauen auf ihre Rechtswohlthaten berufen wollen. Bey der allgemeinen Gütergemeinschaft erhalten beyde Eheleute ein ungetheiltes Eigenthum an dem gemeinschaftlich zusammengeworfenen Vermögen. So wie nun die Frau hierdurch ihren Nutzen befördern kann, so kann sie sich hingegen den Verbindlichkeiten,

welche ihr Nachtheil bringen, nicht entziehen. Sie muß daher, wenn Schulden von dem gemeinschaftlichen Vermögen zu bezahlen sind, sie entrichten. Sie kann ihr eingebrachtes Vermögen nicht separiren oder zurückfordern, sondern die Schulden müssen nach den Kräften des gemeinschaftlichen Vermögens, worunter auch ihr Einbringen begriffen ist, bezahlt werden. Die Gütergemeinschaft in Ansehung der ehelichen Errungenschaft muß wie ein Gesellschaftsvertrag betrachtet und nach den Rechten, welche bey demselben eintreten, beurtheilt werden. Die Frau ist hier ein Mitglied der Gesellschaft und muß dahero so wie sie an dem Nutzen ihren Antheil hat, am Schaden und folglich an den Schulden, welche um das gemeinschaftliche Beste zu befördern aufgenommen worden sind, in Gemäßheit des Antheils den sie nach den Landesgesetzen an der Errungenschaft hat, zahlen. Sie kann sich also auch hier nicht auf die weiblichen Gerechtsame berufen. So sollte es nach den Gesetzen und deren Analogie seyn, allein die Praxis lehret, daß wenn die Gesetze nicht ganz deutlich sind, die Rechtswohlthaten der Frauen noch heut zu Tag häufig in Betrachtung gezogen werden.

G.

Recht und Billigkeit in Forst- und Jagdsachen zwischen dem Landesherrn und seinen Unterthanen. Zur unpartheyischen Beurtheilung aufgestellt von Franz Anton von Stubenrauch, des H. R. R. Ritter. Im Jahre 1779. 9½ B. in 4.

Aus § 35. dieser Schrift ersiehet man, daß die Landleute in Bayern gleich nach dem Antritt der Regierung ihres nunmehrigen Herrn, eine Vorstellung überreicht haben, daß die Landeskultur (der Ackerbau) wegen zu viel vorhandenen Wildes nicht in Aufnahme kommen könne; wodurch denn ein Befehl ausgewirkt worden ist: die übermäßige Anzahl Wildes wegzuschießen. Hieraus sollen eine Menge Leute die Folge gezogen haben, daß das Wild nun Vogelfrey und die Jagd preiß gegeben sey. Es sollen sich nicht nur allenthalben Wildschützen gehäuft; sondern auch eine grosse Menge Diebes- und Raubgesindel sich eingefunden haben, welche unter dem Vorwand des Wildschießens alles unsicher machten. Man hat also

für

für nöthig gefunden, durch eine neue Verordnung jenem Uibel wesen zu steuren und gute Ordnung in Forst- und Jagdsachen wieder herzustellen. Hiedurch ist Jemand gereizt worden, eine im Vorbericht hier angeführte Schrift drucken zu lassen, welche den Titel führt:

Anmerkungen über das baierische Mandat, welches in Betreff der Wildschützen und Landskultur den 11ten August 1778. erschienen aber von dem Churfürstlichen Hofrath und Hofkammer zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlands unterdruckt worden.

Diese Schrift wird von dem V. der vor uns liegenden als eine Schmähschrift beschrieben und ihr Inhalt widerlegt. Der Verfasser derselben soll sich nur um deswillen nicht genannt haben, weil er sich vermuthlich von selbst habe vorstellen können, „daß man ihm die Widerlegung seiner Skarteke „mit dem Staupbesen auf den Rücken schreiben lassen würde„ Aus einem vom Herr von-Stubenrauch am Ende seiner Abhandlung eingerückten Churfürstlichen Bescheide, ist auch ersichtlich, daß der entdeckte Verleger jener Anmerkungen, den darin angegriffenen Personen hat müssen Abbitte thun, und sodann auf einige Tage eingesperret worden ist.

Jene Anmerkungen sind uns nicht selbst zu Gesicht gekommen. So viel man aber aus dieser Widerlegung derselben abnehmen kann, hat ihr Verfasser den Landesherren gerade zu alles Recht, Verfügungen über die im Privateigenthum stehende Forsten zu machen, gänzlich absprechen, den Unterthanen völlige Freyheit, damit nach Gefallen zu schalten einräumen, auch die Wildbahn völlig freygestellt wissen wollen. Herr von Stubenrauch widerlegt diese Irrthümer in zwey Abschnitten, deren erster von Recht und Billigkeit in Forstsachen; der zweyte aber von Recht und Billigkeit in Jagdsachen handelt.

Die Gründe deren er sich bedient, seinen Gegner zu bekämpfen, sind weder neu noch unbekannt. Indessen zeigt doch die ganze Ausführung derselben von einer guten Bekanntschaft mit den besten hieher gehörigen Schriften, und von nicht gemeinen praktischen Einsichten in Ansehung der Forstökonomie. Da auch die ganze Abhandlung ihre genaue Beziehung auf

Bayern hat, so lernt man aus ihr manches von der innern politischen und ökonomischen Verfassung dieses Landes. Der Ton des Widerlegers ist ziemlich unsanft, und fällt bisweilen sehr ins niedrige. Eine Probe davon steht gleich S. 5. wo in einer Note die Stelle aus dem Lege Burgundionum adcitam. I. Tit. 1. (10.) angeführt wird: Si quis canem veltraeum aut segutium vel petrunculum praesumpserit involare, jubemus, vt convictus, *coram omni populo posteriora ipsius osculetur*. Der V. setzt hinzu: „Eine Satisfaction, die, wenn sie einem Hunde gebührt, wohl um so „viel mehr dem beleidigten Jäger zuzuerkennen wäre. „ Aber uns deucht, daß das die Sprache des Pöbels sey, wenn sie gleich mit alter Gelehrsamkeit ausgeschmückt ist.

Fk.

Von Schenkungen am Siechbette, nach dem Zellischen Stadtrechte, Tit. 10. Mit dem Auszug eines Rechtshandels über diesen Gegenstand, von Gottlob Balthasar Bierwirth, des Königl. Oberapell. Gerichts immatriculirten Advocaten. Zelle 1779. bey Schütz. 67 Seiten in 8.

Das Zellische Stadtrecht erlaubt einem Kranken etwas von seinem Vermögen zu verschenken. Aber er muß es vor zwey Rathsdeputirten thun, und diese müssen attestiren, daß der Schenker noch völlig bey Verstande gewesen sey. Der V. sucht den Grund dieser Verordnung in dem kriegerischen Charakter der Deutschen (das scheint uns nun nicht natürlich) und aus dem bey ihnen geltenden Sprüchworte: wer selig will sterben, der lasse sein Gut dem rechten Erben. Er erklärt darauf die Verordnung selbst; behauptet, daß sie bey allen Arten von Krankheiten gelte, auf alle Arten von Gütern, und sowohl auf die Schenkung unter den Lebendigen als Todeshalben gehe.

Cz.

3) Arz=

3) Arzneygelahrheit.

Erfahrungsmäßige Abhandlung, von den verſchiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entſtehungsurſachen, Kennzeichen, und den dagegen nöthigen Präſervativ- und Heilungsmitteln, von dem Verfaſſer der Berliner Beyträge zur Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft. Berlin, bey Joachim Pauli 1779. 8.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung, welcher keine gemeine Kenntniſſe in Anſehung der Krankheiten des Rindviehes zeiget, und dieſelbe aus eigener traurigen Erfahrung kennt, theilt hier einen ſchätzbaren Beytrag theils zur Geſchichte der eigentlichen Viehſeuche, theils einiger andern Krankheiten des Rindviehes mit. Er betrachtet anfänglich die unentbehrliche Nothwendigkeit des Rindviehes in der Landwirthſchaft, und wie das Rindviehſterben für einen Landwirth eins der gröſſeſten Uebel iſt. Er bemerkt, daß dieſe Seuche ſeit 40 Jahren weithäufiger, als in den vorigen Zeiten, ſich einfinde, und ſchreibt die Urſache davon in den nordiſchen Gegenden dem ſtärkern mit dem podoliſchen Vieh getriebenen Handel zu. Den Quarantainen geſteht er den gehörigen Nutzen zu, hält ſie aber deswegen nicht für hinreichend, weil ſie gewöhnlich zu kurz währen, und manches podoliſche Vieh, welches durch langwierige Ermüdung und Erhitzung auf dem Wege ſchon das Gift, und den Keim der Seuche in ſich trägt, bemohngeachtet, weil man keine äuſſerliche Spuhren derſelben an ihm bemerkt, für geſund aufgenommen wird. Er räth daher noch ein Mittel an, um unter dieſen Umſtänden neben der Quarantaine, den Geſundheitszuſtand einer aus fremden Landen herbeygebrachten Heerde Rindvieh zu prüfen. Man ſoll nehmlich ein oder das andere Stück öffnen. Findet man bey demſelben eine von Galle ſehr aufgetriebene Gallenblaſe, eine Veränderung, welche man bey der Thieren, auch ehe ſie noch äuſſerliche Kennzeichen von der verborgenen Krankheit an den Tag geben, bemerkt, ſo ſoll man das fremde Vieh insgeſamt abweiſen. Aber

auch ohne Ansteckung kan diese Krankheit von einer unrichtigen Pflege und Wartung des Viehes entstehen. Daß besonders der Mangel des reinen und hinlänglichen Tränkens zu derselben Gelegenheit gebe, wird sowohl durch die Erfahrung, die man in Ansehung der ins Land gebrachten podolischen Ochsen hat, als auch durch die beständige Viehseuchen, welche bey dem letzten Kriege unter den von der russischen Armee mitgeführten Heerden grassirten, wahrscheinlich gemacht, und glaubt, daß die Meynung einiger Wirthe, welche behaupten, daß das Rindvieh, welches jederzeit ordentlich und reichlich mit reinem Wasser getränkt worden, weder selbst in die Seuche verfallen, noch auch von andern damit angesteckt werden könne, unter gewissen Einschränkungen nicht ganz zu verwerfen sey. Er nimmt zweyerley Arten von Viehseuchen an, die eine zeichnet sich durch Verstopfung, die andere durch einen blutigen Durchlauf aus; bey beyden aber wird ein heftiges, theils Entzündungs- theils faulendes Fieber bemerkt. Das hauptsächlichste Kennzeichen von beyden ist eine übernatürlich ausgedehnte Gallenblase. Vorzüglich werden die besten und munterſten Stücke von der Seuche angegriffen. Zu den Präservativmitteln gegen diese Krankheit, welche er in entfernte und nahe eintheilt, setzt er mit Recht das größte Vertrauen. Unter die erstern rechnet er die richtige Pflege und Wartung des Thieres, welche vorzüglich ein gesundes Sommer- und Winterfutter, und zwar in Ansehung des letztern eine gänzliche Vermeidung alles dumpfigten und naß eingebrachten Heues, erfodert. Das Rindvieh muß vor allen andern Thieren fleißig mit reinem Wasser, und zwar im Winter öfter, als im Sommer getränkt werden. Eben so nöthig ist die Reinhaltung desselben, welche vorzüglich durch fleißiges Einstreuen, öfteres Schwemmen und Striegeln bewürkt wird. Der Stallfütterung giebt er zur Abwendung der Seuche mit Recht den Vorzug vor der Weide. Ein jährliches zweymaliges Aderlassen erkennt er auch als ein entferntes Vorbauungsmittel gegen die Seuche. Bey den nahen Präservationsmitteln rühmt er das Einschmieren der Nase mit frischen Theer, oder das Einstecken des Knoblauchs an, worauf wir aber kein großes Zutrauen setzen. Den Ausdünstungen der Pferde und ihres Mistes spricht er die Kraft gegen die Viehseuche nicht ab. Unter den Arzneyen, als Präservativmitteln, räumt er einem unverfälschten Wermuthsalpeter- und Kampfer eine vorzügliche Stelle ein. Warum der Verfasser

lasse die kalte Fischeingeweide als ein gutes Heilmittel in dieser Krankheit erkennt, sehen wir nicht ein. Besser würden wir an deren Stätt die von ihm selbst angerühmte Haarseile anwenden. Wir halten auch die Mittel, den Schweiß auf eine gewaltsame Art bey den Thieren zur Heilung der Krankheit zu bewirken, nicht für die besten. Eben so wenig Vortheil versprechen wir uns, von dem sonst unschuldigen Anhängen der Zwiebeln. Obgleich die Rhabarber der Thebäer nach, besonders bey den mit einem Durchfall verknüpften Seuchen gute Dienste leisten sollte, so hat doch der Verfasser seinen eigenen Erfahrungen nach von derselben keine Wirkung bemerkt. Die Vorsichten, welche man nach geendigter Viehseuche, ehe man wieder neues Vieh anschaft, und ein abermaliges Viehsterben abzuwenden, zu beobachten hat, sind unumgänglich nothwendig, die aber nicht bloß auf dem herrschaftlichen Hofe, sondern im ganzen Dorfe, und bey jedem einzelnen Bauer angewendet werden müssen. Sie bestehen hauptsächlich darinn, daß nach geendigtem Viehsterben, kein Vieh angeschaft, sondern solches wenigstens 6 Monate in Anstand gelassen, oder wenigstens vor dem neuen Ankauf alles angesteckte Futter verbrannt werde. Zu eben der Absicht soll man das in einem von der Seuche frey gebliebenen Stall gesund erhaltene Vieh nach geendigter Viehseuche, binnen 6 Monaten nicht aus dem Stalle lassen, sondern darin tränken und füttern; ferner die Ställe, in welchen das Vieh erkranket, die ganze 6 Monate hindurch offen lassen, auch in den Wänden einige Fächer aushehmen, damit die Luft desto besser durchstreichen könne. Eben so müssen die Ställe während dieser Zeit fleißig ausgeräuchert, und die darin befindliche Erde ausgefahren werden. Man thut auch wohl, wenn man die Wände in den Ställen, an welche sich das ansteckende Gift setzen kan, reinigt und entweder mit Sparkalk, oder mit frischen Lehm, aufs neue bewirft. Um das Anstecken des Futters zu verhüten, soll man dasselbe niemals über die Viehställe legen, sondern in besondern bestimmten Behältnissen bewahren. Der Mist, so wie die Stallerde, können dadurch, daß man sie blos auf das Land führt, dem neu angeschaften Vieh noch schädlich werden. Man muß sie daher, vorher mit ungelöschtem Kalk vermischt, verbrennen. Auch die Auslüftung und Ausräucherung derjenigen Kleidungsstücke, welche das bey dem kranken Vieh zur Wartung bestellt gewesene Gesinde getragen, ist nothwendig. Er theilt hierauf

noch gewiſſe Vorſichten, bey der Wiederanſchaffung des Viehs mit, die einer genauen Befolgung werth ſind. Zuletzt handelt er noch von einigen andern Krankheiten des Rindviehs, der Bräune, der Lungenſucht, die er hauptſächlich von naſſen und tief gelegenen Weiden, von den auf das Weidegras gefallenen Giften, von übermäßiger Erhitzung und darauf erfolgtem kalten Trunk herleitet; vom Aufblähen des Rindviehes, und dem dawider dienenden Riemiſchen Trokar, und einigen andern Mitteln dagegen, worunter wir aber das Trampeln eben nicht anrathen würden; von dem Rückblut, und dem laufenden Feuer.

Die gehobene Gefahr beym Eintritte der Rindviehſeuche, aus Erfahrungen und Urkunden beſtätigt. Berlin und Stettin, bey Joachim Pauli 1779. 8.

Die Einimpfung der Rindviehſeuche hat bisher ſehr vielen Widerſpruch erhalten, und die Erfahrungen welche vor ungefehr 10 Jahren Herr Wink darüber mitgetheilt hat, ſind derſelben eben nicht ſo günſtig. Die Vortheile, die man ſich von ihr, ſo wie von der Inoculation der Blattern bey den Menſchen, aus dem Grunde verſpricht, weil man eine Aehnlichkeit zwiſchen denſelben und der Viehſeuche finden will, ſind noch nicht ſo einleuchtend, als man ſich vorſtellt. Wir wollen damit noch ganz und gar nicht den Nutzen der Einimpfung der Rindviehſeuche läugnen, nur muß noch feſt und durch gehäuftere Beyſpiele erwieſen werden, daß das Rindvieh die einmal überſtandene Seuche nicht wieder bekommt, wogegen noch einige Beobachtungen zu ſtreiten ſcheinen. Es kan ſeyn, daß in dem letztern Fall die Inoculation nicht recht angeſtellt worden, nur wünſchten wir davon nicht blos durch Vermuthungen, ſondern durch wahre Beweiſe verſichert zu ſeyn. Eben ſo geben wir zu, daß die Einimpfung der Seuche zuweilen dadurch unglücklich ausgefallen, weil man bey derſelben keinen ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen dem kranken und geſunden Vieh gemacht, und manches eingeimpfte Stück, ſchon das Gift der natürlichen Seuche vor der Einimpfung in ſich getragen hat. Zu wünſchen wäre es, daß man in allen Ländern, wo die Viehſeuchen zu wüten pflegen, Verſuche damit anſtellte, um einmal zu einer zuverläßigen Gewißheit darüber zu kommen. Man

findet in dieser Schrift erstens die neueste Nachricht über die Operation, sodann die vorher in Wismar, nachher zu Schwerin gedruckte Nachricht über die Art einzuimpfen; die ersten in den Schwerinischen Beyträgen bekannt gemachten Erfolge von der Einimpfung; einen kurzen Beytrag zur Geschichte der Einimpfungsanstalten, und verschiedene landesherrliche Verordnungen, Gedanken und Schreiben wegen derselben. Es würde unserer Absicht nicht gemäß seyn, wenn wir hier einen vollkommenen Auszug von der neuesten Nachricht über die Einimpfung liefern wollten. Es verdient dieselbe wegen der Wichtigkeit der Sache, gelesen und beherzigt zu werden. Nur etwas weniges wollen wir daraus bemerken. Die Materie zur Einimpfung muß sorgfältig gewählt werden. Die Materie vom schwerem kranken Vieh und von solchem, das an der Krankheit stürzet, ist zwar zur Fortpflanzung der Seuche schnell und würksam genug, pflanzt aber auch eine gefährliche Seuche fort, worin das Vieh gröstentheils umkommt. Auch von einem kranken Vieh das dünne mistet, muß man die Materie nicht nehmen: Zur Einimpfung werden keine trächtigen Kühe, wegen des gewöhnlichen Verlustes der Kälber gewählt. Ochsen von allerley Art überstehen dieselbe am leichtesten, und nächst dem das junge Vieh, das nicht viel unter zwey bis drey Jahren alt ist. Der Verfasser räth sehr an, die Inoculation, wenn nach der ersten die Seuche nicht erfolgt ist, zum zweytenmal anzustellen, und hat davon den besten Erfolg gesehen. Neu ist die Beobachtung, daß die natürliche Seuche an drey benachbarten Orten kurz hinter einander in den Viehställen an den Enden der Gebäude, die nach Westen zu lagen, sich bey dem der Thüre am nächsten stehenden Viehe anhob. Das Vieh erkrankte von dem einen Ende der Stallung bis zum andern fast nach der Reihe, und die Seuche sprang seltener über, als sie sich reihenweise verbreitete. Er glaubt auch, daß die Einimpfung, bey dem von der natürlichen Seuche schon angesteckten Vieh von guten Nutzen seyn würde. Die Operation selbst hat er durch eine beygefügte Abbildung zu erläutern gesucht. In den hier befindlichen Gedanken eines erfahrnen mekelnburgischen Landwirths, von der Viehseuche, wird eines Mittels gegen diese Krankheit erwähnt, welches aus Lorbeer, Blumen-Schwefel und Vitriol besteht, das wohl pulverisirt in eine quartierne Bouteille gethan, dieselbe alsdann mit Wasser angefüllt, und an einen warmen Ort zur Destillation 12 Stunden hingesetzt

wird; von derſelben giebt man nun dem Vieh bey dem erſten Zeichen der Krankheit, innerhalb 24 Stunden zu dreymalen, nemlich alle 8 Stunden ein und wiederholt daſſelbe, wann kein Ausſchlag erfolgen ſollte.

Sammlung einiger Abhandlungen von verſchiedenen Krankheiten der Pferde und Schaafe, wie auch der allgemeinen Hornviehſeuche, nebſt den dagegen dienlichen Fürſehungs- und Heilungsmitteln. Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwarzkopf. 1779. 8.

Die erſte Abhandlung dieſer Sammlung handelt von den allgemeinen Krankheiten der Pferde, und iſt aus eigenen Erfahrungen und Prüfungen geſchrieben, von Leopold Freyherrn von Hartmann. Der Verfaſſer betrachtet darinn einige Hauptkrankheiten der Pferde, nehmlich die Darmgicht, Maulſperre, Kehlſucht u. d. gl. Er hat dabey dasjenige mit guten Kenntniſſen vorgetragen, was ihn theils bewährte Schriftſteller, theils ſeine eigene Beobachtungen gelehrt haben. Die Purgiermittel hält er überhaupt bey den Pferden für ſchädlich, weil ſie ſehr langſam bey denſelben würken, und ſeiner Erfahrung nach wenigſtens zweymal 24 Stunden bey dem Pferde bleiben, ehe ſie ihren Ausgang verrichten, meiſtens daher mehr ins Blut gehen, daſſelbe erhitzen, und Beängſtigungen bey denſelben hervorbringen. Die angegebne Mittel und Recepte ſind insgeſammt ſehr paſſend. Am Ende führt er noch eine Bemerkung von einem blutſtillenden Mittel an, das bey tiefen Wunden der Pferde, wo das Blut nicht geſtillt werden kann, ſehr heilſam ſeyn, und ihm bey Menſchen und Viehe ſtets die beſte Wirkung geleiſtet haben ſoll. Es beſteht darinn, daß man zween Bögen Fließpapier nimmt, ſie anzündet und zu Aſche brennt, dieſelbe erkalten läßt, ſie in die Wunden ſtreuet, dieſelbe verbindet, und den Verband einige Stunden darauf läßt.

Die zweyte Abhandlung handelt von den Unfällen und Krankheiten der Schaafe, von deren Urſache, Urtheile, und den dagegen dienenden Mitteln. Sie hat gleichfalls den vorerwehnten Hrn. v. Hartmann zum Verfaſſer. Er betrachtet erſtens die Wartung derſelben, aus deren Vernachläſſigung

ſo

ſo viele Krankheiten entſtehungen, und rühmt unter vielen andern Vorſchriften, auch das fleißige Kämmen und Waſchen als ein vorzügliches Verwahrungsmittel gegen Krankheiten an. Für kranke Schaafe muß das Getränke nicht zu kalt, ſondern überſchlagen gereicht werden. Linden und Hollerſchwamm in das Getränk des Viehes gelegt iſt ein auſſerordentliches Präſervativmittel gegen Seuchen bey allen Thieren. Die ſogenannte Peſtwurzel (Petaſites) zu Pulver geſtoßen und mit Salz vermiſcht auf das Futter geſtreuet, iſt den Schaafen und Rindvieh, unter ſolchen Umſtänden ſehr nützlich. Er geht hierauf die Krankheit der Schaafe durch, und zeigt die dagegen dienliche Mittel an. Die Ipecacuanha rühmt er ſehr in der Ruhr der Schaafe, ſo wie das Terpentinöl in der Waſſerſucht derſelben.

Die dritte Abhandlung betrifft die Hornviehſeuche und iſt von Hrn. Doener, Burghauſiſchen Landſchaftsphyſikus. Es werden in derſelben der Urſprung, Verlauf der Hornviehſeuche, nebſt den Verwahrungs- und Heilungsmitteln gegen dieſelbe vorgetragen. Zuletzt theilt Herr von Hartmann noch einen geprüften Vorſchlag zur Mäſtung des Hornviehes mit.

H. Vink, Vorleſungen über das Wiederkäuen des Rindviehes, und die jetzt wütende Viehſeuche, gehalten auf dem anatomiſchen Theater zu Rotterdam, den 27. 28. 30. und 31. Octob. 1769. aus dem Holländiſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen vermehrt. Mit Kupfern, Leipzig bey Carl Friedrich Schneidern, 1779. 8.

Der Ueberſetzer dieſes Werks verdienet allerdings Dank, daß er auch in Deutſchland einen ſo ſchätzbaren Beytrag zur Geſchichte der Rindviehſeuche bekannter zu machen geſucht hat. Der Verfaſſer geht in einigen Stücken von den Meynungen des berühmten Herrn Campers, ſowohl in Anſehung des Wiederkäuens, als auch der Rindviehſeuche ab. Seiner Meynung nach endigt ſich der Schlund nicht in den Panzen, ſondern in die Haube. Das wiedergekäute Futter, kömmt nach ihm nicht gleich aus dem Schlunde in den dritten Magen, ſondern wird wie das zuerſt verſchluckte Futter in die Haube gebracht, und wann es genug zerarbeitet worden, aus derſelben durch

die

die Rinne in den dritten Monat aufgenommen. Die Urſache der Viehſeuchen ſucht er nicht in einem in der Luft vorhandenen Gift, ſondern glaubt, daß die Anſteckung der hauptſächlichſte Grund von der Entſtehung und Fortpflanzung derſelben ſey, indem ſonſt die Sperrung der Oerter bey vorhandenen Viehſeuchen nichts helfen würde, die doch der Erfahrung gemäß, ſo vielen Nutzen ſchafte. Er widerſpricht ſich aber in der Folge durch ein von den Pocken hergenommenes Beyſpiel, nach welchem in London die Blattern, durch das Verbrennen der Kleider eines an dieſer Krankheit verſtorbenen Bettlers auſſer der Stadt, ſehr zugenommen hätten, weil eben um dieſe Zeit ein widriger Wind entſtanden, und die aufſteigende Dünſte nach der Stadt hingetrieben hätte. Die Viehſeuche ſcheint ihm zwar in manchen Stücken mit den Kinderblattern Aehnlichkeit zu haben, doch weicht ſie auch in verſchiedenen andern wieder von denſelben ab. Der Einpfropfung der Viehſeuche iſt er gar nicht geneigt, und glaubt, dieſelbe ſey mehr ſchädlich als nützlich, ob er gleich den Herrn Camper und Münnichs alles Lob in Anſehung ihrer Bemühungen für dieſelbe wiederfahren läßt. Die Gründe, welche er gegen dieſelbe vorbringt, beziehen ſich hauptſächlich darauf, daß bey weitem der Vortheil nicht von ihr bemerkt, und ſo viele Thiere durch dieſelbe erhalten würden, als durch das Einpfropfen der Kinderblattern; auch lehrte die Erfahrung, daß das inoculirte Vieh die Seuche gar öfters zum zweytenmal bekäme, zu geſchweigen, daß die Seuche nur immermehr dadurch verbreitet würde. Alles was gegen die Viehſeuche noch nützlich iſt, muß im Anfang gebraucht werden, ehe ſie noch zu ſehr überhand genommen; denn in dem letzten Fall hält er alle Mittel für unnützlich, und glaubt, daß man alles beſſer der Natur überlieſſe. Der Chinarinde räumt er die vorzüglichſte Stelle unter den Mitteln ein, die ſowohl im Anfang, als auch zu Ende, wenn die Krankheit überwunden worden, aber noch eine groſſe Schwäche der Theile vorhanden iſt, angewendet werden müßte, oder an deren Statt der Weidenrinde. Eben ſo rühmt er den Gebrauch der Haarſeile unter dieſen Umſtänden an. Zuletzt theilt er noch einen Entwurf mit, wodurch dieſer Peſt bey dem erſten Urſprung Einhalt gethan werden könnte. Dieſer beſteht vorzüglich darinnen, daß dasjenige Vieh, bey welchem ſich die Seuche zuerſt äuſſerte, ſogleich von dem Geſunden abgeſondert, und entweder gleich getödtet, (welches noch das beſte wäre),

oder

aber in einen besondern Stand, entfernt von dem Aufenthalt und der Weide des noch gesunden Viehs gebracht, und bis zur völligen Genesung daselbst gelassen würde. Dieses seye die weise Vorsicht, welche die Schweizer nach dem Zeugniß des seel. von Hallers gegen die Viehseuche gebrauchten, und sie dadurch bisher immer glücklich von ihren Gränzen abgehalten hätten. Diese Vorschläge sind so beschaffen, daß wohl niemand denselben seinen Beyfall versagen wird, und es ist nur zu wünschen, daß bey der immer überhandnehmenden Viehseuche dieselbe gehörig beherzigt werden möchten. Sollten aber nicht die Haarseile, welche man nicht sowohl den kranken, sondern den ganz gesunden Thieren, setzen müßte, nicht auch einigen Nutzen zu Abwendung derselben leisten, da man bey der Pest der Menschen bemerkt hat, daß diejenige welche Geschwüre, oder Fontanellen gehabt haben, entweder von derselben ganz verschont geblieben, oder doch ganz gesunde durchgekommen sind? Zuletzt erinnern wir noch, daß die Anmerkungen des Uebersetzers insgesammt mit vieler Einsicht und Gründlichkeit abgefaßt sind.

Fg.

Der aufrichtige Leipziger Roßarzt, geschrieben von Bernhard Naumann privilegirten Roßarzt von der königl. preußischen Universität Halle u. s. w. 1780.

Der Verfasser dieses Buches läßt wie die meisten Jahnenschmiede zwar Erfahrung, aber wenig gründliche Beurtheilung der Ursachen, und des Sitzes der Krankheiten bey den Pferden blicken. Die schändliche und verderbliche Methode den Mist bey Pferden mit der Hand aus dem Hintern zu nehmen, wird hier auch noch vorgeschlagen. Die angegebene Recepte sind zwar sehr zusammengesetzt, aber doch meistens zweckmäßig. Zuletzt rühmt er noch einige Arkana, nemlich ein Pulver und Theriak, die er bey vielen Krankheiten des Viehes für zuträglich gehalten haben will. Bey dem jetzigen Vorrath von weit bessern, gründlichern und zuverlässigern Beobachtungen und Schriften, in der Pferdarzneykunst, hätte dieses Werkchen füglich und ohne den geringsten Schaden wegbleiben können.

Prak-

Praktiſche Verſuche in der Maulſperre oder Hirſchkrankheit der Pferde, von Johann Chriſtian Ehrmann, ausübenden Arzt von Strasburg. Frankfurt 1779. in 8. Mit Andräiſchen Schriften.

Nachdem der Verfaſſer die Kennzeichen dieſer Krankheit angegeben, und beſonders dasjenige, daß das Pferd nicht frißt, von andern mit dem nehmlichen Merkmal bezeichneten Zufällen unterſchieden, ſo handelt er von den Urſachen derſelben und ihrer Heilung. Sobald man ſieht, daß ſich das Pferd durch öfteres Bewegen der Kinnlade mit käuen ſelbſt helfen will, ſo ſoll man gleich dem Pferde einen Strick oder Weide oder Leder hoch in das Maul und hinter den Ohren feſt machen, oder ein Stück Holz mit Tuch, in welches Küchenſalz gebunden, quer durch das Maul ſtecken, und an beyde Seiten der Halfter feſt knüpfen: wann es, wie in Marſtällen rückwärts in den Stallſtand geſtellt werden kan, ſo muß dieſes geſchehen, um das eingebundene nicht ſo leicht abſtreifen zu können. Durch dieſe Méthode wird das Pferd zu beſtändiger Auf- und Niederſchiebung der Kinnlade angehalten, und ſehr oft iſt es dadurch von dem weitern Einreiſſen der Maulſperre gerettet worden. Er ſezt die hauptſächliche Urſache derſelben in den Mangel an Getränke, und die Verkältung. Zugluft, oder wann zur Winterszeit die Pferde aus warmen Ställen ins Kalte gebracht, und daſelbſt ohne Bewegung gelaſſen, oder Sommerszeit, wann ſie warm ſind, durch das Waſſer geführt werden, ohne ſie hernach weiter fortgehen zu laſſen, ſchnelles kaltes Saufen, ohne das Pferd vorher ausſchnaufen zu laſſen, oder wann dem Pferde beym Einführen in den Stall ſogleich der Sattel abgeworfen wird, ohne es mit Strohwiſchen zu trocknen, unſinniges Blut laſſen, oder Blutverlüſte ſind eben ſoviel Gelegenheitsurſachen zur Entſtehung dieſes Uebels. Einen merkwürdigen Fall führt er dabey an, wo ein Metzger einen Kollerer kaufte, den er durch Entziehung des Waſſers zu heilen glaubte. Nach Verlauf von zween Tagen bekam dieſes Pferd in der Nacht alle Symptome der Hirſchkrankheit, ſo daß es todtgeſchlagen, und auf den Waſen geführt wurde. Der Verfaſſer bemerkte bey der Erbfnung deſſelben, auſſer einer ungewöhnlichen Feuchtigkeit zwiſchen den Flechſen des Schmeerbauches, des Halſes und der Luftröhre, nichts beſonders. Die Gelenke der Füße hatten

eine

eine Stunde nach dem Fall ihre Elaſticität verlohren, die Kinnlade blieb aber ſo feſtgeſchloſſen, daß man ſie mit aller Gewalt nicht zu öfnen im Stande war, da doch alle Pferde, die nicht mit dieſer Krankheit behaftet ſind, mit offenem Maule ſterben. Was nun die Cur anbelangt, ſo muß man vor allen Dingen ein Tuch (wie wollenes ist das beſte) der Länge nach über das Pferd decken, und durch den ſchon in der Abhandlung von der Darmgicht vorgeſchriebenen Rauch eine künſtliche Wärme auf die Haut bringen, und mit dieſem Räuchern wenigſtens eine ganze Stund lang anhalten. Die Kinnlade wird ſodann auf beyden Seiten mit Merkurialſalbe eingerieben und mit einer feurigen Schaufel gehäht. Wann der Kiefer noch nicht ganz geſchloſſen iſt, ſo ſetzt man eine Mundſchraube dazwiſchen, um die gänzliche Sperre zu verhüten: Steht aber die Kinnlade ſchon unbeweglich auf, ſo ſprengt man an den Pferden, die Haken haben, den Haken ab; bey denjenigen, welche keine haben, ſchiebt man an dem Platze, wo ſie ſonſt ſtehen, die Mundſchraube ein. Mit der größten Behutſamkeit muß man aber ſolche nicht höher, als einen franzöſiſchen Zoll ſtellen, und nur ſo weit, daß man mit einem Stück rundem Fiſchbein oder Farrenſchwanz, woran an das Ende ein klein Schwämchen in Oel getaucht, gebunden wird, in den Schlund fahren, und den darinn befindlichen zähen Schleim herausziehen kann. Hierauf wird folgendes Mittel eingeſpritzt, welches aus drey Handvoll geſpützener roher Gerſte mit einem halbem Maaß Brunnenwaſſer gekocht, ſo daß ein Schoppen übrig bleibt, welcher ſodann durchgeſeigert, ausgepreßt, und mit zwey Loth Honig, ein halb Loth Weinſteinpulver, und einem Quentchen mit Mandeln abgeriebenen Kampfer vermiſcht wird, beſteht. Nach dieſem Einſpritzen wird über der Schraube durch die kleine Oefnung ein länglichtes Stück ganzen Salpeter in ein Tuch eingebunden, gezogen, und mit zween Bindfaden auf jeder Seite an der Halfter feſtgemacht, ſo daß es das Pferd lecken kan, und immer mit der Zunge daran zu ſpielen gezwungen wird. Bey anhaltender hartnäckigen Unbeweglichkeit muß man dem Pferd auf beyden Backen ein klein engliſch Leder ſtecken, oder ein Haarſeil ziehen. Er verachtet dabey andere Mittel nicht, z. E. die erweichende Klyſtiere, das Aderlaſſen an dem Ohre, das Einſchlagen des Hufs mit Kuhmiſt u. d. gl. Nach der oben erwehnten Methode ſind ſieben oder acht Pferde die zum todtſchlagen beſtimmt waren, an verſchiedenen Orten von ihm wieder hergeſtellt worden. Wir wün-

Praktiſche Verſuche in der Maulſperre oder Hirſchkrankheit der Pferde, von Johann Chriſtian Ehrmann, ausübenden Arzt von Strasburg. Frankfurt 1779. in 8. Mit Andräiſchen Schriften.

Nachdem der Verfaſſer die Kennzeichen dieſer Krankheit angegeben, und beſonders dasjenige, daß das Pferd nicht frißt, von andern mit dem ähnlichen Merkmal bezeichneten Zufällen unterſchieden, ſo handelt er von den Urſachen derſelben und ihrer Heilung. Sobald man ſieht, daß ſich das Pferd durch öfteres Bewegen der Kinnlade mit kauen ſelbſt helfen will, ſo ſoll man gleich dem Pferde einen Strick oder Weide oder Leder hoch in das Maul und hinter den Ohren feſt machen, oder ein Stück Holz mit Tuch, in welches Küchenſalz gebunden, quer durch das Maul ſtecken, und an beyde Seiten der Halfter feſt knüpfen: wann es, wie in Marſtällen rückwärts in den Stallſtand geſtellt werden kan, ſo muß dieſes geſchehen, um das eingebundene nicht ſo leicht abſtreifen zu können. Durch dieſe Methode wird das Pferd zu beſtändiger Auf- und Niederſchiebung der Kinnlade angehalten, und ſehr oft iſt es dadurch von dem weitern Einreiſſen der Maulſperre gerettet worden. Er ſezt die hauptſächliche Urſache derſelben in den Mangel an Getränke, und die Verkältung. Zugluft, oder wann zur Winterszeit die Pferde aus warmen Ställen ins Kalte gebracht, und daſelbſt ohne Bewegung gelaſſen, oder Sommerszeit, wann ſie warm ſind, durch das Waſſer geführt werden, ohne ſie hernach weiter fortgehen zu laſſen, ſchnelles kaltes Saufen, ohne das Pferd vorher ausſchnaufen zu laſſen, oder wann dem Pferde beym Einführen in den Stall ſogleich der Sattel abgeworfen wird, ohne es mit Strohwiſchen zu trocknen, unſinniges Blut laſſen, oder Blutverlüſte ſind eben ſoviel Gelegenheitsurſachen zur Entſtehung dieſes Uebels. Einen merkwürdigen Fall führt er dabey an, wo ein Metzger einen Kollerer kaufte, den er durch Entziehung des Waſſers zu heilen glaubte. Nach Verlauf von zween Tagen bekam dieſes Pferd in der Nacht alle Symptome der Hirſchkrankheit, ſo daß es todtgeſchlagen, und auf den Waſen geführt wurde. Der Verfaſſer bemerkte bey der Eröfnung deſſelben, auſſer einer ungewöhnlichen Feuchtigkeit zwiſchen den Flechſen des Schmeerbauches, des Halſes und der Luftröhre, nichts beſonders. Die Gelenke der Füße hatten

eine

schritten hätte, hieran die Schuld, sondern seine zu nahe Lage an den Schambeinen, und seine von Natur beträgtliche Neigung nach vorne zu. Welcher vernünftiger Mann kan sich hieraus einen richtigen und verständlichen Begrif von der üblen Beschaffenheit des Beckens machen — — !

Diese Beschaffenheit des Beckens, die Gefahr des Kayserschnitts und die Unmögschkeit das Kind auf andere Weise lebendig zur Welt zu bringen, wenn man sich auch der zahmsten Handgriffe bedienen wollte, Ehre und Vortheil der Kunst verleiteten Hn. G. zum Schambeinschnitt. Vorher versuchte Hr. G. Correpetent, aller von ihm gethanen Fürstellungen ohnerachtet, erst die Wendung. Wir mögen die Folter und Mezeley nicht nacherzählen, die diese Person aushalten mußte. Wir zweifeln, daß sie jemand ohne Schauder wird ausleſen können. Im ganzen genommen, kömmt sie mit Hn. Brinkmanns Beschreibung überein. Die zwischen dem durchschnittenen Schambeine geklemmte Blase nennet Hr. G. einen Urinblasenbruch; sie soll nicht brandigt gewesen seyn. Wir haben sie zwar nicht gesehen, hätten aber wohl Lust, Hn. G. und Hn. Günther zu widersprechen, wenn sie es im Ernste behaupten sollten. Hr. G. kan sich nicht überreden, daß das neben der Gebährmutter sich befundene Geschwür den Tod dieser Person verursacht habe, und darinn hat er wohl recht, sein und seiner Consorten unrechte Behandlung ist an dem Tode dieser Unglücklichen Schuld. Der kleine Durchmesser der obern Oefnung wurde drittehalb Zoll Pariser Maaß befunden. Die hintere Vereinigung der ungenannten Beine mit dem heiligen Beine war getrennet und sehr beweglich. Eben dieses fand Hr. G. an dem Becken eines Leichnams, woran er einige Zeit vorher den Versuch, ohne viele Gewalt zu gebrauchen, gemacht hatte. Die Schambeine konnte man nicht völlig wieder zusammen bringen. In den Anmerkungen wird die Länge und Breite über die Sigaultische Operation in diesem Falle ins besondere gesaalbadert. Der Uebersezer trägt das Seinige redlich mit bey, um die Sache, die ohnedem verworren genug fürgetragen wird, noch unverständlicher zu machen.

Kurzer Unterricht für die Hebammen und Wöchnerinnen in Städten und auf dem Lande von Thomas Reindel, d. A. G. Doktor und Provincial-

accoucheur. Eisenach gedruckt bey Meyer und Sohn. 1779, in 8.

O! der unverschämte Provincial-Accoucheur! Welche dreiste Unverschämtheit, seinen Namen vor eine Schrift zu sezen, die ihm nicht gehört! Herr Moriz Gerhard Thilenius schmierte im Jahre 1769. aus seinen Heften und andern Hebammenbüchern, einen kurzen Unterricht für Hebammen und Wöchnerinnen auf dem Lande, zusammen, den Cramer in Cassel verlegte; und Herr Reindel läßt diesen Unterricht im Jahr 1774. noch einmal Wort für Wort und Seite für Seite abdrucken, und nur noch auf dem Titel des Buchs die Wörter in Städten, und seinen werthen Namen sezen. Anfänglich glaubte Recensent, daß man vor die Thileniusische Schrift nur einen neuen Titel gedruckt hätte; allein die neuen Buchdruckerflöcke beweisen, daß sie wirklich neu abgedruckt ist.

In dem zwey Octavblätter großen Vorberichte (seinem einzigen Händewerke) heißt es zwar: Da ich unter den vielen in Deutschen und andern Sprachen zum Unterricht der Hebammen herausgekommenen ältern und neuern Schriften, die von dem Herrn Doktor Moriz Gerhard Thilenius über diesen Gegenstand geschriebene Piece so schön und gründlich ausgearbeitet auch vornehmlich der Fähigkeit derer Hebammen und Wöchnerinnen so angemessen befunden; halte ich es für unnöthig selbst einen Unterricht hierin aufzusetzen. Allein, damit ist doch noch nicht der unverzeyhliche und grobe litterarische Diebstahl beschönigt.

Wer wird es unter solchen Umständen Hr. R. wohl zuglauben, daß er fünf Jahre Herrn Friedt Unterricht genossen. Vielmehr solte man dafür halten, daß er bey Herrn Henkeln in die Schule gegangen und es dem abgelernt habe, ein fremdes Buch für das seinige auszugeben; doch dieser flickte noch bunte Lappen daran, die sich zu der Farbe oft nicht schickten, und ließ sein Portrait vorsetzen. Also, nur noch ihr Portrait vor die neue Ausgabe des Buchs, und eine lateinische Dedication an Herrn Thilenius, Herr Reindel!

T.

Tra-

Tractatus med. De pleumonide ejusque speciebus, auct. *Theod. Guil. Schroeder.* Goett. 1779. 4. 73. 8.

Diese Schrift erschien am 10. Jul. 1779. als Probschrift, unter dem Titel: Specimen phthisiologiæ sistens pleumonidis symptomatologiam et aetiologiam, und ist ein Theil eines vollständigen Werks von der Auszehrung. Ob es Bruchstücke des ber. Göttingischen Lehrers oder eigene Arbeit des Sohnes sey, wollen wir jezt nicht entscheiden. Genug, daß diese Probe nicht schlecht ausgefallen ist, und der praktische Arzt noch immer eine bessere Bestimmung dieser meistentheils unheilbaren Krankheit wünschen muß! Denn zur Zeit sind die Namen ohne Noth gehäuft, die Begriffe verworren, die Arzneimittel vervielfältigt, und zu allgemein, ohne Zeichnung der einzelnen Ursachen, empfohlen. Der Alltagsarzt klebt an Namen, und wird ein treufleißiger Lieferant für den Todtengräber; der chymische Arzt sinnt auf Panaceen und Lebensbalsame und erwirbt sich durch die Leichtgläubigkeit der armen Menschenkinder Schätze, der Systemgriker schnitzelt an künstlichen Gebäuden, klaßificirt und stellet die Arten der Auszehrung, wie der Officier die Reyhen seiner Soldaten, bereichert mühsam das Gedächtniß, und bleibt unbrauchbar für den Elenden, der durch Thaten, aber nicht durch ersonnene Wörter geheilt seyn will; der klügere Arzt fühlt die Mängel seiner Kunst in diesem hartnäckigen Uebel, und wünscht seinen Kollegen mehr Studium der Natur, um auch hier in die verborgensten Geheimnisse zu dringen. Unser V. schlägt sich an die Sauvages, Linne's, Vogels, Cullen ꝛc an, und folgt ihnen größtentheils, ausser wo er glaubte ändern zu müßen. Zuerst seine Haupteintheilungen. Es giebt 3. Ordnungen der Auszehrung: die erste entsteht von Geschwüren und heißt hier Phthoë. deren Arten sind Phthoë pulmonalis, nach unserm Verf. Pleumonis, P. hepatica, P. renalis, P. lienalis, P. pancreatica, P. omentalis, P. stomachica et intestinal. P. uterina, P. ex empyemate pectoris. (Die Stellung könnte mehr natürlich seyn, auch liessen sich manche Arten beyfügen.) Die zweyte Ordnung begreift die von einer Verstopfung entstandene Auszehrungen unter sich, neml. Atrophia infantum, Contabescentia corp. ex hydrope, Consumtio corp. ex solis pulm. tuberculis absque exulceratione, Marasmus senilis.

lis. (Auch hier möchten mehrere Arten denkbar seyn, so wie mehrere verstopfte Eingeweide, und der generische Name, Atrophia, schicklicher ausfallen.) Die dritte Ordnung heißt Tabes, wegen der vorhandenen Schwäche. Dies geschieht durch übermäßige Ausleerungen des im Blute befindlichen Nahrungssaftes, durch Bauchflüsse und dann durch Kraftlosigkeit der einsaugenden Gefäße. Daher 1) Tabes sudatoria, T. nutricum s. a lactatione nimia, T. pituitosa, T. a diabete, T. a saliuat. nim. T. dorsualis, T. a gonorrhoea benigna et fluore albo, T. ex ulceribus largis externis, dann 2) Tabes verminosa, endlich 3) Tabes ex fluxu coeliaco und T. neruosa Anglorum. (Ein logikalischer Kopf würde wohl anders eintheilen. Inzwischen scheinen alle bis jezt bekannte Systematiker zu wenig Präcision und desto mehr Willkührliches angenommen zu haben. Ob bey diesem unsichern Grunde das Gebäude unerschüttert bleiben könne, wollen wir jezt nicht entscheiden.) Nun zur Abhandlung selbst. Zuerst die Erklärung der Lungensucht — Verfallen des Körpers, eiteriger Auswurf, hektisches Fieber, Lungenschwärung. Eintheilung in die entzündliche und eiternde, hizige und langwierige: Alles bekannte Dinge. Im zweyten Kap. Iladii suppuratorii symptomata oder die Phthisis confirmata Mort. Die Symptomen eines offenen Lungengeschwürs sind Husten, bald heftig, bald gelinde, bisweilen gar keiner, seltner blosses Aufräuspern, wenn das Eiter in einem Sacke liegt, dann Auswurf von mancherley Art nebst dem Unterschiede zwischen Eiter und Schleim (hier vermissen wir die neuesten Schriftsteller, Bruner und Weber) beschwerliches Athemholen, ein nachlassendes Fieber von der fäulichten Art, nach verschiedenen Complicationen, Phantasiren, blasser oder weisser, stinkender, trüber Urin, nächtlicher entkräftender Schweiß, kurz vor dem Tode, dergleichen Durchfall, Eckel, Durst, Lage auf der kranken Seite, seltener auf dem Rücken, unwillkührlicher Abgang des Saamens (Möchte wohl selten, wo jemals bey dieser Art eintreffen) mürrisches Wesen, und Jachzorn, beschwerliches Schlucken, Schmerzlosigkeit, Hagerwerden des Körpers, endlich der gewisse Tod. Die Länsesucht ist zufällig. (Die Regeln einer guten Methode fordern eine glücklichere Stellung der Symptomen. Man fange bey den in die Sinne fallenden an, und gehe bis auf die unsichtbaren fort, allenfals nach den Theilen des Körpers.) Die Zufälle eines geschlossenen

Ge-

Geſchwürs ſind ſchwer zu erkennen, und die vom Verf. angeführten Zeichen weder ſo da, wie er ſie angeführt, noch hinreichend. Der Ausgang iſt ungewiß und ſtets gefährlich. Das Kap. 3. liefert die Urſachen der Lungenſucht, nach der gewöhnlichen Eintheilung. Dieſer ſind Jünglinge bis ins 36. Jahr unterworfen, vorzüglich Frauenzimmer, dann Leute von allerhand Temperamenten, von ſolchen Lebensarten die ſtaubigte und ſcharfe Arbeiten heiſchen, von langem Halſe und flacher Bruſt. Ob aber eine Anerbung ſtatt finde, ob Weintrinken, Tabackrauchen, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, übermäßige oder gehemmte Ausleerungen, und Leidenſchaften, ſo unausbleiblich dies Uebel erzeugen, wie der Verf. behauptet, darüber ließe ſich noch manches errinnern. Anſteckend iſt die Krankheit nicht ohne Einſchränkung, wie es hier angenommen wird, ſondern nur in dem Verſtande daß ſie den Körper des Geſunden kachektiſch macht. Beyſpiele von der Art ſind nicht ſelten. Unter der Rubrik, Cauſæ propinquiores, ſtehen die ſogenannten Species, die zum Theil mit denen des Sauvages übereinkommen, zum Theil aber nicht. Wir wollen ſie einzeln anführen. 1. Pleumonis tuberculoſa. Sie iſt ſchwer zu erkennen. Doch zeichnet ſich ein trockner Huſten aus. Die andern aufgeſtellten Symptomen ſind, unſerm Bedünken nach, nicht charakteriſtiſch. Hier finden viele Veränderungen ſtatt. Die gewöhnlichſte Urſache der Krankheit iſt das Scrophelgift. 2. Pleum. haemoptoica. Dieſe iſt leicht zu erkennen aus den vorhergegangenen und nachher eintretenden Umſtänden. 3. Pl. peripneumonica. Dieſe hat ebenfals keine Schwierigkeit. Hinlänglich ſind die Zeichen der anfangenden und ſchon vorhandenen Eiterung angegeben. 4. Pr. catarrhalis. Dieſe kommt häufig vor. Gelegentliche Bitte des V. an Aerzte, das Vorurtheil des großen Haufens, als ſey der Katarrh geſund, zu zernichten. (Wir haben davon manche traurige Beyſpiele, wo alles Zureden vergebens war.) 5, Pl. ab excretionibus ſanguin. ſuppreſſis. Hierher gehören nach dem V. Pl. haemorrhoidalis, catamenialis, lochialis. 6. Pl. varioloſa. 7. Pl. morbilloſa. 8. Pl. ſcabioſa. 9. Pl. erysipelatoſa. 14. Pl aphtitoſa. 15. Pl. rheumatico-arthritica. 17. Pl. ex febribus. 19. Pl. metaſtatica. 21. Pl. ex angina maligna. Alle dieſe unter verſchiedenen Namen aufgeſtellten Arten würden wir blos Pl. metaſtatica benahmt haben: denn bey allen liegt eine Verſetzung der Krankheitsmaterie zum

Grunde. Die verſchiedene Natur derſelben macht ſodann Unterordnungen nothwendig. 19. Pl. empyematica Sollte dieſe nicht unter der Pl. peripneumonica mit begriffen ſeyn, ſo wie 11. Pl. calculoſa unter der Pl. tuberculoſa? Denn meiſtentheils iſt eine ſolche erdigte Materie gegenwärtig. 12. Pl. verminoſa. Gegen dieſe könnten mancherley Einwendungen gemacht werden, wenn man auch zugiebt, daß die Würmer Krampfkrankheiten der Bruſt erzeugen können. 13. Pl. rachitica. Der fehlerhafte Bau der Bruſt ſolcher Kinder, die die engliſche Krankheit gehabt haben oder noch haben, giebt den Schlüſſel. 16. Pl. ſcorbutica. Iſt bey der allgemeinen Fäulniß des Blutes und daher entſtehenden Zernagung der Gefäße leicht möglich und gefährlich. 18. Pl. ſiphylitica. Die Zeichen, woran das verborgene veneriſche Gift zu erkennen, ſind aus van Swieten, genommen. 20. Pl. hypochondriaca. Iſt zu mager ausgefallen. — Die Probe iſt nicht uneben, und das Ganze wünſchenswerth. Freylich nur Kompilation, aber doch unendlich mehr nützlich, als manche paradoxe Theorienbüchlein. Zu dieſen gehört nur eine reichliche Doſe Unverſchämtheit, um alles abzuleugnen, was unſere Vorfahren und andere groſſe lebende Aerzte geſagt haben, und etwas fade Witz, zu jener aber eine verdauete Beleſenheit, die durch reife Urtheilskraft und guten Geſchmack bewährt wird. Jene werden in kurzem vergeſſen, dieſe bleiben den Kennern immer brauchbar.

J. L. Baudelocque, Geburtshelfers zu Paris, Anfangsgründe der Geburtshülfe, aus dem Franz. überſezt, von Chriſtoph Friedrich Camerer, M. D. Tübingen, bey Heerbrandt, 1779. 8. 228 S.

Man hat ſeit einiger Zeit unſer liebes Vaterland mit ſo vielen Schriften, Originalen und Ueberſetzungen, über die Geburtshülfe überſchwemmt, daß es ſchier Zeit iſt, dieſelben zu verbitten. Bücher im Ueberfluß, und doch keine gute Hebammen. Indeß gutherzige Fürſten, jedem dienſtfertigen Arzte, der ſich Geburtshelfer nennt, ohne Beweiſe gegeben zu haben, anſehnliche Beſoldungen ertheilen, und ihre Unterthanen zwingen, dieſen Herren ihre Geſundheit und Leben Preis zu geben,

schmieren diese immer ein Hebammenbuch aus dem andern ab. Der Himmel weiß, wie mancher unbärtige Lehrer jezt nach Rabenart stielt, um künftige Messe seinen theuern Müttergen und Landsmänninnen ein Werklein mitzutheilen! Auch gegenwärtiges Buch ist nicht besser. Es enthält lauter Bekanntes und dabey viel Gedehntes — brauchte also wohl eben nicht übersezt zu werden, zumal in ziemlich schwäbischen Ausdrücken. Der Verf. hohlt weit aus. Er fängt bey der Geburt überhaupt an, zeigt dann die Eigenschaften der Geburtshelfer, die harten und weichen Zeugungstheile der Frauen, die monatliche Reinigung, Fruchtbarkeit, Schwangerschaft, Eintheilung des Kindes und der Geburten, Hülfe der Hebammen, Pflege des Kindes und der Mutter nach der Geburt, sodann handelt er wieder von den mancherley Geburten mit und ohne Kunst, den Krankheiten der Geburtstheile, Fehlern der Bildung im Becken, falschen Wehen, Unrichtiggehen und endlich Zwillingen — eben nicht nach der besten Methode. Das einzige Verdienst des Uebersezers ist, die Fragen und Antworten des Originals wegzulassen, und ein zusammenhängendes Ganze zu liefern.

Friedr. Sim. Morgensterns M. D. Hebammenlehrers im Herzogthum Magdeburg — Unterricht in der Hebammenkunst, nebst einer kurzen diätetischen und medicinisch-praktischen Anweisung für Schwangere, Gebährende, Wöchnerinnen und neugebohrne Kinder. Magdeburg bey Creutz. 1779. 416 Seiten. in 8.

Versuch über die Anfangsgründe der Entbindungs- oder Hebammenkunst für die Landhebammen der Freyschule, welche zum Vortheil derselben von dem Herrn Intendanten des Elsasses in dem Franz. Kriegshospital aufgerichtet worden ist, als ein Leitfaden seiner Vorlesungen aufgesezt von Joh. Silberling D. Strasburg bey Levrault 1779 8. 146. Seiten.

Das erste Buch ist nach des Verfassers Geständniß, blos aus der Liebe zu eignen Werken entstanden, und Compilation aus den besten neuen Werken über die Geburtshülfe. Das letzte haben wir wahr befunden, und das erste der Vaterliebe zu güte gehalten. Das 3. Buch ist Katechismus im eigentlichen Verstande, wo Frage und Antwort sich nicht allemal angemessen sind, oder die letztere nicht selten so gelehrt, daß das alte Weib den Mann von so großer Weisheit anstaunen wird. Nur eine Probe der Schreibart und Darstellung der Gedanken.

Anrede. Wir sind in des Höchsten Namen versammlet, wertheste Weiber und Zuhörerinnen, um die Grundregeln und Lehrsätze der Geburtshülfe zu erlernen. — Lernet die Grundregeln, welche, da sie auf die Natur gegründet sind, Euch weisen, wie man derselben folgen soll. (Sollten wohl die wertheften Weiber verstehn, was Grundregeln und Lehrsätze sind?)

S. 45. Frage 53. Wie geht es aber mit dem Wächsthum der Gebährmutter selbst zu?

Antwort. Da eines theils nach der Empfängniß der Muttermund verschlossen, die Höle der Gebährmutter durch das eingeschlossene Ey völlig angefüllet ist; so ist leicht zu begreifen, warum das monatliche Geblüt nicht mehr durch- und abfliessen kann. Anderntheils da die Gebährmutter ein schwammigtes Wesen und mit unzehlig vielen besonders Blut- und Schlagader-Gefässen, die alle unter einander eingepfropfet sind, angefüllet ist; so kann man sich wiederum vorstellen, wie der Zufluß und die Anhäufung der Säfte, diese Gefäße, und also die Gebährmutter selbst aufschwellen, und zu allen Seiten ausdehnen muß. Da nun dieses alles 9 Monate lang nach und nach geschieht, so kann man sich ebenfals einen Begriff machen, wie die Ausdehnung zu einem größern Raum, also zu neuem Anfluß der Säfte, diese wiederum zur neuen Ausdehnung und so fort, wirken. Aus diesem allen kann man sich nicht nur nach obiger Art vorstellen, wie das Kind wachse ꝛc.

Wenn dieses die Hebamme faßt oder verdeht; so verdient sie für diese Marter eine Belohnung, und der Lehrmeister für

sein

ſein nonſenſikaliſches Zeug die ſtrengſte Züchtigung. Das heißt doch warlich ein blinder Führer der Blinden, und beyde fallen in die Grube dädaliſcher Nichtswürdigkeiten. Aber wehe dann den armen Weibern, die ſolchen Geſchöpfen mit verbranntem Hirn in die Hände fallen!

Hr.

Herrn Deleurye, Mitglieds der königl. Akad. der Wundärzte zu Paris, Leibwundarzts des Königs von Frankreich: Abhandlung über die Geburten: nebſt der Behandlung der Krankheiten, der Schwangern, Kindbetterinnen, und kleinen Kinder, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von D. Joh. Gottfr. Flemming, Praktikus in der Arzneyk. Chirurg. und Geburtsh. Breslau, bey W. G. Korn, 1778. gr. 8. S. 403.

Der Werth des Originals iſt ſchon längſt entſchieden: Hr. D. gehört unter die erſten Geburtshelfer Frankreichs, und ſelbſt Levret nennt immer ſeinen Namen mit großer Achtung. Das ganze Werk iſt in 2 Theile getheilt, der erſte enthält dasjenige, was vor der Geburt vorhergehet, und handelt im 1. Buche von den weiblichen Geburtstheilen; im 2. von der Schwangerſchaft, ihren Verſchiedenheiten und Kennzeichen, und im 3. B. von den Krankheiten der Schwangern. Im zweyten Theile betrift das 1. B. die natürlichen und widernatürlichen Gebarten; das 2. B. die Krankheiten der Kindbetterinnen; das 3. B. die Behandlung der kleinen Kinder und ihrer Krankheiten. Was die eigentlichen Kenntniſſe eines Geburtshelfers betrift: ſo findet man dies freylich ſchon, wenig verändert, bey Levret: allein es iſt angenehm, hier alles von den Krankheiten der Schwangern, Entbundenen und der Kinder beyſammen zu finden: Die Räthe ſind mehrentheils gut: doch wird die deutſche Arzneykunſt noch manche beſſere und kräftigere Arzney, ſtatt jener, anzugeben wiſſen. Die recht gute Ueberſetzung iſt von Hrn. Fl. der ſich bereits als einen einſichtsvollen Geburtshelfer ſonſt ſchon gezeigt hat, und

eben dies durch manche erläuternde und berichtigende Noten, die er unter den Text geſetzt hat, auch hier beweißt. Die zahlreichſten Zuſätze hat er, bey dem Blutſturze der Wöchnerinnen, aus ſeiner eignen Diſſertation de atonia uteri, und bey den Krankheiten der Kinder, aus *Ohms* de morbis recens natorum gemacht. In den meiſten ſeiner Bemerkungen ſtimmen wir ihm bey; doch können wir es nicht bey allen. So z. B. verwirft er die Saamenthiergen und die vorhergebildeten Eychen, (weil ſodann viele vergeblich verlohren giengen,) und hält es nicht für unmöglich, daß der Schöpfer bey jeder Empfängnis die Würkſamkeit der Atomen ſo veranſtaltete, daß nunmehr erſt ein neuer Menſch gebildet werde. (Dies heißt ja aber bey jeder Empfängnis eine unmittelbare Einwürkung des Schöpfers fordern, weil jene Bildung nicht blos aus den einmal feſtgeſetzten Naturgeſetzen folgen kan. Die Analogie der Natur im Pflanzenreiche ſcheint uns eine gewiſſe Verſchwendung (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) von ungenutzten Kunſtwerken anzuzeigen: die alſo auch wohl bey Thieren, bey dem Eyerchenſyſtem, angenommen werden kan, wenn wir nicht unſre Zuflucht zu der Allwiſſenheit, welche die zu erfolgenden Befruchtungen vorher gewiß wußte, nehmen wollen. Bey dem Blutſturze empfiehlt H. Fl. Saxtorphs Methode (in Collectan. Havn.) den Unterleib mit beyden Händen recht ſtark ſo lange an das Rückgrad zu preſſen, bis jener aufhört, dahergegen verwirft er das kalte Bad in ſolchen Fällen. (Recenſ. geſteht, daß er Hrn. S. Methode anzuwenden einiges Bedenken trägt, da es ihm keine groſſe Vortheile (ſoweit man gegen Erfahrung raiſonniren darf) zu verſprechen; hergegen die Mutter mit Entzündungen zu bedrohen ſcheint: dahergegen, ob er gleich keine kalte ganze Bäder anrathen würde, ſo würde er kalte Fußbäder verſuchen, die Leake durch die Erfahrung ſo nützlich gefunden hat: überdem kaltes Waſſer ſtrohmweiſe über den Leib gieſſen, kalte Umſchläge, kalte Einſprützungen von Waſſer, mit Eßig und Brantewein, oder blos Wein anrathen: von denen er alle Hülfe in ſolchen Fällen erwarten zu können ſich verſprechen würde.

D. Thom. Kirklands Verſuch über die Kindbettfieber: nebſt zwoen vorläufigen Abhandlungen: die erſte über das Gehirn, und die Nerven; die ande-

andere: über die Mitleidenſchaft und Reizbarkeit. Aus dem Engliſchen überſetzt, von D. Joh. Chriſt. Friedr. Scherf. Gotha, bey Ettinger, 1778. gr. 8. S. 165.

Das neue Syſtem, das Hr. R. vom Gehirn, und den Nerven giebt, hat iowohl bey ſeinen Landsleuten, als andern Gelehrten einiges Aufſehen erregt, aber bis itzt noch wenig Nachfolger gefunden. Er leugnet, daß das Gehirn Faſern, und die Nerven Nervenſaft enthalten: denn er habe jene, ſelbſt nicht mit bewafneten Augen, auch bey keinem Thiere entdecken können, das Hirn ſey daher blos und allein Schleim, oder gallertartiges Weſen ohne Faſern: eben dieſes ſey in den Nerven enthalten, und werde durch die harte und weiche Hirnhaut aller Orten hingeleitet. Nach abgelegten Häuten ergieße es ſich, und breite ſich aus! es mache jede Faſer, die es umgiebt, reizbar, und ſey der Sitz der Empfindung. Die Art, wie wir durch dieſen inorganiſchen Schleim empfinden, und Bewegungen hervorbringen, rechnet Hr. S. unter die großen Geheimniſſe der Natur. Uns dünkt, unſere Empfindung und Bewegung kan unmöglich von einem ſolchen gallertartigen Weſen entſpringen. Wir wiſſen z. B. ſehr wohl, wenn wir blindlings mit einer Nadel in den Daumen, und den Zeigefinger geſtochen werden, welcher zuerſt, oder zuletzt getroffen wurde. Der Ableiter, durch den wir die eine Empfindung erhalten, muß alſo, von dem der andern, ganz getrennt ſeyn, weil beyde Gefühle, bey der Nachbarſchaft der empfindenden Theile, ſonſt zuſammenfließen würden: und dieſe Tremung beyder Ableiter der Empfindungen, muß von dem Finger an, bis zu dem Sitz der Seele hin, ununterbrochen fortdauern, weil dieſe, (wenn jene während ihres Laufs in einander flöſſen) alsdenn die eine Empfindung von der andern beſtimmt zu unterſcheiden nicht vermögend wäre. Dieſer iſolirte Empfindungsableiter (wenn ich ſo reden darf) muß alſo wohl ein ununterbrochener feſter Körper (wie ein Draht) oder ein hohler, eine Röhre ſeyn.) Die zweyte Abhandlung betrift die Mitleidenſchaft der Nerven; natürlicherweiſe mußte Hr. R. die gewöhnliche Theorie hier auch verwerfen: er nimmt dafür eine allgemeine unmittelbare Mitleidenſchaft der Theile, längſt dem durch die Muſkeln verbreiteten gallertartigen Schleime an: und glaubt ſeine Mey-

nung

nung durch sieben Beobachtungen zu erweisen (die sich aber eben so gut nach der gewöhnlichen Theorie erklären lassen.)

Den Beyfall, den wir Hrn. K. bisher haben entziehen müssen, geben wir ihm doppelt bey seinen praktischen Abhandlungen. Er schränkt sich nur auf diejenigen Kindbettfieber ein, die durch eine Entzündung der Gebährmutter, und die darauf folgende Einsaugung der faulen Säfte aus diesem Theile entstehen. (Leake's Vereiterung des Netzes findet doch auch öfters, unter denselben Symptomen statt.) Das wahre Entzündungsfieber hat seine eigne Zeichen: entsteht das Kindbettfieber aber vom faulichten Blute, oder andern faulen Materien, die nach der Entbindung zurückbleiben; so wird in kurzer Zeit die ganze Blutmasse unter den gefährlichsten Symptomen faul. — Alle Arten dieser Krankheit erfordern nicht gleiche Curart: in der entzündenden verordnet man ausser dem durch die Umstände gebotenem Aderlaß, erweichende Clystiere, mit abführenden Mittelsalzen in kleinen Gaben versehen; bey Verstopfungen, bey Durchfällen mischt man, statt der Salze, zu jenem einige Tropfen Laudanum; gelinden Schweiß erweckt er durch blättrige Weinsteinerde, mit Spiesglasessenz, oder Salmiac, Wallraht, und absorbirendem Pulver. Aeusserlich räth er Bähungen mit flüchtigen Salzen, nach den Bähungen ein zertheilendes Sälbgen, damit die Haut nicht trocken und reizbarer werde. — Ist die Natur jenes Fiebers faulicht geworden; so gebe man um den gewöhnlichen Durchfall zu mäßigen, Rhabarber mit Columbowurzel: und bleibt sie doch zu stark; so ist ein Pulver aus Chamillenblumen, Stärkemehl, mit süßem Salpetergeist, dienlich. Am kräftigsten würkt die Chinarinde, zu der bey starkem Durchfalle etwas Laudanum gesetzt wird. Bey starker Schwäche und Nervenzufällen gebrauche man den Campher.

Die Uebersetzung dieses nützlichen Buchs ist recht gut gerathen.

Er.

Anmerkungen über die künstliche Trennung der Schambeine bey schweren Geburten von Dr. Leppentin. Hamburg bey Schniebes 1778. zween Bogen.

So

So ein fertiger Streiter Herr L. auch iſt, ſo mag er doch nicht übel nehmen, wenn wir ihn verſchiedener hiſtoriſcher Unrichtigkeiten beſchuldigen müſſen, die aber wohl von der groſſen Eilfertigkeit, womit er dieſe Abhandlung geſchrieben und die man ihr wohl anſehen kan, veranlaſſet ſeyn können. So, z. E. hat dieſe Operation nicht Herr Alphonſe le Roi mit Zuziehung Herrn Sigault zuerſt verrichtet, ſondern umgekehrt; dieſer mit Zuziehung jenes; auch iſt Herr Sigault nicht Wundarzt ſondern Arzt. Auch könnte man Herrn L. mehr als drey Schambeinſchnitte bis zum Jahr 1778. fürrechnen. Darinn aber hat Herr L. Recht, daß die von jeher zwiſchen der mediciniſchen Facultät und den Pariſer Wundärzten obgewaltete Partheyſucht und Zänkereyen bey dieſer Gelegenheit nicht wenig im Spiel iſt.

Uebrigens ſcheint Herr L. nicht ſehr dieſer neuen fränzöſiſchen Erfindung zuwider zu ſeyn.

Was von dem auſſer Holland verkannten Mechanismus und Anwendung des Roonhuyſiſchen Hebels geſagt wird, möchte wohl nicht ſo ganz feine Richtigkeit haben.

Tt.

4) Schöne Wiſſenſchaften.

Von Helm, der Freygeiſt und Heuchler. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Johann Adam Weiß, dem Verfaſſer von Roſe, die Nonne wider ihren Willen. Mannheim, bey Löffler, 1779. 8½ Bogen. 8.

Recenſent hat nicht das Glück, das Schauſpiel zu kennen, für deſſen Verf. ſich Hr. W. auf dem Titel des gegenwärtigen erklärt; aber ſchwerlich hätte er Luſt es zu leſen, wenn auf dem Titelblatte deſſelbigen: von dem Verfaſſer des von Helm, ſtünde, nachdem er dieß letztre mit Mühe und Noth durchgeleſen hat. Ein ſehr romanhafter Stof, vielleicht aus irgend einer Hiſtorietie entlehnt, wird fünf Acte hindurch

durch gezerrt; alles predigt und deklamirt in langweiligen Tiraden; der Held des Stücks ist ein Böſewicht, der nicht auf die Bühne gehört; und der am Ende durch ſeine Verzweiflung das Stück zum Trauerſpiele machen muß. Ueberall grobe Unwahrſcheinlichkeiten; und die äuſſerſte Ungelenkſamkeit in der Führung einer an ſich nicht untheatraliſchen Handlung. Uebrigens dient dem Verf. zur Nachricht, daß der Recenſent das auf die umgekehrte Tittelſeite geſetzte Motto nicht überſchlagen hat; aber im geringſten dadurch nicht abgeſchreckt, freymüthig zu urtheilen, läßt er ſichs nun auch gerne gefallen, wenn ihm der Verf. oder irgend einer, dem es nach Durchleſung dieſes Trauerſpiels anders bedünkt, ſeinen Geſchmack und reifes Urtheil abſprechen will.

Vermiſchtes Theater der Ausländer. Zum Gebrauch der deutſchen Bühne herausgegeben von J. C. Bock. Zweyter Band. Leipzig, bey Hilſcher, 1779.

Die in dieſem Bande enthaltenen Stücke werden, ſo wie die des erſten, auch einzeln verkauft, und haben folgende Titel:

Elvire, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen 4¾ Bogen. in 8.

Paridom Wrantpott, oder, wer ſchilt, wird wider gut, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 6 Bogen in 8.

Guſtav Waſa, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 6 Bogen, in 8.

Bey der Anzeige des erſten Bandes iſt in dieſer Bibliothek über die Manier des Herausgebers bey ſeiner Verdeutſchung und Umarbeitung ausländiſcher Schauſpiele ein Urtheil gefällt, welchem der Recenſent dieſes zweyten Bandes völlig beyſtimmt, und es auf denſelben gleichfalls zutreffend findet. Hr. B. hat — wir wiſſen nicht warum — die Originale der hier gelieferten Stücke mit keiner Silbe genannt: und wer ſie ein-

einzeln kauft, könnte sie daher leicht für ursprünglich deutsche Arbeiten halten; bey einiger Theaterkenntniß kommt man indeß ihren Quellen gar bald auf die Spur. **Elvire** ist nach dem bekannten englischen Trauerspiel dieses Namens von **Mallet** verfertigt, und dem Inhalte nach der **Ines de Castro** sehr ähnlich, die eigentlich auch die Grundlage des brittischen Dichters war. Schon das Original des letztern gehört nicht unter die besten Trauerspiele; und in dieser Verdeutschung hat es, wie uns dünkt, wenig gewonnen — **Paridon Wrantspott** ist eine Nachahmung von **Goldoni's Bourru Bienfaisant**, und wird schon seit mehrern Jahren unter diesem sehr hamburgischen Titel auf dem hamburgischen Theater gespielt — **Gustav Wasa** ist ursprünglich von dem englischen Dichter, **Heinrich Brooke**, und scheint von Hrn. B. nicht aus dem Originale selbst, sondern aus der in Schmids englischem Theater befindlichen Uebersetzung entlehnt zu seyn. Bey manchen einzelnen glücklichen Situationen, hat es doch auch verschiedne sehr müßige und kalte Scenen.

Fr.

Portraits. Leipzig, bey Weygand, 1779. 17½ Bogen, in 8.

Man hätte vielleicht den Inhalt dieses Buchs gleich aus dem Titel leichter und richtiger errathen, wenn der Verf. es statt dieser etwas gezierten Aufschrift, **Charaktere** oder **Sittengemählde**, überschrieben hätte; denn er erklärt sich selbst für einen Nachfolger des **Theophrast** und **la Bruyere**. Von dem erstern scheint er die Form und Manier, und von dem lezten die Belebung und Verzierung seines Werks entlehnt zu haben. Auch ist er darinn nicht ganz unglücklich; aber erreicht hat er doch seine Vorgänger bey weitem nicht; weder den Griechen an starker und treffender Zeichnung, und Hervorziehung kleiner, versteckter Züge, noch den Franzosen an Witz und eindringender Satyre. Darin hat er übrigens wohl unstreitig recht, daß jedes Zeitalter, seine eigenthümlichen Formen selbst solcher Laster und Thorheiten hat, die an sich schon immer da waren, aber nun, weil sie eine andre Gestalt gewonnen haben, auch eine andre Schilderung und Belachung fodern. Man wird auch bald die aufmerksams, und oft

scharf-

ſcharfſichtige Beobachtung gewahr, mit welcher der Verf. die einzelnen Züge zu ſeinen Gemälden aufgeſpäht und geſammelt hat. Aber was bey allen Arbeiten dieſer Art, ſo ſchwer zu vermeiden iſt, was ſelbſt jene beyden Sittenmahler nur ſelten vermieden haben, das hat auch unſer Verf. faſt durchgängig in ſeinen Schilderungen; wir meynen das Abgeriſſene und Iſolirte in den einzelnen Zügen eines Hauptcharakters, das lange die Wirkung nicht haben kan, als wenn dieſe Züge in einander verſchmolzen ſind; und noch mehr den ſo oft mißlingenden Verſuch einer ſolchen Verſchmelzung, woraus meiſtentheils, ſtatt eines einfachen, individuellen Ganzen, unförmliche Ueberladung und Karikatur entſteht. Uebrigens iſt die Anzahl der hier geſchilderten Charaktere nicht klein, und ihre Reihe zu lang, um ſie hier alle zu benennen. Manche darunter ſind nur in kleinen Schattirungen von einander verſchieden, und hätten vielleicht, als Abarten eines Charakters geſchildert, mehr Wirkung gethan. Der Gefühlvolle, der Reformator, der Stutzer, der Gelehrte nach dem neuen Styl, der Unbeſonnene, der übertriebene Gefällige, das Genie, und der geiſtreiche Schriftſteller, haben uns am meiſten gefallen.

Bk.

Johann Gottlieb Willamov's ſämmtliche poetiſche Schriften. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage, 1779. 17 Bogen. in 8.

Jedem Kenner und Verehrer ächter Poeſie muß dieſe Sammlung der ſämmtlichen Werke eines Dichters erwünſcht ſeyn, der ſich durch die einzeln gelieferten Früchte ſeiner Muſe, beſonders in der lyriſchen Gattung ſo vortheilhaft auszeichnete, und deſſen zu frühes Abſterben warlich kein geringer Verluſt für unſere poetiſche Literatur war. Schon vor etlichen Jahren überſchickte der ſeel. Willamov dieſen erſten Band dem Verleger zum Drucke, mit der Anzeige, daß die Handſchrift zum zweyten Theile, in deren Reviſion er begriffen ſey, ſchleunig nachfolgen ſollte. Sein Tod hinderte ihn an der Erfüllung dieſes Verſprechens. Einer ſeiner Freunde erhielt indeß ſeine Papiere, und von ihm hat man den zweyten Band, mit einigen Nachrichten von des Dichters Leben, eheſtens zu erwarten. Der auf dieſe Anzeige folgende Vorbericht des Verfaſſers

ſers ſelbſt iſt ſchon 1770. zu Petersburg ausgefertigt; und er giebt in demſelben von der Einrichtung und Vertheilung dieſer Ausgabe Rechenſchaft. Der erſte Abſchnitt enthält Enkomien. So nennt der Verf. ſeine lyriſchen Gedichte von höherer Art, die, wie er ſagt, dem proſaiſchen Panegyr poetiſch übergeordnet, nicht bloß Lob-Oden ſeyn ſollten, wie ſie gewöhnlich ſind. Unter dieſen ſtehen gleich Anfangs drey ganz neue Stücke, und auſſerdem einige, die ſonſt unter den Dithyramben ſtanden, und nun ſchicklicher, da ſie weder Wein noch Weingott beſingen, unter jenen Titel gebracht ſind. Dieſe letztern erſcheinen hier aber ſtellenweiſe merklich, und zu ihrem Vortheile, verändert. Das Gedicht auf Peter den Großen iſt dauter, unſerm Gefühle nach, das ſchönſte. Dann folgen die eigentlichen Dithyramben, worunter die auf den Burgunder, und Bacchus und Ariadne in beyden einzelnen Auflagen der vorigen nicht befindlich waren. Auch ſind die beybehaltenen ſehr umgearbeitet; die ehemaligen Einleitungen, worin die in jedem Stücke zum Grunde liegende Mythologie erläutert wurde, ſind hier weggeblieben; vielleicht wären ſie doch für manchen Leſer nicht überflüßig geweſen. So iſt auch des Verf. Vorbericht weggelaſſen, worin er allgemeine Erinnerungen über dieſe Dichtungsart vorausſchickte. Wir wollen uns auch hier über die Statthaftigkeit derſelben in unſern Zeiten nicht einlaſſen; da ſchon in den Literaturbriefen (XXI. 39. f. f.) und in den Herderiſchen Fragmenten, (II. 298. f. f.) ſo viel dafür und dawider geſagt iſt. Jedem Dichter iſt doch wohl die Wahl der Sphäre frey, worin er ſich zeigen will, und rühmlich, wenn er ihr ſo gewachſen iſt, wie dieſer Dichter es war. Warum wollte man ihm auch die freyere, weitere Laufbahn der griechiſchen Lyriker verſchlieſſen; warum die für ſolch einen Dichter ſo ergiebige Quelle aller Mythologie verſtopfen, da er ſo genährt mit dem ganzen Geiſte griechiſcher Poeſie, ſo reich und ſo ganz im Beſitz mythiſcher Fiktionen und Bilder war? Dem Unkundigen wird ſein Geſang freylich dadurch unverſtändlicher; er verengt ſich ſelbſt dadurch den Haufen derer, die ihn ganz faſſen, ihm ganz nachempfinden können; aber das ſah er ſelbſt voraus. In der an Hrn. Gleim gerichteten Ode auf die Gründung von St. Petersburg, S. 96. nennt er ſelbſt ſein Lied:

Dem Unwiſſenden abentheuerlich vielleicht,
Dem Ohr des Geliebten verſtändlich,

Und den glücklichen Söhnen griechischer Musen,
Die ein wohlthätiger Lichtstral getränkt,
Und Götterbekanntschaft ihrer
Schaffenden Seele eingepflanzt hat.

Das einzige, wovon wir glauben, daß es vielleicht, vollends in den eigentlichern Oden, besser weggelassen wäre, ist die griechische Abtheilung in Strophen, Antistrophen und Epoden, die sich doch nur ganz auf griechische Sitte, auf die Verbindung des Tanzes mit dem Gesange, gründete, und einem heutigen Dichter höchstens nur den Vortheil einer dreyfach abwechselnden lyrischen Versart verschaffen kan, den unser Dichter nicht einmal überall genuzt hat. Die dritte Abtheilung enthält Oden, in zwey Büchern, worunter sich wieder zwey ehemalige Dithyramben, Atlantis, und die auf den Hubertsburger Frieden, finden. Manche andre, von ungleichem Werthe, erinnern wir uns sonst schon, in Zeitungen oder Almanachen gelesen zu haben; gröstentheils sind sie durch öffentliche Gelegenheiten und Vorfälle veranlaßt. Die eilfte Ode des ersten Buchs, auf die Schlacht bey Tschesme, ist ursprünglich griechisch, und von dem Hrn. Prof. Metzker in Thorn übersezt; auch das Original ist hier beygedruckt. Der Verfasser genoß die Ehre, es der Kaiserinn von Rußland vorlegen zu lassen, und auf ihren Befehl und ihre Kosten beförderte die Petersburgische Akademie es zum Druck. Die erste, an Hrn. Gleim in seiner Krankheit, gerichtete Ode des zweyten Buchs kam mit der zweyten im Jahr 1764. einzeln zu Berlin heraus. Der Inhalt der meisten übrigen Stücke dieses Buchs sind Empfindungen der Zärtlichkeit, und manche darunter haben nicht den hohen lyrischen Schwung, sondern gehn in das Gebiet des Liedes über. Aus dergleichen eigentlichen Liedern besteht der lezte Abschnitt dieser Sammlung, und enthält gleichfals einige schäzbare Poesien, wenn gleich diese Herabstimmung dem Dichter nicht in dem Grade gelang, wie der erhabnere Flug seiner Muse. Leichtigkeit, Feinheit, Rundung und Harmonie des Ausdrucks, welche dieser Gattung so nothwendig und vortheilhaft sind, waren ihm nicht ganz natürlich; daher manche matte, fast prosaische Stellen, und mißlungne Wendungen. Den Schluß dieses Bandes machen einige Lieder aus dem Russischen, die der Verfasser in der Absicht beyfügte, um zu erfahren, ob dem deutschen Publikum mit einer Sammlung von dergleichen Liedern, davon

er

er einen ziemlichen Vorrath besas, ein Gefallen geschähe. Vermuthlich ist dieser Vorrath itzt in den Händen des Herausgebers, und wir glauben, ihre Bekanntmachung ist desto mehr zu wünschen, da der eigentliche Charakter der russischen Liederpoesie uns Deutschen fast noch ganz fremd ist, und sich aus so wenigen Proben, wie diese hier, noch nicht hinlänglich bestimmen läßt.

Richard und Karl, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Prag, bey Gerle, 1779. 4½ Bogen, in 8.

Aeußerst gemein und verbraucht ist die Intrigue dieses Stücks; und nachgerade auch schon die Sprache desselben, die fast aus lauter heftiger Deklamation, und zum Theil aus falsch pathetischen Ausrufungen, Verwünschungen, und ähnlichen bekannten Ingredienzien zusammengesetzt ist. Auch an blutigen Auftritten fehlt es nicht. Graf Richard mordet seine Mutter, seinen Freund, seinen Vater, und sich selbst. Aber zum Glück ist das Schreckliche, das sonst kaum auszuhalten wäre, durchgehends ins Gebiet des Frostigen übergegangen; und der Leser ist, bey der grossen Dürftigkeit an wahrem Interesse, und bey der ermüdenden Eintönigkeit des ganzen Stücks eher in Gefahr, einzuschlafen, als von Rührung und Theilnehmung allzustark erschüttert zu werden.

Der Hochzeittag, oder, das Aergste zuletzt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Breslau, bey Löwe, 1779. 7 Bogen, in 8.

Das Aergste, was hier zuletzt kömmt, ist ein blosser Zufall, der mit dem, was in den vier ersten Acten vorgeht, gar keine Verbindung hat. Wollart, der eben mit Lucien zusammen gegeben ist, tändelt mit zwey Pistolen, die er nicht für geladen hält, die aber von seinem Bedienten mit Kugeln geladen sind, schießt das eine auf seine Lucie los, und da diese todt hinsinkt, endigt er sein Leben mit dem andern. Die Geschichte mag wahr seyn, und ist freylich an sich tragisch genug; aber sie zum Ausgang eines Stücks zu machen, das ohne sie ein förmliches Lustspiel geworden wäre, verräth wenig Kunst in der Anordnung und Verbindung des ganzen, die man über-

haupt in diesem Schauspiele vermissen wird. Denn es giebt darinn durchgehends viel müßiges und entbehrliches, was offenbar zur Ausfüllung da steht. Wozu z. E. die Niederkunft der Frau Reinold, die noch unmittelbar vorher auf der Bühne erscheint? Eine Situation, zu der sich keine Actrize so leicht verstehen wird. Uebrigens ist das Stück fast durchaus gut dialogirt, und verräth einen Verfasser von Weltkenntniß, nur sind manche Reden zu umständlich, auch hie und da zu periodisch.

Natalie. Ein Drama in vier Acten; nach dem Französischen des Mercier. Gotha, 1778. 7 Bogen, in 8.

Das Original ist bekannt, und gehört unstreitig unter die besten neuern Stücke des französischen Theaters. Eine nähere Beurtheilung desselben wäre wider den Zweck dieser Bibliothek. Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen, und hat alle für den dramatischen Dialog so nothwendige Biegsamkeit und Leichtigkeit.

Fanny oder der Sieg der Tugend. Ein aus den Werken des Hrn. von Arnaud entnommenes Drama in einem Aufzuge. Mannheim, bey Schwan, 1778. 3½ Bogen, in 8.

Auch von diesem Schauspiel ist das Original bekannt genug. Die Uebersetzung ist eben nicht zum besten gerathen; sie hat viel Hartes und Ungeschmeidiges, wie man selbst schon an dem Titel sieht. Ists doch nicht anders, als ob der Uebersezer nicht auf erlaubte Art zu dem französischen Stücke gekommen wäre, oder als ob er dies Schauspiel dadurch, daß ers übersezte, der Vergänglichkeit der übrigen Arnaudischen Werke entrissen hätte!

Wikinson und Wandrop, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Heinrich Ferdinand Möller. Frankfurt am Mayn, in der Eßlingerischen Buchhandlung, 1779. 8½ Bogen in 8.

Es

„Es giebt herrliche Stücke, sagt der Verf. in der Vorrede, „die auf der Bühne weniger Wirkung thun, als im „Lesen.„ Wir glauben gern, daß dies bey gegenwärtigem Schauspiele nicht der Fall seyn werde; aber es giebt auch, dünkt uns, mittelmäßige Stücke, die auf der Bühne doch viel Wirkung thun, zumal auf ein Publikum, das so wenig festen Geschmak hat, als das unsrige, das sich so leicht von heftigen Situationen, wahrscheinlich oder nicht, natürlich oder unnatürlich, gut oder übel zusammenhängend, hinreissen läßt, und den Werth eines ernsthaften Schauspiels nach der Summe und Stärke seiner Erschütterungen zu schätzen pflegt. In dergleichen gewaltsamen Erschütterungen ist Hr. M. mehr Meister, als fast irgend ein andrer von unsern Schauspieldichtern; sie kommen in seinen Stücken Schlag auf Schlag, und die zweyte ist schon da, ehe sich der Zuschauer von der ersten erhohlt hat. Dabey veranstaltet er zugleich viel fürs Auge, wie man aus seinen vorigen Stücken, besonders aus seinem fast überall beklatschten Walltron sich erinnern wird. Wir gestehen gern, daß wir dies neue Schauspiel in manchem Betracht vorziehen; aber der gehäuften Situationen ist auch hier kein Ende; und schon ihre übermäßige Anhäufung würde es dem Verf., wenn ers auch sonst verstanden hätte, kaum erlaubt haben, eine jede derselben gehörig zu bearbeiten, auszuführen, und mit den übrigen in einwirkende Verbindung zu setzen. Und eben diese flüchtige Vernachläßigung erstreckt sich dann auch auf Führung der Scenen, auf Charaktere und Dialog, der zwar nicht kalt, aber doch warlich auch nicht gedankenreich ist, wie sich der V. in der Vorrede schmeichelt. Oft ist die Sprache äußerst unnatürlich; da am meisten, wo sie recht nachdrücklich, oder wohl gar schakespearisch seyn sollte. Geraft wird auch hier die Hülle und Fülle; und geschossen, mit Kanonen und Pistolen, daß es pufft!

Sigismunde und Guichard; ein Originaltrauerspiel. Reval und Wesenberg, bey Albrecht und Comp. 1779. 8 Bogen. 8.

Die Geschichte dieser beyden Liebenden wird vielen unsrer Leser aus dem Boccaz und der schönen Erzählung von Dryden, bekannt seyn. Ohne Zweifel enthält sie viel tragischen Stof, und ist auch daher von verschiednen ausländischen

Dichtern dramatisch behandelt worden. Hier liefert uns nun auch ein ungenannter Verfasser ein Originaltrauerspiel, dessen gröstes Verdienst aber auch wohl diese Originalität ist. Denn, wenn man auch die Anlage, Verbindung, und Durchführung des ganzen gelten lassen will, die wenigstens keine von den gröbern Verstossungen haben; so ist doch die Einkleidung und Sprache fast durchgehends schaal, flach, deklamatorisch, ohne raschen Fortgang leidenschaftlicher Reden, und nicht selten höchst unnatürlich und geziert. Zur Probe lese man hier nur die letzte Rede Tankreds, welche das ganze Trauerspiel schliest: „Gerechter Himmel! warum fallen Menschen so tief? warum „fliest das Blut des Schuldigen nicht allein? — Verwaister „Fürst! deine Zierde fiel, und du, lebst, um Mitleiden zu „erregen, Kummer zu schmecken, und einen Tod zu erwarten, „der zu langsam schleicht, Jammer zu enden!„ — Wer dies nehmliche Subjekt ungleich besser tragisch bearbeitet zu lesen wünscht, dem empfehlen wir das Trauerspiel Roger von Biscanchi, wovon eine recht gute Uebersetzung im dritten Theile der italienischen Anthologie (Liegnitz und Leipzig 1779. gr. 8.) befindlich ist.

Bk.

Litterarische Denkmale von verschiedenen Verfassern. Zürich. Orell &c. 1779. 14 Bogen, 8.

Einzelne Aufsätze vom verschiedenen Gehalte. Als: über Homers edle Einfalt, einige richtige Anmerkungen, über die übertriebene Verfeinerung unserer Sitten, den Schwung unserer poetischen Sprache, und den Misbrauch kühner Metaphorn und Bilder, die, wenn sie zu häufig vorkommen, keine Würkung mehr thun, und das feine Gefühl für das wahr Schöne und Groſe in der Natur stumpf machen, enthaltend.

Viel Unrecht, das dem guten Homer geschieht, worin einige Anklagen, die man dem griechischen Dichter gemacht hat, nicht richtig gefaſt, und andre, die längst widerlegt sind, noch einmal vorgebracht und bekämpft werden.

Schwierigkeiten den Homer zu verdeutschen, wo man sieht, daß es leicht ist zu finden, wie viel Schwierigkeiten bey einer Arbeit von der Art angetroffen werden, aber schwerer

das

das Beyſpiel von Ueberwindung derſelben zu geben. Z. B. wenn der Verfaſſer ſagt, nur ungezogene Leute ſchimpften mit dem Worte Hund, und daher den Vers:

„Wieder entrannſt Du dem Tod, wie ein Hund„

beſſer alſo zu geben glaubt:

„— — Und Du biſt mir wieder
„Unter der Lanz entflohn! verzagte Memme!„

Dann wird wohl niemand dieſe Verbeſſerung beträchtlich finden. Und ſo iſt es auch mit den übrigen Berichtigungen dieſes Verfaſſers.

Die Gränzen der Sprachlehre, darin bewieſen wird, daß die Grammatik ſich nicht mit dem figürlichen Verſtande der Wörter abgeben dürfe; einige Solöcismen gerügt werden, und Luthers Verdienſt um die Sprache gemeſſen wird.

Kühnheit der altſchwäbiſchen Dichter die Sprache und Poeſie zu bereichern, und von der Epopäe des alten ſchwäbiſchen Zeitpunctes, wo man einige gute Nachrichten von dieſen alten Gedichten findet.

Juvenals funfzehnte Satyre, eine ſehr ungeſchmeidige Ueberſetzung in rauhen Verſen. Z. B.

„..... Die Kopten ſind zwar von bäuriſchen Sitten,
„Aber ſie ſind dem Kanopier gleich an fleiſchlichen Werken.„

----- horrida ſane
Aegyptus: ſed luxuria, quantum ipſe notavi,
Barbara famoſo non cedit turba Canopo.

Veränderung in dem Plane der Noachide, von dem Verfaſſer, und

Der Eingang der Thiere in die Arche, abgekürzt. Einige Verſe, die ausgelaſſen, und andre, welche eingeſchoben werden ſollen, angezeigt.

Die poetiſche Luft, eine Fabel, (denn ſo hat es der Verfaſſer genannt) welche blos geſchrieben iſt, Beleſenheit in alten Minneſängern zu zeigen. Sehr viele glatte Verſe ſind auch eingemiſcht. Beſſer iſt

Dichtern dramatisch behandelt worden. Hier liefert uns nun auch ein ungenannter Verfasser ein Originaltrauerspiel, dessen gröstes Verdienst aber auch wohl diese Originalität ist. Denn, wenn man auch die Anlage, Verbindung, und Durchführung des ganzen gelten lassen will, die wenigstens keine von den gröbern Verstossungen haben; so ist doch die Einkleidung und Sprache fast durchgehends schaal, flach, deklamatorisch, ohne raschen Fortgang leidenschaftlicher Reden, und nicht selten höchst unnatürlich und geziert. Zur Probe lese man hier nur die letzte Rede Tankreds, welche das ganze Trauerspiel schliesst: „Gerechter Himmel! warum fallen Menschen so tief? warum „fließt das Blut des Schuldigen nicht allein? — Verwaißter „Fürst! deine Zierde fiel, und du, lebst, um Mitleiden zu „erregen, Kummer zu schmecken, und einen Tod zu erwarten, „der zu langsam schleicht, Jammer zu enden!„ — Wer dies nehmliche Subjekt ungleich besser tragisch bearbeitet zu lesen wünscht, dem empfehlen wir das Trauerspiel Roger von Bis anchi, wovon eine recht gute Uebersetzung im dritten Theile der italienischen Anthologie (Liegnitz und Leipzig 1779. gr. 8.) befindlich ist.

Bk.

Litterarische Denkmale von verschiedenen Verfassern. Zürich. Orell ꝛc. 1779. 14 Bogen, 8.

Einzelne Aufsätze vom verschiedenen Gehalte. Als: über Homers edle Einfalt, einige richtige Anmerkungen, über die übertriebene Verfeinerung unserer Sitten, den Schwung unserer poetischen Sprache, und den Misbrauch kühner Metaphorn und Bilder, die, wenn sie zu häufig vorkommen, keine Würkung mehr thun, und das feine Gefühl für das wahr Schöne und Große in der Natur stumpf machen, enthaltend.

Viel Unrecht, das dem guten Homer geschieht, wo rin einige Anklagen, die man dem griechischen Dichter gemacht hat, nicht richtig gefaßt, und andre, die längst widerlegt sind, noch einmal vorgebracht und bekämpft werden.

Schwierigkeiten den Homer zu verdeutschen, wo man sieht, daß es leicht ist zu finden, wie viel Schwierigkeiten bey einer Arbeit von der Art angetroffen werden, aber schwerer

das

das Beyſpiel von Ueberwindung derſelben zu geben. Z. B. wenn der Verfaſſer ſagt, nur ungezogene Leute ſchimpften mit dem Worte Hund, und daher den Vers:

„Wieder entrannſt Du dem Tod, wie ein Hund„

beſſer alſo zu geben glaubt:

„— — Und Du biſt mir wieder
„Unter der Lanz entflohn! verzagte Memme!„

Dann wird wohl niemand dieſe Verbeſſerung beträchtlich finden. Und ſo iſt es auch mit den übrigen Berichtigungen dieſes Verfaſſers.

Die Gränzen der Sprachlehre, darin bewieſen wird, daß die Grammatik ſich nicht mit dem figürlichen Verſtande der Wörter abgeben dürfe; einige Solöcismen gerügt werden, und Luthers Verdienſt um die Sprache gemeſſen wird.

Kühnheit der altſchwäbiſchen Dichter die Sprache und Poeſie zu bereichern, und von der Epopäe des altſchwäbiſchen Zeitpunctes, wo man einige gute Nachrichten von dieſen alten Gedichten findet.

Juvenals funfzehnte Satyre, eine ſehr ungeſchmeidige Ueberſetzung in rauhen Verſen. Z. B.

„..... Die Kopten ſind zwar von bäuriſchen Sitten,
„Aber ſie ſind dem Kanapier gleich an fleiſchlichen Werken.„

— — — — horrida ſane
Aegyptus: ſed luxuria, quantum ipſe notavi,
Barbara famoſo non cedit turba Canopo.

Veränderung in dem Plane der Noachide, von dem Verfaſſer, und

Der Eingang der Thiere in die Arche, abgekürzt. Einige Verſe, die ausgelaſſen, und andre, welche eingeſchoben werden ſollen, angezeigt.

Die poetiſche Luft, eine Fabel, (denn ſo hat es der Verfaſſer genannt) welche blos geſchrieben iſt, Beleſenheit in alten Minneſängern zu zeigen. Sehr viele platte Verſe ſind auch eingemiſcht. Beſſer iſt

Die Ueberſetzung von dem erſten Geſang der Aeneis, obgleich die Hexameter ziemlich rauh ſind.

Zuſätze zu dem Drama: Nero. Was für eine Sprache! Was für ein Dialog! Was für eine Behandlung der Charaktere!

Arito's Bekenntniß. Revolution in der deutſchen Literatur, worin ein guter Alter alle kleine Schriften herzählt; welche er geſchrieben hat. Er klagt dann über literariſche Gebrechen, welche bey uns einreiſſen, die freylich jedem in die Augen fallen, und ſchon oft bemerkt worden ſind, ſetzt ſich wieder auf ſein altſchwäbiſches Steckenpferd, reitet ein paar mal herum, ſchimpft auf Recenſenten, wie es Gebrauch iſt, und ſagt, daß er ſich mit Mühe enthalte, aufs neue Satyren zu ſchreiben, von der Art, wie der verſchnittene Pegaſus, als deren Vater er ſich bekennt.

Erinnerungen zu Sigowin: Poeſie der Skalden und der Irokeſen, enthält etwas Kritik der alten ſchätzbaren Ueberbleibſel einer Poeſie, die das Gepräge von Sitten hat, deren Feinheit und Menſchlichkeit freylich nicht jeder fühlen zu können ſcheint. Recenſent hat keinen Beruf die Aechtheit der Fragmente jener alten Bardengeſänge weitläuftig zu vertheidigen. Hierüber iſt ſchon zuviel geſagt worden. Wer die Skalden mit den Irokeſen zu vergleichen? wie weh muß das nicht einem Manne thun, der, ohne die heulenden Töne unſerer neueren Barden mit der edlen Simplicität jener Geſänge zu verwechſeln, den Werth der wahren Poeſie, die freylich nach den verſchiedenen Graden der Cultur bey den Völkern, ein andres Kleid annimmt, fühlen kann.

Der Labyrinth, ein Gedicht von Zwingli, eine ganz artige, mit Simplicität geſchriebene, Anwendung von Theſeus Fabel, auf den Weg, den man durch das Labyrinth dieſes Lebens gehen kann.

Der dramatiſche Brand. Aufopferung dreyßig deutſcher Schauſpiele, Ein Auto da Fé, welches über eine Anzahl, ohne alle Ueberlegung zuſammen gruppirter Stücke gehalten wird.

Beleuchtung der Wörterbücher mit Ueberfluſſe, mit dem Aufſatze: Gränzen der Sprachlehre, von gleicher Beſchaffenheit.

An

An den betrogenen guten Mann, den Julius von Tarent aus ſich ſelbſt gebracht hat. Ein unendlicher Ausfall gegen einen treflichen Kopf, den der Verfaſſer nicht beurtheilen konnte. Wer nie gefühlt hat, wohin unglückliche Leidenſchaft führen kann; wer nicht weis, daß es ſehr nützlich iſt, dem, mit moraliſchen Waſſer-Suppen überſchwemmten Publicum, zuweilen auch in ſchrecklichen Bildern, das Elend, welches dieſe Leidenſchaften unter Menſchen anrichten können, vor Augen zu ſtellen; wer das Theater, auf welchem wahrhafte Scenen aus dem menſchlichen Leben dargeſtellt werden ſollen, als einen Predigt-Stuhl anſieht, auf welchem, in dummer Ernſthaftigkeit, weil auf dem Titel ſteht, daß es ein Trauerſpiel iſt, nichts als artige Sentenzen, Lebens- und Glaubensregeln, mit kalter Vernunft, vorgetragen werden müſſen; nur ein ſolcher Mann kann ſo ein ſchiefes Urtheil über ein Stück, wie Julius von Tarent iſt, das übrigens, wie alle Dinge auf dieſer Welt, nicht ohne Fehler iſt, ſchreiben.

Der Diener, der zur Königin wird. Eine ſchlechte Romanze, oder was es vorſtellen ſoll.

Operetten von C. F. Bretzner. Leipzig, bey C. F. Schneider, 1779. 19 Bogen, 8. Mit einem Titelkupfer, Friedrich Günthers Bildniſſe und einer kurzen Vorrede.

Die Stücke in dieſem erſten Band ſind:

Der Irrwiſch oder: Endlich fand er Sie, eine Operette in drey Acten, mit der Silhouette von F. A. Koch, Componirt vom Herrn Preu in Leipzig.

Das wütende Heer oder: das Mädgen im Thurme, eine Operette in drey Acten, mit dem Schattenriſſe von Minne Brandes. Componirt vom Herrn Capellmeiſter Schweitzer.

Adraſt und Iſidore oder die Serenate. Eine komiſche Oper in zween Acten, nach Moliere. Mit

dem Schattenriſſe von M. Bauſer. Componiert vom Herrn Preu.

Der Aepfeldieb oder der Schatzgräber. Eine Operette in einem Akte. Mit der Silhouette des Schauſpielers Herrn J. C. Kaſſka, welcher das Stück in Muſik geſetzt hat.

Ungerechnet, daß das Sujet des erſten Stücks aus der Feenwelt hergenommen iſt; ſo iſt auch in den Handlungen der Perſonen ſelbſt ſehr viel Widerſinniges. Dahin gehört die ſchnell würkende Liebe des Prinzen und der Blanca, die unnatürliche Gleichgültigkeit des Fiſchers bey dem Plane ſeiner Frau, ſich für ein junges unſchuldiges Mädgen, dem Prinzen zur Gemahlin anzubieten, da derſelbe doch bey andern Gelegenheiten nicht für dumm gelten ſoll, ſondern oft wie ein Stadtwitzling redet. Einige Arien ſind ganz gut und muſikaliſch, z. B. die erſte: „Senkt kühle Schatten ꝛc.„ und Seite 20. „Ich ſaß am Markte ſtundenlang„ Andre hingegen ſehr matt, wie die, welche ſich, Seite 52. endigt „dies fuhr ihm „ins Gehirne, und ſtach ſichs Herz entzwey„ Ueberhaupt ſcheint mir ein ſolches Stück, bey dem gänzlichen Mangel eines ſittlichen Nutzens, weder der Arbeit eines Manns von Talenten, noch des Aufwandes, noch der Mühe des Componirens würdig. Soll der Geſchmack an dieſer Gattung von Schauſpielen nun einmal allgemein werden; warum denn gerade Scenen aus einer idealiſchen Welt genommen, um das Unnatürliche völlig unnatürlich zu machen?

Im zweyten Stück herrſcht die unleidlich verſtümmelte Sprache unſerer neuern jungen Dichterlinge, ſo, daß bis zum Eckel alle Vorwörter ausgelaſſen ſind. (Ein Gebrauch, der ganz gegen das Genie der Sprache und die allgemeine Art deutſch zu reden, läuft) Und dann iſt alles wieder Bezauberung und Hexerey, und das noch dazu ohne Entwicklung; denn es kömmt gar nicht an den Tag, warum das Orakel auf der guten Blandine Koſten gelogen hat, und warum Laura auf einmal verſteinert wird; auch ohne das geringſte Intereſſe; keine Urſache, warum das Mädgen vom wilden Jäger iſt eingeſperrt worden; keine wahre Leidenſchaft, für die man Theilnehmung fühlen könnte; alſo kein Grund, irgend eine Wahrheit

heit, irgend ein Gefühl näher dadurch ans Herz zu bringen, warum man so viel Wunderbares in Bewegung bringen müßte, wie etwa in Ajor und Zemire — Kurz! nichts als kaltes Theaterspiel.

Adraft und Isidore ist beynahe wörtlich aus dem Sicilien übersetzt, und zu einer komischen Oper recht artig eingerichtet.

Der Aepfeldieb macht ein sehr unbedeutendes Possenspiel aus.

Aufgefangene Nonnenbriefe. Mit einem Anhang, Charlotte im Kerker, eine gefühlvolle Scene. 1779. 6 Bogen. 8

Wer Lust hat, den, im pöbelhaften Waschweiber-Ton geschriebenen, Briefwechsel zwoer Nonnen zu lesen, die Beyde ein Paar freche, wollüstige Dirnen sind, welche auf das Klosterleben schimpfen, weil sie glauben: „daß das Kinderzeugen „auch zum Himmel führen könne.„ Wovon die Eine klagt, man habe sie gezwungen diesen Stand zu ergreifen, weil „die „Klosterfrauen den Braten gerochen hätten, daß sie Geld „habe;„ sich ferner rühmt „durch verborgene Thaten der „Finsterniß sich die Zeit zu vertreiben„ und bekennt: daß sie einen heimlichen Umgang mit einem „jungen Adonis„ pflege; Wer Lust hat zu hören, wie die Andere, ohngeachtet der angenommenen platten Heucheley, bekennt: daß sich der Beichtvater und Doctor um ihre Gunstbezeugungen zanken, „daß der Kützel des Fleisches nicht zu überwinden sey„ und: „Mein! ich habe böse Träume, die halt! nicht weichen wollen;„ Wer die Erzählung des La Fontains von den Hosen über dem Kopfe der Aebtissinn aufgewärmt lesen will; Wer solche interessante Nachrichten verlangt, als: „die hochwürdige „Mutter und der P. Beichtvater sind jetzt im besten Humeur ꝛc.„ „Wir haben das Te Deum laudamus gesungen, bey Speisen „dupler und Abends Recreation gehabt ꝛc.„ und „Ich krüke zum Fenster hinaus, und bin immer unglücklich;„ Wer „Lust hat neue deutsche Worte zu lernen, als da sind: dorlet, „beysam, hinunterselchen, Poxte, Einen bis auf „Mark und Bein verfolgen;„ — — Der lese diese Ma-

culatur! Charlotte ist die sehr gemeine Geschichte einer Kindermörderinn, welche sie einem Durchreisenden, der dieselbe im Kerker besucht, erzählt. Inhalt und Vortrag sind alltäglich, obgleich nicht so platt als die Nonnenbriefe.

Blanfurt und Wilhelmine. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von B — n. Breslau und Leipzig bey C. F. Gutsch 1779. 9 Bogen. 8.

Die Arbeit eines Officiers, wie aus der Vorrede erhellt, und — eben nichts besonders, obgleich die Sprache ziemlich rein und der Dialog natürlich ist. Im Ganzen ist gar zu wenig Handlung in dem Stücke. Blanfurt liebt Wilhelminen Sundbachs Tochter, und sie ihn. Er ist reich, verschweigt aber seine Umstände, und zeigt auch verstellterweise seinen Charakter von einer schlechten Seite, um seiner Geliebten Neigung zu erforschen. Dies und verliebte Zänkereyen machen das ganze Interesse des Stücks aus. Rheinberg, Blanfurts Freund, liebt die andere Schwester. Man heyrathet sich, nachdem sich alles entwickelt hat, und der Vater von allem zufrieden ist. Der Verfasser, der selbst das leere Gefühl zu haben scheint, hat, ausser dem Bedienten, noch einen Juden eingeflickt, von welchem ein Schmuck gekauft wird, und der durch seine Sprache der Sache Lebhaftigkeit geben soll. Auch tritt ein übertrieben lächerlicher Graf auf, welcher den alten Sundbach wegen einer Ehescheidung um Rath fragt, und von welchem man gar nicht begreift, wie er hierher kommt.

Der Blumenkranz. Eine Scene aus der Barbarey. Prag und Leipzig bey J. J. Gröbl 1779. 2 Bogen. 8.

Ein kurzes Nachspiel, ganz natürlich und gut geschrieben. Der Stoff aber sowohl als die Ausführung sind alltäglich, kein Charakter ist hervorstechend und die Entwiklung zu übereilt.

Die gute Ehefrau. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Erfurth bey Keyser 1779. 10 Bogen. 8.

Ein

Ein höchſt elendes Product! Eine ſchlecht ausgedachte Intrigue und Charaktere, die alle erbärmlich ſchief gezeichnet ſind. Zum Zeugniß mögen dienen: Die beyden pöbelhaften Böſewichte, die wohl ſchwerlich, alſo, in dem Hauſe irgends eines geſitteten Bierbrauers, Zutritt finden würden; die Härte, womit die ſanfte Frau Damſey der unbekannten Frau begegnet; die ganze werthe Perſon der Jungfer Miengen, die ſich in einen Bedienten vernarrt; die ſehr unerwartete Zuſammenkunft des wackren Herrn Treuherz und des Nickelgens, ſeiner Tochter; die augenblickliche Verſöhnung, nach welcher der Papa weiter an nichts denkt, ſondern ſich ein Pfeifgen Taback ausbittet; die allerliebſte Entdeckung, daß der halb empfindſame, halb menſchenfeindliche Herr Wilhelm von hübſchen Leuten abſtammt, um mit Jungfer Miengen die Welt vermehren zu können; daß dieſer, ſobald er ſein Geld hat, ſagt: „Nun habe er wieder Menſchen gefunden„ und nunmehro mit dieſem Erbenballe ſehr zufrieden iſt; daß die beyden Schurken zuletzt auch in die Verwandſchaft kommen, und daß dem einen, der Julianens Bruder iſt, auch, ohne Wiederrede, ſtante pede, verziehen wird, obgleich er zum Galgen reif war, ſo, daß er auch, innigſt gerührt, ausruft: „O! wie froh bin ich, daß ich dem Zuchthauſe entgangen bin!„ Der kleine Ehebruch, der noch an den Tag kömmt, und nach gleich vergeſſen und vergeben wird; Endlich Jungfer Miengen, die ſich im Namen ihrer künftigen Kinder für ein Geſchenk bedankt — Und alle die ſchönen Sachen, die nicht werth ſind, daß man ein Wort darüber verliert.

Ehrlichkeit und Liebe. Ein ländliches Schauſpiel mit Geſang, in einem Aufzuge. Die Muſik iſt vom Herrn Capellmeiſter Wolf. Gotha, bey Ettinger, 1779. 4 Bogen, 8.

Voran eine Zueignung in Verſen an Claudius, in einer natürlichen, gefühlvollen Sprache. Alsdann kommt eine Nachricht, darinn der Verfaſſer, welcher ſich M. unterſchreibt, (vermuthlich Wagenſeil) meldet; er habe zuerſt Erast zu einem Singeſpiel umgearbeitet, wegen der Aehnlichkeit mit Walder aber nicht geendigt, doch ſey Einiges daraus, und eine Arie aus Siegwart in dieſes Singſpiel gekommen. Er bittet

um Nachſicht für dieſe erſte dramatiſche Arbeit. Und wer könnte die einem jungen Mann verſagen, der wenigſtens dichteriſches Gefühl zeigt, wovon die ſanfte Arie: „Arm und klein „iſt meine Hütte„ die allerliebſte Romanze „Einſt liebte treu „und brüderlich„ endlich die Arie „Nah die Hofnung hebt im „Leiden„ ein Beweis ſind. Aber nun freylich können wir auch nicht verhelen; daß der Stoff ein bisgen verbraucht iſt, und eben in der Ausführung keinen groſſen Zuwachs von Neuheit bekommen hat; daß der Fürſt nicht ganz eine Sprache redet, wie man ſie erwartete — Aber es iſt leichter zu fühlen, daß hie und da etwas mangelt, als bey einem erſten Verſuche die Vollkommenheit zu erreichen, und wir würden uns glücklich ſchätzen, wenn uns viel erſte Verſuche unter die Augen träten, deren Verfaſſer ſich wenigſtens bemüheten, der Natur ſo treu zu bleiben, und ſich mit ſo viel Beſcheidenheit ankündigten, als Herr W. hier thut.

G.

Etwin und Ema. Ein Singſpiel in fünf Aufzügen. Zum erſtenmal von der Schikanederiſchen Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler aufgeführt in Nürnberg, 1779. 6½ Bogen. 8.

Dramatiſchen Werth hat dies Stück nicht, wenn gleich daſſelbe nicht ganz zu der niedrigſten Claſſe von theatraliſchen Produkten, womit wir jetzt überſchwemmt werden, gehört. Erfindung, fein angelegten Plan, ſucht man aber vergebens darinn. Man kann ein ſolches Stück aus ein Paar Schakespearſchen und Leſſingſchen Trauerſpielen zuſammenflicken. Verſchobene Charaktere von italieniſch-deutſchen Engländern, Banditen, kraftvolle Jünglinge, ausgelernte Böſewichte, Bilder von Scenen, vor welchen man zurückprallt, (und die nur als groſſe Maſchienen gebraucht werden ſollten,) ohne Noth aufgeſtellt. Z. B. „Hinſtürzen will ich auf meinen Feind — will „ihn ergreifen mit meiner ganzen Wuth, daß jede Nerve in „ihm beben wird; in meinen blutigen Blicken ſoll er den Vorgeſchmack der Hölle finden, und ſeine Angſt und Verzweiflung, „daß nichts ihn retten kann, werden mein erſtes Labſal ſeyn „— Und dann — wieder mit ihm am Boden, das Knie auf „ſeine Bruſt, den Fuß auf ſeinen Hals; dieſen Dolch ihm erſt

„ge-

„zeigt, und dann langsam in sein nichtswürdiges Herz getau„chet, daß seine bebenden Glieder mir ein entzückendes Schau„spiel, sein Röcheln, Musik werde.„ — Und das sagt kein Bösewicht, sondern ein feiner guter Mensch, den man aufgehetzt hat, des Vaters Unrecht an dem Sohne zu rächen. Die Sprache ist auch nicht correct.

Die geretteten Unglücklichen. Eine Episode aus dem Gebiete der Wahrheit entlehnt. Frankfurth am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1779. 5 Bogen, 8.

Der Verfasser hat dies Drama der Freyfrau von Diede, gebohrnen Gräfinn von Callenberg gewidmet, einer Frau, wie deren freylich wenige gebohren werden, die mit allen äusserlichen Vorzügen, die seltensten Talente, die feinsten Kenntnisse, und das Herz eines Engels verbindet. Dies Drama hat etwas Gutes, und da es eine wahre Geschichte seyn soll, so sind darin einige interessante Scenen, die aber der Verf. noch nicht zu bearbeiten gewußt hat. Es ist vielleicht seine erste Arbeit in diesem Fache. Bey einem andern Versuche wird er also wohl den Dialog natürlicher, geschmeidiger, weniger mit Worten aufgeschwollen, und, durch mehr Handlung, den Gang des Stücks lebhafter machen, als hier geschehen ist. Noch eins, warum sagt der Verfasser statt Aufzug, Auftritt, und nennt dagegen die Auftritte, Scenen? Fällt es auch auf, daß Karoline, im äussersten Drange des Schmerzes zwey Zeilen aus Youngs erster Nacht, in einem ruhig fließenden, gereimten Sylbenmaaße herbetet.

Beytrag zu kleinen Schauspielen für die Jugend. Frankfurt am Mayn. Eßlinger 1779. 12 Bogen. 8.

In Stuttgard für eine kleine, gesellschaftliche Schaubühne verfertigt. Der Verfasser klagt in der Vorrede über die Unsittlichkeit unserer mehrsten Schauspiele. Der Himmel bewahre uns indessen, daß dieselben nicht durch solche platte, schaale, und undeutsche Machwerke, wie diese Stücke sind, verdrängt werden mögen! Nur noch ein Wort, so wenig

auch

auch dieſe Producte verdienen, daß man davon redet.) Der Verfaſſer ſagt: es könne jungen Leuten gefährlich ſeyn, in unſeren Theaterſtücken, Eltern von Kindern betrogen zu ſehen. Iſt es denn aber nützlicher ihnen ihre Lehrer von einer lächerlichen, verächtlichen Seite vorzuſtellen, wie hier in dem zweyten Stücke geſchehen iſt? — Das letzte iſt noch das leidlichſte, auch hat es einen andern Verfaſſer, und ſteht hier nur umgearbeitet, aber es iſt nichts weniger als gut, ſondern ſcheint nur ſo in Eil hingeſchrieben zu ſeyn, denn alles iſt aufeinander gedrängt, Begebenheiten, Charakterzüge, und Entwiklung.

Gedichte von epigrammatiſcher Art. Acres eſſe, non triſtes volebamus. *Plin.* Leipzig, bey Kummer, 1779. 3½ Bogen, 8.

In dieſer Sammlung findet man, wie in den mehrſten Sammlungen, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes. In die erſte Claſſe gehören die Nummern: 1. 3. 9. 10. 16. 18. 20. 25. 27. 34. 37. 38. 39. 41. 42. 43. 44. 46. 51. 62. 66. 74. In die andre: 2. 5. 7. 11. 14. 17. 28. 32. 35. 40. 45. 47. 48. 49. 52. 53. 55. 58. 63. 64. 65. 79. 80. In die dritte; theils wegen Alltäglichkeit der Gedanken, theils wegen Mangel an Feinheit, oder wegen Unvollkommenheit der Poeſie: 4. 6. 8. 12. 13. 15. 19. 21. 22. 23. 24. 26. 29. 30. 31. 33. 36. 50. 54. 56. 57. 59. 60. 61. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 75. 76. 77. 78. worunter billig faſt alle Nachahmungen älterer und Schmähungen neuerer Dichter ſtehen, weil ſie mehrentheils ſchaal, platt oder holperich ausgefallen ſind.

Nun einige kurze Beyſpiele:

Von den beſſeren Gedichten:

46.

„Er mag ein Trauerſpiel, er mag ein Luſtſpiel machen,
„Ich weiß, es wird ein Meiſterſtück;
„Denn wer erregt mit gleichem Glück,
„Wie Bay, das Mitleid und das Lachen.„

51.

„Der Hauptcharakter vom Gedicht
„Im allerneuſten Modeton

„Iſt

„Ist der: Ein Freyheitsbarde spricht
„Den Fürsten und den Regeln Hohn.„

Von den mittelmäßigen:

II.

„Kein leerer Raum„ sagt Grill „ist in der Welt„
„Ihm widerspricht sein Magen, welcher bellt.„

Von den schlechten:

III.

Nach dem Griechischen:

„Sieben Städte begehrten zum Bürger den todten Homerus,
„Aber dem lebenden ward nirgends ein Häusgen zu Theil.„

Die Ungetreuen. Ein Lustspiel in einem Aufzuge von Reichard, Aus dem Französischen des Barthe. Berlin bey A. Wever 1779. 2½ Bogen in 8.

Das Stück ist bekannt: die Uebersetzung leidlich. Hin und wieder blicken dennoch Gallicismen durch.

Sind die Verliebten nicht Kinder? Ein Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Italiänischen des Goldoni. Gotha bey Ettinger. 8 Bogen. 8.

Man kennt Goldonis Manier. Da aber einmal jemand die Mühe einer neuen deutschen Umarbeitung übernahm; so wäre es wohl zu rathen gewesen, das Komische in den Charakterm, die so sehr damit überladen sind, etwas zu mildern. Alsdann würde dies für uns ein sehr gutes Beyspiel geworden seyn.

Yr.

5) Schöne Künste. Mahlerey.

Allgemeines Künstlerlexicon, oder, kurze Nachricht von den Leben und den Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgiesser, Stahlschneider, ꝛc. ꝛc. Nebst angehängten Verzeichnissen der Lehrmeister und Schüler; auch der Bildnisse der in diesem Lexicon enthaltenen Künstler. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. MDCCLXXIX. 4 Alph. 20 Bogen, in Folio.

Schon die vor sechzehn Jahren erschienene erste Ausgabe dieses Künstlerlexicons war ein ruhmvoller Beweis der Einsicht und des arbeitsamen Fleisses seines Verfassers, des Herrn Johann Rudolf Füeßlin, der sich auch hier nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, hinter der Vorrede, genannt hat; und die in der Folge dazu gelieferten Supplemente gaben jenem Werke noch mehr Vollständigkeit, und vermehrten den grossen Nutzen, mit welchem Künstler und Kunstliebhaber sich desselben bedienten. Indeß wurden während dieser Zeit der Hülfsmittel immer mehrere, und die Zusätze und Ergänzungen, die der Verf. selbst nöthig fand, häuften sich so sehr, daß er auf die Umarbeitung des Ganzen zu denken anfieng, die den Lesern unstreitig erwünschter, und zum Gebrauch weit bequemer seyn muß, als die fernere Fortsetzung der Supplemente; zumal, da der Preis dieser neuen Auflage sehr billig ist. Schon aus dem vorangesetzten Verzeichnisse der Schriftsteller, aus welchen die Nachrichten in diesem Lexicon gezogen worden, sieht man die weit grössere Anzahl der Hülfsmittel, deren sich der Verf. bedient hat. Freylich finden sich in diesem Verzeichnisse manche Bücher und Schriftsteller, die wenig Zuverlässigkeit haben, und andre, von denen man wohl nicht vermuthen sollte, daß sie Quellen für Kunstnachrichten abgeben könnten; z. E. Brockes bethlehemitischer Kindermord und irdisches Vergnügen, Ludwigs Universalhistorie, Trillers

Gebrüder, u. a. m. Allein, in Ansehung der erstern, erinnert der Verf. mit Recht, daß selbst die Mittheilung nicht ganz zuverlässiger Nachrichten zur Berichtigung der Kunstgeschichte die beste Gelegenheit giebt, und daß sogar das Nachschreiben handgreiflicher Widersprüche, wenn man nur den Leser aufmerksam macht, daß es solche sind, oft grossen Nutzen gewähren kann. Ueberhaupt sind in dieser neuen Auflage viele hundert neue Artickel und ausnehmend viele Berichtigungen hinzugekommen. Die zu grosse Vollständigkeit, die sich auch auf wenig berühmte Künstler erstreckt, kann wohl dem Verfasser, wie er zu fürchten scheint, unmöglich zum Vorwurf gereichen. Für die Aenderung, daß hier die Kupferstecher, und die Künstler des Alterthums, die in der ältern Ausgabe abgesondert waren, in eine alphabetische Folge mit den übrigen gebracht sind, muß man dem Verf. Dank wissen, weil dadurch das Nachschlagen erleichtert wird. Man wird nicht erwarten, daß wir ein Werk von so grossem Umfange in dieser Bibliothek genau durchgehen, und die mancherley Erinnerungen, die es noch in so unzählig vielen Artickeln, sowohl in Betracht ihrer Richtigkeit als Vollständigkeit, vertragen würde, hieher setzen sollten. Ein Werk dieser Art muß bey allem Fleiße seines Urhebers, der gewiß bey dem gegenwärtigen sehr groß gewesen ist, immer noch Ungleichheiten und Lücken behalten, die erst allmählich sich ausfüllen und bessern lassen. Lieber wollen wir dem Verfasser für das, was er geleistet hat, unsers Theils danken, und jeden deutschen Kunstliebhaber zur Anschaffung dieses Buchs ermuntern, das ihm so viele andere Bücher dieser Art entbehrlich macht, und selbst in dem Falle, wenn er die wichtigsten darunter besitzt, ein Repertorium seyn kann, von desto größerm Werthe, weil jeder Artickel die Quelle nachweist, woraus er genommen oder ins kurze gezogen ist. Nur einen einzigen kleinen Umstand, der uns etwas befremdet hat, wollen wir hier noch anführen. Der Verf. redet sehr oft, und meistentheils von noch lebenden Künstlern in der vergangnen Zeit, selbst von solchen, deren Leben ihm gewiß nicht zweifelhaft war. That er das vielleicht für die Folgezeit? — Wenigstens kann er gewiß seyn, daß sein Buch noch von einer dankbaren Nachwelt in großen Ehren wird gehalten werden.

Fk.

6) Romanen.

Lebensläufe nach aufſteigender Linie, nebſt Beylagen A. B. C. meines Lebenslaufs erſter Theil. Berlin, bey C. F. Voß, 1778. 526 S. 8. Meines Lebenslaufs zweyter Theil, Beylage A. und Beylage B. 1779. 660 S. 8.

Das eigne Gepräge, womit dieſes Buch geſtempelt iſt, zeichnet es ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Der V. beſitzt die Gabe, in den gemeinſten Dingen beſonders zu ſeyn; wir entlehnen dieſen Ausdruck aus dem Buche ſelbſt, weil wir gleich keinen ſchicklichern finden, den Gang des Witzes und der Laune des V. auch ſelbſt der hiſtoriſchen Grundlage des Buches im Ganzen dadurch zu charakteriſiren. Unter unſern Humoriſten, nach Sternes Manier, wüßten wir keinen, dem es in dieſer Art der Kompoſition, ohne Yoricks Nachtreter zu ſeyn, ſo gelungen wäre. Er überläßt ſich eben ſo wie dieſer den Ergieſſungen ſeiner Laune, aber über andre Gegenſtände als ſolche, die nur unter die Rubrik der Empfindſamkeit gehören: ſpeculative Philoſophie und Lebenspraktik begegnen einander hier wechſelsweiſe, unter den zufälligſten, doch ohne Zwang herbeyeilenden Veranlaſſungen; jedoch nicht in der Amtskleidung des langſchleppenden theoretiſchen Talars, ſondern in dem Farbenkleide des Witzes, unter dem Aufputz kecker Metaphern, und eines allegoriſchen Schwunges, zuweilen, dünkt uns, ſind der aufgetragenen Farben eher zu viel als zu wenig. Durch dieſe eigenthümliche Schreibart des V. wird denn freylich jeder Gedanken aufgeblickt, wenn uns dieſer techniſche Ausdruck der Mahler erlaubt iſt, daß er blendet und anlockt.

Gang und Anordnung des hiſtoriſchen Theils, auch die perſönlichen Charaktere laſſen ſich nicht wohl in einem Miniaturgemählde darſtellen, ohne ſie zu entkräften, wir müſſen unſere Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen, und uns nur an einer allgemeinen Anzeige des Inhalts genügen laſſen. Der erſte Theil, ſoweit er hiſtoriſch iſt, begreift des V. Jugendgeſchichte bis zur Abreiſe aus dem Vaterlande auf die Akademie. Der

Schau-

Schauplatz liegt hier ausserhalb der Gränze des deutschen Reichs in Curland, die Geschichte ist aber von deutscher Art und Kunst, die handelnden Personen sind deutsche Kolonisten, unter einem fremden Himmelsstriche und die Beymischung des curischen Kostums, sehr wahr und treffend gezeichnet, ist hier von guter Wirkung. Daraus entspringen viele neue Situationen, die die Laune des V. aufs beste unterstüzt. Vornemlich zeichnet sich der Lokalcharakter von des Biographen Mutter aus, eine lebendige Liederconcordanz, die auf jede Vorfallenheit einen Vers aus einem geistlichen Gesange anzubringen weis, den sie auch zu mehrer Erbauung immer abzusingen pflegt, und wo der Vater, ein curischer Pastor, so wenig er sonst seiner liederreichen Gattin beyzustimmen gewohnt ist, dennoch bey gewissen herzdrückenden Umständen in den zweyten Diskant einfällt. Auch dieser Charakter mit seiner Art zu philosophiren, zu exegesiren und zu raisonniren, hat viel eigenes. Manche kleine Scenen, wie z. B. das Alexanderspiel, da der V. mit der Dorfjugend auf dem freyen Felde die Lektionen aus dem Curtius thätig wiederholt, die Krankheit des Jünglings und das Benehmen der Eltern dabey, das Ehrendenkmal, welches die Mutter einem ihrer Vorfahren in der Speisekammer errichtet; die erste Liebe des Referenten gegen Minchen die königliche Prinzessin im Alexanderspiel, ausserdem die Tochter eines sogenannten curischen Litteratus, der ein unselig Mittelding zwischen Edelmann und Bauer, dabey zugleich Organist, Töpfer und Dorfschneider ist; die naiven und empfindsamen Züge in dieser Liebesintrigue werden gewiß keinen Leser ermüden lassen. Im zweyten Theile befindet sich der V. in Königsberg auf der Akademie, gleich bey der Aufnahme unter die akademischen Bürger, fällt ein Gespräch zwischen den angehenden Studirenden und Sr. Spektabilität dem Dekanus der philosophischen Fakultät vor, das für manche Leser, aber nicht für die Leserinnen, interessant seyn möchte. Dafür werden die leztern durch die Erzählung von Minchens Schicksalen genugsam entschädiget. Der curische Litteratus erscheint hier in vollem Lichte, als ein elender, niederträchtiger Tropf, der im Stande ist, seine tugendhafte Tochter an einen jungen Wollüstling als Mätresse zu verhandeln, welches sie zu dem Entschluß bringt, ausser Landes nach Preussen zu flüchten, wo sie bey einem redlichen Landgeistlichen einen Zufluchtsort findet, aber aus Gram und Kummer daselbst stirbt, nachdem sie kurz

vorher noch die Kränkung erlitten, auf Requisition der curischen Regierung, unter dem Vorwand, daß sie eine entflohene Leibeigne sey, zurückgefordert zu werden. Ein wohlausgeführtes Gemählde legaler Ungerechtigkeit. Ihr Liebhaber in Königsberg erfährt die Schicksale seines Minchens erst nach ihrem Tode, fliegt zu dem Orte ihres Aufenthaltes, hofft vergebens durch seine Gegenwart ihren Geist zurückzurufen, und assistirt beym Begräbnis. Hier ist für die Empfindsamen Nahrung vollauf. Die Beylage A. und B. in diesem Theile betreffend, so enthält die erste lettische Volkslieder, die Minchen in einer Sammlung gezeichnet hatte. Sie sind hier in Prosa, und nach der Versicherung des V. allesamt Uebersetzungen. Recensent erinnert sich, jedoch nur dunkel, dergleichen vor mehrern Jahren in dem nemlichen originellen naiven Ton irgendwo gelesen zu haben. Hier sind einige sehr ausgedehnte darunter, an welchen sich der lettische Sänger, wenn sie doch ursprünglich zum Gesang bestimmt waren, die Kehle mag wund und heisch gesungen haben. Die Beylage B. ist eine Leichenabdankung des Organisten in L— bey Minchens Grabe, eine Farce nach dem Trauerspiele, den schwermüthigen Trübsinn, welchen die vorhergehende Handlung herbeygeführet hatte, den Zuschauern von der Stirn zu scheuchen, damit jedermann heiter und wohlgemuth nach Hause gehe.

Der historische Theil dieses Buchs wird ohne Zweifel allen Lesern behagen. Nicht so allen allerley dürfte der V. worden seyn, in den ontologischen Spekulationen, in der oft angebrachten aphoristischen Weisheit, in der Art seiner Anspielungen und dem allzufreygebigen Witze. Wir gestehen gern zu, daß aus dem allen mancher feine Silberblick hervorleuchtet; aber es liegen doch auf diesem Wege auch viele Schlacken. Es gehet dem V. wie es sogar dem guten Sterne zuweilen ergangen ist: nicht alle Einfälle eines launigen Schriftstellers sind Kinder einer glücklichen Laune, oder dem Leser auf eben die Art empfindbar, wie dem Autor im Augenblick des Niederschreibens. Vielen Lesern möchten wohl die häufigen Anspielungen auf biblische Ausdrücke anstößig vorkommen. Die Periode, wo biblischer Witz in der Büchersprache galt, ist vorüber, und fast ist er auch ganz aus dem gemeinen Leben verdrungen. Wir schreiben hier ein paar solche Stellen ab, damit man sehe, wie sich der V. dabey nimmt. Auf der 15. Seite des ersten Theils

läßt

läßt er seinen Vater den Pastor sagen: „Gott ist überall, er hat nicht Lust an Cavallerie, oder Stärke des Rosses, noch Wohlgefallen an Infanterie und jemandes Beinen, sieht nur auf die, die seinen Namen fürchten, u. s. w. Es ist freylich ein Charakterzug des Vaters, daß er bey jede Stelle, in seiner Bibel, wo er seiner Meynung nach eine militärische Erklärung anbringen kann, eine papierne Schildwache stellt. Denn er ist ein großer Soldatenfreund; aber der Witz des Sohnes, der weder Pastor, noch Soldatenfreund ist, spielt eben so gern mit der Bibel, als der Vater. Vielleicht gehört das unter die Familienfehler. Auf der 217. S. eben desselben Theils heißt es: Chodowiecki! Schwestersohn der Natur, deutscher Mann! — Zeichne diese Scene (Ein tête-à-tête des V. mit Minchen, wobey sie der Pastor überrascht.). Da steht sie! und ich froh darüber — juble und sage zu meinem Buche: fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht tödten mögen.„ Noch stehen verschiedene Theile zu erwarten, wo der V. seines Vaters und Großvaters Lebenslauf zu erzählen gedenket, und zwar soll das Bergab und nicht, wie gewöhnlich, Bergauf geschehen, das heißt, er will bey dem Grabe anfangen, und bey der Wiege aufhören.

Gustav Aldermann. Ein dramatischer Roman. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1779. Erster Theil, 282 S. Zweyter Theil, 231 S. 8.

Mit der Modelektür ist es wie mit der Coeffirung unsrer Damen, beyde erhalten durch Abwechselung und Neuheit ihren Werth: ein ewiges Einerley ermüdet das Auge und das Gemüth. Die Erzählungen von langen Athem aus einem Munde und aus einem Tone, sind seit geraumer Zeit nicht mehr nach dem Geschmack der Leser. Der Briefstyl war, nachdem Richardson die Bahn gebrochen, die Modetracht der Romanen; aber die impertinenten Schwätzereyen mancher Correspondenten, haben auch diesen den Lesern gar oft verleidet, und den Dialogen Platz gemacht, und, so sind die Produkte von vermischter Komposition bisher die gewöhnlichsten gewesen. Unser V. hat sich einen neuen Weg gewählt, und, wie der Titel besagt, seinen ganzen Roman dramatisirt, welches dem ersten Anschein

nach für den V. und die Leſer mancherley Unbequemlichkeiten zu haben ſcheinet, die hier doch dadurch ziemlich glücklich vermieden worden ſind, daß das Buch nicht aus zuſammenhangenden Dialogen beſteht, die mit einander unmittelbar, wie die Auftritte eines Schauſpiels, verbunden ſind, ſondern jeder iſt für ſich ein ganzes, oder ein Fragment einer Unterredung, das ſich weder auf das vorhergehende, noch auf das folgende unmittelbar bezieht, das aber doch einen Zug zum ganzen Gemählde liefert. Dieſe abgeriſſenen Stücke ſind jedoch weder der Ordnung, noch der Deutlichkeit der Geſchichte hinderlich, obgleich die Scenen in Anſehung der Zeit und des Ortes oft weit auseinander liegen. Nebſt der Neuheit dieſer Einkleidung, haben dieſe Dialogen den Vortheil, daß ſie die Vorſtellung ſehr lebhaft machen. Der Leſer hört nicht blos, er ſieht die aufgeſtellten Charaktere vor ſeinen Augen handeln; der Vorhang fällt aber, ſobald die Handlung keine Beziehung weiter auf die Hauptſache hat, wodurch viel unnützes, epiſodiſches Geſchwätz vermieden worden iſt. Da hiernächſt der Geſprächston natürlich und den aufgeſtellten Charakteren angemeſſen iſt: ſo laſſen ſich die aneinander geketteten Dramen auch gut leſen, ohne zu ermüden.

Gewiſſermaaßen iſt die Grundidee dieſes Romans pädagogiſchen Gehaltes. Der V. beſtreitet die gewöhnliche Maxime, Kinder mit der ſogenannten Ambition zu ziehen, weil bey lebhaften Gemüthern der Ehrgeiz dadurch rege gemacht, und die Eitelkeit alsdenn gewiß die erſte Spannfeder des zukünftigen Mannes oder der Grund aller ſeiner Thätigkeit werde. Die Direktion dieſes Schwunges oder dieſer Schnellkraft, ſoll nicht in den zufälligen Hauch einer Leidenſchaft, ſondern in die mit der Natur des Menſchen ſo genau verwebten Gründe der ganzen Moralität gelegt werden. Guſtav Aldermann war ein lebhafter Knabe, ſein Vater und ſein Hofmeiſter arbeiteten von den erſten Jugendjahren darauf, ihn durch den Trieb der Ehre zur Thätigkeit anzuſpornen, und legten dadurch den gefährlichen Keim der Selbſtſucht in ſein Herz. Anfangs ſchien die Methode aller Erwartung zu entſprechen, der Jüngling folgte den guten Geſinnungen und Eindrücken, die ihm von Jugend auf waren beygebracht worden, ſo lange ſeine Eitelkeit dabey ihre Rechnung fand, und er ſich durch gute und edelmüthige Handlungen Achtung und Ehre zu erwerben glaubte.

Als

Als ihm aber die stille bürgerliche Tugend kein glänzend Glück verschafte, und er in der Geschäftswelt ein ganz anders Triebwerk entdeckte, sich empor zu streben, ließ er sich leicht von dem Wirbel seiner Leidenschaften ergreifen und fortreissen. Verstellungskunst, Schmeicheley und Schikanen wurden nun die Beförderungsmittel seiner Absichten, und da sein Ehrgeiz keine Gränzen kennete, war ihm endlich keine Bübereyen zu groß, diesen zu befriedigen. So gelang es ihm, sich in die Gunst seines Fürsten zu setzen, in einen grossen Posten zu kommen, in eine vornehme Familie zu heyrathen, und endlich gar in den Grafenstand erhoben zu werden. Endlich traf ihn aber doch das Schicksal der Günstlinge, er fällt in Ungnade, wurde seiner Aemter entsezt, und der V. verläßt ihn im Gefängniß-Thurme. Wir finden diesen ganzen Plan und dessen Ausführung gut und lehrreich, und wäre zu wünschen, daß die Hauptidee deutlicher im Buche selbst dargestellt wäre; die Jugendgeschichte Gustav Aldermanns ist zu kurz, und dem ersten Anblick nach zu unbedeutend, daß der Leser die Grundidee des Ganzen da heraus finden sollte; denn ohne den Fingerzeig, den der V. in dem zweyten Theile hiervon giebt, würde man nicht leicht darauf rathen, und doch wär es leicht gewesen, durch einige interessante Jugendscenen diese Grundidee, die es wohl verdienet hätte, in ihr gehöriges Licht zu setzen. Allenfalls hätten wir die Intrigue mit dem schwärmerischen Mädchen, die der V. mehr aus Gefälligkeit gegen die Empfindsamen, als aus Bedürfnis eingeschoben hat, dafür entbehren wollen.

Orpheus, eine tragischkomische Geschichte. Genf, bey J. H. Legrand, 1778. Erster Theil, 233 S. Zweyter Theil, 212 S. Dritter Theil, 220 S. 8.

Feenmährchen gegen Feenmährchen, Orpheus und Oberon, welchem wird die Stimme des Publikums, ohne Rücksicht auf Prosa und Verse, sondern nur in Absicht poetischer Fiction, Grundlage und Komposition, den Preiß zuerkennen? Wird sich wohl das Unterhaus der Leserwelt darüber theilen, oder ohne Debatten entscheiden? Wenn uns nicht alles trügt, so möchte wohl der Oberon bey einer solchen Zusammenstellung unanimia erhalten, und wir wünschten, daß bey unsern Lesern

die Lektüre dieser beyden Produkte nahe zusammentrüfe, wie uns zufälligerweise dieses begegnet ist; denn dadurch läst sich das plus und minus und selbst der wahre Gehalt beyder Kompositionen am besten bestimmen. Wenn sich der V. des Oberons und der des Orpheus beyde auf den Hippogryphen schwingen, so weiß ihn jener durch Zaum und Gebiß zu regieren, auch Gang und Bahn vorzuzeichnen; aber mit diesem geht er durch, ist unstet und flüchtig, und trägt seinen Reuter, wohin es ihm lüstet. Doch wir wollen nicht weiter vergleichen, sondern nur anzeigen, was wir in dieser tragikomischen Geschichte gefunden haben. Reiche Phanthasie, die leicht und kühn Bilder entwirft, sie hastig zusammen grouppirt, und in ein Ganzes verbindet, ohne auf ihre Harmonie, Wirkung und Verhältniß zu achten, oder sie zum Zweck des Ganzen zu ordnen. Dabey ein hohes, brennendes Kolorit, besonders in schlüpfrichen Gemählden, und wiewohl der V. seine Figuren nicht in unverschämter Nacktheit dem Auge darstellt, sondern einen leichten metaphorischen Schleyer über sie wirft: so sind doch ihre Gestikulationen mitunter so frech und lüstern, daß sie den Furor der Leidenschaften bey der Jugend wohl anzufachen vermögend sind. Und wie kann das anders seyn, in einem Buch, das eigentlich auf lauter Priapeja zielt? Bambino, der Held der Geschichte, der schönste Jüngling in Ormus, für den alle Weiber glüheten, lebte in Leerheit und Langerweile: denn die Fee Brillante hatte ihm, weil sie von seinem Vater beleidiget worden war, den bösen Streich gespielt, und ihn von der Geburt an zum Eunuchen gemacht, dieser Zustand sollte so lange dauern, bis ein Herz ihn lieben würde, ohne zu begehren, was ihm mangelte. Ein luftiger Diener der Fee, trug bey einer jeden Erscheinung derselben, das auf einem goldnen Küssen hinter ihr her, was sie dem Jüngling so schändlich abgezwackt hatte. — Um dieses Centrum dreht sich nun die ganze Geschichte. Am Ende des zweyten Theils wird die Verzauberung gelöset, da eine Damengesellschaft, die alle den Bambino bis zum Sterben geliebt hatten, und durch seinen Platonismus sich beleidiget fanden, eine grausame Rache an ihm üben wollten. Zerreißt ihn! zerreißt ihn! rief die entflammte Schaar; sie schwangen die Fächer, wie ehemals die Thrazierinnen die Thyrsusstäbe. Zertrümmert lag schon seine Laute da, in die er seinen Schwanengesang gesungen hatte, als die Fee erschien und ihn rettete; denn die schöne Canzane hatte die schwere Bedin-

klugung des Orakels erfüllt. Dieſe Scene hat den Ueberſ. Orpheus veranlaßt. Ein vierter Theil ſoll die Geſchichte beſchließen, die, wenn wir die mit unterlaufenden Obſcenitäten abrechnen, als ein antiplatoniſches Syſtem gelten könnte, und ſo lieſſe ſich doch wenigſtens eine vernünftige Abſicht dabey denken. Beſonders auffallend ſind die häufigen Apoſtrophen an die Damen bey ſchlüpfrigen Paſſagen, wo der V. am meiſten zu gefallen glaubt. Wir wiſſen nicht, welche Damen hier eigentlich gemeynet ſind; wenn er aber nur die im Sinne hat, von denen er in der Vorrede zum dritten Theile, wo er eine eigene Handſchrift im Holzſchnitt hat nachahmen laſſen, die feſte Ueberzeugung heget, ſie würden die beyden erſten Theile mit ſolchem Wohlgefallen aufgenommen haben, daß dieſe nicht allein im Franzband mit goldnem Schnitt, unter den wohlriechenden Büchſen ihrer Toilette hervorglänzten, ſondern daß ſie dieſelben auch mit Herz und Sinn geleſen, alle möglichen Vortheile daraus geſogen, und zu ihrem häußlichen Nutzen mit Wucher angelegt hätten, ſo möchten das wohl nur Prieſterinnen der Wolluſt aus irgend einem Winkel der Ueppigkeit ſeyn. Als Anhang befinden ſich am dritten Theile ein paar erotiſche Scenen, die eine mit der Ueberſchrift: aus einem Drama mit Muſik, die andere: der verbannte Göttersohn genannt, beyde ſind fieberhafte Schauer mächtiger Lieberswuth, die hier als abgeriſſene Bruchſtücke, aber die Leſer wenig unterhalten.

Qf

7) Weltweisheit.

Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele, Bemerkungen und Träume. Riga bey Hartknoch 1778. 94 Octavſeiten.

Erſter Verſuch. Vom Erkennen und Empfinden in ihrem menſchlichen Urſprunge, und dem Geſetze ihrer Würkung. Zuerſt vom Reize, dem Phänomen, das Haller ſo genannt hat, verbunden mit dem was dabey in der Seele vorgeht. (Nichts neues, aber ſehr neu geſagt.) Man hat über den Urſprung

sprung der Menschenseelen so sonderbar mechanische Träume gehabt, als ob sie warlich von Leim und Koth gemacht wären. Sie lagen geformt, im Monde, im Limbus, und warteten ohne Zweifel nackt und kalt auf ihre prästabilirten Scheiden, oder Uhren, oder Kleider, die noch ungebildeten Leiber; nun ist Gehäuse, Kleid, Uhr fertig, und der arme, solang müssige Einwohner wird mechanisch hinzugeführt, daß er — bey Leibe nicht in sie wirke, sondern nur mit ihr prästabilirt, harmonisch, Gedanken aus sich spinne, wie er sie auch dort im Limbus spann, und sie, die Uhr des Körpers ihm gleich schlage. Es ist wohl über die unnatürliche Dürftigkeit dieses Systems nichts zu sagen, aber, was dazu Anlaß gegeben, wird nur schwer zu denken, sagt Hr. Herder, denn warum sollten wir ihn nicht nennen?

(Dieses unnatürliche dürftige System, von wem mag es wohl seyn? Leibnitzens seins ist es nicht. Bey ihm belebt die Monade, die zunächst Menschenseele werden soll, ein Saamenthierchen, und erhöht sich mit Entwickelung ihres Körpers. Ob dieses System mit unsern jetzigen, physiologischen Kenntnissen, oder Moden übereinstimmt, daran ist hier nichts gelegen, genug Hr. H. kannte Leibnitzens System, über das er spotten will, gar nicht. Was ihm Anlaß geben können, sich einzubilden, wie L. den Ursprung der Menschenseele vortrage, und über diese seine eigne Einbildung, die er dürftig findet, zu spotten, das ist doch auch wohl schwer zu denken. Die vorherbestimmte Harmonie, und den Ursprung der Seele, hätte niemand zusammen gebracht, der bedächte, was zusammenhängt, denn hier ist die Frage nur, was die Seele gewesen sey, wenn sie eher gewesen ist als ihr Körper, und diese Frage bleibt eben dieselbe, die Seele mag im Körper denken, oder Muskeln bewegen. Nun aber, statt dieses dürftigen Systems, weiß Hr. H. ein reichers? das muß man mit seinen Worten vortragen.)

„Ist Kraft da in der Natur, die aus zween Körpern, blos durch organischen Reiz, einen dritten bilde, der die ganze geistige Natur seiner Eltern habe. (Was ist geistige Natur beym Körper?) Wie wirs aus jeder Blume und Pflanze ersehen, (also bey denen auch geistige Natur?) ist Kraft da in der Natur, daß zwo reizbare Fibern, auf gewisse Weise verflochten, einen Reiz geben, der aus Einer nicht entstehen konnte, und jetzt von neuer Art ist, wie uns, dünkt mich, jeder Sinn, in jeder Muskel analogisch zeigt, ist endlich Kraft

da

da, aus zwey Körpern, die uns todt dünken, aus der Vermischung zweyer Elemente, wenns die Natur thut, einen dritten darzustellen, der den vorigen ähnlich, aber ein neues Ding ist, und durch Kunst in jene aufgelöst, all seine Kraft verliert, ist dieß alles, so unbegreiflich es seyn mag, da, und nicht zu leugnen; wer ist nun, der den Gang der Analogie, den grossen Gang der Schöpfung mit seinem Federmesserchen hier plötzlich abschneide und sage, daß der erdfnete Abgrund des Reitzes, zweener, durch und durch organischen, lebenden Wesen, ohne den ja beyde nichts als todte Erdklumpen wären, jetzt in gröster Innigkeit des Fortstrebens und der Vereinigung, keinen Abdruck von sich darstellen könne, in dem alle seine Kräfte leben. Hat das Herz Macht, Empfindungen, bis um dasselbe gelagert sind, so zu einen, daß Ein Trieb, Eine Begierde werde, hat der Kopf Macht, Empfindungen, die den Körper durchwallen, in Eine Vorstellung zu fassen und jene, durch diese, die so anderer Natur scheint, zu lenken, wie daß nicht aus der Flamme aller vereinigten Reitze und Leben, Ein Lebensfunke gleichsam im schnellen Fluge, und also über den kriechend langsamen Gang, mechanischer Stock und Trieb werde, weit hinaus, zu einer neuen höhern Stufe seiner Läuterung walle, und als Abguß aller Kräfte zweyer für einander geschafner Wesen erstes Principium eines Lebens höherer Ordnung werde? Keimt nicht alles Leben weiter? läutert sich nicht jeder Funke der Schöpfung durch Kanäle zu feinrer Flamme hinauf? Und hie sprang ja der beselteste Funke des Reitzes und der Schöpfungskraft zweyer durch und durch beselter Wesen.„

(Nun Hr. H. erste Voraussetzungen zugegeben, so darf man zuerst, die Analogie nicht auf Dinge unterschiedener Art, erstrecken. Sie geht schon nicht von gröbern Thieren auf Insekten oder Gewürme, Polypen: und da doch bisher, wenigstens viele Philosophen, glauben, daß Seelen was anders als Körper sind, so werden diese wenigstens nicht glauben, daß ein Gang mit dem Federmesserchen abgeschnitten werde, der von Körpern zu den Seelen gar nicht da ist. Erst also müßte Hr. H. gezeigt haben, daß Seelen unter die Dinge gehören, auf die sich seine bey Körpern angegebene Analogie erstreckt. Das Herz, das Empfindungen in Begierden vereint, ist ein vortreffliches Bild aus irgend einem alten Erbauungsbuche, da findet

man

man Herzen mit Flämmchen, Herzen, wo Teufel und Welt drinnen wohnen, Herzen in Seilen der Liebe oder Stricken des Satans. Aber, daß in der That diese drey erdichteten Dinger, oben mit Trichtern, Empfindungen in Begierden vereinten, das hat wohl selbst der Kupferstecher zu Heinrich Müllers himmlischen Liebeskusse nicht geglaubt. Und eben so, hat niemand die Macht, Empfindungen in Vorstellungen zu vereinen, dem Kopfe gegeben, sondern einem Dinge, das man im Kopfe annimmt. Es ist unbegreiflich, wie Hr. H. Redensarten vom Herz und Kopfe, die man im gemeinen Sprachgebrauche beybehält, ohne oft was dabey zu denken, hie noch ganz anders, als sie gewöhnlich sind angebracht, brauchen kann, etwas vom Ursprunge der Seele zu lehren. Und nun, was lehrt er denn? Was kann man bey den Tönen, die er durcheinander erschallen läßt, denken? Philippi hieß die Seele ein Flämmlein aus göttlicher Flamme, und Liskov lachte sehr darüber. Das war aber freylich in den pedantischen Wolfischen Zeiten, da man selbst vom Redner und Dichter verlangte zu schreiben, wie es zu verstehen wäre. Jezo kann man schon von Lebensfunken aus Flammen reden. In der That sind aber Hrn. H. Ausdrücke nicht so neu, als sie scheinen. Schon unter den Scholastikern brauchten manche von Fortpflanzung der Seele aus den Seelen der Alten das Gleichniß eines Lichts, das von einem andern entzündet wird. Man fand aber freylich nicht, daß sie durch dies Gleichniß etwas erklärten.)

Auch fährt Hr. H. fort: „Ich sage nicht, daß ich hiermit was erkläre, ich habe noch keine Philosophie gekannt, die was Kraft sey, erklärte. Was Philosophie thut, ist: bemerken, unter einander ordnen, erläutern, nachdem sie Kraft, Reiz, Würkung vorausseßt. (Nicht vorausseßt, sondern beobachtet hat, daß Kraft da ist, und nach was für Gesetzen sie wirkt. Nun lehrt uns die Beobachtung, daß Kräfte da sind, die Körper bilden, aber selbst von den Gesetzen nach denen sie würken, wissen wir sehr wenig, am allerwenigsten von den Gesetzen, nach denen organische Körper gebildet werden. Die Erzeugung, blos in Absicht aufs körperliche gehört unter das Dunkelste der Naturkunde. Wie will man also da Analogie kennen, die sich auf den Ursprung der Analogie anwenden ließe? das wird vollkommen deutlich werden, wenn Hr. H. statt vorhin hergesetzter allgemeinen, unbestimmten, unverständlichen Definition

tion

lich vernehmen will, was die Physiologie von Erzeugung des Menschen lehrt, und sehn, ob sich da was anders sehen läßt, als schlechterdings die Geschichte erzählen, ohne daß man weiß, wie die Kräfte würken, die den Menschen bilden, noch vielweniger zeigt sich in dieser Geschichte ein Weg zur Seele überzugehen, die einzige Hypothese der Saamenthierchen ausgenommen.)

Dem großen Erfinder des Monadensystems hätte, deucht Hr. H., das System prästabilirter Harmonie fremd seyn müssen, denn beyde bestehn nicht wohl mit einander. L. sagte, Körper sey Phänomen von Substanzen wie Milchstraße von Sternen, Bewegung sey Erscheinung eines innern Zustandes, der Vorstellung seyn könne. Wie? fragt Hr. H. und auf diesen innern Zustand der Kräfte und Substanzen ihres Körpers könne die Seele als solche nicht wirken? Sie, die ja von der Natur jener, und selbst innigste, wirkendste Kraft ist. Sie herrschte also nur im Gebiet ihrer Schwestern, lauter ihr ähnlichen Wesen, und könnte sie da nicht herrschen? (Gründet sich alles auf das Wort Kraft, in einer Bedeutung gebraucht, in der es Leibnitz bey der Seele nicht nimmt. Kraft endlicher Wesen, ist Bestreben zu Aenderungen. Kann keine Monade mit einer andern endlichen verändert werden, so wirkt keiner endlichen Monade Kraft was anders, als Aenderungen in dieser Monade selbst. Wiederum ist nicht die Frage, ob keine endliche Monade in andere wirken kann, sondern nur, ob Leibnitz das läugnet. Wenn man ihn belehren will, ob er hätte die vorherbestimmte Harmonie annehmen sollen, oder nicht, muß man doch mit ihm aus seinem Systeme disputiren, und was sein System war, und was System überhaupt ist, das wußte sicherlich Leibnitz besser als Herder. Leibnitz hat seine Gründe gesagt, warum eine endliche Monade nicht über andre herrschen könne? die werden wenigstens nicht durch eine bloße Frage entkräftet. Uebrigens hat Hr. Premontval den Gedanken, daß die Seele über andre Monaden herrsche, unter dem Namen Psychocratie vorgetragen.)

Nun Folgerungen aus dem Abgrunde des Reizes und dunkler Kräfte. Muth und Furchtsamkeit liegen im beseelten innern Baue, oft liegen unter dem Zwerchfell Ursachen, die wir sehr unrichtig und mühsam im Kopfe suchen. (Meist wahr und bekannt.) Vor solchem Abgrunde dunkler Empfindungen, Kräfte und Reize graue unsrer hellen und klaren Philosophie am meisten, sie scheue sich davor, als vor der Hölle

unter-

unterſter Seelenkräfte, und möge lieber auf dem Leibnitziſchen Schachbrete mit tauben Wörtern und Klaſſificationen von dunkeln und klaren, deutlichen und verworrenen Ideen ſpielen. . . Man habe es ſchon zum Grundſatze gemacht, lauter taube Wörter in die Philoſophie einzuführen; bey denen man ſo wenig denken dürfe, als der Rechner bey ſeinen Zahlen, das wende der Philoſophie zur Vollkommenheit der Mathematik verhelfen, daß man immer fortſchließen könne, ohne zu denken. . . (Wer mag doch wohl eine ſolche Philoſophie angeprieſen haben? Wolf gewiß nicht, niemand hat mehr wie er wider taube Wörter geredet, und übertriebenes Definiren iſt ja ſogar an ihm getadelt worden. Leibnitzens philoſophiſche Sprache ſollte das Verhalten der Begriffe durch die Zeichen ausdrücken, aber ſie blieb beym bloßen Einfalle.) Keine Pſychologie iſt nützlich, die nicht in jedem Schritte beſtimmte Phyſiologie ſey. Hallers phyſiologiſches Werk zur Pſychologie erheben, wie Pygmalio ons Statue belebt — alsdenn können wir etwas übers Denken und Empfinden ſagen. (Allerdings beruht Pſychologie großentheils auf Phyſiologie, und Haller ſelbſt nennt die Phyſiologie beſeelte Anatomie. Deßwegen aber ſind Pſychologie und Phyſiologie nicht eins.) Stoff zur wahren Seelenlehre zu finden, weiß Hr. H. nur drey Wege: Lebensbeſchreibungen, Bemerkungen der Aerzte und Freunde, Weiſſagungen der Dichter. Den letzten Ausdruck wird man hieraus verſtehn, daß er Shakeſpear und Klopſtock nennet; (gewerſſagt in der gewöhnlichen Bedeutung haben die doch nicht.) Von den Sinnen allgemeine Bemerkungen. Alle gröbern Sinne, Faſern und Reize, können nur in ſich empfinden, der Gegenſtand muß hinzu kommen, ſie berühren. . . Hier wird ſchon dem Erkennen außer uns der Weg gebahnt. Unſer Ohr hört über Meilen hin, der Lichtſtrahl wird Stab, mit dem wir bis zum Sirius hinauf reichen. (Eigentlich hört das Ohr nicht hin, der Schall kommt her ans Ohr. Der Lichtſtrahl geht nicht von uns zum Sirius, ſondern von dieſem zu uns. Alſo gilt von dieſer Erkenntniß außer uns auch, was Hr. H. von dem zweyten Sinn ſagt, wenn Hr. H. nicht durch dieſe blos Gefühl und Geſchmack verſteht.) Wie bey einem Menſchen der Sinn, beym andern der andere ſtärker iſt, daraus Unterſchied in dem, was gefällt, und in Geſinnungen folgt. Tſirnhauſen fand ſich nicht eher im wahren Gedankenſtrome als wenn er fande und ſich ſahe. Aus Fontenellens Elogen (Der Name iſt zweymal ſo geſchrieben, ſollte

hat

hat ihn der Rec. nie anders als Tſch... geleſen.) Wenn alſo aus unſern Sinnen in die Einbildungskraft, oder wie wir dieß Meer innrer Sinnlichkeit nennen wollen, alles zuſammenfließt, und darauf unſere Gedanken, Empfindungen und Triebe, ſchwimmen und wallen, hat die Natur abermals nichts gewebet, das ſie einige, das ſie leite? Allerdings das Nervengebäude... ein Medium der Empfindung für den geiſtigen Menſchen, wie Licht fürs Auge, Schall fürs Ohr.... Nenne man nun dieſen lebendigen Geiſt der uns durchwallet, Flamme oder Aether, genug, es iſt das unbegreifliche himmliſche Weſen, das Alles zu mir bringt und in mir einet... Kann dem Kopfe Licht, dem Herzen Reiz wehen... ein Gedanke und Flammenſtrom gießt ſich vom Kopfe zum Herzen... Würkungen der Einbildungskraft im Mutterleibe leugnen, weil ſie ein Syſtem nicht verträgt, heißt, Erfahrungen gegen die Sonne leugnen. Eben die Bewandniß hat es mit dem ſogenannten gegenſeitigen Einfluſſe von Seele und Körper. Da alles im Reiz und Duft und Kraft und ätheriſchem Strome ſchwimmt, unſer ganzer Körper in ſeinen mancherley Theilen ſo mannichfaltig beſeelt, nur Ein Reich unſichtbarer innigerer, aber minder heller und dunkler Kräfte zu ſeyn ſcheint, das im genauſten Bande iſt mit der Monarchin, die in uns denkt und will, ſo, daß ihr alles zu Gebote ſteht, und in dieſem innig verknüpften Reich Raum und Zeit verſchwindet, was natürlicher? als daß ſie über die herrſche, ohne die ſie das nicht wäre, was ſie iſt? denn nur durch dies Reich, in dieſem Zuſammenhange ward und iſt ſie menſchliche Seele. Sie herrſcht, mit Leibnitz zu reden, in einem Reich ſchlummernder, aber um ſo innigerwirkenden Weſen. (Da ſo innigere, hat L. nicht ſagen können bey dem jeder endliche Monade Wirkungen alle innig ſind.)

Ueberhaupt kann ſich Hr. H. nichts denken, wie ſeine Seele etwas aus ſich ſpinne und aus ſich eine Welt träume. (Leibnitz hat ſeine Lehren anſtändig, philoſophiſch ausgedruckt; Iſt es nun wohlgezogen? daß Hr. H. mit falſchem, niedrigem Witze eine ſolche Caricatur daraus macht, Er, der, wenn man, in ſeiner Plaſtik ſein „Betappen, Betaſten im Finſtern, der Brunnen des Lebens, die in Gebüſchen eingeſchloſſen ſind, (davon er die geiſtliche Bedeutung nicht erklärt hat, im fleiſchlichen Verſtande nehmen wollte, mit Gecken und Buben um ſich wirft.) Ja er kann nicht einmal denken, wie ſie etwas außer ſich eins

gfinde, wovon kein Analogon in ihr und ihrem Körper ſey. Wäre in dieſem Körper kein Licht, kein Schall, ſo hätten wir auf aller weiten Welt von nichts was Licht und Schall iſt, Empfindung... Nun aber zeigen alle Tritte die wir bisher zurückgelegt haben, daß die Gottheit uns dies alles durch Wege und Kanäle ſchaffe, die immer empfangen, läutern, fortſchwemmen, mehr einigen, der Seele ähnlicher machen, was vorne ihr noch ſo unähnlich war. (Philoſophiſche Tritte führen uns nur ſo weit: In der Welt außer unſerm Körper ſind Materien, die auf unſere ſinnliche Werkzeuge wirken, Licht aufs Auge, erſchütterte Luft aufs Ohr. Im Körper ſind Nerven, die dieſe Wirkungen fortführen... Wie? da wanken ſchon unſere Tritte, ob als Saiten? oder als Röhren voll feinen Safts? den noch kein menſchliches Auge geſehen hat, vielleicht, wenn er da iſt, nicht ſehen kann; den man, allerley Schwierigkeiten dabey ohngeachtet, annimmt, weil man doch nichts beſſers weiß. Wie nun aber dieſe Wirkungen in die Seele übergehen, wenn man annimmt, ſie gehen über:

. . . . Wie Weſen fremder Art
Der Seele Werkzeug ſind;

Das wußte der, der dieſes als Jüngling ſang, als Lehrer Europens noch nicht. Vielleicht weiß er es iezo, nur ſeit kurzem, und für uns noch zu früh... Licht und Schall im Körper anzunehmen, wie ſie außer ihm ſind, das iſt noch keinem Phyſiologen eingefallen. Analogen der Dinge auſſer uns, in unſerm Körper und in der Seele anzunehmen, das iſt ja das ſcholaſtiſche Syſtem, daß ſeit Carteſens Zeiten nicht mehr Mode iſt. Bey dem Fortſchwemmen, Läutern, der Seele ähnlich machen, läßt ſich ſchlechterdings nichts denken, wenn dieſe Wörter ihre gewöhnliche Bedeutung behalten ſollen; nimmt Hr. H. ſie in anderer Bedeutung, ſo ſind gewöhnliche Wörter, in fremden Bedeutungen unerklärt gebraucht, die allerbekannteſten aſyla ignorantiae, damit man einfaltigen Leſern weiß macht, man habe ihnen viel geſagt, wenn man nichts geſagt hat. Das ſind taube Wörter, Hr. H. Ausdruck zu brauchen, nicht die Leibnizſchen Abtheilungen der Ideen. So ſchreiben, heißt: aus ſich ſpinnen, eine Welt aus ſich träumen.

Aber, fährt Hr. H. fort, ſo wäre ja die Seele materiell? oder wir hätten gar viele immaterielle Seelen? So weit ſind wir

wir noch nicht. Ich weis noch nicht, was material oder immaterial ſey? glaube aber nicht, daß die Natur zwiſchen beyden eiſerne Bretter befeſtigt habe, weil ich die eiſernen Bretter in der Natur nirgend ſehe, und gewiß da am wenigſten vermuthen kann, wo die Natur ſo innigſt vereinte. (Als wenn es eiſerne Bretter brauchte, Eins von Viel abzuſondern.) Nun geht er zum Erkennen und Wollen. ... Eine leere Streitigkeit iſt, wo das Principium unſrer Moralität ſey, ob im Wollen oder Erkennen, in unſrer oder in fremder Vollkommenheit? Alles Wollen fängt vom Erkennen an, aber alles Erkennen wird wiederum nur durch Empfindung. Eigne Vollkommenheit erlangt man nur durch die Vollkommenheit anderer, wie dieſe durch jene. ... Von Freyheit ſchwätzen iſt ſehr leicht, wenn man jedem Reiz, jedem Scheingut, als einer uns ſufficienten Urſache dient. Es iſt meiſtens ein erbärmlicher Trug mit dieſen ſufficienten Gründen, wo das Allgemeine immer wahr ſcheint, und das beſondere Einzelne des beſtimmten Falls iſt Lüge. ... Da iſts warlich der erſte Keim zur Freyheit, fühlen daß man nicht frey ſey, und an welchen Banden man hafte. ... Luther mit ſeinem Buche de ſervo arbitrio, ward und wird von den wenigſten verſtanden, man wiederſtritt elend und plärrt nach, weil man nicht wie Luther fühlt, und hinauf ringet. Wo Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freyheit. Je tiefer, reiner und göttlicher unſer Erkennen iſt, deſto reiner, göttlicher und allgemeiner iſt auch unſer Würken, mithin deſto freyer unſre Freyheit. Leuchtet uns allen nur Licht Gottes an, wallet uns allenthalben nur Flamme des Schöpfers, ſo werden wir, im Bilder ſeiner, Könige aus Sklaven bekommen, was jener Philoſoph ſuchte, in uns einen Punkt, die Welt um uns zu überwinden, auſſer der Welt, einen Punkt, ſie mit allem was ſie hat, zu bewegen. Wir ſtehen auf höherm Grunde, und mit jedem Dinge auf ſeinem Grunde, wandeln im großen Senſorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens der Liebe. Sie iſt die höchſte Vernunft, wie das reinſte göttlichſte Wollen, wollen wir dieſes nicht dem H. Johannes, ſo mögen wirs, dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, deſſen Philoſophie und Moral ſich ganz um dieſe Achſe bewegt.

Das alles heißt allem Anſehen nach ſoviel: Freyheit iſt Wollen und Handeln nach Vernunft, iſt deſto höher, je höher

die Vernunft ist, Menschenvernunft von Kenntniß Gottes und Liebe zu Ihm geleitet, ist die höchste Stufe der Vernunft. (Diese nicht eben neue Gedanken, hat wie es scheint, Hr. H. nach seiner Art ausgedruckt, und über die Art des Ausdrucks darf man nicht mit ihm streiten. Fragen möchte man, ob Spinoza ironisch oder im Ernste, und jedesmahl, warum er: göttlicher als der H. Johannes heißt. Aber der Veranlassungen solche Frage zu thun, sind bey Hr. H. zu viel, als daß man mit einer anfangen dürfte.)

Erkennen also leitet Hr. H. aus Empfinden her, und diesen seinen Hauptsatz zeigt der Titel an. Im zweyten Versuche, redet er vom Einflusse beyder Kräfte in einander, und auf Charakter und Genie des Menschen, daß unser Denken vom Empfinden abhängt, was unser Denken aufs Empfinden würkt, was das mancherley Erkennen und Empfinden auf die mancherley Genies, Charaktere, und wie die Zaubernahmen heissen, würkt. Aus diesem Versuche wünschte der Rec. nicht, Stellen abzuschreiben, um Erinnerungen dabey zu machen, sondern das Ganze, weil es ihm fast alles richtig gedacht, und nach Hr. H. Art vortreflich gesagt scheint. Unter andern bekommen unsere Modegenies heilsame Lehren, von einem Manne, den sie gewiß nicht kalt, trocken nennen können. Das alles lese man bey ihm selbst. Hier nur einige allgemeine Anmerkungen, mit denen er diese Abhandlungen schließt: 1) Wie fein ist die Ehe, die Ehe, die Gott zwischen Empfinden und Denken in unserer Natur gemacht hat. Ein feines Gewebe, nur durch Wortformeln zu trennen, 2) Alles sogenannte reine Denken in die Gottheit hinein, ist Trug und Spiel, die ärgste Schwärmerey, die sich nur selbst nicht dafür erkennt. 3) Einigen drückenden Empfindungen entgehn zu wollen, dadurch, daß man die Bürde dieses Lebens abschüttelt, ist ein gefährlicher Schritt, denn Träume, wie Hamlet sagt, oder wie wir sagten: Empfindungen und Gedanken müssen wiederkommen. Und nun, welche Empfindungen? welche Gedanken? 4) Unsterblichkeit einer metaphysischen Monas, ist nichts als metaphysische Unsterblichkeit, deren Physisches mich nicht überzeugt. Ist Seele das, was wir fühlen, wovon alle Völker und Menschen wissen, was auch der Nahme sagt: das nemlich, was uns beseelt, Urgrund und Summe unsrer Gedanken, Empfindungen und Kräfte, so ist von ihrer Unsterblichkeit aus ihr selbst keine Demonstra-

tion

tion möglich ... Der Uebergang unſers Lebens in ein höheres Leben, das Bleiben und Warten unſers innern Menſchen aufs Gericht, die Auferſtehung unſers Leibes zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde, läßt ſich nicht demonſtriren aus unſrer Monas. 5) Es iſt ein inneres Kennzeichen der Wahrheit der Religion, daß ſie ganz und gar menſchlich iſt, daß ſie weder empfindet noch grübelt, ſondern denkt und handelt, zum Denken und Handeln Kraft und Vorrath leiht. Ihre Erkenntniß iſt lebendig, die Summe aller Erkenntniß und Empfindungen, ewiges Leben. Wenns eine allgemeine Menſchenvernunft und Empfindung giebt, iſts in ihr, und eben das iſt ihre verkannteſte Seite. (Was in dieſen Gedanken wahr iſt, möchte freylich nicht alles neu ſeyn; auch ſcheint Hr. H. von dem, was Andere in Abſicht auf ſeine Gegenſtände gethan haben, nicht genug zu wiſſen, oder etwa wiſſen zu wollen. Die Unſterblichkeit der Seele demonſtrirt man in der eigentlichen Bedeutung gar nicht; Gründe, die man dafür anführt, ſind nicht die Monas allein, ſondern mit andern Betrachtungen verbunden. Was der Chriſt davon glaubet, aus der Monas zu demonſtriren, hat doch noch keinem einfallen können. Daß die geoffenbahrte Religion vernünftig iſt, daß ſie das, was die Vernunft wahr zu ſeyn wünſcht, verſichert, und Geſinnungen erregt, die zur Glückſeligkeit dieſes Lebens dienen, und künftige zuverſichtlich erwarten, iſt ja ſchon ſo lange und von ſo vielen geſagt worden, daß dieſes nicht ihre verkannteſte Seite ſeyn kann.)

LIV.

Gedanken von dem wahren Grunde des Daſeyns des Böſen in der Welt; oder, Verſuch eines Erweiſes, daß der allervollkommenſte Schöpfer keinen einzigen ſündlich gewordenen Geiſt aus der beſten Welt habe auslaſſen können; herausgegeben von S. T. v. E. Breslau bey Wilh. Gottlieb Korn 1779. in 8. 152 Seiten ohne den kurzen Vorbericht.

Des Verf. Abſicht giebt ſchon der Titel ziemlich beſtimmt an. Neuheit und Scharfſinn in der Ausführung zeich-

nen das Werkchen aus: die Grundsätze sind fast durchgängig leibnitzisch; die Folgerungen aber dem Verf. eigen. Nach Voraussetzung dieser Grundsätze, hebt diese Abhandlung einige Schwierigkeiten, die man bisher nur dem Blicke etwas entrückt und eben dadurch zu heben geschienen hatte. Doch auch so bleiben noch manche Steine des Anstoßes übrig, und selbst der Verf. hat in seinen Voraussetzungen noch einige neue hervorgezogen. Die kurze Auseinandersetzung seiner Hauptgedanken wird das hoffentlich klar machen, und dadurch vielleicht dem Verf. Anlaß zu weiterer Prüfung geben, um die der Vorbericht seine Leser bittet.

Der zu lösende Knote ist: wie stimmt es mit der göttlichen Güte überein, daß von den geistigen und vernünftigen Wesen so manche, theils in dieser Welt und theils durch die Strafen in jener Welt unglücklich werden? Wollte Gott die Glückseeligkeit seinen erschaffenen Geister, warum übergieng er nicht in der Schöpfung die, von welchen er gewiß vorher sahe, daß sie unglücklich werden würden? Die Leibnitzische Lösung, daß in der besten Welt das Uebel unvermeidlich sey; daß die Summa des Guten dennoch die des Bösen übertrift, befriedigte ihn nicht, weil diese Sätze zwar aus der Voraussetzung der besten Welt folgen; aber sich von ihr abgesondert, nicht darthun lassen; und weil es widersinnig scheint, daß eine Welt mit Uebel besser als eine ohne Uebel, und mit mehrerem Guten angefüllt seyn könne. Vornemlich da die Lehre von der besten Welt voraussetzt, daß Gott aus einer unbestimmlichen Anzahl möglicher Wesen gewählt, folglich die Freyheit, die auszulassen gehabt hat, von welchen er vorher sahe, daß sie gegen seinen Entzweck sich verderben und unglücklich machen würden.

Daß diese Schwierigkeiten die Lehre von der besten Welt empfindlich treffen, fühlt man leicht. Denn wenn ihre Vertheidiger auch antworten, die beste Welt könne nicht ohne Uebel seyn, weil sie sonst ohne Uebel seyn würde: so befriedigen sie doch damit den Gegner nicht; weil dieser nicht zugiebt, daß diese Welt die beste ist, und eben dies aus diesen Erfahrungen folgert. Denn die Streitfrage vom Ursprung des Uebels verwandelt sich, nach der Auflösung durch die beste Welt, in die: ist es auch wahr, daß diese Welt die beste ist? Und nun sieht man leicht, daß es Voraussetzung des Streitigen ist, wenn man die Einwürfe vom Uebel dadurch beantwortet, daß es in der

besten

beſten Welt unvermeidlich iſt, weil es darin iſt. Antwortet man, es iſt a priori demonſtrirt daß dieſe Welt die beſte iſt: ſo kann der Gegner erwiedern: die Erfahrung widerſpricht der Demonſtration, weil die Welt durch Weglaſſung des Böſen unſtreitig beſſer geweſen ſeyn würde. Vorausgeſetzt daß unſere Erdkugel des Uebels Wohnung iſt, wäre es nicht beſſer geweſen ſie im Reiche der Möglichkeit zu laſſen? Eine Kugel mehr oder weniger, einige Millionen Geſchöpfe mehr oder weniger, was ſchadet das der Unendlichkeit des Welt-Alls? So wären aber auch die Guten und Glücklichen auf Erden nicht geweſen? Immer noch beſſer, denn der Guten ſind ohnehin wenige; vornehmlich da das ganze menſchliche Geſchlecht ſich durch den Fall ſeiner Stamm-Eltern unglücklich und böſe gemacht hat.

Dieſen Schwierigkeiten auszuweichen, bemüht ſich der Verf. darzuthun, daß Gott keinen einzigen erſchaffenen Geiſt habe im Reiche der Möglichkeiten zurücklaſſen können. Den Einwurf, daß alſo Gott habe die ganze Schöpfung unterlaſſen müſſen, entfernt er dadurch, daß er behauptet, ſie ſey vermöge der göttlichen Güte nothwendig geweſen, weil ſie als gut, nothwendig von dem allgütigen Weſen verrichtet werden muſte. Allein das führt zu neuen Schwierigkeiten, denn war die Schöpfung moraliſch nothwendig: ſo handelte Gott unrecht, daß er ſie nicht eher unternahm; ſo muſte er von Ewigkeit her ſchaffen, und das iſt widerſprechend. Ferner ſetzt auch ſchon dies das Streitige voraus; denn an ſich iſt die Schöpfung nicht gut, weil etwas Böſes ſchaffen, unſtreitig böſe iſt. Iſt ſie aber deswegen gut, weil etwas Gutes erſchaffen iſt: ſo wird angenommen, daß das Erſchaffene gut iſt; und darüber wird jetzt geſtritten. Dieſe Grundſätze hätte alſo der Verf. mehr befeſtigen ſollen. Er folgert weiter: wollte Gott erſchaffen: ſo muſte er nothwendig das vortreflichſte mögliche Werk machen, alſo die beſte Welt machen, alſo alles nur mögliche Gute zur Würklichkeit bringen. So weit geht der Verf. den leibnitziſchen Weg.

Aber ein wenig zu ſorglos: daß Uebel in der Welt iſt, giebt er mit Leibnitz zu; nun iſt die Frage, wie iſt Gott, der die Welt und das Uebel hervorgebracht hat, zu entſchuldigen? Man antwortet; eine Welt mit Uebel iſt beſſer und vollkommener als eine Welt ohne Uebel. Woher weiß man dies? Daher, daß Gott dieſe Welt nicht würde hervorgebracht haben,

wenn sie nicht unter allen möglichen die beste wäre. Irren wir nicht sehr: so ist das wieder Voraussetzung des streitigen Punktes; denn es war ja die Frage; wie derjenige Gott gütig, und allmächtig seyn kann, der das Böse hervorbringt?

Nun geht der Verf. ab, und weil das moralische Uebel vernünftiger Wesen, nebst ihrem damit verknüpften Unglücke, die Hauptschwierigkeit ausmacht: so bemüht er sich nun zu zeigen, daß Gott keinen einzigen Geist habe unerschaffen lassen können. Alle Geister, sagt er, sind einfache Wesen, folglich nicht anders als durch ihre Kraft, unterscheidbar. Da sie nun nach dem Satze des Nicht zu unterscheidenden, nicht alle einerley seyn können: so müssen sie durch ihre Kraft von einander unterschieden werden. Folglich haben sie alle verschiedene Grade ihrer Kräfte, und machen daher zusammen nur eine einzige an einanderhängende Reihe aus. In dieser ganzen Reihe hat Gott keinen auslassen können; weil alle Geister von Natur gut sind; weil Gott das Ganze, also alles Gute, hat erschaffen müssen; weil die regelmäßige Vollkommenheit einer Art von Geschöpfen, oder einer Reihe von Dingen in dem gleichmäßigen, stufenweisen Abstande des einen vom andern besteht.

Verschiedenes wird man hier nicht sogleich einzuräumen geneigt seyn. Zuerst daß die Geister unausgedehnte, einfache Wesen sind. Zwar bemüht sich der Verf. in der Folge aus den gewöhnlichen Gründen darzuthun, daß kein materielles, zusammengesetztes Wesen denken kann; aber er denkt nicht an die Behauptung derer, die ausgedehnte, aber nicht zusammengesetzte, also auch nicht geistige Wesen behaupten. In diesem Falle dürfte es ihm nicht so leicht seyn, seine Stufenleiter darzuthun. Zweytens, daß alle Geister nur durch die Grade ihrer Kräfte von einander verschieden sind, also eine zusammenhängende Reihe ausmachen. Denn dies setzt voraus, daß alle Geister wesentlich eine Kraft besitzen, das aber finden wir hier nirgends dargethan; und läßt sich auch so leicht nicht ausmachen, da man noch nicht einmahl einig ist, ob die menschlichen Seelen eine einzige Grundkraft haben. Wenn aber mehrere geistige Grundkräfte vorhanden sind, so fällt die angenommene Geister-Reihe dahin. Drittens, daß aus dieser Reihe kein Glied habe weggelassen werden können. Die Glieder der Reihen nicht nothwendig an einander, also ist die Reihe an

sich

Schwierigkeiten. Aber eine zerrissene Reihe ist ja unvollkommener als eine ganze? Dies dürfte wohl der Gegner nicht so gleich zugestehen, weil er behaupten könnte, daß es besser sey in der Reihe Lücken zu lassen als diese Lücke mit schlechten Gliedern auszufüllen. Endlich ruht dieser ganze Schluß darauf, daß alle Geister ursprünglich gut erschaffen, und erst nach der Schöpfung böse geworden sind. So hat also der Verf. zwar die Vorwürfe von der Schöpfung abgelehnt, aber sie in ihrer ganzen Stärke auf die Regierung und Erhaltung der Welt gewälzt.

Denn nun sagt man mit Recht: hat Gott das Verderben einiger Geister nicht vorher gewust: so war er nicht allwissend: so hätte er keinen weisen Plan des Ganzen gemacht. Hat er es vorher gewust: so hat er nicht gütig und liebreich gehandelt, daß er Wesen hervorgebracht hat, von denen er doch gewiß wuste, daß sie sich unglücklich machen würden. Hierauf antwortet der Verfasser: ein jeder Geist kam aus Gottes Hand vollkommen und besaß hinlängliches Vermögen, lauter Gutes zu thun, er hat sich also seinen Fall selbst zu verdanken; wenn Gott einen Geist darum hätte auslassen wollen, weil er böse geworden wäre: so hätte er sich den Vorwurf machen können, daß ihm einige Geister zu listig und mächtig gewesen seyn würden, um ihn seinen Endzweck erreichen zu lassen: in einer Welt endlich, worin Böses ist, können sich viel mehr göttliche Eigenschaften offenbahren, Gnade, Erbarmung, Vergebung der Sünde, ja das ganze Erlösungswerk hätte ohne Sünde nicht erkannt und geoffenbahret werden können.

Diese Antworten sind nun freylich, gegen das Gewicht der Einwürfe, zu leicht; unstreitig deswegen, weil der Verf. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Rechtfertigung der Schöpfung richtete, und darüber vergaß, daß er die Schwierigkeiten nur einen Schritt weiter zurück geschoben hatte. Daß das Vermögen lauter Gutes zu thun, nicht hinlänglich gewesen seyn muß, hat der Ausgang gelehrt; gesetzt aber auch, es wäre es gewesen: so war doch ein eben so hinlängliches Vermögen Böses zu thun, vorhanden. Wollte also Gott, daß alle Geister gut bleiben sollten; warum gab er ihnen statt lauter Anleitungen und Veranlassungen zum Guten, auch Veranlassungen und Gelegenheiten zum Bösen? Hat nicht er alle Begebenheiten in seiner Welt vorhergesehen und vorher gezeichnet?

Hätte er kein moraliſches Uebel zulaſſen wollen, warum machte er nicht eine andere Ordnung? Oder iſt es etwa möglich, daß in der Welt irgend etwas gegen, und ohne ſeine gemachte Ordnung geſchehe? Der durch die Auslaſſung einiger Geiſter entſtandene Vorwurf, iſt durch ihre Nichtauslaſſung nur noch ſtärker geworden. Im erſten Falle, würde keiner als der das Ganze überſehende Schöpfer ihn haben machen können; jetzt machen ihn auch die Geſchöpfe; im erſten Falle würde man des Schöpfers Güte und Liebe nur noch mehr zu preiſen Urſache gehabt haben; da man jetzt ſagen kann, er habe das Glück ſo vieler Millionen Geſchöpfe einer kleinen Eitelkeit aufgeopfert. Und noch dazu dieſe Eitelkeit nicht einmahl befriedigt; denn nun ſind doch tauſende ſeiner Geſchöpfe wider den Willen ihres Schöpfers böſe geworden. Freylich hätten einige göttliche Eigenſchaften ſich ohne das Uebel nicht offenbahren können; aber dagegen hätten andere in einem weit gröſſern und reinern Lichte glänzen müſſen. Und denn hätte man auch von ihrer Nichtoffenbahrung nicht auf ihr Nichtdaſeyn ſchlieſſen können, weil man dem vollkommenſten auch ſie hätte beylegen müſſen: da man jetzt, eben durch die Gelegenheit dieſe zu offenbahren Veranlaſſung bekommt, auch an jenen zu zweifeln.

Wir wünſchen, daß der Verf. dieſe Anmerkungen beherzigen, und darnach die Lücken ſeines Syſtems ergänzen möge; vornehmlich da er hinlänglichen Scharfſinn dazu beſitzt. Das Uebrige dieſer Schrift iſt gröſtentheils theologiſch, und nur neben her angebracht. Da wir alſo den Hauptinnhalt und das Eigene des Verf. angezeigt haben: ſo können wir dies füglich übergehen.

Die Einigkeit Gottes, nach verſchiedenen Geſichtspunkten geprüft, und ſogar durch heidniſche Zeugniſſe erhärtet, von Juſt. Chriſt. Hennings. Hofr. und Prof. zu Jena. Altenburg, in der Richteriſchen Buchhandlung, 1779. in 8. 172 Seiten, ohne Zueignungsſchrift und Vorrede.

Voran geht eine hiſtoriſche Einleitung zu der Lehre von der Einheit Gottes, wo auch zugleich erwieſen wird, daß auch Heiden und heidniſche Weltweiſen ſie angenommen haben; dann

dann folgt des Verf. Beweis; und zuletzt Beurtheilung der dafür gegebenen Beweise. Weitläuftige Beleſenheit, und Schärfe in Beurtheilung der von andern gegebenen Beweiſe, nebſt einem hohen Grade von Vollſtändigkeit in ihrer Anführung, kann man dem Verf. nicht abſprechen. Wer in der Kürze die vorzüglichſten und ſehr mannigfaltigen, dennoch aber unzulänglichen Wendungen dieſer Beweiſe überſehen will, wird ſich hier befriediget finden. In der hiſtoriſchen Einleitung verräth der Verf. zuviel Anhänglichkeit an Cudworth, der ſeiner Hypotheſe zu Liebe, die Lehre von Gottes Einigkeit allenthalben fand, und ſich auch mit den trüglichſten Zeugniſſen begnügte. In dem eigenen Beweiſe des Verf. können wir auch noch keine völlige Beruhigung finden; ſo, daß alſo wohl die Literatur, nicht aber die philoſophiſche Gewißheit der Lehre, durch dieſes Werkchen gewonnen hat.

Die Einheit Gottes, meynt der Verf. ſey unter den Heyden (eigentlich hier Griechen, Römern) auch von dem Volke anerkannt worden; weil Jupiter als der beſte Regent aller Götter überall vorgeſtellt werde. Hatte aber nicht vorher Saturn, vor dem Saturn Uranus geherrſcht? Hatten ſie nicht einander mit Gewalt oder Liſt vom Throne geſtürzt? waren nicht alſo würklich mehrere, von Natur gleiche, und nur durch Liſt, oder Beyſtand anderer göttlichen Weſen zur Oberherrſchaft gelangte, Götter vorhanden? Mußte nicht auch Jupiter fürchten von ſeinen Kindern, oder den rebelliſchen Titanen wieder geſtürzt zu werden? Urſprünglich alſo giebt es im Griechiſchen Fabelſyſteme keinen von Natur all beherrſchenden Gott, wenn aber vom Aeſchylus an Dichter von Einem höchſten Gotte reden, und Jupiter den allgemeinen Oberherrn nennen: ſo iſt dies nicht Volksreligion; ſondern Ausbeſſerung derſelben durch Philoſophen. Dieſe Zeugniſſe alle, noch weniger Stellen der Kirchenväter, als welche ſichtbare Abſicht hatten, auch in der Volksreligion Gottes Einheit zu finden; am wenigſten Stellen aus Schriftſtellern von irgend einer philoſophiſchen Secte, können hier etwas beweiſen.

In Anſehung der Philoſophen iſt aber die Sache ganz anders; denn es läßt ſich mit unverwerflichen Zeugniſſen darthun, daß alle, die einen Gott geglaubt haben, auch einen einzigen annahmen; weil ſie nur eine einzige, alles hervorbringende Urſache behaupteten, durch die auch die übrigen Götter entſtan-

den

hen wären. Was also der Verf. in der Folge von dem Verhältniſſe der untern Götter zu dem höchſten Gotte ſagt, iſt völlig gegründet, obgleich aus den Syſtemen der Philoſophen nicht richtig genug abgeleitet. Der Grundſatz, es giebt nur ein würkendes, und ein leidendes Weſen, das erſte iſt Gott, das andere die Materie, welchen alle dieſe Philoſophen, wo nicht mit ausdrücklichen Worten behaupteten, doch wenigſtens ſtillſchweigend vorausſetzten; hebt alle etwa zu machende Zweifel. Dieſen aber möchten wir mit dem Verf. den Eleatiſchen Zeno, und ſeine Vorgänger, Xenophanes, Parmenides, und Meliß nicht beyzählen; ſie behaupteten, daß es nur ein einziges, ewiges, unveränderliches Weſen giebt, daß dies Weſen die Welt iſt, und daß alle uns vorkommende Veränderungen nur Schein ſind. Sie waren alſo ſpinoſiſtiſche Idealiſten, und können ſo wenig als Spinoza unter die Vertheidiger der Einheit Gottes gerechnet werden, wenn ſie ſie gleich den Worten nach behaupten. Mehr Licht und Gewißheit würde der Verf. in dieſe Einleitung gebracht haben, wenn er die Hauptſätze aus den vornehmſten Syſtemen der Alten angeführt, und darnach ihren Begriff von Gott beſtimmt hätte. Dann hätte er auch gefunden, daß die Welt-Seele nicht bey allen dieſelbe iſt, daß einige Pythagoräer und nach ihnen Plato ſie durch die oberſte Gottheit gebildet werden laſſen; da andere Pythagoräer hingegen, und nach ihnen Empedokles, Heraklit, nebſt den Stoikern Gott ſelbſt, nach vollendeter Schöpfung die Welt-Seele werden laſſen; daß folglich letztere ſich dem Spinozismus mehr nähern.

Nun zum Beweiſe des V. ſelbſt. Dieſer ſtützt ſich auf den Satz, daß unter mehreren allmächtigen und höchſt vollkommenen Geiſtern; wenn ſolche würklich ſeyn ſollten, die eine, ihre Kraft auſſer ſich nicht thätig beweiſen könne, wofern nicht auch die andern, oder die übrigen eben daſſelbe, und auf eben dieſelbe Art thun. Um zu ſehen, in welchem Sinne dieſer Satz angewandt wird, wollen wir erſt den Beweis ſelbſt herſetzen. Sind mehrere Götter: ſo muß dieſem zu Folge das Gewürkte entweder ein doppeltes Daſeyn, oder nur eine einfache Exiſtenz erhalten. Das erſte iſt ungereimt, weil ein Individuum nur einmal exiſtirt. Das andere giebt die Folge, daß ein jeder Gott von der gewürkten Sache kein hinlänglicher Grund, und daß die Urſache dieſer Unzulänglichkeit entweder in einem Man-

gel

gel der Macht, oder einer Abweſenheit des Wollens liegen muß, welches gleichfalls ungereimt iſt.

Soll dieſe Folgerung ihre vollkommene Richtigkeit haben: ſo muß der Grundſatz ausſagen, daß mehrere Gottheiten nicht nur daſſelbe, ſondern auch zu derſelben Zeit, und an demſelben Orte hervorbringen müſſen. Geſetzt, ſie müſſen ihre Kraft auf einerley Art äußern; aber ſo, daß der eine ruhet, während der andere eine Welt hervorbrächte: ſo würden ſie zwar einerley Welten, aber in verſchiedenen Zeiten erſchaffen, und ſonach erhielten die Individuen keine doppelte Exiſtenz, und keiner wäre ein unzulänglicher Grund der Welt. Geſetzt aber auch, daß ſie ſie auf einerley Art, aber nicht an einem Orte äußern: ſo entſtehen in verſchiednen Räumen zugleich vollkommen einerley Welten, folglich wird die Exiſtenz der Individuen dadurch nicht verdoppelt; denn daß mehrere vollkommen ähnliche, nur durch den Ort von einander unterſchiedene Individuen möglich ſind, giebt der Verfaſſer ſelbſt zu.

Alſo nun den Beweis des Grundſatzes. Sollte der eine allmächtige und vollkommenſte Geiſt etwas außer ſich zur Würklichkeit bringen, das der andere nicht würkte: ſo müſte derjenige, der ſeine Kraft unwürkſam ließe, ſolches thun, entweder wegen Unzureichenheit (beſſer Unzulänglichkeit) ſeiner Macht, oder wegen Mangel ſeines Willens. Jenes iſt der Natur des Allmächtigen zuwider. Wollte man aber dieſes behaupten: ſo muſte doch ein Grund vorhanden ſeyn, warum der eine Allmächtige und Allwiſſende nicht denjenigen Entſchluß faßte, der dem andern Allmächtigen eigen iſt. Dieſer Grund könnte theils darin liegen, daß der ſich unthätig beweiſende Gott dasjenige, was der Andere würkt, als etwas gedächte, das den Vollkommenheiten widerſpricht; theils weil er zwar die Vollkommenheit des von dem einen Allmächtigen zum Daſeyn zu bringenden Gegenſtandes erkennte, dennoch aber ſeine Kraft und Macht ſelbige zu bewürken nicht anwenden wollte. Beydes iſt ungereimt, wie der Verf. weiter zeigt.

Man ſieht aber bald, daß hier nur von der Gleichzeitigkeit der Würkung die Rede iſt, und daß folglich das Argument weiter nichts beweiſe, als daß zwey höchſt vollkommene Weſen ihre Kraft auf einerley Art zu gleicher Zeit äußern müſſen, nicht aber auch an einem Orte. Wenn ſie daher in zween verſchie-

ſchiedenen Räumen zugleich ſich vollkommen ähnliche Welten hervorbringen: ſo bliebe ſie doch zugleich möglich; und man kann alſo dem V. ſeinen Schluß zugeben, ohne doch darum ſeiner Folgerung beyzupflichten. Sollte er etwa erwiedern, ich habe unter Welt das Univerſum verſtanden; da es alſo nur eine Welt giebt, und geben kann: ſo muß man doch zugeben, daß auch nur ein Gott ſeyn kann: ſo würde man antworten, daß hiermit noch in der That nichts gewonnen ſey. Denn nun würde ihm obliegen zu beweiſen, daß dieſes einzige Univerſum nur von einem Weſen habe hervorgebracht werden können, daß die genaue Verbindung aller ſeiner Theile nur einen Werkmeiſter zulaſſe, und daß außer und neben ihm kein anders Univerſum möglich ſey. Denn iſt außer und neben dem jetzigen Welt-All noch ein anderes möglich, ſo bleibt es auch möglich, daß das von einem andern Schöpfer zur Wirklichkeit gebracht worden; das iſt, daß mehr als ein Gott ſeyn kann, wenn er gleich auf eben die Art, und zu eben der Zeit, wie dieſer wirken muß. Daß das Welt-All nicht Syſteme enthält, die obgleich außer einander, doch einander vollkommen ähnlich ſind, wird man ſchwerlich überzeugend darthun können. Aber auch ſelbſt die Nothwendigkeit gleichzeitiger Würkung iſt nicht vollkommen überzeugend dargethan; denn, wie wenn man auf die Frage, wie kann ohne Ungereimtheit die nicht gleichzeitige Würkung in dem Mangel des Willens liegen? ſo antwortete: da beyde Weſen die Unmöglichkeit gleichzeitiger Würkung einſahen: ſo verglichen ſie ſich, abwechſelnd Welten zu erſchaffen; und das iſt eine Unvollkommenheit im Willen, weil es eine unvermeidliche Nothwendigkeit iſt, weil Gott das Unmögliche nicht wollen kann: und weil derjenige nicht faul, träge, unthätig genannt werden darf, deſſen Thätigkeit durch Unmöglichkeiten begränzt wird. Mit weit mehrerem Rechte kann man Gott bey der Schöpfung der Welt in einer gewiſſen Zeit dieſen Vorwurf machen, denn nichts hinderte ihn Millionen Jahre eher zu ſchaffen, er war alſo eine ganze Ewigkeit vor der Welt träge und unthätig. Will man nun dieſen Vorwurf nicht gelten laſſen, und dennoch behaupten, daß Gott vor der Welt eine ganze Ewigkeit exiſtirt hat, ſo muß man auch geſtehen, daß mehrere Götter ohne Schaden ihrer Vollkommenheiten zu verſchiedenen Zeiten abwechſelnd Welten ſchaffen können.

Die von andern gegebenen Beweiſe beurtheilt der Verf. nach folgender Claſſifikation: Beweiſe aus dem Innern bey Gott,

Gott, das ist, aus den Ideen des Vollkommensten, aus der des Individuums, aus der Behauptung, daß die Mehrheit der Individuen eine Zeugung und Vergänglichkeit, so wie jede gesellschaftliche Verbindung das Daseyn eines Mangels erfordern; aus der Unendlichkeit Gottes, aus der Nothwendigkeit des unendlichen Wesens; aus dem Begriffe des Unendlichen, in wiefern derselbe eine Bewürkung alles möglichen erfordert; aus der Gleichheit mehrerer unendlichen Kräfte, aus der nothwendigen Verschiedenheit mehrerer Götter; aus dem Verstande, dem Willen, der Macht Gottes: Beweise aus dem äußerlichen und relativen, aus der Welt an und für sich, ihrer Einigkeit und Harmonie; Beweise aus dem Verhältnisse Gottes gegen die Welt. Man sieht hieraus, daß die Fächer der Beweise alle erschöpft sind, und dennoch haben wir keine eigentliche Demonstration der Einheit Gottes. Denn daß alle diese Beweise nicht vollkommen befriedigend, und noch manchen Einwürfen ausgesezt sind, zeigt der Verf. sehr gut.

Philosophische Briefe an meine Schwester über den Menschen nach seinen verschiedenen Verhältnissen. Halle bey Joh. Jac. Gebauer 1779. in 8. 316 Seiten, ohne die Vorrede.

Nicht etwas neues zu sagen, sondern dem schönen Geschlechte richtige und wahre Begriffe beyzubringen, ist, nach der Vorrede, des Verf. Absicht. Daß man bisher so wenig gesorgt hat den Verstand des Frauenzimmers durch richtige Begriffe und Grundsätze aufzuklären, scheint ihm unrecht und diesem Mangel soll gegenwärtige Schrift abhelfen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er sich diesen Begrif näher bestimmt hätte, weil er daraus manche für die Einrichtung dieser Briefe nützliche Regel hätte ziehen können. Die Hauptfrage ist, wie viel muß ein Frauenzimmer Kenntnisse der menschlichen Seele, der natürlichen Gottesgelahrheit, und der Sittenlehre besitzen? Und hier sieht man leicht, nicht jede gleich viel, je nachdem ihr Stand, und ihre Lage in der Gesellschaft verschieden ist; denn wollte man sie zu philosophischen Untersuchungen alle so sehr hinziehen, daß sie dadurch schlechte Haushälterinnen, schlechte Hausmütter würden; so würde man, ungeachtet aller Deklamationen über Ungerechtigkeit gegen sie, da sie doch

auch Menschen sind, und gleich den Männern Verstand besitzen, sehr thöricht handeln. Die Güter dieses Lebens sind nun einmahl so sparsam vertheilt, daß wenige Familien, ohne genaue Aufmerksamkeit auch auf Kleinigkeiten, bestehen können; das Frauenzimmer von der Küche, dem Nähepulte, dem Spinnrokken zu tiefsinnigen Untersuchungen rufen, und ihnen eben dadurch alle diese Kleinigkeiten verleiden, würde heißen, den Untergang der meisten Familien predigen. Also das Vorzüglichste, was man ihnen von philosophischen Kenntnissen mittheilen dürfte, würde wohl in Erfahrungen und Beobachtungen über die Seele, bey Leibe aber nicht in Mittheilung der abstraktesten Speculationen; in moralischen Grundsätzen hauptsächlich ihrer Pflichten aus Erfahrungen genommen; ja aber nicht in Erörterung der Streitigkeiten über die ersten Gründe der Moral; in Regeln über die Erziehung der Kinder, mit nichten aber in Bekanntmachung und Beurtheilung der verschiedenen Erziehungspläne und Grundsätze bestehen müssen.

Diesem zufolge würden wir die zwote Abtheilung grösstentheils weggelassen haben; denn wozu hat ein Frauenzimmer nöthig aus der Geschichte der Menschheit, die Entstehung der Gesellschaft, und die allmälige Ausbildung menschlicher Fähigkeiten zu wissen? Die Kenntniß gesellschaftlicher Pflichten hängt nicht von der Einsicht in die Entstehung der Gesellschaften ab; weil diese die Gesellschaft als schon gebildet voraussetzen. Eben so wenig bedarf das Frauenzimmer Raisonnements über Gesetze und Regierungskunst, über das Verhältniß der Staaten gegen einander, über Handlung, Kriegskunst und Krieg; welche alle mit seinem Würkungskreise in keiner, oder sehr entfernter Verbindung stehen.

Auch den für Frauenzimmer passenden Vortrag hat der Verf. unserer Einsicht nach nicht getroffen. Für seine Schwester, an die er diese Briefe geschrieben zu haben versichert, mag er wohl passend gewesen seyn; aber diese ist doch nicht alles Frauenzimmer. Von der Sprache des Systems weiß er sich nicht genug zur Sprache des gemeinen Lebens herabzulassen, und durch Beyspiele allgemeine Sätze anschaulich zu machen. Gleich im andern Brief beweiset er die Immaterialität der Seele, nachdem er von der Verschiedenheit sinnlicher Empfindungen etwas weniges vorausgeschickt hat. Ein noch in psychologischen Gegenständen neues Frauenzimmer wird gewiß die

Kraft

Kraft dieſes Beweiſes nicht fühlen, um deſto weniger fühlen, da er bey weitem zu kurz und abſtract vorgetragen iſt. Man höre einmal: wir haben verſchiedene Empfindungen an verſchiednen Theilen unſers Körpers, wir ſehen mit den Augen, hören mit den Ohren, fühlen Schmerzen an unſern Füſſen, an unſrer Hand, und doch, wenn wir auf uns ſelber genau acht geben, ſo erfahren wir, daß immer eben derſelbe, der ſieht, auch der iſt der hört, und der den Schmerzen an der Hand oder am Fuß fühlt — wären nun dieſe Theile dasjenige, was eigentlich dieſes Gefühl, dieſes Bewußtſeyn hat: ſo müßten wir es erfahren, daß der der ſieht ein anderer iſt, als der der hört.

Anſchaulicher und alſo auch faßlicher wäre dieſer Beweis durch folgende Einkleidung geworden: wenn dein Auge etwas ſieht, ſo ſehe ich es darum noch nicht, ich weiß auch nicht daß du etwas ſiehſt, wenn du mirs nicht ſagſt. Eben ſo hört dein Ohr darum nicht, daß das meinige etwas hört, und du weißt nicht ob ich etwas höre, wenn ichs dir nicht ſage. Nun laß einmal das Ohr ſelbſt auch hören, das Auge ſelbſt auch ſehen, das iſt, laß das Ohr auch zugleich wiſſen, daß es hört, das Auge auch wiſſen, daß es ſieht: ſo wird jedes ſeine Empfindung, ſein Bewuſtſeyn für ſich behalten müſſen. Alsdenn alſo werde ich nicht wiſſen, daß ich dich zugleich vor mir ſehe, und auch reden höre, ſo wenig als dein Auge weiß, daß meines etwas ſieht, oder mein Ohr etwas hört, u. ſ. w.

Oft drückt ſich auch der Verf. unrichtig aus; jeder Gedanke, ſagt er, iſt ein Ganzes, ein einiger Begriff, der ſich nicht zerſchneiden läßt — alſo iſt auch das ihn denkende Weſen unzertheilbar. Es giebt aber doch zuſammengeſetzte, folglich theilbare Begriffe! Alſo müßte der Satz ſo lauten: ein Begriff mag ſo zuſammengeſetzt ſeyn, wie er will: ſo ſind wir uns doch allemahl bewußt, daß wir ihn nur einmahl denken; und nicht in demſelben Augenblicke uns ihn vervielfältigt vorſtellen.

Dr.

8) Naturlehre und Naturgeſchichte.

Johann Fabricius Lehrers der Oekonomie und Naturhiſtorie auf der Univerſität Kiel Reiſe nach Norwegen, mit Bemerkungen aus der Naturhiſtorie und Oekonomie. Hamburg bey Carl Ernſt Bohn. 1779. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Die Reiſe gieng nur bis Drontheim, und dauerte wenige Monate, in welchen der Verfaſſer alle Gelegenheiten ſuchte und Nachrichten ſamlete, um ſich einen deutlichern Begriff von den Producten, dem Nahrungszuſtande und den Einrichtungen von Norwegen zu machen. Er ſelbſt iſt ſo beſcheiden, und giebt ſeine Bemerkungen für kurz und unvollſtändig an, weil ihm die gehörige Zeit fehlte, und die einfallende Regenzeit im Herbſte ihn nöthigte früh nach Hauſe zu kehren; doch ſchmeichelt er ſich mit Recht, daß Kenner der Naturhiſtorie in ſeiner Schrift dennoch verſchiedene neue Bemerkungen finden werden. Vorzüglich iſt er in der Beſtimmung einiger Inſecten glücklich geweſen; dahin rechnet er ſelbſt das Geſchlecht Pycnogonum oder Phalangium groſſipes des Linné, und die kleinen Krebsarten, die in Norwegen unter dem Namen Aat bekannt ſind, und die eigentliche Nahrung des Herings ausmachen. Die Beſchreibung der gefundenen Gewächſe überließ er ſeinem Reiſegefährten, dem Hr. Prof. Weber, der ſolche für ein anderes Werk beſtimmt hat. Doch fanden wir unvermuthet die Beſchreibungen einiger neuen Pflanzen vom Vorgebürge der g. H. worunter die Fabricia. Der Verfaſſer hat die Form eines Reiſejournals als die ihm bequemſte beybehalten, aber voraus eine allgemeine Betrachtung über die natürliche Beſchaffenheit des Landes, über Oekonomie und Handel geſchickt, welche uns vorzüglich wohlgefallen hat. Damit ſich unſre Leſer von der Wichtigkeit des Buchs einen Begrif machen können, ſo wollen wir das weſentliche und neue daraus ausziehen.

Die

Die Winter in Norwegen ſind hart und kommen früh im Herbſte, dauren lange im Frühjahr, wodurch der Bau der Gewächſe ſehr gehindert wird, welche nicht alle Jahre ihre gehörige Reife erhalten. Beſonders findet F. daß die Häfen und Buſen des nordlichen Theils niemals im Winter mit Eis belegt werden, ſondern beſtändig offen bleiben, da doch die ſüdlichen in der Weſtſee zufrieren. Er getraut ſich nicht die eigentliche Urſache davon anzugeben, jedoch vermuthet er, daß die größere Bewegung der Nordſee, die vielen und ſtarken Ströme zwiſchen den Scheeren und Klippen einigen Einfluß haben können. Die vielen und anſehnlichen Flüſſe entſtehen faſt alle in den hohen Gebürgen um Köraas, vertheilen ſich in alle Gegenden des Landes, und befördern gar ſehr die Communication der obern und untern Gegenden. Es ſollen nach dem Verf. S. 18. die Producte von Norwegen ſo groß und wichtig ſeyn, daß der Nahrungsſtand und Handel der Einwohner gegen alle übrige Nationen ein ſehr beträchtliches Uebergewichte erhält. Sie ſollen jährlich mehr ausführen, als fremde Producte nöthig haben, und dadurch ſoll der Reichthum des Landes und die Volksmenge jährlich zunehmen. Aber übertrieben finden wir es, wenn F. ſagt, daß vielleicht wenige Länder in Europa in Anſehung der Menge und Wichtigkeit der Producte mit Norwegen in Vergleich kämen. Der Ackerbau iſt nicht wichtig, weil das Land an den wenigſten Orten darzu geſchickt iſt. Die Blöſe der Felſen verhindert den Pflug und die Kälte der höhern Gegenden unterbricht das Reifen des Getraides. Der ausnehmende Fleis und die Arbeitſamkeit der Einwohner ſucht zwar durch Auftragen der Erde auf nackte Felſen oder ſandigte Gegenden, ſich neues urbares Land zu verſchaffen, aber die Plätze ſind ſehr klein und eingeſchränkt, ſo wie die Thäler und Abſätze zwiſchen den Felſen, welche noch fruchtbares Erdreich haben, ſo daß keine Gegend in Norwegen, Hedemarken, die größte nordiſche Ebene, ausgenommen, auch ſelbſt nicht in guten Jahren, ſoviel Getraide erbaut, als ſie zur eignen Unterhaltung ihrer Bewohner nöthig hat. Hierzu kommt auch die Witterung; denn in den erſten Sommermonaten iſt oft die Hitze und Dürre ſo groß, daß die Sonnenſtrahlen von den kahlen Felſen zurückgeworfen und verſtärkt, die unter einer dünnen Oberfläche von Erde auf dem Felſen liegende Wurzeln des Getraides und Graſes verbrennen. Der ſandige Boden kann nie zu viel Regen im Frühjahre und Sommer haben; im Herbſte hingegen verhindert der oft beſtändige Regen und

die geringe Wärme das Reifen und Einerndten der Früchte. Manchmal müssen sie ihr Getraide grün einerndten, und dann hat die Beschaffenheit der Körner ihren natürlichen Einfluß auch auf die Erndte des folgenden Jahres. Denn nicht alle Einwohner sind vermögend sich besser Saatkorn zu verschaffen. Aber auch oft verdirbt der häufige und beständige Regen das reife Korn, ehe es kann eingeerndtet werden. Die Aecker erfordern weit mehr Dünger und Bearbeitung als sonst, weil sie jährlich tragen müssen. So wenig ist des guten Bodens. Es kann also nicht fehlen, daß nicht aller Mühe des Landsmanns ungeachtet oft Mißwachs entstehe, und Norwegen eine sehr ansehnliche Zufuhr von Getraide erfodere. Der lange und zuweilen beschwerliche Transport erhöhet in den innern Theilen des Landes nach Schweden zu die Kornpreise, und verursacht bey einem Mißwachse leicht Hungersnoth, welchem die königl. Magazine zu Drontheim und Köraas doch nicht ganz abhelfen können. Der Anbau der Erdäpfel schaft auch wenig Nutzen, denn sie bleiben immer klein. Steigen nun noch wegen Abnahme der Fischereyen die Preiße der Fische, so müssen die armen elenden Leute ihre Zuflucht zu dem Rindebrode nehmen: sie mahlen die innere Rinde der Fichtenbäume, und backen daraus mit und ohne Mehl Brod. Dieses ist zwar etwas süßlich, aber allemal zusammenziehend, verschlimmert die Gesundheit und befördert den Tod der Einwohner. Dagegen hat ihnen Fabricius den Gebrauch der Moose, insonderheit des Lichen islandicus vorgeschlagen, welcher den Isländern eine gute und leicht zu verdauende Nahrung giebt, weswegen er auch den Schwindsüchtigen zuträglich ist. An der Küste leiden die Einwohner weniger wegen der nahen Zufuhr und des leidlichen Preises des Getraides; die Fischerey hilft doch immer dem Mangel ab. — Die Viehzucht ist im Verhältnisse sehr stark. In den obern kältern Gegenden, wenden die Einwohner ihr Land blos zu Viehweiden an. Den Sommer über sucht sich das Vieh auf den Gebirgen in den so genannten Säters seine Nahrung, erst im Herbste kommt es nach Hause zurück. Doch müssen sie das Vieh die längste Zeit im Stalle füttern, und selten reicht das erbaute Heu zu. Daher sammlen sie theils Laub und Moos zum Viehfutter, theils erhalten sie das Vieh mit Seegras und Fischen. Auch die Heuerndte leidet oft und viel von der Näße des Herbstes. Der Gartenbau ist von keiner Bedeutung, denn die wenigen und kleinen Gärten sind mehr zum Vergnügen der Reichen angelegt.

legt. Die Gewächse darinne erhalten, insonderheit in den nordlichen Gegenden, selten ihre Reife und gehörigen Geschmack. Diesen Mangel hat dort die Natur durch einen Ueberfluß von wilden Beeren reichlich ersetzt. Die **Erdbeeren** sind kleiner, aber angenehmer als unsre Gartenerdbeeren. Die Moltebeeren (rubus chamaemorus) werden am häufigsten genutzt, und geben auch im Winter angenehme und gesunde Speise; **Tystebeeren**, vaccinium vitis idaea, sind ebenfalls häufig, und haben eine angenehme Säure. Seltener werden **Heidelbeeren** gebraucht, weil man sie nicht so wohlschmeckend findet. Der **Holzbau** ist einer der wichtigsten Nahrungszweige. Außer den Vortheilen des eigentlichen Handels mit Brettern nach England und Balken nach Holland, erhält Norwegen daher viel Unterstützung bey Betreibung der Bergwerke. Doch sind wegen Mangel und Theurung der Kohlen manche Eisenwerke eingegangen, und die übrigen können mit den Schwedischen nicht gleichen Preiß halten. Man klagt auch allenthalben über die Abnahme der Waldungen. Die ganze Küste soweit sie F. sah, war auch wirklich entblößt, aber an vielen Orten hindern die nackten Felsen und heftigen Winde der Küste, das Wachsthum der Bäume. Ueberhaupt aber meynt F. Norwegen habe im Ganzen durch die Abnahme seiner Holzungen wenig Schaden gelitten; weil es dagegen mehr an urbaren Lande und an der Zahl der Einwohner gewonnen habe. Die Holzpreise sind dadurch im Lande gestiegen, aber die andern Producte sind dagegen auch wegen der vermehrten Volksmenge kostbarer geworden. Doch schränkt F. seine Behauptung selbst dahin ein, daß unfruchtbare Felsen, wo kein Ackerbau statt findet, nicht von Waldungen ganz entblößet werden sollten; denn daraus entstehe dem Lande ein offenbarer Schaden. Die Ursachen von der Abnahme der Waldungen sind: die gar zu häufigen Sägemühlen, wo viele Bäume zu frühzeitig aufgeopfert werden. Sie haben im Lande den Preiß des Holzes erhöhet, und außer Landes, insonderheit in England, durch die gar zu große Menge der übersendeten Bretter so verringert, daß sie zuweilen mit Schaden verkaufen müssen. Die zweyte Ursache ist das starke Kohlenbrennen, welche zum Bergbau aber freylich unentbehrlich sind. Ferner die große Menge Holz, welche zu den nördischen Häusern, und zu Besserung der Wege und Straßen verwendet wird, weil man die Kosten der steinern Gebäude und Pflaster schonet. Das Theerschwelen thut doch im Grunde nicht

ſo vielen Schaden, als die hölzernen Zäune womit die Felder umgeben ſind. Man nimmt darzu meiſt Tannenbäume, da die Wachholderbüſche ſelten die erforderliche Höhe erreichen. Dieſe Zäune müſſen alle drey oder vier Jahre erneuert werden: die alten läßt man gemeiniglich auf der Stelle vermodern. In den Grafſchaften legt man mehr Steinzäune an, und ſo wie die Holzung abnimmt, werden dieſe vermuthlich ſich auch vermehren. Endlich iſt das ſogenannte Bräte brennen, wodurch man Rodeland macht, den Waldungen am nachtheiligſten. Man hauet im Herbſte die Sträuche und Büſche um, und läßt ſie bis zum künftigen Sommer liegen und trocknen. Dann zünden ſie dieſelbe zu einer Zeit, wenn Wolken am Himmel Regen vermuthen laſſen, an, beſäen die abgebrannten Plätze mit Rocken, und haben meiſt reichliche Erndten. Nach einigen Jahren wird das nemliche wiederhohlt. Dieſes Brätebrennen gründet ſich auf den Mangel des urbaren Landes, und auf die Fruchtbarkeit des mit Aſche gedüngten Bodens. Die Unvorſichtigkeit bey dieſem Brennen verurſacht aber zu oft eine große Verwüſtung der nahen Waldungen, weil ſich das Feuer durch das trockne Moos im Sommer ſehr leicht fortpflanzet. Dieſes geſchieht inſonderheit, wenn ihre Vermuthung von einem bevorſtehendem Regen nicht eintrifft. Der Fiſchfang iſt der zweyte wichtige Nahrungszweig der nordiſchen Küſte, wo die Einwohner viel bequemer leben. Aber man klagt überall über die Abnahme der Fiſchereyen, und daß man jetzt die Fiſche ſo weit vom Lande in der See aufſuchen müſſe, welches weit beſchwerlicher und koſtbarer iſt. Die Urſachen können in mehrern Umſtänden liegen; aber nach F. hat die vermehrte Volksmenge an der Küſte, und der dadurch getheilte Gewinnſt, und verminderte Stille und Ruhe in den Buchten, gewiß dieſe Klagen mit verurſacht. Der ganze Handel von Bergen, Chriſtianſund und zum Theil von Drontheim und den übrigen nordlichen Städten, gründet ſich auf die Fiſchereyen. Die vorzüglichſten Fiſche, welche am häufigſten gefangen und verhandelt werden, ſind: Dorſch, (Gadus lobatus) Kabeljau, (Gadus Morrhua) Sey, (Gadus virens) Länge, (Gadus Molva) Heringe, (clupea Harengus) Lachs und andere ſeltenere Arten. Die Makrelen ſind zwar häufig, aber die Normänner haben einen Widerwillen gegen dieſe Fiſchart. Mit dem Quete (Pleuronectes) wovon der bekannte Kaf und Reckel kommt, wird wenig Handel getrieben. Die Heringe haben ſich in den letztern Jahren

von

von der nordischen Küste mehr entfernt und ihren Zug nach Süden genommen. Erst bey Marstrand und Strömstadt stoßen sie an die Küste; dadurch haben die schwedischen Fischereyen zu, die nordischen aber abgenommen. Der Bergbau ist ebenfalls ansehnlich; aber die Vortheile sind nach den Mineralien verschieden. Ein einziges Goldbergwerk ist im Gange, aber noch baut man auf Hofnung. Silber findet sich hauptsächlich gediegen allein bey Kongsberg. Kupfer liefern insonderheit die nordischen Gebirge in einiger Menge, welches über Drontheim ausgeführt wird. Die Kupfererzte bestehen größtentheils aus Kiesen. Die Ausfuhr beträgt jährlich etwa 4 bis 5000 Schiffpfund. Eisen ist im Ueberflusse, und fast aller Orten findet man den braunen Ocher. Die meisten, und besten Eisenwerke sind in der südlichen Gegend des Landes, in der nördlichen sind die Eisensteine strengflüßiger und geben schlechteres Eisen. Vom Kobold hat man neulich sehr reiche und weitläuftige Anzeigen gefunden, aber noch läßt sich nichts von den Vortheilen sagen. Die übrigen Mineralien sind nicht beträchtlich. So giebt Kongsberg etwas Bley, Christiania wenig Alaun, Körvaas etwas Schwefel. Ueberhaupt hat aber der Bergbau zwey mächtige Hinderniße; nehmlich den hohen Preiß der Kohlen, und den Lohn der Arbeiter. Daher schränkt sich der nordische Eisenhandel blos auf die dänischen Provinzen ein. Die Zweige der Stadtnahrung sind in weit geringerer Aufnahme. Die Handwerker arbeiten nur mittelmäßig und theuer, und man läßt nicht allein Stühle und andre Meublen, sondern auch Schuhe aus Deutschland kommen. Der Landmann kauft wenig Handwerksarbeit in der Stadt, und macht sich alles selbst so gut als möglich. Manufacturen und Fabriken hat Norwegen beynahe gar nicht, wenn man die königliche Glashütten und einige Zuckerraßnerien ausnimmt. Kein Land schickt sich auch weniger dazu, wegen der geringen Volksmenge, wegen des hohen Arbeitslohnes an der Küste, und des hohen Preises der Lebensmittel im Innern des Landes. Hierauf gründet sich auch der ganze nordische Handel, dem F. auch hier ein ansehnliches Uebergewicht zuschreibt. Die Ausfuhr aber könnte doch seiner Meinung nach vortheilhafter seyn; denn der größte Theil der Producte des Landes werde auf Rechnung der fremden Kaufleute in Holland und England ausgeführt. Dadurch hat in den letzten Zeiten die nordliche Schiffart sehr abgenommen. Die Einwohner leben in einer glücklichen Entfernung von vielen Las-

ſtern. Durch die Mühſeligkeit des beſchwerlichen Ackerbaues, der Schiffart, der Fiſcherey, der Jagd abgehärtet, entſagen ſie freudig vielen Bequemlichkeiten, und halten feſt an die alt-väteriſchen Tugenden, Treue, Mäßigkeit, Gaſtfreyheit und Tapferkeit. Bey der mehrern Gleichheit der Stände und der unbegränzten Freyheit, haben ſie eine ſtärkere Empfindung von der Würde des Menſchen, und ſind daher ihrem Könige treu. Der eigentliche nordiſche Adel iſt ſchwach; der alte iſt ganz verloſchen, der neue aber nicht zahlreich. Er hat im ganzen Lande nur zwey Grafſchaften, Larwig und Jarlsberg. Der Bauernſtand iſt völlig frey, ohne Leibeigenſchaft, ohne Frohndienſte. Ihr Hof gehört ihnen meiſt eigen; die Abgaben drücken ſie nicht. Um ihren Nachkommen ihre Hufen zu verſichern, haben ſie das Adelsrecht eingeführt, welches durch eine königl. Verordnung auf 20 Jahre eingeſchränkt worden iſt. Vorher konnte ein jeder, welcher beweiſen konnte, daß er in gerader niederſteigender Linie von einem Beſitzer das Guthes abſtamme, Anſpruch darauf machen, und ſolches gegen Erlegung des Kaufſchillings widerum in Beſitz nehmen. Er muſte aber doch alle 10 Jahr im Gerichte bezeugen, daß ihn blos Mangel am Gelde hindere das Guth einzulöſen, daß er ſich aber ſein Recht vorbehalte. Dieſes alte Recht hinderte allerdings die Verbeſſerung der Güther, und verwickelte die Beſitzer in mancherley Händel. Jeder Bauer iſt zugleich in den inländiſchen Provinzen Soldat, und an der Küſte Matroſe. Der geworbenen Regimenter ſind wenig; aber ſie gehören mit zur Landmillz, welche die eigentliche Stärke ausmacht. Der Zuſtand der Wiſſenſchaften iſt beſſer, als man in einem Lande vermuthen ſollte, wo Akademien, eigentliche Bibliotheken, ſo gar Buchläden fehlen. Nur wenige können die Koſten des Aufenthaltes in Kopenhagen tragen, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, aber dieſe zeichnen ſich durch Munterkeit und Freyheit im Denken aus.

Soviel aus der Einleitung des Hrn. Fabricius, wo wir freylich manche Abweichungen von Büſchings Nachrichten gefunden, aber auch manche Angaben näher beſtimmter zu ſehn gewünſcht haben. Vom Silberbergwerke zu Jarlsberg, ſpricht er gar nicht; von dem Kongsberger giebt er keine Summe an. Der Verfaſſer der kurzgefaßten Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europäiſchen Staaten, 2ter Theil, 1ſter Abſchnitt, rechnet die jährliche Ausbeute zu 300,000 thlr.

Jarlsberg

Jarlsberg aber giebt er für weit weniger beträchtlich aus. Seine Nachrichten von dem norwegischen Heringshandel, von dem Cabeliau, und dem Handel mit getrockneten Fischen nach Deutschland, sind auch bestimmter als sie F. gegeben hat, welcher sich mehr um die Merkwürdigkeiten des Naturreichs scheint bekümmert zu haben. Wir kommen nun zum Reisejournale.

Auf seiner Durchreise sahe F. auch die neue schwedische Nationaltracht, wovon er aber dem Lande keinen großen Vortheil verspricht. Das königl. schwedische Verbot, wider das Brandweinbrennen ist aufgehoben, die Brennereyen aber zu einem besondern eingeschränkten Handel der Krone gemacht, die in der beträchtlichsten Stadt jeder Provinz eine solche Brennerey angelegt hat. Sie sind jetzt alle verpachtet; aber der Preiß und die Güte, sind den Pächtern bey dem Verkaufe vorgeschrieben. An Feyertagen bestreut man in Schweden die Stuben mit frischem gehäckten Wachholderstrauch, welcher einen angenehmen Geruch macht. In den obern schwedischen Provinzen hingegen braucht man dazu blos Tannenreisser. Tipula sinuata hält F. mit der tip. calmarienſis in der Fauna Suecica für einerley; mit der tip. quadrimaculata hat sie nicht viel Aehnlichkeit. Er fand bey Helsingsburg an der Gerste eine besondre Krankheit, welche vermuthlich von Insekten herrührte. Die obersten Spitzen der Aehren waren gelblicht, welk, gleichsam zusammen gedreht und völlig abgestorben. Sonst stand die ganze Pflanze gesund. Die kleinen zirkelförmigen Zäune von Steinen, welche man hier um die jungen Bäume legt, hält er für schädlich, weil sich der Schnee darinne sammlet. Die vorzügliche Güte der schwedischen Wege rührt insonderheit von der Leichtigkeit des Fuhrwerks her. In Schweden hat man kleine leichte Wagen, meistens mit unbeschlagenen Rädern und breiten Felgen, welche fast keine Spur im Wege zurücklassen. Die Landgüter der Schonschen und Hallandschen Gegenden sind die ansehnlichsten und besten in ganz Schweden. Die Kronbauern leben am erträglichsten, ohne Frondienste. Ihrer 10 bis 12 müssen einen Mann völlig ausgerüstet stellen, die untern zur Flotte, die obern von der See entfernten, zur Armee, und im Frieden unterhalten, dafür er ihnen bey ihrer Arbeit hilft; diese Einrichtung soll noch von Carl XII. herrühren: die adelichen Bauern haben es meistens schlimmer. In einem jeden Bauernhause findet man einen Weberstuhl. S. 23 rückt F. die Beschreibung der Fabricia ein, einer Pflanze,

ſtern. Durch die Mühſeligkeit des beſchwerlichen Ackerbaues, der Schiffart, der Fiſcherey, der Jagd abgehärtet, entſagen ſie freudig vielen Bequemlichkeiten, und halten feſt an die alt väteriſchen Tugenden, Treue, Mäßigkeit, Gaſtfreyheit und Tapferkeit. Bey der mehrern Gleichheit der Stände und der unbegränzten Freyheit, haben ſie eine ſtärkere Empfindung von der Würde des Menſchen, und ſind daher ihrem Könige treu. Der eigentliche nordiſche Adel iſt ſchwach; der alte iſt ganz verloſchen, der neue aber nicht zahlreich. Er hat im ganzen Lande nur zwey Grafſchaften, Larwig und Jarlsberg. Der Bauernſtand iſt völlig frey, ohne Leibeigenſchaft, ohne Frohndienſte. Ihr Hof gehört ihnen meiſt eigen; die Abgaben drücken ſie nicht. Um ihren Nachkommen ihre Hufen zu verſichern, haben ſie das Adelsrecht eingeführt, welches durch eine königl. Verordnung auf 20 Jahre eingeſchränkt worden iſt. Vorher konnte ein jeder, welcher beweiſen konnte, daß er in gerader niederſteigender Linie von einem Beſitzer das Guthes abſtamme, Anſpruch darauf machen, und ſolches gegen Erlegung des Kaufſchillings widerum in Beſitz nehmen. Er muſte aber doch alle 10 Jahr im Gerichte bezeugen, daß ihn blos Mangel am Gelde hindere das Guth einzulöſen, daß er ſich aber ſein Recht vorbehalte. Dieſes alte Recht hinderte allerdings die Verbeſſerung der Güther, und verwickelte die Beſitzer in mancherley Händel. Jeder Bauer iſt zugleich in den inländiſchen Provinzen Soldat, und an der Küſte Matroſe. Der geworbenen Regimenter ſind wenig; aber ſie gehören mit zur Landmiliz, welche die eigentliche Stärke ausmacht. Der Zuſtand der Wiſſenſchaften iſt beſſer, als man in einem Lande vermuthen ſollte, wo Akademien, eigentliche Bibliotheken, ſo gar Buchläden fehlen. Nur wenige können die Koſten des Aufenthaltes in Kopenhagen tragen, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, aber dieſe zeichnen ſich durch Munterkeit und Freyheit im Denken aus.

Soviel aus der Einleitung des Hrn. Fabricius, wo wir freylich manche Abweichungen von Büſchings Nachrichten gefunden, aber auch manche Angaben näher beſtimmter zu ſehn gewünſcht haben. Vom Silberbergwerke zu Jarlsberg, ſpricht er gar nicht; von dem Kongsberger giebt er keine Summe an. Der Verfaſſer der kurzgefaßten Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europäiſchen Staaten, 2ter Theil, 1ſter Abſchnitt, rechnet die jährliche Ausbeute zu 300,000 thlr.

Jarls-

Jarlsberg aber giebt er für weit weniger beträchtlich aus. Seine Nachrichten von dem norwegischen Heringshandel, von dem Cabellau, und dem Handel mit getrockneten Fischen nach Deutschland, sind auch bestimmter als sie F. gegeben hat, welcher sich mehr um die Merkwürdigkeiten des Naturreichs scheint bekümmert zu haben. Wir kommen nun zum Reisejournale.

Auf seiner Durchreise sahe F. auch die neue schwedische Nationaltracht, wovon er aber dem Lande keinen großen Vortheil verspricht. Das königl. schwedische Verbot, wider das Brandweinbrennen ist aufgehoben, die Brennereyen aber zu einem besondern eingeschränkten Handel der Krone gemacht, die in der beträchtlichsten Stadt jeder Provinz eine solche Brennerey angelegt hat. Sie sind jetzt alle verpachtet; aber der Preiß und die Güte, sind den Pächtern bey dem Verkaufe vorgeschrieben. An Feyertagen bestreut man in Schweden die Stuben mit frischem gehackten Wachholderstrauch, welcher einen angenehmen Geruch macht. In den obern schwedischen Provinzen hingegen braucht man dazu blos Tannenreisser. Tipula sinuata hält F. mit der tip. calmarienſis in der Fauna Suecica für einerley; mit der tip. quadrimaculata hat sie nicht viel Aehnlichkeit. Er fand bey Helsingburg an der Gerste eine besondre Krankheit, welche vermuthlich von Insekten herrührte. Die obersten Spitzen der Aehren waren gelblicht, welk, gleichsam zusammen gedreht und völlig abgestorben. Sonst stand die ganze Pflanze gesund. Die kleinen zirkelförmigen Zäune von Steinen, welche man hier um die jungen Bäume legt, hält er für schädlich, weil sich der Schnee darinne sammlet. Die vorzügliche Güte der schwedischen Wege rührt insonderheit von der Leichtigkeit des Fuhrwerks her. In Schweden hat man kleine leichte Wagen, meistens mit unbeschlagenen Rädern und breiten Felgen, welche fast keine Spur im Wege zurücklassen. Die Landgüter der Schonschen und Hallandschen Gegenden sind die ansehnlichsten und besten in ganz Schweden. Die Kronbauern leben am erträglichsten, ohne Frondienste. Ihrer 10 bis 12 müssen einen Mann völlig ausgerüstet stellen, die untern zur Flotte, die obern von der See entfernten, zur Armee, und im Frieden unterhalten, dafür er ihnen bey ihrer Arbeit hilft; diese Einrichtung soll noch von Carl XII. herrühren: die adelichen Bauern haben es meistens schlimmer. In einem jeden Bauernhause findet man einen Weberstuhl. S. 23 rückt F. die Beschreibung der Fabricia ein, einer Pflanze,

welche nach der Alſtroemeria in der ſechſten Claſſe zu ſtehen kommt, und vom Hrn. Thunberg ihren Namen zum Andenken ſeiner Freundſchaft mit unſerm Verfaſſer bekommen hat. Es werden zugleich ſechs Arten davon genau unterſchieden. Eine thendredo, F. nennt ſie lateralis, wird S. 33. beſchrieben. Der Nutzen des Haidebrennen beſteht darinnen, daß auf den öden Stellen lauter neue und junge Schüſſe mit einigen kleinen Grasarten wieder hervorkommen, welche dem Viehe, inſonderheit den Schaafen ein ſchmackhaftes Futter geben. Sonſt wird die Haide ſo harte auf dem Felſen, daß das Vieh ſie nicht zerbeiſſen kann. Die vielen Sägemühlen über der Stadt Friedrichshall ſchaden dem Hafen durch die Sägeſpäne, welche in das Waſſer geworfen werden, und jährlich die Tiefe des Hafens vermindern. Den Fiſchereyen thun diſſe Sägeſpäne ebenfalls nach dem eignen Geſtändniſſe der Einwohner einen groſſen Abbruch, denn wenn ſie mit dem Strome heruntertreiben, ſo ſetzen ſie ſich zwiſchen den Kiefen der Fiſche, die im Strome aufſteigen. Daher vermeiden jetzt der Lachs und die Lachsforelle den Buſen ganz und gar S. 70. Eben dieſe Klage führt man jetzt auch in Schleſien: ſiehe die Schleſiſchen ökonomiſchen Nachrichten 6ter Band. Verſchiedenes von der wohleingerichteten Wirthſchaft des Hrn. Tanke. S. 74. werden zwey Fiſche, der Gadus virens, Sin, und labrus ſuillus, Blagylta, beſchrieben. In der wohleingerichteten Ziegelley des Hrn. Kriegsrath Dahl bey Kölsbergbrug wird die Thonmühle durch Pferde getrieben, die Welle hat 8 krumme Meſſer. Sehr genau beſchreibet H. F. die ganze Einrichtung eben nicht. Den Dachziegeln giebt man auch eine blaue und grüne Glaſur. Das Eiſenwerk bey Moß erhält ſeine Erzte von Arendahl und Scheen, und verarbeitet jährlich etwa 3 bis 4000 Tonnen Erzt. Dieſelbe Welle, welche den Pochhammer treibt, bewegt auch eine Winde, die das zerſtoſſene Erzt in Kübeln auf den hohen Ofen bringt. Dieſer geht gewöhnlich nur 10 Monate, und liefert täglich etwa 10 Schifpfund Eiſen, worzu 10 bis 11 Laſten Kohlen die Laſt zu 10 Tonnen, verbraucht werden. Gleich darneben iſt eine Kanonengieſſerey, ſo daß man das geſchmolzene Eiſen gleich in die Grube leiten kann, wo die Formen ſind. Man bohrt jetzt die Kanonen aus einem Stücke, und gießt ſie nicht mehr über einen Kernſtock. Zu Walloe einer kleinen Halbinſel iſt ein königl. Salzwerk, das einzige ſeiner Art im ganzen Lande.

Man

Man bereitet das Salz aus dem Seewasser der Nordsee, dessen Gehalt zwar nach der Jahreszeit merklich verschieden, gewöhnlich aber zwischen 3 bis 4 Grade ist. Das Seewasser wird durch sechs Pumpen, wovon die größten 15 Zoll, die kleinsten aber 12 Zoll im Diameter haben, in einer Entfernung von 540 Fuß vom Lande gehoben, daß es durch Röhren in die umliegenden Gradirhäuser geleitet werden kan. Das Triebwerk der Pumpen besteht aus einem einfachen Rade mit einer Welle, an welcher zugleich eine Uhr angebracht ist mit ihrer Glocke, damit man auch in der Entfernung wissen könne, ob die Pferde arbeiten. Die vorgeschlagenen Windmühlen möchten nach des V. Meynung nicht vortheilhafter seyn, weil die Windstillen an der Küste ziemlich häufig sind. Zum Reissig nimmt man hier den Schwarzdorn, auch den Wacholderstrauch, welcher aber lange nicht so brauchbar wie jener ist. Hr. Lerche, Verwalter dieses Salzwerks, hatte angefangen über schief liegende Bretter zu gradiren; aber man konnte noch nicht von dem Ausfalle urtheilen. Die Inkrustation der Dornen, scheint dem V. aus dem schleimichten Wesen des Seewassers seinen Ursprung, und sowohl etwas schleimigtes als etwas harziges zu haben. Er fragt ob dies die Ursache sey, warum das gradirte Seesalz weniger scharf, und zu den Fischereyen weniger dienlich sey? Die Holländer gebrauchen bey ihren Fischereyen spanisches Seesalz, welches durch die Sonnenhitze crystallisirt wird, und von den Holländern nochmals in Seewasser aufgelöset und raffinirt wird. Hier aber hätte sich H. F. der Anleitung der Chymie überlassen, und nicht so unbestimmt von schleimichten, harzichten Wesen, und von einer bittern harzigen Erde oder steinartigen Materie sprechen sollen. Das Verfahren der Holländer ist auch nicht ganz dasselbe, wie es Hr. F. beschreibt. Man sehe Hallers Beschreibung der Salzwerke im Amte Aelen S. 78. Man hat an den dortigen Gradirhäusern ein beständiges Wetterzeichen. Wenn das Wasser beym Auslaufen der Pumpe große Blasen treibt, so giebt es gewiß Regen; hingegen zeigt der Schaum, wenn er bey der Pumpe trocken und braun wird, gutes Wetter an. Wegen der Nachbarschaft der See, ist die Luft oft äusserst naß und feucht; daher muß man das Gradiren alsdann wiederholen. Man bringt die Sole gewöhnlich auf 20 bis 24 Grad, und setzt alsdenn englisches Steinsalz zu. Man erhält dieses aus den Gruben bey Norwich, legt es in den letzten Kasten, und giebt der Sole einen Gehalt von 32

bis

bis 33 Graden. Durch dieſen Zuſatz erhalten ſie den Vortheil, daß ſich das Salz viel geſchwinder cryſtalliſirt. Sie haben es ſo weit getrieben, daß ſie ein Werk in 60 Stunden zu Ende gebracht, und 38 Tonnen Salz mit 4½ Fadenholz erhalten. Die Sudpfannen ſind von Eiſenblech und ruhen nicht auf gemauerten Pfeilern, ſondern an jeder Seite ſtehen große hölzerne Blöcke von der Höhe der Pfannen, auf welchen fünf groſſe Balken quer über die Pfanne liegen. An dieſen Balken ſind die Pfannen mit eiſern Klammern befeſtiget; eine Einrichtung, welche auch nach der Meynung des H. F. das Ausdünſten der Feuchtigkeit ſehr verhindert. In den letztern Zeiten hat man auch über die Rauchzüge kleine Sudpfannen angebracht. Die reichhaltige Mutterlauge wird wiederum eingekocht, das daraus erhaltene Salz aber, weil es mehr Bitterſalz enthält, für ſich aufbewahrt. Die zweyte Mutterlauge läßt man in die See. So trocken auch das Salz aus den Trockenſtuben kömmt, ſo iſt es hier doch unmöglich in der Nähe der See es in den Magazinen trocken zu erhalten. Daher klagen die Käufer, daß das Tonsberger Salz ſo ſehr ſchwinde, und es fehlt dem Werke an dem gehörigen Abſatze. Auch hier ſind die gemachten Verſuche, die Sole durch den Froſt zu graduiren, fehl geſchlagen. Die Röhren und Brücken leiden auſſerordentlich von dem Schifswurme (teredo navalis.) Die zwey oder drey kleinen Schalen an der Spitze des Wurms hält Linné für eine Art von Kinnladen, aber Hr. F. für wirkliche Schaalen. Sie ſind eyförmig, etwas convex, und haben an jeder Seite eine ſcharfe hervorragende Spitze. Er will das ganze Geſchlecht unter die vielſchäligen Muſcheln gleich nach den Pholaden einrücken, mit welchen ſie in der Lebensart die meiſte Aehnlichkeit haben. Man hat angefangen das Holzwerk mit einem Ueberzuge von Theer und Schwefel zu verwahren; F. ſchlägt vor, noch zerſtoſſenes Glas darunter zu miſchen. Das Eiſenwerk bey Larwig iſt das anſehnlichſte in ganz Norwegen; man hält auch das Eiſen für das beſte. Es liefert jährlich ohngefehr 6 bis 7000 Schifpfund Stangeiſen, und 2000 Schifpfund Gußeiſen. Der Franzoſe Jars beſchreibt die Eiſenhütten zu Näß und Larwig ſehr umſtändlich: aber verſchiedenes muß ſich ſeit der Zeit doch geändert haben. So hat man jezt bey den Hammern zu Larwig die Verbeſſerung des Hr. Rinmann eingeführt, und die Hebarmen von gegoſſenen Eiſen gemacht, und auſſen an der Welle befeſtiget. Man hat auch

gegossene Amboße eingeführt, und eine Kanonengiesserey angelegt. Die Einsichten des Besitzers zeigen sich vorzüglich in der Eintheilung seiner Waldungen. Um die Pfähle wider die Seewürmer zu schützen, pflegt man sie hier stark zu brennen, und mit Theer zu überziehn. Das buchene Holz soll ihnen länger widerstehen, als das eichene. Hr. F. schlägt das von Steinkohlen bereitete Oel, welches tief in das Holz eindringt, vor, um die Würmer abzuhalten. Die Einkünfte der Grafschaft Jarlsberg schätzt der V. zu 5 bis 6000 Reichsthaler; Larwig, hingegen soll gegen 30, 000 einbringen. Das Eisenwerk zu Eichsfort ist nicht beträchtlich, und hat mancherley Unbequemlichkeiten. Es liefert auch nur schlechten Stahl. Die Schlacken des hohen Ofens gießt man daselbst in viereckte Formen, und braucht sie als Mauersteine. Die Kosten der Unterhaltung und des Anbaues sollen doch beym Silberbergwerke, zu Kongsberg den jährlichen Ertrag weit übersteigen. Zum Pochen hatte man kürzlich auch die bekannten ungarischen Poch- und Waschwerke eingeführt, wie auch die Kinmannische Verbesserung der Hebel. Man setzt jetzt das Bley erst am Spurloche zu, und erspart dadurch eine ansehnliche Menge Bley; auch soll dieses Verfahren den geringsten Abgang des Silbers verhüten. Hier fand F. eine neue Art von Blasebälgen angebracht, welche doch schon Belidor in seiner Architectura hydraulica beschrieben hat. Das in Röhren geleitete Wasser treibt durch die Heftigkeit des Falles und des Anstosses die abgesonderte Luft mit ansehnlicher Gewalt durch eine Röhre ins Feuer. Man kan dabey die Stärke des Gebläses willkührlich bestimmen. Wir finden in Kalsoers Beschreibung der Bergwerke auf dem Harze, daß man auch dort einmal den Gebrauch dieses Gebläses eingeführt, aber bald wieder verlassen habe. Von der Beschaffenheit der Gebürge, Gänge und Erzte S. 126. Alles Bley zum Abtreiben muß man aus England verschreiben. Das Oberbergamt hat mit den übrigen Werken, welche meist Privatleuten gehören, nichts gemein, ausser daß es ihnen die königl. Befehle mittheilt. Das Forstamt ist damit verbunden. Das sogenannte Seminarium oder Bergwerksschule zu Kongsberg hatte seinen Ursprung dem Bergmedicus Becker 1757. zu danken, aber das ganze Gebäude mit der Sammlung von Mineralien und der Bibliothek ist vor einem Jahre in Feuer aufgegangen. Vorschläge zur Erweiterung und bessern Einrichtung eines neuen Seminarii S. 133 — 134.

Die

Die Einrichtung des Stahlwerks bey **Kongsberg** hat **Jars** in der IX. Abhandlung beſchrieben. Bey **Eger** ſah der V. ein Waldfeuer, welches aus dem unvorſichtigen **Bräte brennen** entſtanden war, und große Verwüſtung anrichtete. S. 139. beſchreibt F. eine ſinnreiche Erfindung bey einer Sägemühle, wodurch ein Waſſerrad, und ein ſehr dickes um eine hölzerne Welle befeſtigtes Tau, wovon ſich das eine Ende abwickelt, und das andre aufwickelt, die Stöcke auf die Anhöhen, wo die Mühlen liegen, gezogen werden. Den Lachs fängt man bey einem dortigen Waſſerfalle des Fluſſes ſo, daß man unter dem Falle einen von hölzern Sparren verfertigten Kaſten ins Waſſer hängt. Der Lachs, wenn er das erſtemal aufgeſprungen iſt, und von dem Strome wieder zurück geworfen wird, fällt in den Kaſten, woraus man ihn gleich mit Hacken holt. Das Alaunwerk zu **Chriſtiania** wird S. 158. f. zwar ziemlich weitläuftig beſchrieben, aber nirgends ſagt F. wie das Vitriolſalz aus dem Alaun geſchieden werde. Das **lycopodium complanatum** ſammlen die Bauerweiber bey **Edswoll**, und beitzen damit das wollene Zeug, ehe ſie es mit blau Holz färben. Das Eiſenwerk iſt klein, und die geringen und ſtrengflüſſigen Erzte werden in einem ordentlichen Roſtofen ſtark geröſtet. Zum Stellſteine braucht man hier einen grobkörnigen Sandſtein aus **Hedemarken**, der freylich nicht ſo lange wie die engliſchen aushalten kann, aber dafür auch wohlfeiler iſt. Beſchreibung der **Säler**, wo man das Vieh den ganzen Sommer hindurch weiden und hüten läßt. Das **Edswoller** Goldwerk ſoll erſt aufgenommen werden. Den wahren Gehalt der Erzte konnte F. nicht erfahren. Mit der Birkenrinde deckt man die Häuſer, um die Feuchtigkeit von den Sparren und Brettern abzuhalten. Die Bauern bey **Möſen** ſchnitzen ſehr geſchickt in Holz, worzu ſie die Waldbirke wählen. Das ſogenannte **Fladenbrod** iſt hier gebräuchlich. Es beſteht aus Habermehl, mit mehr oder weniger Gerſtenmehle vermiſcht. Je mehr Gerſte man nimmt, deſto trockener und unangenehmer wird es. Es wird in Fladen, die ſo dünne ſind, als Papier, auf groſſen eiſern Platten gebacken. Hin und wieder kommen doch Anmerkungen vor, welche wir in dem Reiſejournale eines ſolchen Mannes nicht erwarteten. Dahin rechnen wir S. 194. von den Ameiſenhaufen. Für ganz unwiſſende reiſte und ſchrieb ein F. doch gewiß nicht. Das Einimpfen der Pocken iſt bey den Predigern und andern wohlhabenden Perſo-

nen

gen sehr gewöhnlich. Bey Köraas ist die höchste Gegend im ganzen Norwegen. Die Kälte und Härte des Klima verhindert hier allen Ackerbau; die Ebene wird also blos zur Viehzucht genuzt. Aber auch diese leidet hier viele Schwierigkeiten. Zum Futter nehmen die Einwohner auch Mooß und Baumlaub. Die Gewerke der Köraasischen Gruben haben ein Kornmagazin angelegt, um dem Mangel ihrer Arbeiter dadurch abzuhelfen.

Die sogenannten Skieläufer, eine Art leichter Truppen, liegen hier in der Nachbarschaft; sie dienen des Sommers zu Fuße, des Winters auf den Skien in den Gebürgen und auf dem Schnee. Diese Skien sind lange Schrittschuhe 3 bis 4 Ellen lang, doch die am linken Fuße ist etwas kürzer. Sie bestehen aus bloßem Fichtenholze, und sind unten mit Rennthierfellen beschlagen, so daß die Haare beym Herablauffen der Berge platt anliegen, beym Hinaufsteigen aber entgegen stehn, und vor dem Herabglitschen sichern. In den hiesigen Gebürgen halten sich hin und wieder eigentliche Lappen, oder Finnen auf. Die Kupferwerke bey Köraas sind von der gröstn Wichtigkeit. Ein Kux giebt noch beständig 200 Rthl. Ausbeute. Die Bauern sollen das aconitum lycoctonum im Sommer abhauen, in großen Bünden sammlen, trocknen, und es mit Wasser gekocht dem Viehe ohne Schaden zu fressen geben S. 215. Den ranunculus acris braucht man zerquetscht als ein blasenziehendes Mittel beym Ausschlage und andern dergleichen Zufällen der Haut. In den nordischen Städten sind keine ordentlich eingerichteten Wirthshäuser; Fremde müssen sich daher der Gastfreyheit und Gefälligkeit der Einwohner überlassen. In der Naturaliensammlung des seeligen Bischoffs Gunnerus, dem die Drontheimer königl. gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften ihre Entstehung verdankt, fand F. eine Menge kleiner Krebse in Weingeiste aufbewahrt, die in Norwegen unter dem Namen Aat bekannt sind. Dieses Aat schwimmet im Sommer in unendlicher Menge in der See. Man kan keinen Eimer voll Wasser schöpfen, ohne Millionen dieser Thiere mit herauszuziehn. Diese sind es, welche den Fischen, insonderheit den Heringen, zur Nahrung dienen, sie unter das Land locken, da sie ihnen immer folgen, wie der Wind und der Strom sie treiben. Diese Krebsarten scheinen daher wenigstens mit Ursache zu seyn, warum sowohl die Menge der Fische, als das Glück der Fischereyen so sehr vom Strome und dem Winde abhängt.

hängt. Hier beſchreibt F. S. 243. das Sommeraat, das Sild aat, und eigentliche Aat, S. 337. heiſt der Aſtacus Harengum, Sildaat. Dieſen freſſen die Heringe, im Herbſte in erſtaunlicher Menge, und alsdann nehmen ſie das Salz nicht an, ſondern behalten beſtändig einen unangenehmen Geſchmack, und ein ſchlechteres Anſehn. Man erkennet dieſes Aatige gleich: denn, wenn man den Bauch oder Unterleib drückt, ſo gehet eine rothe Materie von ihnen. Deswegen läßt man die gefangenen Heringe einige Tage im Netze ſtehn, bis dieſes alles vergehet. Die rothe Farbe dieſer Materie rührt nach den Bemerkungen des Probſt Ström von den Augen des Aſtacus, welche einen hochrothen Saft enthalten, und der ganzen Maſſe dieſe Farbe mittheilen. Man hält ſie übrigens auch in dieſem Zuſtande nicht für ungeſund, S. 281. vielweniger für die Urſache des Ausſatzes, Spedalſkehd, welcher bey Hegaaſen ſehr ſelten iſt, obgleich viel tauſend Menſchen dieſe aatigen Fiſche eſſen. Dieſe Beſchäffenheit hat es mit der ſogenannten Krankheit der Heringe, welche noch neulich Hr. Leske unter dem Namen Rödat angeführt hat. — Man macht in Norwegen beſonders gute Käſe von dicker ſaurer Milch, wovon der Rahm zur Butter abgenommen iſt. Eine andre Art, Myſe Smör Oſt, wird aus bloßen Molken bereitet: Beſchreibung des lumbricus marinus. S. 257. Das nordiſche Gerichte, Tats, beſteht blos aus der warmen Milch, die über die Blätter der pinguicula vulgaris gegoſſen wird. Sie gerinnt alsdann, wird zähe, ſchleimig und nimmt einen nach des V. Empfindung unangenehmen Geſchmack an. Wenn ſie einmal dergleichen geronnene Milch haben, bedienen ſie ſich nicht mehr der Blätter der Pinguicula, ſondern blos eines geringen Theils der Milch ſelbſt. Sie iſt alſo ein multiplicabile in infinitum, und theilt aller andern Milch dieſelbe Veſtigkeit und Zähigkeit mit. Man bedient ſich in Norwegen dieſes Mittels auch, um die Milch leichter von einem Orte zum andern zu bringen. Statt des Eſſigs bedient man ſich durchgehends der Syra; ſie beſteht aus den Molken, die bey Verfertigung des alten Käſes zurückbleibt. Sie dient auch, mit Waſſer vermiſcht, im Sommer dem gemeinen Manne ſtatt alles Getränkes. Die hydra triticea möchten wohl die Eyer des buccini undati ſeyn, wie ſchon Linné vermuthet hat, S. 262. aber S. 333. führt er aus einer noch ungedruckten Abhandlung des Probſt Ström von der Lebensart des buccini lapilli, an, daß dieſes Thier

von

von lepas balanoides lebe, die es vermittelst seiner Zunge von oben aushöhle, und daß die hydra triticea die Eyer dieser Schnecke seyn. Hr. Ström soll darinne die Bereitung der Purpurfarbe aus den Säften, die sich im utero befinden, zeigen. Eben diese Entdeckung von dem Ursprunge der hydra triticea fanden wir schon in Ferbers neuen Beyträgen zur Mineralgeschichte verschiedener Länder S. 449. Theil I. Von dem in den weiblichen Zeugungsgliedern enthaltenem Purpur des buccinum lapillus handelt auch nach den Erfahrungen des Hrn. Ströms, Herr Chemnitz im vierten Bande der Beschäftigungen der Berl. naturf. Freunde No. XIII. Besonders ist es, daß so viele Gewächse der nordischen Gegend vivipara sind, oder, daß die Saamenkörner noch auf der Pflanze selbst auswachsen, und sich in eine Art von Augen verwandeln. Die Natur scheint gleichsam die Kürze des Sommers dadurch ersetzen, und den Pflanzen eine soviel längere Zeit zum Wachsen verschaffen zu wollen. Daraus erhellet auch die nahe Verwandtschaft der Augen mit den Saamen, nur daß die Vermehrung durch Augen nicht so sehr von der Vermehrung durch Saamen unterschieden ist, als man gemeiniglich zu glauben pflegt. F. bemerkte dieses an dem junco bufonio und an der aera montana, deren Saamen noch am Stiele ordentlich Blätter trieben. Die Ursachen des Todes einer Fliege, welche F. S. 467. nicht ergründen konnte, sind doch gewiß sehr begreiflich. Wir wenigstens haben dieses dem V. so wundervolle Phänomenon schon öfters gesehn. Die Abnahme des Wassers beweisen die bey Oeland unter dem Moore liegenden Muschelschaalen, Sand, und ganze Lagen von Seegewächsen. Die Volksmenge der nordischen Küste hat augenscheinlich zugenommen; der Pastor Holtermann rechnete den Zuwachs seiner Gemeinde in den letzten 12 Jahren auf 3 bis 400 Personen. Die Nereis maculata scheint dem V. S. 271. sehr nahe mit dem Charakter des Geschlechts, Terebella übereinzukommen, obgleich die tentacula fehlen. Der Sey erhält nach der verschiedenen Größe auch verschiedene Namen. Im ersten Jahre heist er Mort, und wird im Herbste in großer Menge gefangen. Jezt kocht man aus der Leber Thran, da man ihn vorher wegen der geringen Größe blos zum Viehfutter brauchte. Im zweyten Jahre nennt man ihn Dicke Mort; im dritten Middel Sey; im vierten und fünften Holufs Sey; im sechsten half Sey Ufs, und endlich im siebenden Sey Ufs. Er

wird blos aufgeſchnitten und getrocknet. Man treibt damit einen ſehr groſſen Handel, auch nach den nahen ſchwediſchen Provinzen. Die Fiſchereyen unterſtützen hier die Viehzucht gar ſehr. Man rechnet ungeachtet des langen Winters, auf ein Stück Rindvieh nur zwey Fuder Heu und ein Fuder Stroh; die übrige Nahrung geben Tang oder Seegewächſe, inſonderheit fucus eſculentus und canaliculatus. hernach Fiſchköpfe, Floſſedern, und andre Theile, die man ſonſt nicht zu gebrauchen weiß. Man kocht die Fiſche im Waſſer, nimmt die Gräten heraus, wirft alsdann den Tang hinein, und läßt es das mit aufkochen. Alles wird wohl unter einander gemiſcht, und ſo dem Viehe gegeben. Nach dieſem Futter ſoll das Vieh nicht allein viel, ſondern auch wohlſchmeckende Milch geben. Die noch nicht aufgeblühten Knoſpen von hypericum hirſutum ſetzt man auf Oel, und heilt damit alle Geſchwüre und äuſſerliche Schäden. Den blennius viviparus nennt man Aalruſter und hält ihn für das Weibchen des Aals. Die 6 Fühlfaden am Munde, welche Linné als Unterſcheidungszeichen angiebt, fand F. nicht; eben ſo wenig hat auch die Abbildung, in den Stockholmer Actis dieſe Kennzeichen. Der Fiſch wird nicht gegeſſen, ſondern wiederum in die See geworfen. Der gemeine Dorſch iſt bald grau, bald röthlich und beynahe goldfarbig. Dieſe Verſchiedenheit der Farben ſoll von dem Grunde herrühren, auf welchem ſie gehen. Die rothen hält man für die beſten. Verſchiedene Fiſchläuſe auf dieſen Dorſchen werden S. 281, 282. beſchrieben. Den oniſcum balænarum fand H. F. unter den Steinen, die bey der Fluth von der See bedeckt waren. Er unterſcheidet ſich ſehr deutlich ſowohl von den oniſcis als auch von den phalangiis, und macht ein neues Geſchlecht aus, welches gleich nach den acaris unter den Ryngotis des H. Fabricius eingerückt werden ſoll. Er behält hier den Namen Pycnogonum, den ihm Brünnich gegeben hatte. Der Character iſt: haustellum ſubconicum apice pertuſum absque proboſcide et ſetis. Die Beſchreibung ſteht S. 283. Wenn der turbo littoreus höher an den Felſen hinauf kriecht, ſo erwartet man Nordwind. Wenn der Lomme, colymbus arcticus über dem Buſen ſchwebt, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, daß die Heeringe eingetreten ſind. Aalgyrre nennt man den blennium gunnellum, der im Tang bey niedrigen Waſſer häufig gefunden wird. Er wird hier Seite 290 beſchrieben. Der Pferde-

hay

hay, squalus maximus, norweg. Bedyd, wird bey Otteröholm zuweilen zwischen den Felsen gefangen. Er erstreckt sich weiter herunter auf die Orkney's und Hebridischen Inseln. Man hat ihn auf der irrländischen Küste in dem Meerbusen Boliſchannon und auf der welschen Küste um Anglesea herum gefunden. Man sehe Pennants Reise nach Schottland. 1. Theil S. 267. der deutschen Uebersetzung. Den fucus esculentus, Tarre, frißt das Vieh roh, ohne alle Zubereitung, wird davon fett, und giebt gute Milch; die übrigen Arten frißt es nur gekocht, mit Fischen vermischt, erhält sich aber nur das Leben davon. S. 329. finden wir die larva des Elater mesomelus von H. Stroem beschrieben; eine wichtige Bemerkung, da wir die Larven dieser Käfer noch so wenig kennen. Den arbutus uva ursi hat man neulich angefangen zu sammlen und zum Gebrauch der Gerbereyen anzuwenden. Der hier sogenannte Spedalskehd, lepra, rührt nach den Bemerkungen des H. Probst Ström nicht von dem so häufigen gordius marino her. Die Kälte und Näße, welcher die Einwohner beym Fischfang ausgesetzt sind, und die schlechte Nahrung von bloßen fetten Fischen, ohne Brod und ohne Branntewein, scheint mehr dazu beyzutragen. Sie fängt gemeiniglich mit geschwollenen Beinen an, und die Knoten und Beulen zeigen sich erst in der Folge. Der Probst hatte selbst bey verschiedenen Personen seiner Gemeinde, das trifolium fibrinum mit vielem Nutzen gebraucht. Den lumbricus cirrhosus des H. Ström hält F. für eine Nereis, die cirrhos aber für die Jungen welche die Mutter inwendig verzehren. H. Ström hat bemerkt, daß wenn die Larva der noctua fuliginosa des Winters häufig auf dem Schnee zum Vorschein kommt, so folgen kalte naße Jahre, und hieraus Mißwachs. Messer und andre Instrumente bewahrt man vor den Rost, indem man sie in den boletus suberosus steckt. Bey Birkedal sticht man die Torferde an den niedrigen Stellen der Wiesen aus, führt sie in grosse Haufen zusammen, und wendet sie hernach zur Düngung an. In der Gegend bey Nordfiord sind die Krebsschäden häufiger als sonst wo; die lepra überhaupt sehr selten, und auf keine Weise ansteckend. Man führte dem H. F. Beyspiele von Eheleuten an, wovon einer die Krankheit gehabt, der andere aber nie bekommen hat. Die umbella des Flieders (sambuci) hatte man in Salzlacken aufbewahrt und brauchte sie an der Stelle der Salzgurken. Das Leuchten des

Seewaſſers kann die Nereis noctiluca wohl ſchwerlich allein verurſachen, F. meynt daher, daß es mehrere Arten von Würmern ſeyn dürften. Bajon hingegen, in ſeiner Geſchichte von Cayenne, will dieſes Leuchten durchaus wiederum von dem Reiben des Meerwaſſers herleiten. Zum Punſche bediente man ſich ſehr häufig des Safts der inländiſchen Beeren, an ſtatt der Citronen. Man nimmt darzu Eyrebeeren (oder unſere Preißelbeeren) Johannisbeeren, auch wohl Erdbeeren die alle eine obgleich nicht ſtarke Säure haben, und einen recht guten Punſch geben. Zu eben dem Gebrauche wendet man in Schottland, nach Pennants Berichte, den Saft der Eblſchbeeren an. Die Krätze, welche in den innern Theilen des Landes ſo äuſſerſt häufig iſt, trift man in den Gegenden bey Sogne und ſehr ſelten an. H. F. vermuthet, daß das häufige Seebaden, und die Näſſe des Seewaſſers hier einigen Einfluß auf die Geſundheit der Einwohner dieſer Küſte habe. Der Mangel und die Theurung des Tabacks hat die Leute dahin gebracht, daß ſie Porſt (myrica gale) mit etwas Taback vermiſcht rauchen. Eine ausführliche Beſchreibung der nordiſchen Hummern S. 358—9. Der Handel mit Fiſchen zu Bergen, ziemlich umſtändlich. Das Andenken des Stiftsamtmanns Walkendorf ſollten die Einwohner von Bergen billig mehr ehren, weil er ſie zuerſt von der Unterdrückung der deutſchen Hanſeeſtädte befreyet hat. Dieſe hatten ehemals hier ihre Comtoirs und Packhäuſer zum Betriebe des Fiſchhandels angelegt, wovon noch die Reſte zu ſehen ſind. Der Mann wird aber ſonſt wegen der Verfolgungen gegen den groſſen Tycho de Brahe immer in der Geſchichte der Wiſſenſchaften verhaßt bleiben. Die verſchiedenen Arten von Primſtaver, nach welchen die Bauern in vorigen Zeiten die Monate und Tage des Jahres berechneten, ſind in dem dänniſchen oekonomiſchen Magazine weitläuftig beſchrieben. Ein Model von einer Dreſchmaſchine, und ein anderes von einer Saemaſchine, welche ein Herr Jäger zu Bergen verfertiget hat, beſchreibt F. S. 369 370. Bey Gelegenheit des St. Jürgenshoſpitals von dem Ausſatze, welcher ſich hin und wieder unter den Armen an der nordlichen Küſte von Drontheim und Bergen unter den Armen findet. Dieſe Krankheit iſt eigentlich nicht anſteckend, denn die Aufwärter des Hoſpitals werden nie damit befallen. Sie greift aber oft alle Bewohner deſſelben Hauſes an, weil ſie alle auf die nemliche Art leben. Die

Krank-

Krankheit scheint in einer gänzlichen Verderbniß und Schärfe der Lymphe, oder des Seri, zu bestehen, und zeigt sich auf verschiedene Art durch Heiserkeit der Stimme, Schmerzen im Halse, und Knoten und Beulen im Gesichte, an den Händen und an andern Theilen des Körpers. Das ganze Gesicht wird verstellt, das Jucken ist unleidlich, und es fließt beym Jucken eine scharfe übelriechende Feuchtigkeit aus den Beulen. Die Augenbraunen fallen aus, die übrigen Haare aber nicht. Zuweilen, doch selten, greift sie, wie der hohe Grad der venerischen Krankheit, die Nase und die übrigen knorplichen Theile des Körpers an, und Finger und Füße lösen sich von selbst durch eine Eiterung ab. Man hat verschiedene 50, 40, und 30 Jahre erhalten, obgleich andere, wenn sich die Knoten im Halse und in der Brust setzen, plötzlich erstickten. Die eigentliche Ursache dieser Krankheit besteht wohl, wie H. F. meynt, in der Lebensart der Aermern, welche an der Küste fast gänzlich von den fetten Fischen, von Thran, von Lebern der Fische, oft ohne Brod und ohne Brandewein, leben. Diese Nahrung muß der Lymphe und dem Blute eine Schärfe mittheilen. Die feuchte Luft und die häufige Erkältungen auf den Seereisen geben gemeiniglich Gelegenheit zum Ausbruche der Krankheit. Die unglücklichen Bewohner des Hospitals sieht man als unheilbar an, und reicht ihnen daher keine Arzeneyen. Eine andere Norwegen eigne Krankheit, ist die sogenante Röde Syge; diese herrscht bloß in Christiansfunds Stift, und ist dem V. nie vorgekommen. Sie scheint spasmodisch zu seyn, und mehr Aehnlichkeit mit der Kriebelkrankheit zu haben. Doch sind die Nachrichten und Beschreibungen davon sehr unvollkommen. Die sogenannte harmonische Academie zu Bergen, worinne die Zeichenkunst gelehrt wird, ist eine wahre Seltenheit in Norwegen. Das Phalangium grossipes gehört, ob es gleich vier etwas anders gestaltete palpos hat, dennoch zu dem neuen Geschlechte Pycnogonum. Es wird hier S. 382. nebst andern neuen Arten von Insecten beschrieben. Von den Kennzeichen der spongia infundibuliformis S. 386.

So viel aus einem Buche, das voll guter und brauchbarer Nachrichten ist, und insonderheit viele Beschreibungen von den eignen nordischen Insecten und Seewürmern liefert, auf welche H. F. vorzüglich als ein Kenner seine ganze Aufmerksamkeit scheint gerichtet zu haben. Denn die übrigen Theile

der Naturgeschichte haben hier weniger Aufklärung erhalten, und an vielen Orten sieht man wohl, daß der Reisende mit der Chymie und andern mit ihr verwandten Wissenschaften eben nicht sehr bekannt seyn muß. Viele ganz gemeine und unnütze Erzählungen und Bemerkungen sind doch auch mit eingemischt, die wir nicht einmal in des Verfassers Schreibetafel, zu geschweigen in einem gedrukten Reisejournale, gesucht hätten. Diese Einkleidung hat die grosse Unannehmlichkeit für jeden Leser, daß er viele Dinge drey und viermal wiederlesen muß, und bald hier bald dort einen Theil von einer Bemerkung findet. Der deutsche Ausdruck ist zwar dem Verfasser nicht allenthalben gelungen, doch überall haben wir eine männliche Stärke der Gedanken und Worte mit einer edlen Simplicität vereiniget gefunden. Den Mangel der nöthigen Kupfer haben wir nur allzuoft beym Lesen des Buchs gefühlt.

Vt.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte. Von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Leipzig bey Dyck. 1779. gr. 8. fünftes Stck. S. 515. — 640.

Den Anfang macht ein Auszug aus Wilsons series of Experiments relating to phosphori and the prismatic colours. Wilson stellte seine Versuche in einem dunklen Cabinet mit Papier, Leinwand, Zucker, Brod, Gummi, Baumwolle, Leim, Knochen, Haaren, Wolle, Federn, Schalen, Edelgesteinen, Metallen, Säuern ꝛc. an. Zur Curiositas naturalis findet man viel hier. Im zweyten Abschnitt wird über den Begrif des Phosphorus gestritten. S. 552. fängt der Auszug (denn in diesem ganzen Stück ist nichts Eigenes und Neues aus Deutschland) aus Philosophic. Transact: Vol. LXVII. an. Waschen und Reiben hilft zum Wachsthum der Bäume. Neue Bestätigungen, daß jedes gemeine Ey in einer königlichen Celle eine Bienenkönigin werden kann. Ist denn kein Swammerdamm unter unsern deutschen Naturforschern, der durch die subtilste und genauste Anatomie den Werth dieser Versuche bestimmen kann? Anstriche von Ruß und Theer schützen den Körper vor dem Wetterstrahl. Für die

Astro-

Astronomie und für die Lehre von den De Luc'schen Barometern enthält dieser Band viel Schönes. Das 2te Stück ist Mayde Anweisung die beste Composition zu den metallnen Spiegeln der Teleskope zu machen ꝛc. auch aus Phil. Trans. übersetzt. Und zuletzt eben daher Huddarts Nachricht von einem Schuhmacher in Engelland, der den Augenfehler hatte, daß er die Farben nicht unterscheiden konnte, die meisten nur errieth, und oft im Errathen irrte.

Uk.

D. Petr. Bened. Christ. Graumann brevis Introductio in histor. natural. animalium mammalium in usum auditorum. Rostochii apud Koppium, 1778. 8. 6. Bogen.

Ein trocknes magres Namen-Verzeichniß über die erste Classe der Thiere nach Erxlebens System. Synonyma und Kupfer sind angegeben worden. In der Einleitung wirft der Verf. die Grundsätze ohne Ordnung unter einander. Die Austern nennt er Hermaphroditen, bey den Blattläusen sieht er die bekannte Art der Fortpflanzung für eine Art von Ueberschwängerung an. Den Hippopotamus nennt er Behemot, da doch im Hiob der Elephant beschrieben ist. Wir können nicht einsehen, warum der Verf. diese Bogen lateinisch geschrieben hat.

Zoologia Danica, seu Animalium Daniæ et Norvegiæ rariorum ac minus notorum descriptiones et historia. Vol. I. Explicationi Iconum fasciculi primi ejusdem operis inserviens. Auctore *O. Frid. Müllero*. Havniæ et Lipsiæ sumt. Weygand. 1779. 8. S. 103.

Der Titel erklärt den ganzen Inhalt. Es ist die vortrefliche Beschreibung der herrlichen Kupfer, womit uns Hr. M. ein grosses Geschenk gemacht hat. Und wir dürfen wohl im Namen aller Naturforscher dem unermüdeten Mann hier öffentlich den feurigen Dank abstatten, den er verdient, dürfen

ſen ihm Unſterblichkeit, und lautes Lob bey der Nachwelt weiſſagen. Recenſent hat ſich lange an den Kupfertafeln ergötzt, ehe er ſie verſtanden hat. Aber Dank und Liebe dem edeln Mann für die feſtliche Morgenſtunden, in denen er ſich mit dieſem Büchlein in der Hand gelabt, und zum Thron des Schöpfers aufgeſchwungen hat. Auch Herr Müller ſagt in der Vorrede: Me ſaltem adeo occupaverunt, ut ſupra humana erectus ſanitatem ipſamque vitam vilipenderem, dum licet profunda maris et ſinuum percontari, viſceribus animalium ſpectandis immorari, et cum incolis mundi inviſibilis uſum et conſuetudinem habere. Iſt es ſonſt oft ein verdrießliches Geſchäft, Recenſent zu ſeyn, ſo iſt es doch auch angenehm, ſo einen Mann, der ganz für ſeine Wiſſenſchaft lebt und webt, ſeinen Landsleuten öffentlich anzupreiſen. Im 4ten Heft verſpricht Hr. M. pluria marina, pauca inteſtinalia, nec, ſchreibt er, ultra tertium ſpondeo, cum vires corporis animum indies derelinquant, nec ſocium aut veſtigia prementem commilitonem reperire contigerit. Wer wird nicht wehmüthig, wann er aus Hn. M. Munde dieſe Klage tönen hört? Wir haben freylich zuweilen gewünſcht, etwas mehr von der Lebensart dieſer Thiere, von ihrer Nahrung, und vom Gebrauch ihrer ſeltſamen Glieder zu leſen, aber wer die Schwierigkeiten kennt, wird nicht ſo unbillig ſeyn, mit ſolchen Foderungen den fleiſſigen Mann zu beſchweren.

J. Fr. Gmelins Abhandlung von den Arten des Unkrauts auf den Aeckern in Schwaben, und deſſen Benutzung in der Haushaltungs- und Arzneykunſt. Nebſt einer Zugabe von Ausrottung deſſelben, und von einigen Werkzeugen zur Reinigung des Saatkorns, von J. J. W. A. D. Lieheck bey Green. 1779. 1¼ Alphab. 8.

Was hier in einem Band geliefert wird, ſteht ſchon lang im Naturforſcher, in oekonomiſchen Schriften, im Museo ruſtico, im hannöveriſchen Magazin, Hausvater ꝛc. ꝛc.

Joh.

Joh. Leonhard Frisch Beschreibung von allerhand Insekten in Deutschland — Zehenter Theil. Berlin 1779. bey Nicolai. 4. mit Kupf. S. 25, ohne Register über die letzten 5 Theile.

Dies ist eine unveränderte neue Auflage. In der Vorrede wird manche Unrichtigkeit, die im Swammerdam vorkommt, verbessert. Schade ist es, daß nicht systematische Nahmen zu so schönen und genauen Beschreibungen geliefert worden sind. Aber zur Zeit des Verf. dachte man daran noch nicht genug.

Ef.

Albr. Wilh. Roth, Abhandlung über die Art und Nothwendigkeit, die Naturgeschichte auf Schulen zu behandeln. Nürnberg, 1779. 8. 5 Bogen.

Sollen wir unser Urtheil aufrichtig sagen, so hätten diese Bogen wohl ungeschrieben bleiben können. Man erwartet Vorschläge, und findet keine. Der junge Doktor wollte seinem Vater ein Specimen eruditionis et doctrinæ geben, und da ward ein Stück vom Collegienheft abgedruckt. Hr. R. stellt sich, als wann kein Mensch bisher wüßte, wie N. G. vorgetragen werden müßte. Er nennt mit einer wichtigen Mine allgemein bekannte Bücher. Er giebt ein Probestück aus der Botanik, das eine magre Uebersetzung aus Linn. Philos. bot. ist. Er schimpft auf Universitäten, als wann sie alle Sammelplätze tobender Jünglinge wären. In der Vorrede spricht er nicht anders, als wann Deutschland von Atheisten wimmelte. Er erklärt alles sehr mager, schreibt Hylum statt Hilum ꝛc. Kurz wir dächten, der junge Mann studierte noch lange, ehe er sich an das Bücherschreiben wagt.

Uk.

Adam Daniel Richters Lehrbuch einer für Schulen faßlichen Naturlehre. Vierte Auflage. Mit Kupfern. Leipz. und Budißin, bey Dauzer. 1779. 8.

Wir tadeln an diesem Lehrbuch die großen Noten, in welchen manches einzelne gar zu weitläuftig erzählt wird. Ferner, daß der Verf. keine Schriften anführt, weil die Literairgeschichte der Wissenschaft jedem Jüngling unentbehrlich ist. Aber das billigen wir sehr, daß Hr. R. viele Beyspiele aus der Technologie gewählt hat, und wir wünschten nur, daß sie noch öfters vorkämen. S. 19. hat der Verf. die Menstrua nicht deutlich genug classificirt, und die Kochsalzsäure vergessen. S. 33. erklärt der Verf. die Stelle: Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren, noch vom Untergang der Welt. S. 144. meynt der Verf., durch die Flüsse kommen viele salzigte Theile in das Meer, und von den Salzfelsen am Boden des Meers redet er nur beyläufig, und fast zweifelhaft. Nun ist es nicht mehr wahr, was der Verf. S. 162 sagt, daß die Edelsteine durch das Feuer gar nicht merklich verwandelt werden. S. 168. erklärt sich Hr. R. für das beständige Centralfeuer. S. 194. würden wir doch beym Thau das, was sich wider die gewohnte Erklärung sagen läßt, nicht verschwiegen haben. Aus S. 229 und aus der Vorrede haben wir den Verf. als einen vorzüglichen Schulmann kennen gelernt, der nicht ewig Latein predigen und Latein erzwingen will, und wir empfehlen dies Buch als eins der besten Lehrbücher der Physik.

Fw.

Vollständiges Färbe- und Bleichbuch, zu mehrerm Unterricht, Nutzen und Gebrauch für Fabricanten und Färber. Erster Band, enthält die allerneueste Farbentheorie, der Neutonischen Farbenlehre entgegengesetzt. Mit vielen andern neuen Bemerkungen zu Verbesserung der Naturlehre und Chymie. Ulm, bey Aug. Lebrecht Stettin, 1779.

Nach diesem Titel und der Durchlesung des Vorberichts, hatte uns diese Schrift mit einem günstigen Vorurtheil eingenommen; allein in der Folge mußten wir einsehen, daß uns lange keine Schrift mehr als diese getäuschet hatte. Ums Himmels willen! was fanden wir darinn? Warlich, die allerneueste Farbentheorie! so neu, als sie wohl noch niemand,

weder

weder in gesundem Zustande, noch in der stärksten Fieberhitze, gedacht hat.

Der Verf. scheint ein Färber zu seyn, wenigstens nennt er sich etlichemal einen praktischen Färber, und sein Name ist, nach Unterzeichnung der Zueignungsschrift, Jeremias Friedrich Gülich zu Sindelfingen bey Stuttgard. Lange ist uns kein mehr aufgeblasener Schriftsteller vorgekommen, der mit mehr zuversichtlichen Vertrauen auf seine Unfehlbarkeit einher stolzirt wäre, und sich mehr Nutzen von seinem Vortrage versprochen hätte, als eben dieser. Er scheint vieles gelesen, aber übel verhauet zu haben, raisonniret viel von Naturlehre und Chymie, ohne die allerersten Gründe davon zu verstehen; übersieht nach seiner Phantasie alle, die noch von den Farben geschrieben haben.

Hier sind die Urkunden zu dem Angeführten. Seine allerneueste Farbentheorie gründet er auf die Kenntniß der Elemente, raisonnirt über ihre Anzahl, sondert von den vieren zwey aus, die er nicht dafür erkennt, und läßt nur das Feuer und Wasser für Elemente passiren. Sodann behauptet er, daß der wahre Ursprung aller Farben nirgends sonst zu suchen sey, als in diesen beyden Elementen. Dies ist eine ganz neue Theorie eines Schwärmers, aber keines praktischen Färbers.

Die Farbenlehre des Neutons ist ihm falsch, ungereimt, lächerlich und sonderbar; glaubt auch in seinem Leben nichts falscheres und tolleres gelesen und gehört zu haben, als die Behauptung, daß die Farben vom Brennbaren abhiengen; und kan nicht begreifen, wie ein Gelehrter oder ein anderer vernünftiger Mensch jemals auf die seltsamen Gedanken habe gerathen können, den Ursprung und die Erzeugung der Farben den Feuer- und Lichttheilen zuzuschreiben; behauptet, daß es eine himmelfeste, unwidersprechliche, in der Natur der Dinge und in der Erfahrung gegründete Wahrheit sey, daß es nur zwey Elemente, und zwey daraus entspringende Farben gebe ꝛc. Freylich sind diese Lehren für einen Färber nicht; darum sollte auch ein Färber nur allein bey dem Färbekessel bleiben, und sich um die physische Entstehung der Farben nicht bekümmern.

Hier ist ein Beyspiel von seinen Lehrbegriffen: „Es ist „demnach ausser allen Zweifel, daß wir nicht mehr als zwey „principia oder primigenia haben, die wir Elemente heissen

„ können, und dieſe ſind das Feuer und Waſſer. Im mechani„ ſchen Verſtande heiſſen ſie die zweyerley beſondere Kräfte der „ Natur, nemlich die anziehende und zurückſtoſſende Kraft. „ In der Chymie werden ſie unter den zweyerley Salzen be„ griffen; nemlich dem ſauren und ſüſſen, oder dem acido und „ alcali. Bey der Färberey und Mahlerey aber ſtellen ſie die „ zwey einzige Hauptfarben vor; nemlich die hochfeuerrothe „ und die himmelblaue.„ — —

Die rothe Farbe findet er im Sonnenfeuer, und die blaue in der Veſte des Himmels. Die blaue Farbe hält er für eine alkaliſche Waſſerfarbe, die ihren Urſprung im Waſſer habe, das über der Veſte befindlich ſeyn ſoll. Die Veſte ſelbſt oder den blauen Himmel hält dieſer vortrefliche Naturforſcher für ein wirkliches blaues Gewölbe, auf und über welchen die obern Waſſer, (die er ſich noch darüber einbildet,) hinflieſſen, und die Veſte zu einer alkaliſchen Erde machten. Aus dieſer, nebſt einem alkaliſchen Salze, Waſſer, wovon die Veſte eingeweicht, und den elementariſchen Feuertheilen, oder ein wenig Säuerſalz werde die blaue Farbe erzeugt; wie denn auch alle blaue Farbe in der Natur daraus entſtehe.

Wenn das deutliche Lehrſätze von den Farben ſind, ſo einfältig und verſtändlich, daß ſie jeder Färber ſoll verſtehen können, wie es der V. ſo zuverſichtlich glaubt, ſo weiß ich nicht, was dunkel und verworren, was Phantaſie ſeyn ſoll. Und dieſer will Naturlehre und Chymie verbeſſern!

Wer Luſt hat mehr dergleichen abgeſchmackte Sachen zu leſen, der kaufe das Buch, das mir nur einigermaſſen haben kenntlich machen wollen, damit niemand durch den mehr verſprechenden Titel verführet werden möge.

Franciſci de Waſſerberg Inſtitutiones Chemiae, in uſum eorum, qui ſcientiae huic operam dant. Regnum minerale. Metalla in genere: Metalla perfecta. T. I. Vindobonae, apud Graeffer. MDCCLXXVIII. T. II. P. I. II. Semimetalla. MDCCLXXIX.

Der

Der Verf. führt in der Vorrede eine Beschwerlichkeit der gewöhnlichen Lehrbücher der Scheidekunst an, worüber viele seiner Zuhörer sich beklaget hätten, daß darinne so sehr oft auf andere Schriften verwiesen würde. Diese Schriften besässen sie entweder noch nicht, oder könnten sie nicht so gleich haben, und erforderten auch zu viele Kosten. Ueberdies würden sie durch das Lesen und Nachschlagen sehr im Zusammenhange gestöhret, besonders, wenn sie darinne so oft auf Widersprüche stiessen, und dabey gienge ihnen sehr viel Zeit verlohren. Auch die öffentlichen Bibliotheken könnten dieser Beschwerlichkeit nicht abhelfen; denn von 30 oder mehr Zuhörern, die zu einer Zeit einerley Schrift nachschlagen wollten, könnten nur wenige davon Gebrauch machen.

Hierdurch ist der Verf. bewogen worden, aus lateinischen, deutschen, französischen, englischen, italiänischen und holländischen Schriften des besten Gehalts alle nöthige und nützliche Beobachtungen zu sammlen, die sowohl jungen Akademisten als praktischen Aerzten, dienlich seyn können. Er hat darzu die Schriften der Akademie der Wissenschaften, die chemischen Lehrbücher und kleinere Abhandlungen gebrauchet, und alles daraus ausgezogen, was den sonst gewöhnlichen Citationsprunk entbehrlich machen, und das Nachschlagen erleichtern kann. Es muß daher diese Schrift, wie es der V. auch selbst bekennet, für kein gewöhnliches systematisches Lehrbuch angesehen werden; mehr ist es eine allgemeine chemische Bibliothek der nützlichsten Erfahrungen, in einem kurzen Auszuge, oder eine Sammlung von allen, was einem Anfänger der Chemie zu wissen nöthig und nützlich ist.

Der gegenwärtige erste Band handelt die ganzen Metalle ab; des zweyten Bandes erster und andrer Theil die Halbmetalle; und der folgende soll die brennbaren und salzigten Körper beschreiben. Damit wir von des Verf. Lehrvortrag den Lesern einigen Begriff verschaffen, so wollen wir den abgehandelten ersten Körper zum Beyspiel beschreiben. Aurum. Auri color; gravitas; ductilitas, tenacitas; Elasticitas et sonus. Relatio ejus ad aerem — ad aquam, ad ignem, ad acidum vitrioli, nitri et salis — ad acidum nitri, ad alcalia fixa et volatilia, ad sulphur et huius hepar, ad aquam regiam. Auri solutio in aqua regia; Cristalli auri; pulvis aureus; solutio auri spuria; crocus

cas ſolaris; Auri præcipitationes; per liquorem ſilicum; per terras calcareas; per ſal alkali fixum; per ſal alkali minerale; per boracem: Præcipitatorum dotes. Aurum fulminans; ejus examen, theoria etc. Auri præcipitationes aliæ diverſæ. Purpura mineralis; ejus examen. Præcipitationes auri reliquæ. Compoſitiones auri cum metallis aliis; cum argento; auri ligaturæ variæ; auri compoſitio cum cupro; auri ferrumina. Auri coloratio. Aes pyropum. Aurum cum ferro; cum ſtanno; cum plumbo; cum mercurio. Amalgamatio. Inauratio. Aurum cum antimonii regulo; cum antimonio crudo; cum Zinco; cum Biſmutho; cum cobalto; cum arſenico et cum niccolo. Auri puriſſimæ notæ.

Nach dieſem Gange ſind auch die Verhältniſſe der übrigen Metalle beſchrieben; und daraus wird jeder Kenner dieſer Wiſſenſchaft die Brauchbarkeit und den Nutzen dieſer Schrift einſehen können.

Aw.

Ueber die Elaſticität des Waſſers: theoretiſch und praktiſch entworfen von E. A. W. Zimmermann, Profeſſor in Braunſchweig; zugleich eine Ankündigung einer neuen hiehergehörigen Maſchine; mit Kupfern. Leipzig bey Weygand 1779. S. 100.

In der Vorrede (die, der Wahrheiten, und des guten männlichen Tons wegen worinn ſie geſagt ſind, ſehr geleſen zu werden verdient) erweiſt der Verf. deſſen Talente und Kenntniſſe aus andern Schriften ſchon rühmlich bekannt ſind, die von ihm beſchriebene Maſchine ſey keine entlehnte, ſondern eine urſprüngliche deutſche Erfindung; und dieſe Veranlaſſung ſetzt ihn, durch den Gedanken an die vielen National-Erfindungen, in Begeiſterung. Frankreich ſagt er, verkündige täglich die Thaten ſeiner Nation mit redneriſchen Pompe; England richte jedem vorzüglichem Manne Monumente auf, belohne jede Erfindung; und der Deutſche —— ſtill und unerkannt, und unbelohnt ſitze er, werde doch nicht müde, entdecke, erfinde, ohne

me alle Aufmunterung mehr als beyde Nationen zusammen genommen. — Und nun folgt ein langes Verzeichnis der größten deutschen Erfinder: und vorzüglich unter diesen Kepler, Neutons grosser Vorgänger. „Nun Neutons Grab und Keplers, welche ein Contrast! Stunde noch ein 21 seltner Kepler in einem Winkel unter den Gräbern der Fürsten! aber so hat jetzt vielleicht schon die ofne Luft die Grabschrift weggewischt! — doch wie konnte man in Deutschlands früheren Zeiten was bösseres hoffen, da der Adel in unserm Jahrhundert es sich zur Schande hielt — auf immer wird es ihm zur Schande gereichen — der Leiche des grossen Leibnitz zu folgen, während, daß Herzoge und Grafen Neutons Leichentuch trugen. „ „ Mit gleicher Wahrheit und Feuer wird Voltaires feines angesitteten Witzes, daß der am meisten erfindende Deutsche, dumm sey, bezüchtigt, und der wahre Antheil des Zufalls an den Erfindungen auseinander gesetzt: endlich mit einer Aufforderung an die grossen Köpfe Deutschlands, die Entdeckungen unserer Nation in ihr gehöriges Licht zu setzen, beschlossen: eine Aufforderung, die jede Patriot bald befriedigt zu finden sich sehnen muß. — — So viel von dieser Vorrede, dergleichen es nicht viele giebt.

Die Einleitung enthält vorläufige allgemeine Betrachtungen über die Elasticität des Wassers, welche besonders aus der Fortpflanzung des Schalls, und aus der Zusammenziehung bey der Kälte erwiesen wird. Darauf folgt die Geschichte der Untersuchungen über die Compressibilität des Wassers: die Versuche von F. Bacon, R. Boyle, H. Fabry, du Hamel, Colbert, von der Akademie v. Florenz, von J. T. de Lanis, G. E. Hamberger, P. von Muschenbröck, Hollmann Canton (dessen unbeweisende Folgerungen aus seinen Versuchen, sehr gut gezeigt werden) F. Fontana; und endlich Hrn. R. A. Abich, dem sinnreichen Erfinder dieser hier beschriebenen Maschine, der überdem auch eine Münzmaschine, und eine andere zum Feilenhauen, auch Sprützen von einer besondern Einrichtung, erfunden hat. (Recensenten hat man versichert, daß er noch neuerlich das Clavier sehr verbessert, ihm äusserlich eine geschmackvollere Form gegeben, seinen Ton voller und reiner, und die Verstimmung viel seltener gemacht habe: und jetzt sey er in der Ausführung einer sehr wichtigen Verbesserung, die in das ganze Maschinenwesen einen beträchtlichen

chen Einfluß habe, betrifft.) Hr. A. kam bey der Beſchäftigung mit den Feuerſprützen auf den Gedanken, ob der Stempel wohl das Waſſer ſelbſt zuſammendrucke: und die Maſchine verfertigte, nach ſeiner Idee, der Hofmechanicus Gropp zu Salzdalum, ein Nebenbuhler der beſten Engliſchen und Deutſchen Künſtler in dieſem Fache. Die Maſchine beſteht: aus einem meſſingenen Cylinder 18″ lang, 3″, 8‴ dick: vom obern Ende geht ein rundes Loch in die Mitte herunter 4″ 6‴ lang, 9‴ im Durchſchnitt, in welchem ein von Stahl geſchliffener äuſſerſt genau paſſender mit 3 Lederplatten verſehener Stämpel ſich bewegt, der das Waſſer, welches ſich in dem Cylinder, (der unter dem Stämpel einen Durchmeſſer von 1″, 3‴ hat, und 14″ lang iſt) befindet, zuſammen drücken kann. An dem untern Ende des Cylinders iſt eine runde Oefnung von 8‴ wodurch die Flüßigkeit in denſelben gegoſſen, und mit einer Schraube völlig verſchloſſen wird. Ueber den Kolben iſt eine ſtählerne Schraube angebracht, durch welche der Kolben 1″ 6‴ niedergeſchroben, und die in dem vollgefüllten Cylinder enthaltene Flüßigkeit, alſo um ſo viel zuſammen gedrückt wird; welches bey dem Waſſer $\frac{1}{24}$ ſeines Umfangs beträgt. Um die Kräfte, mit welcher dieſes Niederdrücken geſchah, genauer zu beſtimmen, rieth Hr. Z. zu einem 113″ 6‴ langen eiſernen Hebel, welcher mit Gewichten beſchwert wurde, und wovon die ſtärkſte berechnete *) Kraft 4882,136 Pfund betrug: dieſer trieb den Stämpel 1″ 6‴ nieder. Auſſer dem Waſſer wurden die Verſuche auch mit ſaturirtem Salzwaſſer, Milch und Brandewein gemacht, die ſich alle weniger, am wenigſten der Brandewein zuſammen drücken lieſſen. Nimmt man vom Hebel $\frac{1}{4}$ Centner ab; ſo treibt die erſtaunende Elaſticität des Waſſers das ganze übrige Gewicht um ſo weit in die Höhe, als vorher dieſer $\frac{1}{4}$ Centner den Stempel tiefer niedergedruckt hatte. Goß man nach geendigtem Verſuche das Waſſer ſogleich heraus; ſo fand man an dem Maaſſe und Gewichte des Waſſers keine nur merkliche Differenz. Die Zweifel gegen das Zuſammendrücken der Flüſſigkeiten wären etwa 1) Höhlen in den Wänden des Cylinders. 2) Zuſammendrücken der Leder am Stämpel. 3) Ausdehnen des Cylinders ſelbſt. 4) Luft in den flüßigen

*) Die in verſchiedenen Zeitungen von H. Z. ſelbſt angegebene Verbeſſerung der Berechnungen wollen wir hier auch anführen. S. 87. Lin. 24, l. 0,442745 Quadrat-Linien; 1,329,1296 Kubik-Lin. 1,329,1296 − 0,001 = $\frac{1}{1331}$

gen Theilen und in der Maschine selbst. Bey 1. würde die Quantität des Wassers vermindert und in dem folgenden Versuche mehr zum Anfüllen erfordert worden seyn, auch hätte der Cylinder endlich zersprengt werden müssen. Würden bey 2. auch die Leder ganz als vernichtet angenommen, so würde dies doch nur eine geringe Differenz machen. 3. hob man dadurch, daß man einen glühenden Draht um den Cylinder legte, den nach dem stärksten Niederdrücken, und dem geendigten Versuche eben so genau schloß, als vorher u. s. w. Bey 4. giebt man doch selbst eine Art der Zusammendrückung zu, wenn man sie auch dem, gewöhnlich mit Luft vermischten, Wasser zuschriebe. Allein das gekochte und selbst ein andermahl ausgepumpte Wasser ließen sich eben so stark, selbst etwas stärker zusammendrücken, als das gewöhnliche: Die aber im Stiefel etwa vorhandene Luft reicht doch lange nicht zu, die so sehr von einander unterschiedenen, Grade der Zusammenpressung der verschiedenen Flüssigkeiten daraus herzuleiten. Besonders merkwürdig ist, daß nach abgehobenen Gewichten, der Stempel nicht ganz völlig, (nur verschiedene Linien,) wieder in die Höhe trat. Zu einer völligen Entscheidung dieser Untersuchung schlägt Hr. B. einige Einrichtung vor, und giebt zuletzt eine Maschine an, mit der man die, nach der Hypothese vorausgesetzte, Zusammendrückung des Wassers in der Tiefe des Meers, vielleicht bestimmen könnte. —— Recensent kann dies Buch nicht bey Seite legen, ohne den patriotischen Wunsch zu thun, daß Deutschland viele solche Köpfe bekommen möge, die wie Hr. B. und A. erfinden, und ihre Erfindung in ein so helles Licht zu setzen im Stande wären.

Etwas zur Revision der Weinprobe auf Bley; nebst einem Anhange, die frische Aschenlauge betreffend; von Hrn. geheim. Hofr. und Prof. Oelius. Erlang, bey Walther, 1778. 8. S. 136.

Der Verfasser schränkt die Allgemeinheit des Satzes ein, daß der von der Weinprobe braunwerdende Wein Bley enthalten müßte: denn auch von andern Metallen wird er dunkel. Er ließ Wein in Gefäße von Silber, von reinem Kupfer, von überzinnten Kupfer, von Zinn, von Bley, in Ypser Tiegeln, in neu glasurten Töpfen, 24 Stunden stehen. Auch goß er

auf Gold, Eiſen, Schrotkörner und Bleyglätte, Wein. Der Aufguß vom Golde litte keine Veränderung: der vom Silber wurde braun (vermuthlich vom beygemiſchten Kupfer:) der von kupfernen, ſelbſt verzinnten Gefäßen, wurde auch braun; der vom Bley ſchwärzlich; (obgleich nur 1 Grau in 8 Unzen enthalten war) der von Zinn wurde nicht verändert; der vom Eiſen, graulich und bräunlich: der in gelb und grün glaſurten Töpfen wurde ſchwärzlich; der in dem Braunglaſurten nur erhöhter gelb: der in Ipſer Tiegeln blieb unverändert. Alſo giebt I) die Weinprobe auch mit andern Metallen einen braunlichen Satz; um das Bley zu entdecken, muß man daher den Wein abdünſten, alsdenn den Reſt verkalchen, und dann reduciren: iſt zu wenig davon, um mit dem Lothröhrgen auf einer Kohle ein metalliſches Korn zu erhalten; ſo pflegt ſich doch ein ins gelbliche fallender Rauch anzuſchmauchen: auch zeigt ſich beym Abdünſten, das Metall, als ein Bleyzucker, in einer weißlichen Rinde: doch die letzte erſcheint auch beym häufig vorhandenen Weinſtein. II. Kan auch das würklich im Wein vorhandene Bley, ohne ſträfliche Abſicht hineingekommen ſeyn. Es kann er aus den Hefen, in den Kältern, worinn der Moſt ausgepreßt und aufbehalten iſt; aus Gefäßen, die nicht mit völlig reinem Zinne verzinnt ſind; aus Boutellien, die mit Schroot rein gemacht ſind, und wo einige Körner in derſelben geblieben ſind, etwas vom Bley, bekommen haben. III. Kann man Wein ohne Bley, der doch durch die Probe braun geworden iſt, ohne Schaden der Geſundheit trinken? Wenn nur gegen den Boden zu, einige braunliche Streifen ſich zeigen; ſo rührt dies gemeiniglich vom häufigen Weinſtein: eigene Verſuche, beſonders mit dem rothen Weinſtein, zeigten die Urſach dieſer dunklern Farbe. Auch bekommen Weine von dunkler Farbe, beſonders rothe, braunliche und dunklere Streifen: ſogar erhält der Wein, ſelbſt das Waſſer, mit gebranntem Zucker gefärbt, von der Probe, dunklere, auch zum Theil ſchwärzliche Wolken: eben dies erfolgt, nach Zuſätzen von Holderblattwerge, Roſinen und Thomaszucker. Alkaliſche Salze geben dem Weine, auch dem Eſſig eine Purpur- oder violette Farbe: daher macht die ſalzige Schwefelleber den, mit Bley verſetzten, Wein noch dunkler; färbt aber auch zugleich die unverfälſchten Weine. Sind ſie auf neue eichene Füſſer gezogen; ſo erhält man durch die Probe einen ſchwärzlichen Satz. Zu ſehr alkaliſche, auch wohl mit Bley und Arſenik vermiſchte Gläſer

greift

greift der Wein auch an. IV. Werden die Ursachen angegeben, welche Krankheiten, wie die mit Bley verfälschten Weine, hervorbringen können: V. Werden die Eigenschaften der Weine angegeben, welche schädliche Würkungen erregen, ohne bleyicht zu seyn. — Hierauf folgt ein Responsum über einen verdächtigen Wein, der aber nur zuviel Weinstein hatte. Unter den gemachten Versuchen ist auch der, das Extract in Essig aufzulösen, ob dieser süßlich werde; oder ob die damit geschriebene Schrift über der Weinprobe schwärzlich werde (dies letzte erfolgt aber auch auf zu vielen Weinstein.) Der Anhang von der Aschenlauge gründet sich auf die Beobachtung, daß während ihrer Abdünstung, das Silber und Bley schwärzlich wurde. Hr. D. schließt daraus auf eine Art der Schwefelleber: denn, bey der Sättigung der Aschenlauge mit mineralischen Säuren, bemerkt man ein leichtes, fleckiges, gelbbräunliches Sediment, das filtrirt, getrocknet, und auf Kohlen gelegt, zwar nicht mit einer hellen Flamme rein wegbrennt, aber ein kleines, geschwind abloderndes Flämmgen, und einigen schwefelichten Geruch giebt. Wäre es auch kein substanzieller Schwefel; so sey es doch ein brennliches Wesen. (Dies letzte ist zur Schwärzung des Silbers hinlänglich: wie schon **Beaumé** bemerkte: auch wurde Recensenten ein silberner platter Knopf, wo er die Haut berührte, schwarz, ob er gleich nie Schwefel innerlich gebraucht hatte.)

Der Verf. hat sich durch diese kleine Schrift, neue Verdienste um die Chemie, und die gerichtliche Arzneygelahrheit gemacht: und sie scheint, nebst der neueren Schrift eines schwedischen Chemisten, diese Materie zu erschöpfen.

Dw.

Herrn *d'Arcet*, königl. Prof. zu Paris, Abhandlung über die pyrenäischen Gebürge und über die Ursachen ihrer abnehmenden Höhe. Aus dem Französischen. Berlin bey Himburg. 1779. in gr. 8. 465 Seiten.

In diesem kleinen Werke finden wir erstlich die Antrittsrede des Hrn. *d'Arcet* mit den dazu gehörigen Erläuterungen, von S. 1. bis 51. darauf folgen Anmerkungen eines

Ungenannten über die Steinarten der pyrenäiſchen Gebürge von S. 52 bis 71. Drittens liefert Herr Monge ſeine mit dem Herrn d'Arcet gemeinſchaftlich angeſtellten Beobachtungen über die Veränderungen des Barometers nebſt der Abmeſſung des Berges Leyrey bey Bareges nach der Waſſerwage; von S. 72. bis zu Ende. Es ſcheint freylich, daß ein fleißiger Beobachter der Natur, bey einem eben nicht ſehr kurzen Aufenthalt in den pyrenäiſchen Gebürgen, weit mehrere und genauere Nachrichten von dieſer Felſenmauer Europens hätte liefern können, als wir in den vorliegenden Blättern aufgezeichnet finden; da man aber keinem Schriftſteller Maas und Ziel, wie viel er leiſten ſoll, vorſchreiben darf, ſo gebühret den Verfaſſern auch ſchon für die oberflächlichen Kenntniſſe Dank, die ſie uns mitgetheilt haben, welche allerdings eine deutſche Ueberſetzung verdienten. Wäre nur das, was ſie ſagen, überall im ſtrengſten Verſtande wahr und richtig! Es iſt aber nicht zu leugnen, daß einige Schilderungen übertrieben oder vergrößert, andre durch Hülfe der Einbildungskraft figürlich oder poetiſch gerathen ſind, und daß bey der Angabe der mit einander abwechſelnden Steinarten hin und wieder offenbahrer mineralogiſcher Irrthum, unbeſtimmter Ausdruck und wohl gar Uebereilung und mangelnde Genauigkeit im Beobachten ſtatt gefunden habe. Wenn wir dieſes alles durch einige Beyſpiele erwieſen haben werden, ſo überlaſſen wir unſern Leſern ſelbſt das Urtheil zu fällen, mit welchem Zutrauen einige von den Verfaſſern angegebene, neue und den Bemerkungen andrer Naturforſcher widerſtreitende Meynungen, über die Lage und das Alter gewiſſer Gebürgarten, als ausgemachte Wahrheiten angenommen werden können. Daß die Gebürge überhaupt, alſo auch die Pyrenäen, durch die Verwitterung, Bergſtröme, Schneelavinen, Regengüſſe und aus verſchiedenen andern Urſachen, an ihrer Höhe abnehmen, und die Thäler mit ihrem Schutte ausgefüllt werden — Das Hauptthema des Herrn d'Arcet — iſt ſchon von Ray, Plot, Lehmann, Sulzer, Büffon, de Lüc und vielen andern hinlänglich gezeigt worden. Daß aber die gegenwärtige Höhe der Felſenſpitzen oder der Gipfel unſrer Gebürge kaum die Hälfte ihrer ehemaligen betrage (S. 26.) iſt wohl übertrieben. Menſchen und alle Arten von Thieren nagen und wühlen freylich ihrer verſchiedenen Bedürfniſſe wegen an der Oberfläche der Erde; aber dieſe kleinen und fürs

ganz

ganze unbedeutenden Wurmbisse, der Würkung der Elementen an die Seite zu setzen S. 1. und davon große Veränderungen der Hauptgebürge herzuleiten, ist der Wahrheit zuwider. Die innere Bewegung aller Theile der Masse des Erdbodens (S. 2.) ein inneres Leben und Gesundheit der Steine und Felsen, eine ehemalige umhüllende Decke und Mutter der Berge, die sie in ihrer Kindheit gehabt, in der sie sind erzeugt worden, und ein altes, krankes und todtes Ansehen derselben von außen, (S. 25 — 26.) sind entweder spielende Vorstellungen des Witzes und poetische Ausdrücke, die dem Naturforscher, dem es um Wahrheit zu thun ist, nicht anstehen, oder, wenn der Verfasser im Ernst redet, ungegründete Behauptungen. Die Schilderung der Verwüstungen, welche die Pyrenäen im Frühlinge und Sommer, wenn der Schnee schmelzt, erleiden (S. 16 und 17.) ist mahlerisch, aber auch viel zu stark. Daß unterirrdische Höhlen der Berge von niederdringendem Wasser angefüllt werden können, leugnet niemand; allein daß die Wände bersten und zerspringen müssen, wenn eine Höhle für die ungeheure Menge des zulauffenden Wassers zu enge ist, (S. 19.) folgt um so weniger nothwendig, als man leicht begreift, daß das Wasser, welches in der Höle keinen Platz findet, unmöglich auf die innern Wände derselben drücken könne, sondern einen andern Umweg wehenher suchen müsse. Die Pyrenäen sind nach des Verfassers Meynung anfangs eine zwischen den beyden Meeren erhabene hohe und ebene Gegend gewesen, die in der Folge der Zeit durch Schnee Wind, Regen, Donnerwetter u. s. w. wie mit einem Pflugeisen aufgerissen, erniedrigt, abgewaschen, zerrissen und in den gegenwärtigen zerstörten Zustand versetzt worden (S. 29 — 30.) Welche Hypothese! Welches Gleichniß! Allein Herr d'Arcet äußert auch in der Chymie und Mineralogie besondre Grundsätze, die von den wenigsten angenommen werden dürften, zum Theil auch irrig sind. Durch wechselsweise Würkungen der Luft und des Wassers, wie auch des Feuers und starken Reibens, erfährt man öfters, sagt er — S. 51, daß ein quarziger Sandstein seine Natur verändert, die Eigenschaft des Kalksteins annimmt und in Säuren sich auflösen läßt. Selbst der Granit soll bey der Verwitterung etwas Kalkartiges und in Säuren auflösbares zeigen (S. 23.) Sind denn alle Körper, die sich in Säuren auflösen lassen, und alle alkalinische Erden Kalkartig? Auf eben die Art fährt er S.

51 fort, ſchließt ſich die Kreide durch wiederholte Auflöſungen und Niederſchlagungen auf, und wird gegen ihre vorige Natur ſchmelzbar. Anſtatt des Feldſpats wird S. 59 Flußſpat als ein Beſtandtheil des Granits unrecht angegeben. S. 63. liefert ein Verzeichniß der pyrenäiſchen Granitarten, woraus deutlich erhellet, daß der ungenannte Verfaſſer unter dieſem Geſchlechte allerley bunte gemiſchte Steine, des äußern Anſehens wegen, zuſammenbringt, die ihrer wahren Natur nach von einander ſehr verſchieden ſind, und von keinem chymiſchen Mineralogen vermengt werden können. So iſt z. B. der Gabbro nichts weniger als Granit, ſondern eine Serpentinart, worinn zuweilen Glimmer und Feldſpat vorkömmt, der alsdenn in Toskana, vielleicht auch auf den Pyrenäen, ſehr unrecht Granitone und Granito, genannt wird, aber nur von Leuten, die blos die Oberfläche der Dinge, die Farben und das äuſſere Anſehen in Betrachtung ziehen, und von der innern Miſchung der Körper keine Begriffe haben; auf eben die Art, wie der gemeine Mann oder Perſonen, die in der Mineralogie unbewandert ſind, alle Steine, die ſich zu Platten ſchleifen und poliren laſſen, Marmor zu nennen pflegen. Der Herr Prof. und Ritter Wallerius klagt in ſeinen Gedanken über die Entſtehung und Veränderung der Welt und beſonders unſrer Erde S. 112 mit Recht über die falſchen Benennungen, unter welchen man ihm verſchiedene Steinarten der pyrenäiſchen Gebürge zugeſandt hat; und der Recenſent könnte aus ſeiner eignen Erfahrung ähnliche Beyſpiele aus andern Gegenden und von Perſonen anführen, welchen man beſſere Kenntniſſe zutrauen ſollte, ſo wie es hier ſcheint, daß d'Arcet und ſein Freund das Mineralſyſtem der pyrenäiſchen Bergbewohner angenommen haben. Er begnügt ſich aber die nöthige Erinnerung zu machen, daß man bey der täglich zunehmenden Menge mineralogiſcher Schriftſteller ſich wohl hüten müſſe, alles gleich zu glauben, was als Bemerkung und Beobachtung gedruckt wird, zumal wenn es auf Widerſprüche ſolcher Wahrnehmungen hinausläuft, die in vielen Ländern und von verſchiedenen Perſonen, denen die richtige Kenntniß der Gebürge und Steinarten nicht abgeſprochen werden kan, angeſtellt ſind. Granit mit Kalkſpat und Schiefer (S. 63.) iſt wohl eher für eine Breccia als für eine urſprüngliche Gebürgsart zu halten. Wenn man nun jede bunte, zuſammengeleimte zufällige Steinart Granit nennen will, was bewieſe denn wohl die S. 65. angeführte Bemerkung, daß

man

man inwendig im Granit Schiefer und umgekehrt in dem Schiefer Granit gefunden habe? Dies kann überdem auf ganz andre Art, ohne dem vorzüglichen Alter des wahren Granits, der ganze Gebürge ausmacht, etwas zu vergeben, auch in dem Falle erklärt werden, wenn die angeführte Bemerkung richtig wäre und beyde Steinarten die genannt sind, zu den ursprünglichen Gebürgen würklich gehörten. Es ist aber hier nicht der Ort dazu. Der unächte rothe Granit, den Herr Demarest Brasierstein nennt, ist vermuthlich nichts anders, als Feldspat, welchen der ungenannte Verfasser gar nicht zu kennen scheint. Unter dem Namen Schiefer wirft er S. 52 — 56. alle kalkichte, mergelartige und reine thonigte Gebürgsarten, von dick- und dünnblätrichtem Gefüge, zusammen. Man kann hieraus den Werth mancher paradoxen Sätze oder Bemerkungen, die in so unbestimmten, uneigentlichen oder gar falschen Ausdrücken erzählt werden, leicht bestimmen. Zufällige Schichten von Thon oder Kalkschiefer sind ja nicht selten über die ursprünglichen Gebürge in unbedeutenden Höhen aufgesetzt; der Verfasser hat aber nicht jedesmal angemerkt, zu welcher Gattung dieser oder jener Schiefer, von dem er redet, zu zählen, und ob er ursprünglich oder zufällig sey. Schiefer und Schiefer ist bey ihm einerley, und er nennt alles so, was blätricht ist. Zum Glück hat er S. 56. den Kalkschiefer deutlich angegeben, wenn er die Aehnlichkeit oder Verwandschaft und den gleichen Ursprung des Marmors mit demselben darthun will; woraus man denn so wie aus dem ganzen Zusammenhange seiner Worte die Natur des Schiefers erkennet, der nach der 57ten S. mit Marmorschichten abwechselt, den feinkörnigsten bedeckt, (Siehe auch S. 59.) und in verschiedenen Richtungen durchschneidet. Allein welche Art Schiefer und was für ein grüner Granit es sey, wovon sich abwechselnde fast senkrechte Lagen in der Nachel des Berges Leyrey, 634 Toisen unter dem Gipfel desselben, finden, (S. 88. b.) läßt der Verf. den Leser selbst rathen; und nach den Proben von der mineralogischen Richtigkeit der Benennungen, und eines Theils der Beobachtungen in diesem Werkchen, die wir bereits angeführt haben, können wir auch dem Leser das Urtheil leicht überlassen, ohne zu fürchten, daß jemand den ursprünglichen Granit und Schiefer hier verstehen werde, oder mit Grund verstehen könne. Von welcher Natur die Bergart sey, welche auf der Mittagsseite des Berges zu Tage ausgeht, und als ein schwarz

ter, granitartiger, mit weichem Glimmer vermischter Schiefer, der an der Luft roth wird. (S. 227 und 228. Anmerk. imgleichen S. 82.) von dem Verfaſſer beſchrieben wird, das können wir unmöglich beſtimmen. Eben ſo wenig iſt es uns deutlich, daß Amianth aus Talkſpat entſtehe, oder dieſer in jenen übergehe (S. 66.) und daß Eiſenerdz einer der häufigſten Beſtandtheile des Quarzes ſey. (S. 68.) Doch wir wollen unſerm gerechten Tadel ein Ende machen, und jetzt noch einige der wirklich guten und brauchbaren Beobachtungen aus dieſem Werke mit den eigenen Worten des Verf. kurz anzeigen, wodurch es ſich deutſchen Leſern empfiehlt, und allerdings eine ſo gut gerathene Ueberſetzung verdient hat. Der Recenſent weiß aus andern Nachrichten von den Pyrenäen, daß dieſe Bemerkungen wahr ſind. Die pyrenäiſchen Gebürge laufen in einer an einander hangenden Kette 80 franz. Meilen lang, von dem Weltmeere bis an die mittelländiſche See, in der Richtung von Morgen gegen Abend, und trennen in der Geſtalt eines halben Zirkels Frankreich von Spanien (S. 5.) Ihre Höhe beträgt über 1500 Lachter über die Meeresfläche (S. 17.) die höchſten Spitzen beſtehen aus Granit, S. 10, 28, 47: n. 60, 61,) der unendlich viele, gröſtentheils nackte, trockne und dürre Felſen bildet (S. 11.) und unter den ebneren und ſanfteren Bergen, die an den Flanken der großen Berge aufſteigen, fortgeht S. 7 : 8.) ſo daß man den Granit von der Grundfläche der Gebürge am platten Lande an, bis auf die höchſte Spitze derſelben, allwo das Queckſilber im Barometer nur 20 Zoll hoch ſteht, (obſchon an einigen Orten unterwegens mit andern mächtigen Steinlagen bedeckt) antrift; (S. 28.) mithin macht dieſes Geſtein die uranfänglichen Gebürge aus, in welchen es vor der gewaltigen Zerſtöhrung, die der gröſte Theil dieſer Berge durch Waſſergüſſe und andre Veränderungen erlitten hat, in mehr oder weniger dicken tonnlägigen Schichten oder Lagen lag (S. 60.) und in den übriggebliebenen Bergen dieſer Art noch liegt. Je verſchiedener und gröber die Beſtandtheile des Granits ſind, ſo viel leichter wird er zerſtört oder aufgelöſet (S. 34.) Die erſte oder niedrigſte Steinart der Pyrenäen, welche das flache Land von den Gebürgen ſcheidet, iſt ein grauer harter und dichter Kalkſtein in tonnlägigen dicken Lagern (S. 53.) mit verſteinerten Muſchelſchalen. (S. 26 : 27.) Hierauf folgen andre kalkartige und mergelartige Steinlagen von verſchiedener

Farbe

Farbe und zum Theil (vermuthlich nur die mergelartigen) in rautenförmigen Ablösungen oder Zersplitterungen. Darauf kommen solche, die Glimmer und Kalkspat in ihrer Mischung haben; mehr oder weniger, zum Theil auch gar nicht, kalkartig sind, und als Dachschiefer gebrochen werden. Herr P. Wallerius merkt am angeführten Orte an, daß er unter dem Namen Ardoise einen reinen Hornschiefer, zum Theil auch Trapp und Gestellstein, aus den Pyrenäen erhalten habe.) Andre Berge bestehen aus reinem Thonschiefer, der mit Säuren gar nicht brauset. In einigen sind senkrechte Adern von weißen Quarz und Spat häufig. S. 52. — 56.) Aus diesem getreuen Auszuge erhellet, daß man in den Pyrenäen zuerst über Kalkstein hinaufsteigt, in größerer Höhe verschiedene, mehr oder weniger kalk- oder thonschiefrige Berge, und im höchsten Gebürge Granit antrift, wie solches in verschiedenen andern Gebürgen statt findet. Den Schiefer rechnet Hr. d' Arcet und der ungenannte Verf. mit Recht zu den ursprünglichen Gebürgen, obschon er den thonartigen von dem Kalkschiefer nicht genug unterscheidet. Er sagt überhaupt S. 71. daß er in den Schiefern der hohen Gebürge keine Abdrücke von Fischen, Muscheln oder Kräutern angetroffen habe, dergleichen sich in den Kalkschichten ausserhalb den großen Gebürgen zeigen. Auch behauptet er (S. 71.) daß man auf den hohen Pyrenäen gar keine Versteinerungen, Steinkohlen oder gegrabenes Holz antreffe. Alle Steinschichten in diesen Gebürgen haben eine schiefe oder senkrechte Richtung; anstatt, daß die Schichten in dem niedrigen neueren Lande horizontal sind. Selbst der Kalkstein und Marmor auf den beträchtlichen Höhen bey Bareges zeigt sich in eben solchen tonnlägigen Schichten, als der dazwischen (d. i. zwischen diesen Höhen oder abgesonderten Bergen,) liegende Schiefer und Granit (S. 48 & 49.) Beyde Schieferarten des V. (der kalkichte und thonigte) sollen sich in den höchsten Bergen finden, und sehr spitze Felsen ausmachen (S. 56.) Dies wird doch nur von einigen Felsen gelten, oder so viel bedeuten sollen, daß die Schieferberge sehr hoch sind; denn aus verschiedenen vorher angeführten Stellen des Werkchens haben wir schon ersehen, daß die höchsten Spitzen der Pyrenäen aus Granit bestehen. Aber unsre beyden Herren drücken sich nicht selten flüchtig und verworren aus. Herr d' Arcet bemerkt selbst, daß gewisse Schichten- und Steinarten nur auf eine bestimmte Höhe steigen, über die sie nie kommen. S. 31.) So besteht

der Pic de Leyrey bey Bareges aus Granit und der Kalkstein kommt erst 30 Lachter niedriger zum Vorschein. (S. 48. o.) Bareges liegt auch selbst nicht in den höchsten Pyrenäen (vergleiche S. 48, o mit S. 26, 27, 42, 43, 48. n.) Der schiefrichte Kalkstein oder Marmor ist wie der V. S. 84. sagt, auf Granit aufgesetzt. Verschiedene Anhäufungen der Rollsteine über einander an dem Fuß der uranfänglichen Gebürge haben neue Berge, zuweilen von beträchtlicher Höhe erzeugt. (S. 13.) Von Vulcanen sollen in den Pyrenäen keine Spuren gefunden seyn. S. 30, 49. p 71.) Jedoch behauptet Hr. Leroy das Gegentheil (Beckmanns phys. Bibl. 9ten Bd 2s Stück S. 179.) Der S. 67 angeführte kieselsteinähnliche Stein ist zu unvollkommen beschrieben, als daß man über seinen Ursprung urtheilen könnte. Die Topfstein- und Gipsbrüche imgleichen die Erzadern der pyrenäischen Gebürge sind (S. 65, 69, 70) nur kurz genannt, ohne dem Leser die geringste Nachricht von dem alten und neuern Bergbau in diesen merkwürdigen Gegenden mitzutheilen. Wir müssen die Beobachtungen über die Veränderungen des Barometers der Kürze wegen unberührt lassen. Sie enthalten viele gute Anmerkungen, die man im Zusammenhange lesen muß.

Beyträge zur Naturgeschichte der Niederlausitz, insbesondre des Mineralreichs derselben von Joh. Phil. von Carosi. mit Kupfern. Leipzig bey Breitkopf. 1779. 5 Bogen in groß 8.

Man kann diese Schrift als einen Kommentar oder weitläuftigere Ausführung und Erklärung dessen, was Hr. Charpentier in seiner mineralogischen Geographie der Churſächsischen Lande S. 4 und 5. von der Niederlausitz kurz vorgetragen hat, ansehen. Der Verf. giebt ein räsonnierendes Verzeichniß der verschiedenen Steingeschiebe womit dieses flache und niedrige Land bedeckt ist, und der häufigen Versteinerungen, besonders von Echiniten, Korallen und dergleichen welche man darin antrift; und schließt aus diesen Körpern und aus andern hiezu veranlassenden Umständen, daß die Niederlausitz in alten Zeiten Meerboden und lange mit einem Theile der Ostsee bedeckt war. Er findet in dieser und andrer Betrachtung viele Aehnlichkeit mit den Ebenen von Polen und Litha-

Lithauen, wie ſeine 1777. herausgegebene Lithographie de Mloçini und die Nachrichten, die er bereits von Lithauen geſammlet und künftig vermehrt heraus zugeben denkt, beweiſen. Die Verſteinerungen ſind nach den linnäiſchen Benennungen der Urkörper verzeichnet, wodurch der Leſer den Verdruß erſpart, hundert unverſtändliche Namen in einen herunter zu ſchlucken welche niemals genaue Begriffe von den verſteinten Körpern geben, aber faſt allgemein den Petrefaktenmännern beliebt ſind.

Gm.

Henr. Godefr. Comitis de Mattuſchka L. B. de Spættgen et Toppelſchan enumeratio ſtirpium in Sileſia ſponte ereſcentium. In uſum herboriſantium. Uratislaviæ 1779. 8.

Durch die Ausgabe ſeiner ſchleſiſchen Flora hat der verſtorbene Graf Mattuſchka uns mit den vegetabiliſchen Schätzen ſeines Landes bekannt gemacht, die man dankbar aufnahm. Dadurch daß mehrere Liebhaber in Schleſien nach ihr aufgemuntert wurden, ſich weiter umzuſehen und ihre Entdeckungen mitzutheilen, hat ſich die Sammlung der Pflanzen ſo vermehrt, daß 226 neue Pflanzen dem dritten Bande der Flora angehänget ſind. Weil dieſe jedoch dadurch nicht gehörigen Orts eingerückt ſtehen, und wegen der guten Aufnahme des Werks ſelbſt, iſt in dieſer enumeratione ſtirpium alles in eins geſammlet. Die ſchleſiſchen Pflanzen werden hier mit den in Schweden vorhandenen verglichen, und da findet ſich, daß wenn die Cryptogamiſten nicht mit in Anſchlag kommen, die Schleſiſchen die Schwediſchen in der Zahl von 35 übertreffen, denn 47 ſchwediſche fehlende Geſchlechter werden durch eben ſo viel andere in Schleſien aufgefundene wieder erſetzet. Sonderbar ſcheint es doch zu ſeyn, daß das groſſe Schleſien nicht einmal Pinguiculam, Saginam, Scheuchzeriam haben ſoll, jedoch non omnis fert omnia tellus, ſagt das Ende des Vorberichts. — Eine jede Pflanze iſt nach Linnéſchen Namen benennet, und denſelben ſind allzeit die deutſchen gewöhnlichen Benennungen, der Standort und die Zeit des Blühens beygeſetzet worden. Dabey werden in den Beſchreibungen ſehr gu-

te

te Anmerkungen gemacht, dahin wir jeden Beobachter verwiesen müssen. Das Buch ist fleißig bearbeitet, und dienet zum Muster für andere Floren, von denen ohnerachtet dem, was gegen alle gesagt werden mag, zu wünschen wäre, daß viele durch dieser ähnliche verdrängt würden. Vorzüglich gute Beyträge liefern unter andern die Weidenarten, da das Geschlecht noch so wenig bearbeitet ist. Angenehm ist dabey dem Recens. gewesen, einige seiner Bemerkungen in dem vom V. hier angebrachten bestätigt zu lesen, gleiche Erfahrungen werden hoffentlich mehrere Kräuterkenner haben. Die sogenannten Weidenrosen sollen sich am häufigsten auf Salix helix finden lassen. Unter den Cryptogamisten stehen viele neue Linné noch nicht bekannt gewordene Arten ebenfals mit guten Bemerkungen, dergleichen bey dieser Classe von Pflanzen zur Untersuchung vorzüglich nöthig sind und sie oft mit am genausten bestimmen. Daß Schlesien für andere Gegenden viel seltne Pflanzen hegen müsse, wird jeder leicht sich gedenken, wenn man auf die Lage von Flächen und Gebürgen des Landes Rücksicht nimmt, und so hat dieses Buch auch hiedurch wesentliche Vorzüge.

Abhandlungen über die Krankheiten der Pflanzen, ihre Kenntnis und Heilung. Aus dem Lateinischen übersetzt, von Johann Grafen von Auersperg, der hohen Domstifter Passau und Ollmütz, Domherr. Augspurg, 1779. 8.

Diese Uebersetzung, wenn wir nicht irren, einer Wiener Dissertation hat der Verf. unternommen, „den Pflanzenliebhabern einen Nutzen, eine Freude zu bringen. Die Kindheit der Pflanzen belohnet die angewandte Mühe durch ihre Schönheit, kömmt aber das erwachsene Alter, so überfällt sie eine Krankheit, und dann ist alle Sorgfalt fruchtlos, weil die wenigsten die Heilmittel wissen.„ Das Buch ist dem Inhalte nach allen Pflanzenliebhabern, die nur etwas über das gemeine herausgehen, zu empfehlen, da es noch das einzige in seiner Art ist, und ein ordentliches Lehrgebäude über Krankheiten der Pflanzen aufführt. Die Krankheiten selbst werden ziemlich pathologisch nach den Grundsätzen der Arzneywissenschaft

schaft benennt, und das Ganze ist in zwölf Kapiteln abgehandelt. „I. Die Pflanzen haben ihre Krankheiten. II. In den Krankheiten der Pflanzen giebt es Kennzeichen, aus welchen, was die allgemeinen betrift, die Gattungen der Krankheiten bestimmt werden. III. Jede Abtheilung der Krankheiten hat ihre verschiedenen Geschlechte. IV. Eine jede der Ordnungen macht besondere Gattungen der Krankheiten aus. V. Fortsetzung der Beschreibung von den noch übrigen Gattungen der Ordnungen. VI. Aus den vorhergehenden Kapiteln wird hier eine ordentliche Vorstellung der Benennungen aller Pflanzenkrankheiten gemacht. VII. Auf solche Art kann man sich eine sichere Kenntniß der Pflanzenkrankheiten verschaffen. VIII. Nachdem man durch diese Lehrart die Pflanzenkrankheiten erkennet, ist man sicher in Erforschung der Ursachen. IX. Die Ursachen. IX. Die Ursachen der Krankheiten werden nach dem ordentlichen Verzeichnisse der Pflanzenkrankheiten angezeiget. X. Wenn die Ursachen der Krankheiten solchergestalt bestimmet werden, ist ihre Heilung viel gewisser. XI. Die Ursprünge der Krankheiten werden nach Vorstellung ihrer Abtheilungen und Ordnungen angezeiget. XII. Zeiget die Heilungsmittel der Abtheilung und Ordnungen.„

Andr. Jo. Retzii in acad. Lundensi Botanices demonstratoris etc. Fasciculus observationum botanicarum primus. Cum figuris aeneis. Lipsiae, 1779. fol.

Willkommen müssen dem Kräuterkenner Bemerkungen von dieser Güte seyn, und es macht dem Buchhändler Crusius als Verleger Ehre, sie als ausländisches Product auf deutschen Boden verpflanzt zu haben. Der Verf. liefert von 126 Pflanzen Bemerkungen. Zuerst neu beschrieben sind hier Cenna inuncea aus China, Melica uniflora aus Schonen, die auch nach Ehrhart am Hannover wächset, Anchusa italica, Saxifraga autumnalis, Lagerstroemia minor und major aus China, und Jana, Teucrium trifidum vom Vorgebürge der guten Hofnung, Sida pilosa vom Tranquebar, Medicago obscura wahrscheinlich aus Deutschland, Carduus peregrinus, Tussilago spuria aus Schonen, Arum spirale von Tranquebar, eine Atriplex, Asplenium Breynii und Ly-

Lycoperdon gregarium. Die beyden Kupfertafeln liefern Medicag. obſcuram, wahrſcheinlich eine Spielart der Medicag. polymorphae L. wenn gleich die Capſel keine ſchneckenförmige Wendung hat, und Tuſſilaginem ſpurium. Die übrigen betreffen Berichtigungen, die, wie es im Vorberichte heißt, höchſt genau angegeben ſind. Recenſent iſt davon überzeugt, und muß es loben, daß der Verf. mit Fleiß ſich der angemeſſenſten einmal feſtgeſetzten botaniſchen Ausdrücke bey ſeinen Beſchreibungen bedienet hat. Vorzüglich wohl muß die Auseinanderſetzung der Anchuſae italicae gleich dem Prof. Vogel zu Altorf in plant. rarior. gefallen, ſo wie die Arten der Pyrolae, der Saxifragae autumnalis, der Medicag. obſcurae und der Anhang der Sophorae foliis ſimplicibus von andern Arten und Abarten ihrer Geſchlechter getrennet ſtehen. Merkwürdig bleibt, daß die Blumen des weiblichen Stammes Rhamni alaterni durch den Staub des männlichen Stammes befruchtet zu Land reife Beeren geliefert haben, ein Beweiß der Wahrheit beyder Pflanzengeſchlechter, wenn ſonſt dieſelbe im Ernſt noch angefochten werden kann; daß Roſa villoſa in ihrer größten holländiſchen Abart einmal im fetten Boden glatte Fruchtcapſeln gegeben, nachher aber in ſchlechteren Boden wiederum ſolche ſtachlicht werden ließ; daß Ononis mitis und ſpinoſa durch Saamen fortgepflanzet, beſtändig glatte und ſtachlichte Pflanzen treiben und alſo nicht nach Linné mit einander unter Ononis arvenſis zu vereinigen ſind, und daß der Sabadillſaamen, wie Linné ganz recht gemuthmaßet hat, der Saamen eines Veratri iſt, das S. 29. als Veratrum Sabadilla nach einen trocknen Zweige unter den erhaltenen Saamen vorgefunden im Beſitze des Schwebiſchen Hofapothekers D. Ziervogel in Zwitter- und männlichen Blumen beſchrieben ſtehet. Von Fœderia foetida führet der Verf. zwey Pflanzen an, die nach den angegebenen Kennzeichen ſich unterſcheiden, dem ohngeachtet iſt er ſo behutſam, die Entſcheidung denen zu überlaſſen, die beyde im Wuchſe ſehen. Gentiana tenella *Friis* in den Schriften der Kopenhagener Societät ſoll kaum eine Abart der campeſtris L. ſeyn, deſſen G. detonſa iſt aber eine Abart der G. ciliatae L. und für G. involucrata von der G. quinquefolia L. unterſchieden. Oeders Gent. islandicam giebt er zur Unterſuchung an, ob ſie vielleicht Swertia ſey, und über Allium nigrum 32. wird gemuthmaßet, daß es Allium monſpeſſulanum ſeyn könne. Roſa eglanteria iſt

K.

R. lutea du Roi und Rosa muscosa wird mit Miller und letzteren für eine sich merklich unterscheidende Art angenommen, da sie unter allen Rosenarten die gröſten Blätter hat, welches die Erfahrung des Recensenten ebenfals bestätigt.

Rm.

9) Mathematik.

Beschreibung eines magnetischen Declinatorii und Inclinatorii, nebst der Anweisung, wie man sich dieser Instrumente bedienen soll, samt angehängter Beschreibung eines dioptrischen Sonnen-Quadrantens zu genauer Bestimmung der Meridionallinie von Georg Fridr. Brander, der Churbair. Acad. der Wissenschaften Mitglied und Mechanikus zu Augsburg. Nebst zwey Kupfertaf. Augsburg 1779. 8.

Dieser geschickte Künstler, der mit unermüdetem Fleiße und vieler Einsicht zu Deutschlands Ehre mit den besten englischen Meistern wetteifert, und dem die praktische Mathematik und Naturlehre schon so viele sinnreiche, bequeme, richtige Werkzeuge zu verdanken hat, setzet seinen übrigen Verdiensten durch die Verfertigung dieser so nützlichen Instrumente und durch die deutliche Beschreibung ihres Gebrauchs kein geringes Verdienst hinzu, und wir halten es für Pflicht ihm im Namen aller Naturforscher für seine Bemühungen zu danken, und durch eine umständlichere Anzeige dieser kleinen Schrift seine Arbeiten bekannter und gemeinnütziger zu machen.

Daß die genaue Kenntniß der magnetischen Würkungen und ihrer Ursachen für die Schiffahrt, Geographie, Bergwerkswissenschaft, Meteorologie und viele andere Theile der ausübenden Mathematik und Naturlehre von der äussersten Wichtigkeit sey, wird hier wohl eben so wenig eines Beweises bedürfen, als die Behauptung, daß man in der so schweren und verwickelten Kenntniß des Magnets nie sehr groſse Schritte werde

mas

machen können, wenn nicht vielfältige und mit einander verbundene Beobachtungen über dessen Neigung und Abweichung ununterbrochen angestellt werden. Die größten Männer und die geschicktesten Arbeiter sind daher seit langer Zeit beschäftiget gewesen, Werkzeuge zu erfinden, wodurch die Gesetze jener Veränderungen mit Leichtigkeit und Genauigkeit aufgesucht und bestimmt werden könnten. In Ansehung der Declinatorien überwand man die Schwierigkeiten leichter, und brachte sie zu einem ziemlich hohen Grade der Vollkommenheit, welcher der so verdienstvolle Abt Fontana zu Florenz wohl die Krone aufgesetzet hat. Man sehe Roziers observations sur la Physique, Tom IX. pag. 109.) Allein die Neigungsnadeln täuschten die Bemühung, den Scharfsinn, die Erfindungskraft und Geschicklichkeit selbst eines Grahams, Mussenbrocks, und vieler anderer eben so großer Männer. Die Pariser Akademie krönte endlich eine Preisschrift, worin nach Bernoullis Zeugniß alles enthalten ist, was zur Vervollkommnung dieser Neigungsnadeln erfordert werden konnte; und nach den darinn vorgeschriebenen Regeln hat Hr. B. die seinigen glücklich verfertiget.

Hier ist die Beschreibung dieser Instrumente selbst so kurz als möglich, nebst einigen uns dabey eingefallenen Bemerkungen!

Zuerst also von dem Declinatorio. Die Nadel selbst ist von ziemlicher Stärke, und nicht so dünne und leicht wie die gewöhnlichen. Sie liegt auch gegen die sonstige Gewohnheit nicht der Breite, sondern der Dicke nach auf ihrer Spitze. Dadurch wird nun die Bewegung derselben zwar gleicher und ruhiger, aber durchaus nicht träge; die Nadel selbst kann auch dadurch eine größere Härte bekommen, und wird folglich geschickter, die magnetische Kraft aufzunehmen und zu behalten; Folglich wird auch ihre Abweichung selbst zuverläßiger. Ihre Länge ist zwar, wir wissen nicht warum, vom Herrn B. selbst nicht angegeben worden; diejenige aber die Recensent von ihm vor einigen Jahren erhielte, ist 8 Pariser Zoll lang, und sehr empfindlich. Die Nadel spielet auf einer feinen Spitze, die das Centrum des ganzen Instruments vorstellt, in einem conischen Hütchen von Achat. (Recensent wünscht der Nadel eine solche Einrichtung, daß das Hütchen von einer Seite abgenommen, und auch an der andern befestiget werden könnte;

damit

damit sich die Nadel umkehren, und dadurch prüfen liesse, ob sie durch den magnetischen Meridian in 2 Theile getheilet würde, oder nicht. Im ersten Falle würde die Nadel den nemlichen Grad der Abweichung anzeigen, wie vorher; und im zweyten Falle würde der halbe Unterschied die wahre Declination geben.) Die Nadel ist in einem Gehäuse von Mahagonnholz eingeschlossen, welches oben mit einem Glasdeckel bedeckt wird, um dasdurch die Bewegung der Luft abzuhalten.

(Es gefällt uns, daß Herr B. die messingenen Gehäuse verworfen hat, weil solche gar oft Eisentheilchen enthalten, und dann wie des Recensenten seine that, einige verwirrende Anziehung gegen die Magnetnadel äussern. An der schmalen Vertikalseite gegen Norden ist an dem Gehäuse eine Glasplatte angebracht, worauf eine zarte senkrechte Linie mit einem Diamant gerissen ist, an welcher die Schärfe der Magnetnadel sehr nahe vorbeyspielt. Dicht an der Glasplatte liegt ausserhalb dem Gehäuse ein kleiner Planspiegel wagrecht, in welchem man den auf dem Glase gerissenen Strich und die Spitze der Nadel scharf und deutlich sehen kann. Diese Einrichtung ist für den Beobachter sehr bequem, weil er sonst vor dem Instrumente sehr gebückt oder gar knieend die Ruhe der Nadel abwarten müßte. Das gesammte Gehäuse nebst dem Spiegel ist auf einer Platte von Messing befestiget, und kann um das Centrum der Nadel von Norden gegen Osten und Westen auf einer dicken Marmorplatte herum geführt werden. Auf dieser Platte ist bey Norden ein Bogen von 60 Graden, nemlich gegen Osten und Westen 30 Grade eingetheilt, und vermittelst eines auf der messingenen Platte angebrachten Nonius lassen sich die Abweichungen von 3 Minuten zu 3 Minuten bestimmen. (Recensent glaubt, daß die Abtheilung mit viel grösserer Mühe bis auf Minuten oder gar halbe Minuten sich fortsetzen liesse, und dann wäre doch für die feinern Beobachtungen ein beträchtliches gewonnen. Fontana verfertiget äusserst empfindliche Nadeln, wodurch er die Abweichung bis auf eine Secunde finden kann.) Auf der steinernen Platte, sind an der Seite, wo Occidens stehet, 2 vertikale Absehen angebracht, um dadurch zu erforschen, auf welche Gegenstände die Sonnenmittagslinien oder auch der magnetische Meridian, verlängert hintreffen. Zwischen dem obersten Theile der Absehen ist ein dünner feiner Faden wagrecht ausgespannt, und unter dem-

ſelben auf der Platte ein feiner Strich gerißen, auf welchem, wenn das Inſtrument recht geſtellt iſt, der Faden im Mittage ſeinen Schatten wirft; zu jeder andern Stunde des Tages läuft der Schatten mit dieſem Striche parallel. Bey dem Gebrauche muß das ganze Inſtrument genau wagerecht geſtellt werden, welches vermittelſt einer kleinen Glaslibelle geſchehen kann, die bey Hn. B. immer fertig zu haben iſt. (Zur leichtern und genauern wagerechten Stellung ſcheint es dem Recenſenten vortheilhaft zu ſeyn, wenn man dem Hauptgeſtelle des Inſtruments 3. Schraubenfüſſe gäbe, wodurch die kleinſten Abweichungen berichtiget werden könnten.) Daß man endlich noch vorher eine richtige Mittagslinie haben müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und man kann ſich ſolche, entweder auf die gewöhnliche Weiſe, oder durch den nachher zu beſchreibenden Sonnenquadranten mit weniger Mühe verſchaffen. So viel von dem Abweichungsinſtrumente des Herrn B. Wir wenden uns jetzt zur Beſchreibung des Inclinatorii.

Die Grundſtütze dieſes Inſtrumentes iſt eine weiſe ſteinerne Platte, die in einem hölzernen Lager liegt, und durch drey Schraubenfüße genau wagrecht geſtellt werden kann. Aus der Mitte dieſer Platte, als aus einem Centro ſind verſchiedene Concentriſche Cirkel gezogen, und jeder Quadrant derſelben iſt in ſeine Grade und halben Grade getheilet. Es ſind auf der Platte die 4. Hauptgegenden der Welt, und wie bey dem Declinatorio an der Abendſeite zwey vertikale Abſehen zu einem ähnlichen Gebrauche angebracht. In dem Centro der Platte iſt der hölzerne Fuß, der den meßingenen Inclinationsring trägt, ſo eingeſetzt, daß er ſich ſanft ganz herum bewegen läßt; an demſelben wird ein Zeiger angeſchraubt, um die jedesmalige Abweichung dadurch anzeigen zu können. Durch ein an dem Inclinationsring angebrachtes Pendel wird die vertikale Stellung des Inſtruments berichtiget: Die beyden untern Quadranten des meſſingenen Inclinationsrings ſind in Grade und halbe Grade eingetheilet, und der würkliche Stand der Nadel kann durch kleine bewegliche Schieber bemerkt werden. Die Inclinationsnadel ſelbſt hängt zwiſchen einer Gabel, die ins Centrum des Inclinationsrings reicht. Sie iſt ihrer Form nach ein längliches, an beyden Enden zugeſpitztes Parallelepipedum, ruhet mit ihren wohlpolirten Zapfen auf 2. gläßernen Stiften, und kann vollkommen frey und willig ſpielen. Concentriſch

trisch mit der Axe der Nadel ist ein messingener in 2. Quadranten eingetheilter Ring so angeschraubet, daß dieser mit dem Inclinationsringe die Axe der Nadel zum gemeinschaftlichen Centro hat. An der Axe selbst ist ein beweglicher Zeiger solcher Gestalt angeschoben, daß er ohne durch seine eigene Schwere zu fallen, rund um den kleinen Ring geführt werden kann. Jener Ring ist der vom Herrn **Bernoulli** angegebene Aequationsring, und der Zeiger der Aequationszeiger. Dieses ist die nach Möglichkeit kurzgefaßte Beschreibung jenes mühsamen Instruments, welches, so viel dem Recensenten bekannt ist, auf diese Art noch von Niemanden, ausser vom verstorbenen Herrn Dietrichs in Basel, unter der Aufsicht des Herrn Bernoulli selbst verfertigt worden ist. Um einem Theile unserer Leser einen bestimmten Begrif von den Schwierigkeiten zu geben, die ein Künstler bey Verfertigung solcher Neigungsnadeln zu überwinden hat, wollen wir noch folgendes hersetzen. Nichts ist geschwinder geschehen, als daß ein Eisen bey der Bearbeitung eine magnetische Kraft erhalte, und gegen nichts muß eine Nadel mehr gesichert werden. Es müssen ferner die Zapfen, woran man die Nadeln aufhängt, aufs genauste rund, von gleicher Dicke und aufs feinste polirt seyn. Es müssen die Axen der beyden Zapfen vollkommen in der nemlichen geraden Linie sich befinden, welche wiederum mit der Verticalfläche, worin die Nadel sich beweget, genau perpendiculär seyn muß. Die zwey wohlpolirten Stückchen Glas worauf die Zapfen ruhen, müssen aufs genaueste in einerley Horizontalfläche seyn. Das schwierigste Geschäft von allen, und welches im vollkommensten Grade eben so unmöglich als nothwendig ist, ist endlich dieses: die Nadel dergestalt ins Gleichgewicht zu setzen, daß sie bey jeder ihr gegebenen Inclination ruhig stehen bleibt. Um diese Vollkommenheit zu erreichen, müßte der Mittelpunct der Schwere aufs genaueste in die gemeinschaftliche Axe der Stifte fallen; der $\frac{1}{100}$ Theil einer Linie würde hier schon eine beträchtliche Abweichung verursachen, weil die magnetische Kraft, wodurch die Nadel gerichtet wird, zu dem Gewichte derselben, ein gar zu geringes Verhältniß hat. Und wenn auch, mehr durch einen glücklichen Zufall, als durch würkliche Kunst, in gewissen Stellungen der Nadel das Gleichgewicht zuträfe, so wäre es dennoch bey jeder andern Stellung nicht mehr geschehen, weil die Nadel sich, so wenig es auch seyn mag, beuget, und Figur und Mittelpunkt der Schwere verän-

dert. Daher verfiel der Herr Bernoulli auf eine Construction, wodurch die Würkung der Schwere und der magnetiſchen Kraft ſo mit einander übereinkommen, daß jede einzeln genommen, der Nadel die nemliche Inclination geben. Es iſt nemlich klar, daß eine Nadel, welche vor dem Beſtreichen mit dem Magnet 30 Grade inclinirte, wenn die wahre Inclination 30 Grade wäre, auch noch nach dem Beſtreichen 30 Grade inclinirren müſſe; daß ſie aber dieſe Neigung nicht behalten könne, wenn die wahre Inclination nicht 30 Grade iſt. Da man nun die Würkung der Schwere nicht vernichten kann, ſo muß man ſie mit der Würkung der magnetiſchen Kraft übereinſtimmend zu machen ſuchen. Dieſes geſchiehet nun durch den Aequations-Ring. Man giebt nemlich der unbeſtrichenen Nadel eine genaue horizontale Lage, indem der Aequationszeiger auf 0 ſtehet. Dann läßt man die Nadel nach und nach vermittelſt des Aequationszeigers alle Neigungen annehmen, und bemerket ſich die Grade worauf der Aequationszeiger ſtehen muß, wenn die Nadel auf einem beſtimmten Grade ſtehen ſoll. Daraus wird nun die Aequationstabelle verfertiget, die für jede Nadel beſonders geſucht werden muß, und die ſich nach unſerm Urtheile ſehr gut auf der ſteinernen Platte eingraben ließe. Nach allen dieſen Vorbereitungen wird der Nadel erſt die gröſt möglichſte magnetiſche Kraft beygebracht; und dann iſt ſie zu den Verſuchen brauchbar. Um nun die wahre Inclination für einen Ort zu bekommen, muß die Nadel in der magnetiſchen Mittagslinie ſpielen, und folglich, wenn anders das ganze Inſtrument gehörig orientirt iſt, der Zeiger des Fußes auf die wahre Declination von dem Sonnenmeridian geſtellt ſeyn. Dann ſuchet man durch ein allmähliges Verrücken des Aequationszeigers die kleinſte Inclination, welche zugleich die wahre Inclination für den Beobachtungsort iſt.

Der Raum erlaubt es uns nicht, noch manches von dem Nutzen dieſes wohl eingerichteten Inſtrumentes anzuführen, und z. E. zu zeigen, wie es ſich auch würklich als ein Declinatorium gebrauchen laſſe, oder wie man, wenn nach einer leichten Regel die Inclination für jede Declination berechnet iſt, dadurch die Richtigkeit und Güte des Inclinatorii ſelbſt prüfen könne. Wir glauben, das bisher geſagte könne Liebhabern dieſer Beobachtungen hinlängliche Luſt eingeflößt haben, mit einem ſolchen Inſtrumente ſelbſt Verſuche anzuſtellen.

Nur

Nur folgenden, zwar nicht ganz unbekannten, aber doch artigen Versuch, den Herrn B. als eine Zugabe anführt, wollen wir einiger Leser wegen noch herausheben; man kann nemlich einer kleinen eisernen Stange, ohne irgend einen Magneten, blos durch sanftes Schlagen mit dem Finger oder mit einem andern Eisen eine magnetische Kraft beybringen, es polarisch machen, die Pole verändern, und ihm die magnetische Kraft wieder gänzlich nehmen, wenn nur die Stange während dem Schlage in dem magnetischen Meridian, die würkliche Inclination des Orts hat; das obere Ende derselben wird alsdann der Südpol, das untere Ende der Nordpol. Macht man die Inclination der Stange während dem Klopfen immer geringer, bis sie endlich wagerecht zu liegen kommt, so schwächt sich die magnetische Kraft, und geht endlich ganz weg, wenn man der Stange, während dem Klopfen eine Declination von 90 Graden, von dem magnetischen Meridian giebt. Dieser Versuch läßt sich ziemlich gut, ohne alle weitläufige Vorrichtung anstellen. Herr B. schlägt aber dazu ein hölzernes Gestelle vor, wie das Gestell zu dem beschriebenen Inclinatorium, welches freylich bequemer und richtiger und gleichfalls ohne viele Mühe zu erhalten ist. Die Vermuthung des Herrn B. daß ein starker elektrischer Funke oder eine mittelmäßige Erschütterung dem eisernen Stabe in solcher Lage auch einige magnetische Kraft geben werde, scheint dem Recensenten äusserst wahrscheinlich, und er wird nächstens einige Versuche darüber anstellen.

Der dioptrische Sonnenquadrant ist ein vertikalstehender, in Grade und halbe Grade eingetheilter messingener Quadrant, der auf einem linealförmigen, durch drey Stellschrauben wagrecht zu stellenden Fuße ruht, und sich um eine dieser Schrauben, wie um einen Mittelpunkt drehen kann. Durch diese Bewegung läßt sich, vermittelst eines bequem angebrachten feinen Silberstifts, auf einer horizontalen Platte ein Bogen des Azimuths beschreiben. Eine bewegliche mit einem Objectivglase versehene Regel fängt das Bild der Sonne auf, welches drey kleine schwarze Pünktchen im Grunde der Regel durchlauft, und mit dem Silberstifte bemerkt man zugleich die Vor- und Nachmittags aus correspondirenden Sonnenhöhen beobachteten Punkte im Azimuth, woraus durch Halbirung auf die bekannte Weise die Mittagslinie eines Orts gefunden werden kann. Die beweg-

liche Regel läßt ſich mit der veränderten Höhe der Sonne höher oder niedriger rücken, und giebt vermittelſt eines *Nonius* oder *Verniers* die Höhe der Sonne bis auf 1 Minute an. Sucht man in den aſtronomiſchen Ephemeriden für einen jeden Tag die Declination der Sonne auf, ſo läßt ſich, wie man leicht einſiehet, die Aequatorshöhe und Polhöhe eines Orts zum gewöhnlichen Gebrauch mit ziemlicher Genauigkeit finden. Hr. B. glaubt zwar, daß es nicht möglich ſey, ſich vermittelſt dieſes Inſtrumentes in Beſtimmung des wahren Mittages um 5 Secunden der Zeit zu irren; Recenſent muß aber aufrichtig geſtehen, ſo ſehr er ſonſt die Nutzbarkeit und Genauigkeit dieſes Inſtruments anerkennt, daß er ſich davon weder theoretiſch noch praktiſch überzeugen könne.

Recht ſehr wünſchen wir, daß Herr B. eifrig fortfahren möge, die ſich immer mehr ausbreitende Neigung für die mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften durch Verfertigung bequemer und genauer Werkzeuge zu unterſtützen und daß dagegen auch das Publicum durch würkliche Benutzung ſeines Fleißes den lobenswürdigen Eifer dieſes geſchickten Mannes thätig beleben möge.

Cſ.

Johann Andreas von Segner, Sr. Königl. Preuß. Maj. Geh. Raths, erſten Lehrers der Mathematick und Naturlehre bey der Königl. Friedrichs-Univerſität. ꝛc. Gründe der Perſpectiv. Mit 8. Kupfertafeln. Berlin, 1779. bey Chriſtian Friedrich Himburg. (6 Bogen Octav.)

Dieſe Abhandlung, welche, wie alle übrige Schriften ihres Verfaſſers, das Gepräge einer ausnehmenden Deutlichkeit und vollendeten Arbeit an ſich trägt, lag zum Druck fertig und iſt auf ausdrückliches Verlangen ihres Verf. von deſſen Sohne, der dieſen Umſtand in einer kurzen Vorrede meldet, ohne alle Zuſätze oder Veränderungen herausgegeben worden. Es ſind eigentlich keine Handgriffe angewieſen, nach welchen ein perſpectiviſcher Zeichner würklich verfahren könnte; ſondern es werden ihm die Gründe vorgelegt, auf welchen das Mechaniſche der Kunſt beruhet, und auf welche er aufmerkſam

ſeyn

ſeyn muß, wenn er die Arbeit mit Verſtand zu verrichten, und durch allerhand ſelbſt zu erfindende Vortheile leichter und richtiger zu machen gedenket. Es kommt alles darauf an, daß man ein jedes Prisma, es mag gerade oder ſchief ſeyn, und in Anſehung der Tafel, ſo oder anderſt liegen, richtig zu entwerfen wiſſe. Denn die übrigen Körper werden entworfen, indem man verſchiedene Prismen zuſammen ſetzt, oder auf eine geſchickte Art theilet. Die ebene Figuren aber kann man ſich als Prismen vorſtellen, die ſo dünne ſind, daß das Auge ihre Dicke nicht merken kann. Da bey der Arbeit viele Linien gezeichnet werden müſſen, die man nach vollendeter Arbeit, als unnütz, wieder weglöſchen muß; ſo räth der Verf. eine Nebentafel zu Hülfe zu nehmen, um die für die eigentliche Zeichnung beſtimmte Tafel zu ſchonen. Der ganze Unterricht beziehet ſich auf nachſtehende Fälle. Erſter Fall, wenn die Grundflächen des Prisma der Tafel parallel ſind; die Kanten aber an die Tafel lauffen. Zweyter Fall, wenn die erweiterte Grundflächen an die Tafel anlaufen; die Kanten aber der Tafel parallel ſind. Dritter Fall, wenn die erweiterte Grundflächen die Tafel ſchneiden; und die verlängerte Kanten ſie ebenfalls treffen. Zuſammengeſetzte Fälle: diejenige erfordern eine mühſame Arbeit, wenn prismatiſche Körper vorzuſtellen ſind, deren Grundflächen in verſchiedene Ebenen fallen, die einander nicht parallel ſind: die andern laſſen ſich aus den vorhin erklärten einfachen Fällen leicht zuſammen ſetzen.

Johann Heinrich Lamberts, weyl. Königl. Preußl. Oberbaurathes ꝛc. Pyrometrie oder vom Maaße des Feuers und der Wärme. Mit acht Kupfertafeln. Berlin bey Haude und Spener 1779. (2 Alphab. in Quart.)

Zuerſt eine Vorrede von Hr. Prof. Karſten, welcher das Verdienſt des Antheils an der Herausgabe durch den Antheil vergrößert, welchen er daran hat, daß Lambert noch in den letzten Monaten ſeines Lebens ein Werk vollendet hat, wozu er 1764. ſchon Hofnung gemacht hatte. Lambert hatte, wenige Tage vor ſeinem Tode, das ganze vollſtändig ins Reine gebrachte Werk dem Verleger ſelbſt zum Druck übergeben.

Die Photometrie und Pyrometrie haben viele übereinstimmende, aber doch auch einige eigenthümliche Gründe. Die Erleuchtung geschieht augenblicklich, die Erwärmung allmählich. Der Vorrede sind angefügt, Bemerkungen des Hr. Prof. Johann August Eberhards, über Lamberts Verdienste um die theoretische Philosophie. Daß L. den Weg zu seinen philosophischen Untersuchungen hat über die Mathematik genommen, ist schon aus dem verschiedenen Glücke sichtbar, womit er die Vernunftlehre und die Metaphysik bearbeitet hat. Bey jener ist er nehmlich glücklicher gewesen, als bey dieser.

Wir kommen nun auf die Pyrometrie selbst, und deren ersten Theil. Dessen erstes Hauptstück enthält die vorläufigen Grundbegriffe; das zweyte das Ausmeßbare bey Feuer und Wärme. Ueberschriften von Hauptheilen der Pyrometrie wären: Pyrostatik, Pyraulik, Pyrodynamik. Alsdenn gäbe es noch Pyroholik, Pyrotechnik, Pyrophorie, Pyrurgie, Pyronomie u. a. m. Die Ordnung des Vortrages ist aber nicht daher genommen.

2. Hauptst. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. 1) Luft; Drebbelsches Thermometer. 2) Ausdehnung anderer Materien; florentinisches Thermometer.

3. Hauptst. Das Luftthermometer 1) Bey der Zusammenpressung der Luft, durch den Druck, ist keine Ursache von der Mariottischen Regel abzugehen. 2) Kraft der Wärme in der Luft. 3) Drebbelsches Thermometer und dessen Abänderungen.

4. Hauptst. Thermometer von andern flüssigen Materien. 1) vorläufige Betrachtungen. 2) Newtons Thermometer von Leinöhl. 3) das Fahrenheitsche. 4) das de l'Isleſche und einige andere Quecksilberthermometer. 5) Therm. von Weingeist.

„De Lüc war unstreitig sehr emsig, und trägt in seinem Werke ungemeine Sorge, daß seinen Lesern auch nicht das geringste von seinen Bemühungen unbekannt bleibe, damit sie ihm sein Dank dafür wissen mögen. Meines Erachtens wird die Sache selbst dadurch nicht gut gemacht. Sie bleibt was sie ist, und muß immer an und für sich betrachtet werden. Und so hätte De Lüc in einem viermal kleinern Werke viermal mehr sagen können, als er wirklich gesagt hat. Ich verstehe, daß das Gesagte nicht nach den Worten, sondern nach den

Ge-

Gedanken müſſe gemeſſen werden ,,. (Wie kommt der gutmüthige Lambert zu einer ſo bittern Kritik?) Lamb. ziehet Leinöhl dem Weingeiſte vor. Die Ausdehnung der Luft geht mit der vom Weingeiſte nicht zu gleichen Schritten. Tabelle über Verſuche und Berechnungen davon. Hingegen hält das Queckſilberthermometer mit dem Lufttherm. ſo weit dieſe Verſuche ſich erſtrecken, ohne merklichen Unterſchied, gleiche Schritte. Da nun das Lufttherm. die eigentliche Grade der Wärme angiebt; ſo folgt, daß auch beym Queckſilbertherm. gleiche Grade der Ausdehnung gleichgroße Unterſchiede der Wärme anzeigen. 6) Einige benannte Thermometer von Weingeiſt: de la Hire, Mariotte, Hawksbee, Hales, Fowler, Bernart. 7) Andere bisher gebrauchte Weingeiſtther. 8) Therm. zu beſtimmten Abſichten; z. B. de Lüc's mit dem Barometer, bey Höhenmeſſungen, verbundenes: eben deſſelben Therm. welches die mit der Strahlenbrechung vorzunehmende Reduction angiebt. 9) Anmerkungen über die Gründe der Therm. Abtheilung. 11) Hydroſtatiſche Thermometer. Die Körper werden durch die Wärme, von leichterer Art. Ein Gefäß voll ſiedendes Waſſer wog 169,4 Gran, erkältet wog es 174,8 Gran; das Reaumürſche Therm. ſtand auf 19 Grade; die Ausdehnung des Glaſes betrug hierbey kaum $\frac{1}{400}$, kommt alſo nicht in Betrachtung. Eiſenſchmiediſche Tabelle von dem Gewichte, das verſchiedene Flüſſigkeiten im Sommer und Winter hatten. Die gemeine Bierprobe kann auf dieſe Art auch als ein Thermometer gebraucht werden und die Wärme der Flüſſigkeiten angeben.

6. Hauptſt. Von der Ausdehnung feſter Körper durch die Wärme.

7. Hptſt. Thermometer von feſten Körpern. Bey flüſſigen kann man die Ausdehnung nach der Länge, Breite und Dicke, in eine nach der Länge fortgehende verwandeln, und ſie dadurch dreyfach merklicher machen. Dieſer Vortheil fällt bey feſten Körpern weg, und dabey dehnen ſie ſich überhaupt wenig aus. Man ſuchte alſo die geringe Ausdehnung deſto merklicher in die Augen fallend zu machen. In England verfiel man auf die Bleche, die aus zweyerley Metall beſtehen, (auf der einen Seite Kupfer, auf der andern Eiſen;) ſie ſchienen aber nicht von ſonderlichem Gebrauch zu ſeyn. Muſchenbroek machte die Veränderung durch Räderwerk ſichtbarer. Es iſt mehr ein Pyrometer.

8. Hauptſt. Ausdehnung der Dünſte durch die Wärme. Die Ausdehnungen werden bey zunehmender Wärme (nicht) immer heftiger; daher ſieht man mit Befremden, daß Waſſer auf glühendes Eiſen gegoſſen, nur anfangs einen ſchnellen Dampf giebt, das Zurückbleibende aber herumflattert und nur ſehr langſam auftrocknet. Auſſerordentliche Schnellkraft eingeſchloſſener Dünſte. Ausdehnende Kraft des Eiſes.

Dritter Theil, von Erwärmung und Erkältung der Körper. 1. Hauptſt. Mittheilung der Wärme. Ob die Wärme welche ein erkaltender Körper in jeder Minute verliehrt, der Wärme, die er hat, proportional ſey; logarithmiſche Erwärmung und Erkältung. Die Erwärmungs-Subtangente hat bey jedem Körper und in einerley flüſſiger Materie, nicht einerley Größe. Das Waſſer ſcheint uns kälter zu ſeyn, als gleich kalte Luft; weil die Erkältungsſubt. in dieſer acht bis zehnmal gröſſer iſt, als in jenem.

2. Hauptſtück. Erwärmung und Erkältung in zuſammengeſetzten Fällen. 1) Erwärmung am Feuer und an der Sonne. Verſuche was die Farbe hierbey thut. 2) Erwärmung eines Körpers durch den andern. Die umſtändlichſten Verſuche findet man beym de Lüc. „Bey ſeinen Vorausſetzungen müßte erſt unterſucht werden, ob Kraft und Dichtigkeit mit gleichen Schritten gehen. Der Unterſchied mag geringe ſeyn — aber gerade auf ſolche geringe Unterſchiede nimmt de Lüc in ſeinen Verſuchen Rückſicht: denn ſeine Abſicht war nicht die Wärme der Miſchung nach dem Thermometer zu ſchätzen, ſondern vermittelſt jener die Eintheilung von dieſem zu berichtigen u. ſ. f.„ Aus des Verf. Verſuchen folget daß vier Feuertheilchen im Queckſilber, ſechs im Weingeiſte, und ſieben im Waſſer, gleiche Wärme hervorbringen, wenn von dieſen Materien ein gleiches Maas genommen wird. Eine Art Oſcillation bey dem Uebergange der Wärme aus Waſſer in das Thermometer, und aus dieſem wieder zurück. 3) Erwärmung und Erkältung mehrerer Körper unter ſich. 4) Erwärmung mehrerer Körper am Feuer und unter ſich. 5) Ammontons Verſuche mit der eiſernen Stange werden geprüft, und mit der logarithmiſchen Erwärmung weniger übereinſtimmend gefunden, als Newtons Stufenleiter oder Lamb. Verſuche mit Meſſingdrath. Anwendung der Theorie auf Muſchenbroeks Pyrometer mit 5 Lampen.

Wie-

Vierter Theil. Von der Bewegung der Wärme. 1. Hauptſtück. Die Ausbreitung der Wärme. Hier nimmt eben ſo, wie beym Lichte, die Dichtigkeit der Feuertheilchen bey einer erwärmenden Kugel wie das Quadrat des Sinus des ſcheinbaren Halbmeſſers ab: und in Anſehung des Ausflußwinkels wird ſie gleichfals im Verhältniß vom Sinus deſſelben geringer. Die Verſuche werden am beſten mit einer Kugel von Kupferblech angeſtellt, die einige kleine Luftlöcher hat, und mit ſtark glühenden Kohlen angefüllet wird. Die beobachtete Grade bey fünf Thermometern, die in verſchiedenen Entfernungen von der Kugel hiengen, kamen mit den berechneten aufs genauſte überein.

2. Hauptſt. Das Zurückprallen der Wärme. Es folgt in Anſehung des Winkels dem Geſetz der Lichtſtrahlen; aber in der Art, wie es ſich auf der Oberfläche theilet, ſo daß weder alles eindringet, noch alles zurückgeworfen wird, äußert es einigen Unterſchied. Aus ebenen Spiegeln zuſammengeſetzte Brennſpiegel, wie Büffon und andere die Archimediſche zu erklären ſuchen. Man kann ſie in eine paraboliſche Wölbung befeſtigen; oder auch an ein flaches Bret mit Schrauben, dergeſtalt, daß man ihnen die jedesmal erforderliche Neigung geben kann: und dieſe beſtimmt ſich ohne Mühe. Wie es mit dem Zurückprallen der Wärme zugehe. Sie prallt von den innern Flächen des Körpers eben ſo zurück, wie das Licht bey den durchſichtigen Körpern.

4. Hauptſt. Die Geſchwindigkeit im Fortgange der Wärme. Die Körper verſtatten der Wärme keinen ſolchen geradlinichten Durchgang, wie die Durchſichtigen dem Lichte. Very ſtiche, um deſſen Geſchwindigkeit im Waſſer auszumachen.

5. Hauptſt. Bewegung der Wärme mit den Materien, worin ſie ſich befindet. Das Feuer, oder deſſen Theilchen, ſind ſelten oder nie ganz allein; ſondern ſie hängen ſich gern an andere Materien an. Daher kommt es, daß das Feuer langſam in die Körper eindringet, und langſam aus denſelben wieder weggehet. Die paraboliſche Geſtalt der Camine, iſt ein ſehr unerheblicher Umſtand, denn das Feuer darin brennt nicht in einem Punkte. Der Hauptfehler bey den Caminen iſt vielmehr, daß zu viele Hitze aufwärts verlohren gehet. Zu Pfeffers braucht das Waſſer ungefähr $2\frac{1}{2}$ Minuten Zeit, von der

Quelle

Quelle nach dem Badhause; Die Erkältungsfubtangente des Wassers mag zwanzig Minuten seyn, und es ist im Sommer etwa sechszehen reaumürsche Grade wärmer als die äussere Luft; also verliert jenes zwey Grade von der Wärme, die es bey der Quelle hat.

6. Hauptst. Das Aufsteigen der Wärme. Es macht die flüßigen Materien, durch Ausdehnen zu leichtern. Man bemerkt das Aufsteigen auch in festen Körpern; in eisernen Stangen. Versuche über das Aufsteigen der Wärme in der Luft. Die Wärme von der untern Luft, bis zur ganz obern nimmt wie siebenzehen zu zwölf ab.

Fünfter Theil. Von der Kraft der Wärme.

1. Hauptst. Diese Kraft mit den Zusammenhangskräften verglichen. 1) Vorläufige Lehrsätze. Die absolute Kraft des Zusammenhanges wird am besten durch Drathe und Gewichte untersucht. Versuche mit dem Monochord. Beugende und brechende Kraft. 2) Anwendung auf die Kraft der Wärme. Das Zerreissen durch äussere Gewalt ist dem Zustande ähnlich, wo die Metalle durch die Hitze des Feuers anfangen, bis zum Schmelzen erweicht zu werden.

2. Hauptst. Kraft der Wärme bey Mischungen. 1) Schmelzbarkeit vermischter Materien. Sie wird größer oder geringer. Daher sind die verschiedenen Lothe entstanden. Eine Art Schnellloth braucht kaum eine größere Hitze, als die vom siedenden Wasser. Verschiedene Zusammensetzungen von Schlagloth. Gesetze der Schmelzbarkeit. Sie haben eben so ihre eigene Wendung, wie die in Absicht auf Dichtigkeit und Schwere. 2) Wärme und Kälte, so bey Mischungen entstehet. 3) Schnellkraft der Wärme. Das Thermometer fällt unter der Glocke bey schnell ausgepumpter Luft, weil mit der Luft auch die darin befindliche Feuertheilchen ausgepumpt werden. Die größte Orgelpfeife spricht an, wenn die Kraft der Luft um $\frac{1}{120}$ verstärkt wird; wozu zwey reaumürsche Grade hinreichen. Da die aufgehende Sonne noch größere Wärme bald und leicht hervorbringt; so ließe sich leicht ein Kunstwerk erdenken, welches das leistete, was man von Memnons-Bildsäule erzählt.

4. Hauptst. Stufen der Wärme. Durch äussere Merkmale (durch Würkungen die sie hervorbringen,) bestimmte Grade

Grade der Wärme. Tabelle davon, auf das Fahrenheitische und auf das Luftthermometer reducirt.

5. Hauptst. Verstärkung des Feuers.

Der sechste Theil handelt von Ausmessung der Stärke, der Hitze und Menge der Feuertheilchen.

Das erste Hauptstück enthält die Grundbegriffe dazu; das zweyte zeigt die Anwendung auf einige Fälle.

Siebenter Theil. Von der Empfindung der Wärme. 1) Wärme menschlicher und thierischer Körper. 2) Schätzung der Wärme nach der Empfindung. Wasser von 124 Grad Wärme, und Luft von 324 Grad, machen auf uns einerley Eindruck, oder scheinen uns gleich warm zu seyn.

Achter Theil. Von der Sonnenwärme. Unsre Erde würde in 11000 Jahren erst $\frac{73}{100}$ derjenigen Wärme erhalten haben, die sie in allem zu erhalten hat. Das unterirdische Feuer scheint dazu geschaffen zu seyn, um der Erde eine Wärme zu geben, die sie von der Sonne allein nicht erhalten könnte. Es trägt mit dazu bey, daß z. B. in Island die Winterkälte sehr gemäßigt ist.

2. Hauptst. Menge der Sonnenwärme. Tabelle über die halbe Tagwärme, für einige der merkwürdigsten Polhöhen, auf das ganze Jahr durch berechnet: nebst einer andern, welche dienet, für jeden beliebigen Tag und Polhöhe die tägliche Sonnenwärme zu berechnen. Die Summe der Sonnenwärme durch ganze Jahre hindurch.

3. Hauptst. Die tägliche Sonnenwärme; wie sie zu und abnimmt, und wenn sie am größten ist. Tabelle hiervon für alle Tagesstunden, für Tageslängen von sechs, acht, bis achtzehen Stunden.

4. Hauptst. Die jährliche Sonnenwärme überhaupt. Ein paar Figuren lassen die jährliche Veränderung der Wärme unter den verschiedenen Polhöhen mit einem Blick übersehen.

5. Hauptst. Einige Anmerkungen. Was Mairan und Euler (in Absicht auf die Erwärmung der Erde) durch lange Schlüsse und Rechnungen nicht erhalten konnten, das suchte Mayer, der Verbesserer der Mondstafeln, durch bloßes Schätzen zu erhalten; und zwar mit ziemlichem Erfolg. Für Pro-

be, daß ein wenig Beurtheilungskraft oft weiter, als die verwickeltſten Rechnungen, reicht.„

6. Hauptſt. Anwendung der Theorie auf Beobachtungen. Zu Nürnberg, Padua, Algier, Iſle Bourbon, Pondicheri, beobachtete Nachmittagswärmen; Schwediſche Beobachtungen.

7. Hauptſtück. Vertheilung der Sonnenwärme unter der Erde. Die Grundwärme iſt überhaupt, wo kein fetterſpeyender Berg in der Nähe iſt, geringer als die Winterkälte. Die Veränderungen werden in gröſſern Tiefen geringer, und die Wärme entfernt ſich daſelbſt weniger von ihrem Mittelſtande. Die Folge iſt, daß die innern Theile der Erde, in Vergleichung mit der Oberfläche, den Anſchein haben, als ob ſie im Winter wärmer, im Sommer kälter wären. Herr Ott in Zürch hat auf des Verfaſſers Antrag, im Jahr 1762, Verſuche darüber angeſtellet. Er lies Thermometer eingraben, und ſetzte die Beobachtungen 4½ Jahr fort. Tabellen davon.

D. Wilhelm Gottlieb Heſſe, churfürſtl. maynziſchen Raths, der Mathematik und Naturlehre ordentlichen öffentlichen Lehrers auf der Univerſität zu Erfurt, praktiſche Abhandlung zu Verbeſſerung der Feuerſpritzen, welche der Verſammlung der churfürſtl. maynziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, vorgeleſen und zugleich in Gegenwart derſelben mit ſeiner neu verbeſſerten Feuerſpritze, und einem beſonders zubereiteten Hanfſchlauch als Schlangenſpritze, alle Verſuche angeſtellt, und der Gebrauch gezeigt worden. Zum allgemeinen Nutzen herausgegeben, und mit einem Kupfer erläutert. Zweyter Theil. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger. 1779. (in Octav, 6. Bogen.)

Im erſten Theil, (A. D. B. 38. Band, 1. St. 166. Seite) hatte ſich der Verf. vorbehalten, ſeine Vorſchläge noch

durch

durch Versuche zu bestätigen, und den Erfolg in einem zweyten Theile bekannt zu machen. Dieses ist nun würklich geschehen, mit einer Spritze, die er auf seine eigene Kosten, mit allen den vorgeschlagenen Verbesserungen und Vortheilen, hat machen lassen. Die in Gegenwart des Herrn Statthalters und der Akademie angestellte Versuche haben gezeigt, daß alles was im ersten Theile gesagt worden, seine völlige Richtigkeit habe. Dieser zweyte Theil beschreibt nun die Maschine praktisch, und giebt den Bauanschlag, und eine Tabelle von der Struktur und Verhältniß der einzelnen Theile. Einwendungen gegen den Vorschlag, das Spritzenwasser durch Salze gegen das Gefrieren zu schützen, und zum Löschen würksamer zu machen. Unter Mundstücken von verschiedener Figur, Größe und Oefnung, waren die kurzen, conischen, vier Zoll langen immer die besten, und gaben einen höhern Strahl als die langen. Am höchsten war er durch eine fünf bis sechs Linien weite Oefnung. Die platten hielten keinen reinen Strahl; sondern er breitete sich zu nächst dabey sogleich aus. Mit dem Birkenholze ist der Verf. bey der Maschine sehr zufrieden gewesen: die Fibern sind durch einander gewachsen, und es nimmt reichlich Oel an.

Die wenigsten Einwohner in Erfurt, sagt der Verfasser wissen wohl selbst und glauben auch vielleicht nicht, daß ein und achzig Spritzen hier zu finden, und in die Stadtviertel vertheilet sind: nehmlich funfzig große, worunter fünf Schlangenkünste, und ein und dreißig mittlere und kleine; ohne die vielen Landspritzen. Vor allen diesen hat die seinige dreyzehn wichtige Vorzüge. Sie kostet nur sechs und dreißig Thaler, und thut eben die Dienste wie andere, die zwey hundert kosten. Vorschrift zu Verfertigung der Masse, womit die hanfenen Schläuche bestrichen werden. Fehler des neuerlich in Holland erfundenen Zubringers. Wo überflüßige oder fehlerhafte Spritzen sind, da kann man mit leichten Kosten Zubringer aus ihnen machen; ohne Saugröhre sind sie besser. Ein sehr nützlicher Vorschlag des Verfassers, alle Plumpbrunnen in den Städten als Zubringer zu gebrauchen. Man brauchte nur alle Gußhähne daran mit Schrauben von einerley Größe und Gewinde zu versehen; so könnte man nach jedesmaliger Nothdurft, Hanfschläuche mit Schraubenmüttern an ihnen befestigen. Das Wasser aus Brunnen gefrieret auch nicht so leicht, als das offenstehende.

Johann

Johann Michael Schirmer, Schul- Schreib- und Rechenmeisters in Frankfurt am Mayn, selbstlehrende Algebra, das ist, gründliche Anweisung, wie ein jeder welcher die gemeine Rechenkunst verstehet, diese vortrefliche Wissenschaft ohne mündlichen Unterricht lernen und mittelst derselben alle schwere Rechnungsvorfälle die sich sowohl bey dem Militäre, der Handlung und den Künsten als auch überhaupt im gemeinen Leben ereignen, fertig und ohne Schwierigkeit auflösen kann, mit einem nützlichen Register, erste Abtheilung. Frankfurt am Mayn in der Andreäischen Buchhandlung 1779. 174 Seiten in 8.

Zweyte Abtheilung, ebendaselbst. 1779. 156 S.

Wir glauben gerne, daß viele Lernende diesen Unterricht faßlicher, und ihren Absichten angemessener finden werden, als die Schriften mancher Männer, mit denen unser Verf. die seinige wohl selbst nicht im Ernste vergleichen wird. Manchen behaget das Umständliche, und die geschäftige Anwendung allgemeiner Lehren auf recht viele praktische Items. Finden sie das an einem Lehrbuche; so erkennen sie es gerne für selbstlehrend, und hoffen den Lehrer und — Kopf — dabey zu ersparen: auch glauben sie treuherzig, der Unterricht sey recht eigentlich für sie geschrieben, wenn sie hin und wieder ein Exempel antreffen, das von ihrer Beschäftigung entlehnt ist. Ausserordentliche Gaben der Deutlichkeit und Richtigkeit im Ausdruck, um derentwillen ein mündlicher Lehrer entbehrlich scheinen möchte, haben wir eben nicht angetroffen. Wir wollen aber eine Probe des Vortrags, und nachher eine kurze Vorstellung vom Inhalt dieser zwey Abtheilungen geben, denen noch drey Abtheilungen folgen werden.

Die Algebra ist eine Wissenschaft mit Grössen zu rechnen, daher sie auch eine Grössenrechenkunst genennt wird. Unter einer Grösse verstehet man überhaupt eine jede Zahl oder Sache, sie mag nach ihrer Vielheit, Schwehre und dergleichen beschaffen seyn, wie sie wolle. Mit Grössen rechnen heisset, dieselbige

selbige nach Maßgab einer Vorgabe vermindern oder vermehren, ohne auf ihre Einten, Schwehre und dergleichen eine Absicht zu nehmen. Soll aber dieses geschehen, so werden natürlicher Weise einfache Figuren oder Zeichen erfodert, durch welche man sothane Gröſſen bezeichnen könne. Zu dem Ende sind hiezu die Buchstaben des kleinen lateinischen Alphabets, oder a, b, c, — am schicklichsten befunden worden u. s. f. Durch die Gleichungen — wird insgemein die eigentliche Algebra verstanden —; allein gleichwie die gemeine Rechenkunst überhaupt die Zifferkunst genennet werden kann, also wird wohl nichts daran gelegen seyn, wenn man die Rechnungen so mit Buchstaben verrichtet werden, zusammen Algebra nennt.

Die vier einfache Rechnungsarten. Von Brüchen. Wenn ein Bruch mit einem andern Bruch multipliciert wird; so erhält man zwar einen gröſſern Bruch, aber kleinere Theile, (wir dächten umgekehrt.) Denn $\frac{2}{3}$ mal $\frac{2}{3}$ bringt zum Product $\frac{4}{9}$, welches durch die Regel de Tri bewiesen, und demnächst auch klar wird, wenn man sothane Multiplication — nach den Wörtern aus und von betrachtet.

Von den Quadratgröſſen und Ausziehung ihrer Wurzeln. Zuerst in Zahlen, denn in Buchstaben. Wie sie ergänzt werden, wenn das Quadrat des zweyten Theiles fehlet, wird in nicht weniger als sechzehen Exempeln gezeigt. Von den Cubicgröſſen und Ausziehung ihrer Wurzeln. Wiederum zuerst mit Zahlen, zur Uebung: Ein Maurer soll eine Regencisterne verfertigen u. s. f. Die Ergänzung einer Cubicgröſſe wird übergangen, weil sie hier zu umständlich und von keinem Nutzen sey. Rechnung mit Irrationalzahlen; mit unmöglichen oder eingebildeten Zahlen.

Zweyte Abtheilung. Von Verhältnissen und Proportionen. Wenn zwo Zahlen —— so nennet man ihren Unterschied ein Verhältnis. Siehet man bey dem Unterschied auf die Subtraction u. s. f. Von den arithmetischen Verhältnissen und Proportionen. Von den geometrischen. Von Progressionen; hierbey allerhand Beyspiele von Interessenrechnungen. Von Polygonalzahlen und ihren Wurzeln: Columnarzahlen und ihren Wurzeln. Von Pyramidalzahlen

und ihren Würzeln: abgekürzten Pyramidalzahlen und ihren Wurzeln. Von den Proniczahlen und ihren Wurzeln. Von den Logarithmen.

Ng.

10) Geſchichte und Geographie.

Briefe über Rußland, von J. H. C. Meyer, Lieutenant. — — Erſter Theil. Göttingen, 1778. 349 S. Zweyter Theil. 1779. 271 S. in 8.

Aus der Feder eines Mannes der ſelbſt in Petersburg geweſen iſt; der in der Vorrede über das zweckloſe Reiſen unſrer jungen Deutſchen lacht; der Behutſamkeit gegen engliſche Reiſebeſchreiber empfiehlt; den Reiſenden folgende Vorſchrift giebt: „mit Nutzen kann nur der reiſen, — „— der das Land, wohin er zu reiſen denkt, vorher „vollkommen kennen gelernt, und die beſten Schriften darüber geleſen hat„ — — von einem ſolchen Schriftſteller laſſen ſich doch gewis lauter gute, ſelbſt neue, Nachrichten über das noch lange nicht genug bekannte ruſſiſche Reich, erwarten. Freylich war uns der vielverſprechende Ton, unter andern das Wort vollkommen, gleich etwas auffallend: kein Ruſſe kennt ſein Vaterland vollkommen; aber bey dem Durchleſen fanden wir uns in unſrer Hofnung ganz betrogen. Unter einigen guten und brauchbaren Nachrichten, ſtehen viel falſche oder halbwahre Anzeigen, ſchiefe oder von unwiſſenden Leuten entlehnte Urtheile, unintereſſante Kleinigkeiten, fremdes Zeug, lange Auszüge und allgemein bekannte Sachen aus allgemein bekannten Schriften, gar Zeitungsnachrichten, z. B. 2 Th. S. 24. Ueberhaupt findet man von keiner einzigen Sache vollſtändige Anzeigen, hingegen merkt man zu oft, daß es dem Verf. an hinlänglicher Kenntnis guter Schriften, und an gehöriger Aufmerkſamkeit mangelt: er hat alles viel zu flüchtig beobachtet, und ohne Wahl und Ordnung in ſeinen ſogenannten Briefen untereinander gemiſcht; z. B. aus Schriften die in Jedermanns Händen ſind, entlehnt er eine ſehr magere Beſchreibung der ruſſiſchen Völkerſchaften, und darauf-

ein

ein Stück aus der ruſſiſchen Geſchichte; darzwiſchen ſchiebt er 2 Th. S. 167 und f. die Beſchreibung des ruſſiſchen Rechenbrets ein, die über dies weder vollſtändig noch allgemein richtig iſt. Viele Rechenbretter haben nicht 10 ſondern 12 Korallen oder Kugeln, an Saiten oder Drat; in der 2ten Reyhe von unten ſind zuweilen 6 Kugeln, welche halbe Kopeken anzeigen, und zuſammen einen Altin oder 3 Kopek betragen u. ſ. w. Im 38ſten Briefe S. 113 u. f. ſtehen folgende Dinge beyſammen: Nachrichten von den Oſtiaken; von den Samojeden; ein Hiſtörchen von einem kölniſchen Hauptmann der das Kützeln nicht vertragen konnte; neue Verordnung wegen des Pelztributs; das Mittel wie man in Rußland die Holzgehege wider Muthwillen und Habſucht in Sicherheit ſetzen ſoll.

Niemand wird uns zumuthen, daß wir das Buch durch corrigiren und alle Fehler verbeſſern ſollen: wenn würden wir fertig? Einige Beweiſe zur Unterſtützung unſers Urtheils, mögen genug ſeyn. — Was wir bey dem Grundriß von der Stadt Petersburg; bey der ſehr mangelhaften und unrichtigen Anzeige der ruſſiſchen Kupfermünze S. 4, wovon es noch jetzt 4 an innern Werth ſehr verſchiedene Arten giebt; und bey der dunkeln und zuverläßig falſchen Nachricht von den Koſten des Kriegs in den Jahren 1771 und 1772. S. 12. erinnern könnten, übergehen wir zur Schonung des Raums. Die Nachrichten von Finnland S. 18 und f. die der V. von Schiffern einzog, und ohne Prüfung hindrucken ließ, verdienen keine Erwähnung: ſie ſind wahrer Unſinn. — Was er S. 28. von der Inſel meldet, die einen anſehnlichen Theil von Petersburg ausmacht, iſt theils dunkel, theils falſch. Sie heißt nicht Waſiley Oſtrog, wie er ſie an mehrern Orten z. B. S. 29 und 58 nennt; ſondern wie er hätte aus Büſching's Erdbeſchreibung ſehen können, Waſili-Oſtrow, (Oſtrow iſt Inſel, Oſtrog ein mit Palliſaden umgebener Ort.) Die Verwüſtungen deren er gedenkt, ſind wirklich Folgen eines großen Brandes, wie jedermann aus den Zeitungen weiß. Ueberhaupt hat er aus Flüchtigkeit die ruſſiſchen Wörter und Namen ſehr verſtümmelt: er ſpricht S. 85. von kurilskiſchen Inſeln, und aus Lepechin macht er Lapuchin; die ruſſiſchen Miethkutſcher und Fuhrleute nennt er Iſchwurſchick S. 30, und in den daſigen Kirchen will er Hoſpo di pomilla gehört haben S. 48, welches jeder Ruſſe für eine fremde Sprache halten wird. — Eben dieſer Leichtſinn äuſſert ſich in ſeinen Urtheilen. Das kaiſerliche Winterpalais

nennt er S. 38. einen ungeheuren Steinklumpen; welches er ſchon auf der folgenden Seite muß vergeſſen haben, wo er daſſelbe für einen regelmäßig gebaueten Pallaſt erklärt; wobey er ſeine Unterſuchungen bis zu den heimlichen Gemächern ausdehnt, ohne zu bedenken, daß es in Rußland nicht an Sklaven fehlt, denen man die ekelhafteſten Geſchäfte auftragen kann. Nicht beſſer iſt ſein Urtheil über das Luſtſchloß Sarskoe (nicht Sarskejo) Selo: es ſoll nach 2 Th. S. 1. von außen einem Goldklumpen ähnlicher ſehen als einem Gebäude, und ohne feinem Geſchmack ſeyn; dennoch eine treffliche Würkung thun S. 2. — Aus Flüchtigkeit hat er weder das Fräulein-kloſter (Stift,) noch das Findelhaus, beſehen 1 Th. S. 54. u. f. von der vortreflichen Tapeten-Fabrik auf dem Stückhof (deſſen Namen er nicht einmal kennt,) ſpricht er kaum ein Paar Wörte, da ſie doch die Aufmerkſamkeit ſo vieler Fremden auf ſich zieht; von dem Mechanikus der jetzt ſo viel Aufſehn macht, hat er nicht einmal S. 62. Nachrichten eingezogen; und vom Cadettencorps liefert er S. 67 u. f. eine höchſt unbefriedigende Anzeige, wobey er von Vorurtheilen träumt, anſtatt ſich um die wahren Urſachen die in Petersburg bekannt genug ſind, befragt zu haben. — Die Klagen über die Menge des daſigen Pöbels und die dadurch entſtehenden Räubereyen S. 30 u. f. nebſt dem Ausfall auf die dortigen Policeyanſtalten, ſind unüberlegt. In allen großen Städten giebt es viel Pöbel; und hat denn der Verf. in London, wo er viel Kenntniſſe geſammlet zu haben rühmt, nicht von Räubereyen gehört? Selbſt die Geſchäfte welche er vom petersburgiſchen Pöbel erzählt, ſind unentbehrlich; und daß alle dieſe Leute im Winter wenig Verdienſt haben ſollen, iſt falſch. Was er ja hätte tadeln können, muß er aus Flüchtigkeit nicht beobachtet haben, nemlich daß täglich auf dem ſogenannten Lauſemarkt eine Menge geſunder junger Leute ſtehn, die alte zerriſſene Kleider, Lappen, alte Knöpfe u. d. gl. feil bieten, aber dabey manchen Diebſtahl verüben. — Daß keiner ohne Erlaubniß des Admirals, auf die Schifwerfte kommen dürfe, iſt wohl nicht richtig. Recenſent hat alles beſehen ohne vorher Erlaubniß zu erbitten und ohne von jemand darüber beſprochen zu werden. Aus dem Urtheil S. 47. daß der Ruſſe größtentheils ein unreinlicher Menſch ſey, möchte man bald denken der Verf. habe mit wenig ordentlichen Menſchen in Petersburg Umgang geſucht. Selbſt der Pöbel iſt ſehr reinlich: der Geruch von ſeiner Lieblingsſpeiſe, dem Zwiebelwerk,

werk, iſt eben ſo wenig befremdend, als wenn der Spanier gern Rettig iſſet. Aber wo hat der V. ſeine Augen gehabt, da er nach S. 48. in den rußiſchen Kirchen mehr Altäre als in den katholiſchen, und vor jedem Heiligen einen Quodez-Altar will geſehen haben. King's bekanntes Buch hätte ihn eines beſſern belehren können. — Daß man in Petersburg ungeſtraft Schulden machen, und darauf brechen könne, und daß dort kein Wechſelrecht gelte S. 106, iſt grundfalſch. Das letzte widerlegt der Verf. einigermaaßen ſelbſt a Th. S. 15. Hat er denn nicht gehört, daß man üblen Bezahlern bald freyes Quartier bey dem Magiſtrat anweiſt; ihrer heimlichen Entweichung zuvor zu kommen, wird ſobald jemand aus dem Reich reiſen will, alle Vorſicht angewandt. Dies kam unſerm Verfaſſer fremd vor; er ſchreyt S. 22. darüber, ohne die Veranlaſſung einzuſehen. — Alle ſeine Nachrichten vom ruſſiſchen Handel, Fabrikweſen u d. gl. ſind mangelhaft und unrichtig, nur die ausgenommen, welche er aus bekannten guten Büchern entlehnt hat. Er verſichert z. B. S. 201, daß in allen andern Häfen auſſer Kola und den benachbarten, die Ausſchiffung von Maſten, Balken und Brettern, unterſagt ſey. Er muß alſo wohl niemals gehört haben, was in Riga, Narva und Pernau ausgeſchift wird. Die von ihm angegebene Anzahl der Fabriken S. 227. u. f. iſt falſch; unter den Buchdruckereyen vermiſſen wir die zu Reval und Riga; von beyden Städten nennt er die Apotheken, vergißt aber dafür viele in andern ruſſiſchen und liefländiſchen Städten z. B. in Nowogrod, Pleskow, Pernau, Walk u. a. m. In allen ſolchen Dingen ſind ſeine Nachrichten äuſſerſt fehlerhaft. Die kleinen Beſoldungen der Beſucher würde er S. 222. nicht getadelt haben, wenn er gewußt hätte, wie wenig der gemeine Ruſſe zu ſeinem Unterhalt braucht.

Vielleicht vermuthen die Leſer, daß er als Officier, wenigſtens von der ruſſiſchen Armee zuverläßige Nachrichten liefern werde. Aber auch in dieſem Stück finden ſich aller Orten Fehler. Was er S. 269. u. f. aus des bekannten Beleour (den er nur durch B. anzeigt) Tagebuch abſchreibt, wollen wir nicht erwähnen. Aber warum tadelt er den geringen Sold des ruſſiſchen Soldaten und deſſen Auszahlung S. 223. Er hätte das Reich und den Dienſt ſich ſollen beſſer bekannt machen, ſo würde er erfahren haben, daß der Soldat ſeine Einrichtungen ſo macht, daß er nicht nur von Tertial zu Tertial aus-

kommt (denn ſo, und nicht quartalweiſe geſchiehet die Auszahlung) ſondern durch ſeine Arbeitſamkeit und ſeinen erfinderiſchen Geiſt, wenn er nur kein Säufer iſt, ſogar ein kleines Capital beylegt: welches freylich jeden Ausländer befremdet, aber eine in Rußland allgemein bekannte Sache iſt. — Von der gegen die Türken gebrauchten Armee, hätte er lieber ganz ſchweigen ſollen. Sie war bey Kagul ſchwach, nicht weil Krankheiten, Klima und Mangel an Lebensmitteln, Verwüſtungen angerichtet hatten, wie er S. 280. ſchreibt; ſondern wegen der vielen Detaſchementer, die er S. 301. ſelbſt erwähnt, und wegen der vielen Garniſonen, die man in den Städten zurückgelaſſen hatte. Die Krankheiten raften wohl Rekruten, aber nicht die alten abgehärteten Soldaten hin. Und mit einer ſolchen kleinen Armee wurden die Türken geſchlagen, ihre Veſtungen erobert, und ſie zum Frieden gezwungen. Dennoch erdreiſtet ſich der Verf. den ruſſiſchen Officieren S. 302. den guten Willen, und den gemeinen Soldaten S. 285. perſönlichen Muth abzuſprechen, welche Unwahrheit durch die Erfahrung tauſendmal widerlegt worden iſt. Zu ſeiner Beſchämung geſteht er S. 286. daß er in das Innere des Dienſtes nicht ganz gedrungen ſey. Wir müſſen hinzuſetzen, das er auch das Aeuſſere deſſelben nicht kennt, ſonſt würde er nicht S. 283. von der ſchweren Reuterey erzählen, daß ſie kleine Pferde habe. Selbſt ſeine Anzeige der Regimenter iſt falſch; von den neuern Veränderungen weis er kein Wort, daher ſpricht er von 6 Küraßier- 20 Dragoner- und 46 Muſquetier-Regimentern; welches 5 Küraßier- 9 Carabinier- 8 Dragoner- und 63 Muſquetier-Regimenter heiſſen ſollte; andrer Unrichtigkeiten nicht zu gedenken. — Daß der gemeine Mann in Rußland keine beſſere als ſtrenge Behandlung ertragt, und nicht gewohnt ſey Geld zu haben, S. 287. iſt eine lächerliche Unwahrheit. Hat denn der Verf. nichts von reichen ruſſiſchen Bauern gehört? Bey Moſkow giebt es deren genug; und viele ruſſiſche Kaufleute ſind von Geburt Bauern. Aber daß der ruſſiſche Officier nach S. 291. Batoggen (Schläge mit kleinen Stöcken,) bekommen ſoll, iſt eine unverzeihliche Unwahrheit. Nicht einmal ein Unterofficier von adlicher Geburt, darf mit Prügeln behandelt werden. Selbſt was er im 2. Th. S. 13. von der Chevalier-Garde ſagt, iſt theils unrichtig, und zugleich ein Beweis, daß er von keiner Sache genaue Erkundigung eingezogen hat. — Daß er über die Jemſchikszüge

(Kutſch-

(Kutſchpferde von allerley Farben, die man aus kluger Sparſamkeit miethet oder hält,) ebend. S. 18. lacht, kann man ihm verzeihen: aber daß er ebend. S. 22. Thorheiten einzeler einfältigen Perſonen, für Sitten der ganzen Nation ausgiebt, verräth grobe Unwiſſenheit, oder unverzeihliche Uebereilung.

Doch wir brechen ab. Unſer Urtheil wird dem Verf. nicht gefallen, der ſchon in der Vorrede zum zweyten Theil über etliche Recenſenten Klage führt: wir ſind aber der Wahrheit und unſern Leſern eine freye und gewiſſenhafte Anzeige ſchuldig, damit nicht jemand dem Verf. als einem vermeynten Augenzeugen, gerade auf ſein Wort traue. Es iſt Schade, daß in ſeinem Buch welches wirklich manche gute Nachricht enthält, ſo viel Falſches und Unrichtiges iſt eingemiſcht worden.

Des Fürſten Michael Schtſcherbatowo —— Ruſſiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten an. —— Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von M. C. H. Haſe. —— Erſter und zweyter Theil. Danzig bey Flörke, 1779. überhaupt mit dem Regiſter 3 Alph. 20½ Bogen.

Schon iſt oft und laut genug erklärt worden, daß im jetzigen Jahrhundert eine kritiſch bearbeitete und dem Forſcher genugthuende ruſſiſche Geſchichte ſchwerlich zu erwarten ſtehe: dennoch verdient das gegenwärtige Werk, weil es uns derſelben etwas näher bringt, und einem bisherigen Mangel abhilft, Dank und gute Aufnahme. Der Verf. jetzt Ruß. Kaiſ. Geheimer Rath und Präſident des Kammer-Collegiums, läßt ſeine Vorgänger weit hinter ſich zurück, ſonderlich in Anſehung der Vollſtändigkeit: ihm ſtehen auf kaiſerl. Befehl die ruſſiſchen Archive offen; er hat auch aus den in der Vorrede namhaft gemachten Quellen, welche bisher die Ausländer wenig oder nicht nutzen konnten, alles ſorgfältig zuſammen getragen, in Ordnung gebracht, die Abweichungen der Annaliſten bemerkt, hin und wieder ihre Berichte zu vereinigen geſucht, auch ſeine Meynung und deren Gründe angezeigt; und auf ſolche Art viel brauchbare Materialien zur künftigen kritiſchen Bearbeitung, geliefert. Sonderlich wird ſein Werk wegen der Archivalnachrichten, in der neuern Geſchichte von beträchtlichem

Werth seyn. Dasselbe soll aus 7 Theilen bestehen, davon der erste bereits i. J. 1770. an das Licht trat. Nach der Vorrede des Uebersetzers die (wir wissen nicht ob durch einen Druckfehler) 1776. unterschrieben ist, heißt es, der 4te Theil sey bereits 1775. herausgekommen; in der russischen Bibliothek 5 B. S. 226. liest man vom J. 1778. die Nachricht, daß vom 4ten Band bereits etliche Bogen abgedruckt sind.

Der vor uns liegende Band enthält 2 Theile mit fortlaufenden Seitenzahlen. Den Anfang macht eine Einleitung bis S. 111, darin Bruchstücke aus der ältesten Geschichte der Völker vorkommen, die theils vormals theils bisher Rußland bewohnt haben. Hier folgt der Verf. nicht den Quellen, sondern Samlern z. B. der Allgemeinen Weltgeschichte, dem Tillemont Crevier u. a. m. Die Entschuldigungen welche er in der Vorrede und am Ende der Einleitung deswegen macht, sind gültig. Deutsche Leser welche mit der alten Geschichte schon aus andern Schriften bekannt sind, mögen die Einleitung überschlagen. Daß sie der Uebersetzer nicht in einen noch trocknern Auszug gebracht, sondern unabgekürzt geliefert hat, wird immer einigen Lesern angenehm seyn. — Hierauf folgt eine Untersuchung über verschiedene alte Völker welche ehedem in Rußland gewohnt haben, bis S. 136; endlich die Geschichte selbst, deren erster Theil bis auf das Jahr 1053. S. 426. geht; der zweyte bis auf d. J. 1237. oder bis auf die Unterjochung Rußlands unter die Tatarn.

Auszüge aus einem so weitläuftigen Werk, das wir ohnehin blos in der Uebersetzung anzeigen, werden unsre Leser nicht erwarten. Wir können nicht einmal das Vorzügliche darin, z. B. manche aufklärende Untersuchung und Berichtigung, sonderlich das mit vielem Fleiß, verfertigte chronologische Verzeichniß der russischen Fürsten und deren Stammtafeln, durchgehen; wir werden es blos bey einigen kurzen Anmerkungen bewenden lassen.

Der Verf. irrt, oder es sind Druckfehler im russischen Original, wenn es S. 6 u. f. heißt: Wannema sey ein Name durch welchen man Rußland bezeichnet habe; auf ehstländisch (soll ehstnisch heißen) heiße es Ulkima, und auf liefländisch (hierdurch ist wohl die lettische Sprache gemeynt,) Ases wen tzemlja. Der Ehste nennt Rußland Wenne ma (s. Gützel's Topograph. Nachrichten 2 B. S. 138,) und der Lette

Ureewen

Kreewu semme (ſ. Lange lettiſches Lexicon); Ulima ſcheint ein ganz unbekanntes Wort zu ſeyn. — Hin und wieder bringt der Verf. Vermuthungen vor: einige verdienen eine nähere Prüfung; bey andern hätte er billig ſeine Gründe angeben ſollen, z. B. Daß die Stadt Kes im Land der Tſchuden gelegen habe S. 1047. Die Muthmaſſung daß Rurik und ſeine Brüder liefländiſche Prinzen geweſen ſeyn S. 234 u. f. beruhet auf ſehr ſchwachen Gründen; einen ſcheint der Verf. vergeſſen zu haben, nemlich daß die Tſchuden von denen ein Theil in Lief- und Ehſtland wohnte, mit zu den ruſſiſchen Völkern gehörten, und daher bey der Wahl eines Fürſten, ihre Stimme wohl einem Prinzen aus ihrem Volk geben konnten. Uebrigens meynt der Verf. die Waräger wären Deutſche, vielleicht aus Preuſſen geweſen S. 134. — Zuweilen verräth er (es ſey aus Vorſicht, oder aus Ueberzeugung) zu viel Anhänglichkeit an Legenden. Die vom Apoſtel Andreas S. 43, der i. J. 33 nach Rußland gekommen ſeyn ſoll, kündigt er ſehr feyerlich an, mit der Verſicherung, das Jahr 33 oder wie er lieber will 34 mache beſonders für Rußland Epoche. Zwo andre vom Kleid der Jungfrau Maria, und von dem in Feuer unverſehrt gebliebenen Evangelium, erzählt er S. 249 u. f. ohne den geringſten Zweifel zu äuſſern; da er doch eine nicht kirchliche Fabel S. 267 u. f. mit Recht auf ihren wahren Werth herabſetzt. Auch übertreibt er die Sache, wenn er S. 353 von der Annahme des Chriſtenthums in Rußland, redet; die folgende Geſchichte zeigt deutlich genug, daß die gerühmten glücklichen Folgen eben nicht merklich geweſen ſind. Selbſt die Sage als hätten die gefangenen Chriſten den Scythen um d. J. 259. ein Verlangen nach der Annahme der chriſtlichen Religion eingeflößt, hätte ſollen bewieſen, oder ganz unterdrückt werden. Es es iſt ja bekannt, daß das Chriſtenthum erſt etliche Jahrhunderte darnach in Rußland iſt angenommen worden. War denn das Verlangen ſo unthätig, und des Apoſtels Andreas vorgegebene Predigt ſo kraftlos? — Auch hätte ohne Bedenken der vermeynte Stammvater der Ruſſen S. 120. u. a. O. aus der ruſſiſchen Geſchichte ſeinen völligen Abſchied erhalten können. Eine ſolche Reinigung hat der Verf. vermuthlich den künftigen Kritikern überlaſſen, weil er S. 138. glaubt, daß auch in Fabeln etwas Wahres ſtecken könne.

Durch dieſe und ähnliche Erinnerungen, die wir zur Schonung des Raums verſchweigen, benehmen wir dem Werk kei-

nesweges seine Brauchbarkeit; vielmehr sagen wir dreist, daß es für einen Liebhaber der russischen Geschichte unentbehrlich ist, bis es durch ein besseres verdrängt wird. Und wie rühmlich ist es, daß Männer aus dem angesehensten russischen Adel, ihre Kräfte und Musse zur Bearbeitung ihrer Vaterländischen Geschichte mühsam anwenden.

Der Uebersetzer hat hin und wieder Anmerkungen beygefügt, die nicht alle von gleichen Werth sind. Einige russische Wörter schreibt er wie man schon aus seinen vorhergehenden Uebersetzungen weis, nach einer auch von etlichen andern Gelehrten angenommenen, aber nicht ganz richtigen, Art: z. B. Kaszan wird Mancher Kas—zan lesen; aber so spricht weder Russe noch Deutscher.

Im.

Abhandlung über die Kolonien überhaupt, und die amerikanischen besonders. Bern, bey Walthard, 1779. 152 S. in 8.

Vor einiger Zeit suchte ein Schriftsteller in einer Geschichte der Kolonisirung ꝛc. aus der Verfassung der ältesten Kolonien zu beweisen, daß ein Mutterland, folglich auch England, seine Kolonien taxiren könne. Eine ganz andre Absicht hat der Verf. der vor uns liegenden Bogen: er will zeigen, daß die jetzigen Kolonien den europäischen Nationen, zu welchen sie gehören, keinen wahren und allgemeinen Vortheil bringen, sondern nur etliche Kaufleute bereichern; hingegen den Nationalfleis, die Verbesserung des Bodens und die Vermehrung der Produkte im Mutterland, hindern. Sonderlich soll der ausschließende Handel, welchen die Engländer durch ihre berühmte Navigationsacte sich zugeeignet haben, und der bisher ihr einziger Vortheil aus ihren amerikanischen Kolonien war S. 71, schädlich, in seinem Ursprung lächerlich S. 103. u. f. und überhaupt das ganze angenommene englische Handlungssystem mehr nachtheilig als nützlich S. 108. folglich kein wesentlicher Verlust für England zu befürchten seyn, wenn die Kolonien für unabhängig erklärt, mit ihnen aber Handlungstraktaten geschlossen würden. Hierbey kommen allerley gute und von Einsicht zeugende, obgleich nicht ganz neue Bemerkun-

gen

bungen vor; doch auch manche unbeſtimmte Sätze, deren Richtigkeit ſehr möchte angefochten werden. Selbſt bey dem engliſchen Handel nach den Kolonien, vergißt der Verf. die vermehrten öffentlichen Einkünfte, die Beſchäftigung vieler tauſend Hände, die Erziehung geſchickter Seeleute, u. d. g. mit in Anſchlag zu bringen. Nur wenig Engländer würde er durch ſeine Gründe willig machen, ihrem Recht an ihre Kolonien gutwillig zu entſagen.

Seine Vorſchläge zur Ausſöhnung zwiſchen den engliſchen Kolonien und dem Mutterland S. 108. u. f. ſind auch nicht neu: man ſoll die Kolonien zu trennen ſuchen, den dortigen angeſehenſten Männern große Vortheile anbieten, ſie als Repräſentanten an der geſetzgebenden Macht, und überhaupt an allen Handlungsrechten eines engliſchen Bürgers, Antheil nehmen laſſen; wobey ſich der Verf. eine Vorherverkündigung erlaubt, nemlich, daß nach mehr als 100 Jahren, der Sitz der engliſchen Regierung in Amerika ſeyn werde. Hierbey fiel dem Rec. ein andrer Ausſöhnungsplan ein, den ein Engländer vor einiger Zeit bekannt machte, nemlich die Kolonien ſollten für unabhängig erklärt, die ganze engliſche Verfaſſung bey ihnen eingeführt, und ihnen ein königlicher Prinz zum Regenten gegeben werden.

Die Bemerkung S. 60. u. f. als ſey die Knechtſchaft unter einem unumſchränkten Fürſten allezeit erträglicher als unter einer gemäßigten Regierung, iſt artig aber nicht allgemein wahr. Hätte der Verf. Polen, Rußland und Liefland durchreiſt, und den Zuſtand der daſigen Sklaven gegen einander gehalten, ſo hätte er ſich eines andern belehren können. Der Schutz der Geſetze hilft dem Sklaven nicht, wenn er ſein Recht bey Richtern ſuchen muß, die auch Sklaven unter ſich haben, und durch ihren eignen Vortheil gehindert werden, den Unterdrückten zu ſchützen.

Von den Kolonien überhaupt ſagt der Verf. nur wenig; hingegen handelt der ganze letzte Abſchnitt von der Handlung mit Indien und den Fehlern einer kaufmänniſchen Regierung. An einigen Stellen iſt der Vortrag etwas dunkel, vielleicht durch die eingeſchlichenen Druckfehler, zu denen wir auch die verſtümmelten Namen zählen wollen. Aber die Sprachfehler und ungewöhnlichen Provinzialausdrücke gehören doch wohl nicht dahin z. B. Liegenſchaften S. 3. anſtatt liegende Gründe;

zu Sinne steigen lassen S. 4 u. a. O. anstatt, in den Sinn kommen lassen; das erlöste Geld S. 62 anstatt gelöste u. d. g. Auch verdiente die sonderbare Schreibart z. B. StammLand, OberHerrschaft, MutterLand u. d. g. eine Rüge.

Aelteste Geschichte der Celten, insonderheit der Gallier und Deutschen. Aus dem Französischen des Hrn. Pelloutier, mit den Erläuterungsschriften der Hrn. Schöpflin, ꝛc. — — Deutsch herausgegeben von J. G. Purmann. Zweyter Band. Frankfurt, bey Garbe. 1778. 366 Seiten in 8.

Wir zeigen diesen zweyten Band nur an, und beziehen uns auf das, was wir bereits bey dem ersten erinnert haben.

Versuch über die Alterthümer Liefslands und seiner Völker, besonders der Letten, von J. L. Börger, Pastor zu Erms in Liefland. Riga bey Hartknoch, 1778. 104 Seiten in 8.

Diese kleine Schrift von welcher eine Fortsetzung versprochen wird, tritt zu gleicher Zeit doppelt an das Licht: sowohl besonders wie wir sie hier anzeigen, als auch im dritten Stück der Vermischten Aufsätze und Urtheile — — von unterschiedenen Verfassern in und um Liefland. Beyde Ausgaben sind aber nur einerley Abdruck, und die Seitenzahlen stimmen völlig überein. Vermuthlich, und gewiß mit Recht, hatte der gegenwärtige Versuch in des Verlegers Augen zu viel Werth, als daß er blos in der angeführten unbedeutenden Sammlung unter den dabey stehenden seichten Aufsätzen solte vergraben werden; gleichwohl ward er daselbst eingerückt um die Leser wie es scheint, wegen der übrigen Bogen schadlos zu halten.

Der Verf. liefert, wie man aus dem vor uns liegenden ersten Stück sieht (welches von der Eintheilung des Landes handelt,) einen brauchbaren Beytrag zur künftigen Bearbeitung der alten Liefländischen Geschichte. Zwar trägt er auch

manche

manche zweifelhafte Muthmaßungen vor; doch können auch ſolche zu fernern Unterſuchungen Anlaß geben, und verdienen folglich keinen Tadel. Ueberdies nennt der Verf. alles nur einen Verſuch; daher wir uns aller Einwürfe enthalten. Vielmehr zeigen wir an, daß des Verf. Abſicht iſt, die Wohnſitze, Gränzen, Staatsverfaſſung, Gottesdienſte u. d. gl. der alten liefländiſchen Völker zu unterſuchen. Nach Maasgabe des Titels wird er ſich künftig mehr als im erſten Stück auf die Letten einſchränken.

Km.

Materialien für die Statiſtik und neuere Staatengeſchichte, geſammlet von Chriſtian Wilhelm Dohm. Zweyte Lieferung. Lemgo, Mayerſche Handlung, 1 Alph. 10½ Bogen, 8.

Wir begnügen uns mit einer bloßen Inhaltsanzeige: Frankreich: 1. Verordnung zu Abſchaffung der Frohndienſte bey dem Wegebau im Jahr 1776. 2. Von den neueſten Verfügungen über die Zünfte. 3. Gedanken über den vermuthlichen Plan des Hrn. Necker zu Verwaltung der franzöſiſchen Staatsgelder. 4. Kurze Geſchichte der proteſtantiſch-franzöſiſchen Kirchen in Strasburg. 5. Königliche Verordnung wegen der Durchgänger. (Eine neue Bereicherung unſrer Sprache.) 6. Bevölkerung der Stadt Strasburg. Ungarn; Vorſtellung im Namen der proteſtantiſchen Unterthanen von Ungarn an die Kaiſerin-Königin, übergeben im Jahr 1773. Deutſchland: 1. Münſterſche Verordnung über die Studien der Ordensgeiſtlichen. 2. Neueſte Verfaſſung des churfürſtl. maynziſchen Staats. Wir bemerken nur daraus, daß alle Beſoldete im Churmaynziſchen ungefehr 5100 Perſonen ausmachen, von welchen über die Hälfte zur Geiſtlichkeit, 466 Perſonen aber blos zum Hofſtaat gehören; daß die Summe aller Einwohner des maynziſchen Staats etwa 318,057 Seelen, und die Summe der ſämmtlichen Einkünfte wahrſcheinlich 1 ½ Million Gulden beträgt. 3. Maynziſche Verordnung die Klöſter betreffend, vom Jahr 1771. 3. Maynziſche Verordnung wider die Anhäufung des Landesvermögens in der todten Hand, vom Jahr 1772. 5. Teſtament des letztverſtorbenen Churfürſten von Mayn. 4. Nachricht von der Verwandlung der kay-

ſerl.

ferl. Königl. böhmiſchen Domainen in Bauerngüter. 7. Vorſtellung der Mannheimer Regierung im Jahr 1778. an den regierenden Churfürſten zu Pfalz. Sehr richtig erinnert Herr D. S. 377. daß hier über die bloße Verlegung der Reſidenz viel zu viel emphatiſches Geſchrey erhoben wird. Das thaten in einem ähnlichen Falle nicht einmal die Landſtände eines gewiſſen niederſächſiſchen Fürſtenthums, die doch weit mehr Grund dazu gehabt hätten, als die mannheimiſche Regierung. England: 1. Zollregiſter über die Einfuhr und Ausfuhr Englands mit verſchiedenen Ländern vom Jahr 1755. bis 1773. 2. Vergleichung der engliſchen und bourboniſchen Seemacht bey dem Ausbruch des vorigen und gegenwärtigen Krieges. 3. Staatsbriefe Königs Wilhelms III. an den Groß-Penſionarius Heinſius von Holland. Keiner dieſer Artickel iſt ganz unmerkwürdig; bekannt waren aber ſchon einige. In der leſenswerthen Vorrede theilet der Herausgeber unter andern verſchiedene die Volksmenge Frankreichs betreffende Berechnungen und Unterſuchungen mit. Das Reſultat derſelben iſt, daß man, bis wir Zählungslisten, wenigſtens detaillirte Mortalitätstabellen von mehreren Jahren, oder ſonſt andre neue Aufklärungen bekommen, annehmen dürfe, daß die wahre Volksmenge Frankreichs näher an 24 bis 25 Millionen grenze, als an 17 bis 19. Eben daſelbſt iſt auch ein merkwürdiges auf dieſe Materie ſich beziehendes Schreiben des berühmten Expilly an den König von Frankreich eingerückt.

Tw.

Leben Dr. Wilhelm Dodds. — Berlin, bey Haude und Spener 1778. 134. SS. 8.

Eine wohlgeſchriebene Biographie, deren Verfaſſer ziemliche Kenntniß und Geſchmack verräth. Sie enthält einen neuen auffallenden Beweis von der bekannten Wahrheit, daß die Leidenſchaften ein eben ſo koſtbares als gefährliches Geſchenk, die Quellen der ruhmwürdigſten Thaten und der ſträflichſten Unternehmungen ſind, je nachdem ſie mit Weisheit gezügelt werden, oder ohne alle Einſchränkung ihre ganze Gewalt ausüben können. Ehrgeiz, Eitelkeit, Liebe und Hang zum bequemen Leben machten bey ſeinen mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten, den unglücklichen Dodd ſtufenweiſe zu einem vor-

züg-

zöglichen Modegelehrten und Schriftſteller, beredten Prediger, thätigen Menſchenfreund, angenehmen Geſellſchafter, frommen Heuchler, ausſchweifenden Wollüſtling und zuletzt zum offenbahren und dabey äuſſerſt unbehutſamen Betrüger und brachten ihn endlich auf den Richtplatz. So manchen andern führten eben die Leidenſchaften, gehörig geordnet, ganz entgegen geſetzte Wege. Man ſehe die Annalen aller Jahrhunderte!

R.

Neue Miſcellanien, hiſtoriſchen, politiſchen, auch ſonſt verſchiedenen Inhalts. Siebentes Stück. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn 1779. 11 B. 8.

Dieſes Stück enthält folgende zehn Artickel: LXII. **Lobrede auf Voltaire, vorgeleſen in der Verſammlung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 26. Nov. 1778. Aus dem Franzöſiſchen.** Jedermann kennt ſie bereits; man hat auch noch eine andere deutſche Ueberſetzung derſelben. LXIII. **Ueberſetzung eines Briefes aus dem Werke Confidence philoſophique.** Eine ſehr richtige Schilderung der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit des Chriſtenthums und der Entſtehungsart der Anfeindungen deſſelben. Wären unſre ſogenannten ſtarken Geiſter eines redlichen Geſtändniſſes fähig, ſo würden ſicher die meiſten von ihnen einräumen müſſen, daß ſie auf dem hier verzeichneten Wege zu ihrer vermeynten Höhe gelanget ſind. LXIV. **Ode auf den verſtorbenen Churfürſt(en) von Bayern, Maximilian Joſeph.** Verdiente weder in Anſehung des poetiſchen Werthes, noch in irgend einer andern Rückſicht einen Platz in dieſer Sammlung. Mir wenigſtens mißfällt ſie in allem Betracht, ſo ſehr ich übrigens die Procedur der Männer, auf welche hierinn höchſt grob angeſpielet wird, mißbillige. LXV. **Leben des Thales, aus dem Griechiſchen des Diogenes Laertius.** Scheint gut genug überſetzt. LXVI. **Etwas von den Lebensumſtänden des Abts Laurentius Ricci, letzten Generals der Jeſuiten. Aus dem Franzöſiſchen.** LXVII. **Fortgeſetzte Anekdoten vom Preuſſiſchen Hofe.** Wer dem Manne alle dieſe Anekdötchen mittheilen mag? Doch wohl nicht der König ſelbſt. S. 147. heißt es ganz wahr: „Man kann — das Mißtrauen, das man in der-

gleis

gleichen Erzählungen setzt, nicht leicht zu weit treiben, u. s. w. Wozu setzt man sie also hin, wenn sie nicht zuverläßig sind? Indeß paßt auf einige derselben das Se non è vero, almen è ben trovato. LXVIII. Seged, eine Erzählung aus dem Englischen. Von gewöhnlichem Schlage. LXIX. Friedenslied. LXX. Daßdorf's Ode auf die Abreise des Prinzen Heinrichs von Dresden. LXXI. Hamburg, ein lyrisches Gedicht. So, so.

Um.

Ausführlicher Bericht eines polnischen Einwohners von den Schicksalen der sämmtlichen Dissidenten in Polen — von 1768 bis 1772. Zweyter Theil. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1779. 10 Bogen 8.

Eine ziemlich unpartheyische, mit den nothdürftigen Beweisen belegte Erzählung der Schicksale der polnischen Dissidenten in den angegebenen Jahren, und der damit in Verbindung stehenden Begebenheiten. Sie beruhet jedoch auf lauter gedruckten und bekannten Beweisschriften. Der künftige Geschichtschreiber, welcher allen Triebfedern nachspüret, und die öffentlich angegebenen oder eine Zeitlang fast durchgehends geglaubten von den wahren, aber fürs erste verborgen gehaltenen sondert, darf sich also an diesem Berichte und seinen Quellen nicht genügen lassen.

Uw.

Geschichte der jüdischen Religion, oder des Gesetzes, im Grundriß, entworfen von D. Anton Friedrich Büsching. — Berlin, bey Eisfeld, 1779. 256 S. in 8.

Als Geschichte der jüdischen Religionsübungen und der Schicksale des Volks seiner Religion wegen, hat das Buch viel Brauchbares. Zuerst, in einer kurzen Einleitung von dem Begriff einer Religionsgeschichte, ihrer Möglichkeit zu unsern Zeiten; vom Ursprung der Religion und ihrer Erhaltung

bis

bis Abraham. Gelegentlich wird hier gezeigt, daß der Religions-Geſchichtſchreiber jetzt mehrere Quellen habe, als ehedem, theils durch die Bekanntmachung eines Zendaveſta, Schuking und Wedam, theils durch Reiſebeſchreiber, und ihre Nachrichten von der ſchamaniſchen und lamaiſchen Religion, und den verſchiedenen Sekten der Moslemim (von S. 1-28.) Hierauf folgt S. 31. 34. kurze Religionsgeſchichte der Juden von Abraham bis auf Moſen. S. 35-92. Anordnungen Moſis die Religion betreffend. S. 93-110. Jüdiſche Religionsgeſchichte von Moſe bis auf das Ende der beyden Reiche Iſrael und Juda. S. 111-119. Urſprung der Samaritaner. S. 119-130. Einrichtung der gottesdienſtlichen Verfaſſung unter den Juden nach dem babyloniſchen Exil durch Eſra und Nehemia, S. 130-175; bis auf die Zerſtöhrung des 2ten Tempels, wobey der Urſprung der verſchiedenen Sekten, der Phariſäer, Sadducäer und Eſſener gedacht wird. S. 175-205. Zerſtreuung der Juden in allerley Länder, Veränderung ihrer Religion, Urſprung der Rabbaniten oder Talmudiſten und der Karäer, der Kabbala, von ihren von R. Maimonides abgefaßten kurzen Glaubenslehren, ihren jetzigen Feſten und Religionshandlungen. S. 205-246. Schickſalen der Juden von Julians Zeiten an, und beſonders ihren harten Schickſalen unter Mahomedanern und Chriſten, von den verſchiedenen Ländern ihrer Niederlaſſung und ihren bald mehr, bald weniger günſtigen Privilegien. Endlich S. 246-256. von den Judenanſtalten zu Halle, und andern projektirten, die aber nie zu Stande gekommen ſind. Eine allgemeine Schilderung unſrer jetzigen Juden beſchließt.

Wer nun in einer Religionsgeſchichte nicht blos Aufzählung der Religionsgebräuche, ihrer Veränderung, Aufhebung, Wiederherſtellung und Vermehrung, nebſt Nachrichten von den Schickſalen einer Nation ihrer Religion wegen erwartet: ſondern zugleich auch (wie billig) Geſchichte der Lehren und Meynungen: der wird ſicher in dieſer jüdiſchen Religionsgeſchichte ſeine Rechnung nicht finden. Der Verfaſſer berührt kaum hie und da von den letztern Gegenſtänden einiges im Vorbeygehen; und was er davon beybringt, iſt offenbar nicht aus den Quellen, ſondern blos aus Nebenſchriftſtellern geſchöpft. Ueberhaupt vermiſſen wir in dieſem Buch einen gehörigen Plan. Wie hätten ſonſt ſo viele für eine vorſatzliche jüdiſche Religionsgeſchichte ausnehmend wichtige Gegenſtände ſo kurz können

nen abgewieſen werden? Eine Geſchichte der Religionsbücher der Juden, und die Angabe der Geſichtspunkte, aus denen man ſie im Lauf der Zeiten unter ihnen angeſehen hat, war doch offenbahr zu erwarten. Aber wie unzulänglich iſt alles, was über dieſe Punkte angeführt worden? Kaum findet man, daß Eſras, der Sage nach, die Religionsbücher der Juden geſammlet habe (S. 124.) daß aber andre dieſe Sammlung dem Nehemias beylegen; daß von ihnen in Aegypten eine griechiſche Ueberſetzung (S. 133.) und auch in Paläſtina in frühen Zeiten eine chaldäiſche verfertiget worden. Die wichtige Frage von den Meynungen und Urtheilen der Juden in Rückſicht auf die Zahl und das Anſehen ihrer heiligen Bücher, ſo wie die Frage, ob die Juden in Paläſtina und Aegypten einerley Kanon gehabt? iſt gar nicht berührt. Und wie weſentlich dieſe Unterſuchungen in ein Buch, das ausdrücklich eine Geſchichte der jüdiſchen Religion ſeyn ſoll, gehörten, muß ſelbſt der Verfaſſer eingeſtehen, da er S. 229 und 231 ähnliche Nachrichten liefert; dort, daß die Perſiſchen Juden die Bücher Baruch, Tobias, und die Zuſätze zum Daniel unter ihre heiligen Bücher zählten; hier, daß die habbeßiniſchen Juden das Buch Henoch für kanoniſch hielten. Was in aller Welt ſollen dieſe Notizen aus ſpäten Zeiten helfen, wenn ſie in der Geſchichte der ältern Zeit übergangen ſind? So iſt auch aus Maimonis des ein kurzer Inbegriff von den Glaubenslehren der neuern Juden beygebracht: in der ältern Religionsgeſchichte aber der Glaubenslehren gar nicht gedacht worden. Kein Wort von der Unterlaſſung des Studiums des Originaltexts bey den Juden vor und um Chriſti Geburt, und der Wiederherſtellung deſſelben bald nachher; kein Wort von der Geſchichte der kritiſchen Bearbeitung ihrer Bibel nach Chriſto, die doch ſo fruchtbar an Folgerungen für einzelne Sätze der jüdiſchen Theologie iſt; nur eine ſuperficielle Beſchreibung der unter den Juden üblichen Auslegungsart zur Zeit Chriſti u. ſ. w. Sollten dieſes keine Mängel gegenwärtiger Schrift ſeyn?

Endlich ſtehen auch die behandelten Theile in keiner gehörigen Proportion, wie doch von einem Grundriß billig gefordert wird. Zweckmäßig und unter guten Geſichtspunkten ſind die Religionsverordnungen Moſis aus Michaelis Moſaiſchem Rechte erzählt; viel zu kurz hingegen iſt der Zeitraum von Moſe, bis auf den Untergang der beyden Reiche Iſrael und Juda auf wenigen

nigen Seiten abgefertigt. Wer erwartet hier nicht etwas mehr als eine blos ſummariſche Anzeige des Götzendienſtes, und der unter den Juden gangbaren verſchiedenen Arten deſſelben, zumal, da wir ſo herrliche Quellen, Propheten und Geſchichtsbücher dazu haben? Aber hier hatte freylich kein neuerer Schriftausleger vorgearbeitet. Schwere und weitläuftige Unterſuchungen wären hier nöthig geweſen.

Deſto vorzüglicher iſt der Abſchnitt S. 205 — 264. von den Schickſalen der Juden unter Mohammedanern und Chriſten und den Ländern ihrer Niederlaſſung; nirgends ſind die Länder ſo ſorgfaltig und vollſtändig angezeigt, wo Juden jetzt geduldet werden. Hier aber war auch der Verf. recht in ſeiner Sphäre, und ward von der ihm eigenen Beleſenheit in Reiſebeſchreibungen, und von ſeiner Bekanntſchaft mit der neuern Staaten-Geſchichte unterſtützt.

Wir ſchließen mit einigen Anmerkungen. Das Reich der Juden im glücklichen Arabien das in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt in ſeiner Blüthe ſtand, iſt der Aufmerkſamkeit des Verfaſſers entgangen (denn was S. 210 von den Juden in Arabien zu Muhameds Zeit angebracht wird, betrifft jenes Reich nicht.) Merkwürdig iſt dieſes Reich dem gewiß, der die Nachrichten davon in *Aſſemani* bibliotheca Orientali T. I. p. 393. &c. geleſen hat; merkwürdig auch für die Verfolgungs-Geſchichte. — Eben ſo vermiſſen wir die Nachrichten von den Verfolgungen der Juden in Sina. S. 228. kommt zwar eine Nachricht von den ſineſiſchen Juden vor; aber der Verfolgungen, die über ſie (meiſtens in Geſellſchaft mit den Chriſten) in dieſem Reiche ergangen ſind, iſt nirgends erwähnt. Eine kurze Notiz davon giebt ſchon Deguignes; einige von den Verfolgungen beſchreiben (wenn uns das Gedächtniß nicht trügt) die beyden arabiſchen Reiſebeſchreiber, welche Renaudot unter dem Titel: Anciennes relations des Indes et de la Chine herausgegeben hat.

Auch mit den Urtheilen des Verf. und ſeinen Angaben können wir oft nicht übereinſtimmen. Hier ſind einige Beyſpiele: S. 92. ſollen die Juden den hebräiſchen Text verfälſcht und Ebal ſtatt Gariſim geſetzt haben. Dies iſt ganz falſch, wie Verſchuir gegen Kennicott in einer eigenen Abhandlung gezeigt hat, (diſſert. critica, qua lectio hebræi Codicis in loco celebri Deut. XXVII. 4. defenditur in ſeinen diſ-

sertt. philologico exegeticis. Leovard. et Franeq. 1773.) S. 116. sollen die Samaritaner außer den 5 Büchern Mosis „auch das Buch Josua haben.„ Auch dieses ist von unserm Josua, wie jeder Leser den Verf. verstehen muß, nicht ganz richtig; denn sie haben einen falschen Josua. Nach S. 126. sollte man denken, schon zu Nehemiä Zeit wäre jedesmal in den Synagogen ein Stück aus den Propheten vorgelesen worden, dagegen ist aber die Geschichte. Anfangs wurde in den Synagogen nur aus Mose vorgelesen; nachher verdrängte ein Edikt von Antiochus Epiphanes die Mosaischen Schriften aus den Synagogen, und die Juden lasen jetzt nothgedrungen, weil sie dem Gesetz nicht ungehorsam seyn wollten, aus den Propheten vor; zuletzt da das Gesetz seine Kraft verlohren hatte, aus beyden, Gesetz und Propheten, zugleich. — S. 127. ist auch die Zusammenrechnung der jüdischen Bücher nicht genau genug angegeben. Anfangs zählte man blos 22 Bücher nach der Consonantenzahl des hebräischen Alphabets, wie aus Josephus und Origenes erhellt; nachher rückten die Juden noch 2 Jod in ihr Alphabet und zählten nun, wie Hieronymus zuweilen, der Talmud und die neuern Juden immer, 24 Bücher. Ferner heißt es: „Um sie aber nach der Anzahl der hebräischen Buchstaben auf 22 zu bringen, haben sie das Buch Ruth zu dem „Buch der Richter, und die Klaglieder Jeremiä zu deßelben „Weissagungen geschlagen.„ — Dabey kämen aber doch 23 Bücher heraus: Es muß noch hinzugesetzt werden, daß sie Esras und Nehemias auch als Ein Buch ansahen. Die Stellen welche dieses beweisen, stehen im Repertorium für die biblische und morgenländische Litteratur. S. 275 - 278 ꝛc. des 5n Theils. — Nach S. 181 soll das Buch der Weisheit von einem platonischen Juden herrühren. Aber es ist doch von einem neuern Gelehrten sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß es von einem Juden der in Chaldäa gelebt und den Grundsätzen der chaldäischen Philosophie zugethan war, verfaßt sey. Auch das, was von den chaldäischen Paraphrasen S. 186 beygebracht wird, bedarf einer Berichtigung.

Am allerwenigsten aber können wir das Urtheil billigen, das am Ende des Buchs von unsern heutigen Juden gefällt, oder vielmehr dem so sehr unzuverläßigen und partheyischen Eisenmenger nachgeschrieben wird; ein Urtheil, das gegen Toleranz, Menschenliebe, ja selbst gegen die Wahrheit streitet. Wen

schau-

ſchaudert nicht bey folgenden Ausdrücken: S. 255. „Weil ſie „ſich in einen ſolchen Sinn für das Volk Gottes halten, der „von keinem andern Volk ſtatt finde, ſo verachten ſie auch alle „andere Völker, ja ſie haſſen dieſelben, und glauben, daß ſie „gegen dieſelben **alle Arten von Betrügerey ausüben „dürften**, denn dieſe wären ihnen nur gegen ihre Nächſten, „das iſt, gegen ihre Glaubensgenoſſen, verboten. Sie beſe„zen alle Völker, die nicht Juden ſind, mit dem Namen Gojim, „welcher Heyden und Ungläubige anzeigt. **Sie halten ſich „allein für Menſchen**, andere aber nicht, weil derſelben „Seelen von unreinen Geiſtern herkämen. ... **Sie lehren**, die „**Gojim wären tummes Vieh**, Thiere, nicht tüchtig Zeug„niß abzulegen, nicht fähig des Grußes Schalom, nicht werth „zweymal gegrüßet zu werden.„ Wie kann ein ſonſt ſo billiger Mann wie Hr. B., ein Mann der nur einige Seiten vorher Warburtons Urtheil für hart erklärt, daß kein Jude Anſpruch auf Vaterland und Bürgerſchaft haben könne, weil der Allmächtige ſie dazu verdammt habe, unſtät und flüchtig zu leben — ein Mann, der gleich darauf hinzuſetzt: „Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen wol„len, und etwas, das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann „gewiß nicht dazu gehören.„ — Wie kann derſelbe Mann einige Seiten darauf „die Herzen der Menſchen ergründen „wollen„, und ein Urtheil gegen alle Menſchenliebe nachſchreiben und glauben, die harte Beſchuldigung ſo vieler tauſend Menſchen, durch den Zuſatz wieder gut zu machen: „Es iſt hier von der herrſchenden Meynung des Volks die Rede, „denn ſonſt fehlt es nicht an einzelnen Menſchenfreunden unter „denſelben.„ Welcher bedächtige Mann, wagt je die Dummheit des verächtlichen Pöbels zum Maasſtab der allgemeinen Denkungsart einer Nation zu nehmen? Welcher Proteſtant würde es nicht verbitten, wenn es einem Gliede einer andern Parthey einfiele, den Charakter und die Meynungen des niedrigſten Pöbels unter den Proteſtanten zum herrſchenden Charakter und den herrſchenden Meynungen aller zu machen? —

Desgleichen hat uns die Muthmaſſung, mit der der V. ſein Buch ſchließet, äuſſerſt befremdet. Er ſagt: „die aufgeklär„ten Juden, welche mitten unter den erleuchteſten Chri„ſten leben, ohne ſich zu derſelben Religion zu bekennen, ſind „wahrſcheinlicher Weiſe Naturaliſten.„ Wenn Hr. B. zu einer ſolchen Muthmaßung einigen Grund haben könnte, würde

ſertt. philologico exegeticis. Leovard. et Franeq. 1773.) S. 116. ſollen die Samaritaner außer den 5 Büchern Moſis „auch das Buch Joſua haben.„ Auch dieſes iſt von unſerm Joſua, wie jeder Leſer den Verf. verſtehen muß, nicht ganz richtig; denn ſie haben einen falſchen Joſua. Nach S. 126. ſollte man denken, ſchon zu Nehemiä Zeit wäre jedesmal in den Synagogen ein Stück aus den Propheten vorgeleſen worden, dagegen iſt aber die Geſchichte. Anfangs wurde in den Synagogen nur aus Moſe vorgeleſen; nachher verdrängte ein Edikt von Antiochus Epiphanes die Moſaiſchen Schriften aus den Synagogen, und die Juden laſen jetzt nothgedrungen, weil ſie dem Geſetz nicht ungehorſam ſeyn wollten, aus den Propheten vor; zuletzt da das Geſetz ſeine Kraft verlohren hatte, aus beyden, Geſetz und Propheten, zugleich. — S. 127. iſt auch die Zuſammenrechnung der jüdiſchen Bücher nicht genau genug angegeben. Anfangs zählte man blos 22 Bücher nach der Conſonantenzahl des hebräiſchen Alphabets, wie aus Joſephus und Origenes erhellt; nachher rückten die Juden noch 2 Jod in ihr Alphabet und zählten nun, wie Hieronymus zuweilen, der Talmud und die neuern Juden immer, 24 Bücher. Ferner heißt es: „Um ſie aber nach der Anzahl der hebräiſchen Buchſtaben auf 22 zu bringen, haben ſie das Buch Ruth zu dem „Buch der Richter, und die Klaglieder Jeremiä zu deßelben „Weiſſagungen geſchlagen.„ — Dabey kämen aber doch 23 Bücher heraus: Es muß noch hinzugeſetzt werden, daß ſie Eſras und Nehemias auch als Ein Buch anſahen. Die Stellen welche dieſes beweiſen, ſtehen im Repertorium für die bibliſche und morgenländiſche Litteratur. S. 275 - 278 ꝛc. des 5n Theils. — Nach S. 181 ſoll das Buch der Weisheit von einem platoniſchen Juden herrühren. Aber es iſt doch von einem neuern Gelehrten ſehr wahrſcheinlich gemacht worden, daß es von einem Juden der in Chaldäa gelebt und den Grundſätzen der chaldäiſchen Philoſophie zugethan war, verfaßt ſey. Auch das, was von den chaldäiſchen Paraphraſen S. 186 beygebracht wird, bedarf einer Berichtigung.

Am allerwenigſten aber können wir das Urtheil billigen, das am Ende des Buchs von unſern heutigen Juden gefällt, oder vielmehr dem ſo ſehr unzuverläßigen und partheyiſchen Eiſenmenger nachgeſchrieben wird; ein Urtheil, das gegen Toleranz, Menſchenliebe, ja ſelbſt gegen die Wahrheit ſtreitet. Wen

ſchau-

ſchaudert nicht bey folgenden Ausdrücken: S. 255. „Weil ſie „ſich in einen ſolchen Sinn für das Volk Gottes halten, der „von keinem andern Volk ſtatt finde, ſo verachten ſie auch alle „andere Völker, ja ſie haſſen dieſelben, und glauben, daß ſie „gegen dieſelben **alle Arten von Betrügerey ausüben** „**dürften**, denn dieſe wären ihnen nur gegen ihre Nächſten, „das iſt, gegen ihre Glaubensgenoſſen, verboten. Sie beſe„gen alle Völker, die nicht Juden ſind, mit dem Namen Gojim, „welcher Heyden und Ungläubige anzeigt. **Sie halten ſich** „**allein für Menſchen**, andere aber nicht, weil derſelben „Seelen von unreinen Geiſtern herkämen. ... **Sie lehren, die** „**Gojim wären tummes Vieh**, Thiere, nicht tüchtig Zeug„niß abzulegen, nicht fähig des Grußes Schalom, nicht werth „zweymal gegrüßet zu werden.„ Wie kann ein ſonſt ſo billiger Mann wie Hr. B., ein Mann der nur einige Seiten vorher **Warburtons Urtheil für hart erklärt, daß kein Jude Anſpruch auf Vaterland und Bürgerſchaft haben könne, weil der Allmächtige ſie dazu verdammt habe, unſtät und flüchtig zu leben** — ein Mann, der gleich darauf hinzuſetzt: „Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen wol„len, und etwas, das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann „gewiß nicht dazu gehören.„ — Wie kann derſelbe Mann einige Seiten darauf „die Herzen der Menſchen ergründen „wollen„, und ein Urtheil gegen alle Menſchenliebe nachſchreiben und glauben, die harte Beſchuldigung ſo vieler tauſend Menſchen, durch den Zuſatz wieder gut zu machen: „Es iſt hier von der herrſchenden Meynung des Volks die Rede, „denn ſonſt fehlt es nicht an einzelnen Menſchenfreunden unter „denſelben.„ Welcher bedächtige Mann, wagt je die Dummheit des verächtlichen Pöbels zum Maasſtab der allgemeinen Denkungsart einer Nation zu nehmen? Welcher Proteſtant würde es nicht verbitten, wenn es einem Gliede einer andern Parthey einfiele, den Charakter und die Meynungen des niedrigſten Pöbels unter den Proteſtanten zum herrſchenden Charakter und den herrſchenden Meynungen aller zu machen? —

Desgleichen hat uns die Muthmaſſung, mit der der V. ſein Buch ſchließet, äuſſerſt befremdet. Er ſagt: „die aufgeklär„ten Juden, welche mitten unter den erleuchteſten Chri„ſten leben, ohne ſich zu derſelben Religion zu bekennen, ſind „wahrſcheinlicher Weiſe Naturaliſten.„ Wenn Hr. B. zu einer ſolchen Muthmaßung einigen Grund haben könnte, würde

es nicht der Billigkeit, die erleuchteste Menſchen gegen aufgeklärte haben ſollten, gerade entgegen ſeyn, ſie öffentlich hinzuwerfen, da Hrn. B. nicht unbekannt ſeyn kann, wie verhaßt den Juden wie den Chriſten, ein Naturaliſt iſt. Aber kann er zu dieſer Muthmaßung Gründe haben? Welche? Etwan daß die chriſtliche Religion ſo evident ſey, daß auch alle Juden, ihrer Evidenz nicht müßten widerſtehen können? Wenn dies zu behaupten wäre, müßte nicht die Evidenz in vielen Fällen ſo relativ ſeyn? Oder, man müßte auch behaupten dürfen: „die aufgeklärten Katholiken, welche mitten unter „den erleuchteſten Proteſtanten leben, ohne ſich zu derſelben „Konfeſſion zu bekennen, ſind wahrſcheinlicher Weiſe Naturaliſten.„ Wenn dieſe Muthmaßung ſicher ungerecht iſt, ſo iſt es jene weit mehr. Denn Katholiken und Proteſtanten ſind ſich in Religionsprincipien weit näher, als Juden und Chriſten, und Katholiken haben auch von Proteſtanten, nie die harten (leider doch zuerſt aus Religionsprincipien entſtandenen und noch damit vermiſchten) Bedrückungen erduldet, welche die Juden von den Chriſten noch erdulden, und die bey einem Volke, deſſen Religion eine eigentliche Volksreligion iſt, von der erſten Muttermilch an, eine Abneigung gegen die Religion des Volks das ſie bedrücket, zuwege bringen müſſen. Oder will etwan Hr. B. die Gründe dieſer Muthmaßung von den aufgeklärten Juden ſelbſt haben? Mit welchen hat er Umgang gehabt? Und wie ſehr vertraut müßte der Umgang mit vielen geweſen ſeyn, um von allen eine ſolche Muthmaßung nur im Herzen zu hegen, geſchweige öffentlich hinſchreiben zu dürfen? Wie ſehr ſollten ſich Chriſten prüfen, daß ſie, indem ſie die Juden des Nationalſtolzes und der Vorurtheile beſchuldigen, ſich kein Urtheil erlauben, das, unpartheyiſch unterſucht, gleiche Quellen haben könnte.

G.

Auszug aus der allgemeinen ſynchroniſtiſchen Weltgeſchichte oder den Zeitungen aus der alten Welt von Numa bis auf Alexander den Groſſen oder vom Jahr der Welt 3300. bis 3648. Erſter Theil. Leipzig bey Joh. Gottfr. Müllern 1779. 318 S. in 8.

Wir

Wir verweiſen auf unſre Anzeige von der allgemeinen ſynchroniſtiſchen Weltgeſchichte, wovon dieſes Buch ein Auszug iſt. Der Styl iſt hier weniger zeitungsmäßig als dort — dies iſt das einzige was wir glauben anführen zu müſſen, nächſt dem, daß wir den Nutzen nicht abſehen, den dieſer Auszug ſtiften ſoll.

Ftw.

Des Abt Joſeph Boſcowich Reiſe von Conſtantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Pohlen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einigen Zuſätzen begleitet nebſt einer Charte. Leipzig bey Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf. 1779. 11 Bog. klein 8.

Der Verfaſſer reiſete mit dem engländiſchen Geſandten, dem bekannten H. Porter; Seine Beſchreibung betrift anfänglich die Begleitung und die Schwierigkeiten, mit welcher der ganze Zug verbunden war. Den erſten Ort, wodurch er aus der Straße von Pera kam, nennt B. Richatana; den wir aber weder auf der beygefügten Charte noch in der neuſten Ausgabe von Büſching finden. Die beyden Flüſſe, welche den Alten unter dem Namen Cidarus und Barbiſis bekannt waren, fallen daſelbſt in den Kanal von Ejoup, der ſich endlich in den Meerbuſen von Conſtantinopel ergießet, und dieſer Stadt trinkbares Waſſer giebet. Von der hölzernen Bauart der Türken S. 5. Der Ort, welcher jetzt Daoud-Paſcha heißt, hat ſeinem Namen von dem Großvezier von Muhamed IV. welcher ſeine Reſidenz dahin verlegte. Ehemals hieß der Ort Chiumlikoi. Zwey Stunden davon liegt Kuſ chiuk Czemege d. i. bey der kleinen Brücke; dieſes Dorf ſoll ehemals Bathynia oder Bathynis, der nahe See aber, in welchen ſich ein Fluß deſſelben Namens ergießt, und an deſſen Ende eine ſteinerne Brücke von 36 Schwibbögen ſich befindet, Bathynices geheiſſen haben. Hier beſchreibt B. die Einrichtung und Bauart der türkiſchen Haane, welche meiſt aus frommen Antriebe auf Koſten verſchiedener Privatperſonen zum Behufe der Reiſenden erbauet ſind. Auf der Charte finden wir am Wege des B. nur zweymal einen Ort Czekmege angedeutet.

Vermuthlich deutet der zweyte Ort auf Büjük Czekme, d. i. zur groſſen Brücke, nach welchem Orte B. in 3 Stunden durch Sara midere d. i. das Räuberthal kam. Sollte Büſching dieſen Ort meynen, wo er Büjückdere geſetzt hat? Er hat ſeinen Namen von einer ſteinern Brücke die in allem aus 24 groſſen Schwibbögen beſteht. Soliman II. erbaute ſie im Jahr 494. der muhamedaniſchen Zeitrechnung. Die Landſchaft ſelbſt hieß ehemals Melantias, und derjenige Theil des Sees, wo der Ausfluß deſſelben iſt, Athyras. Nicht weit von da liegt ein griechiſches Dorf Karaklikoi, auf der Charte Karakil, wegen der Contrebande merkwürdig, welche die Griechen mit den Waaren aus dem Archipelagus machen; denn es gehört nicht zur Gerichtsbarkeit des Oberzolleinnehmers von Conſtantinopel. Das zweyte griechiſche Dorf Cumburgos hat ſeinen Namen von dem ſandigten Erdreiche. Die Charte hat Camburgos. Das dritte Burgados ſoll Sozomenus Liuados heiſſen; B. hält es für das alte Zevophrarion beym Eutropius, wo der Kaiſer Aurelian umgebracht wurde. Von Selivrea, der Alten Selymbria, S. 12. wobey der Ueberſetzer aus dem Büſching, die Anmerkung macht, daß das alte Schloß auf der Anhöhe der viereckigte Thurm mit griechiſchen Inſchriften ſey, deſſen B. gedenket. Eine halbe Stunde davon auf einem Hügel zeigte H. Mackenzie dem Verf. die Spuren einer alten Mauer, denen er ehemals bis an das ſchwarze Meer bey Karagiakoi nachgegangen war. Es ſollen die Ruinen der Vormauer ſeyn, welche im 6ten Jahrhunderte Anaſtaſius Dikolus wider die Bulgaren errichtet hatte. Ueber dem Dorfe Kimikly geht der Weg über zwey Flüſſe Tarifiſu und Bahulderefiſi, welche ehemals unter dem Namen Arzus und Erginus bekannt waren. Bey der Stadt Tſchorlü ſetzt Büſching den alten Namen Tyrilos, aber B. hat ihn nicht. Auf dem Wege nach Burgos ſahe B. 12 bis 14 Ochſen an einem Pfluge ziehn. Das Pflugeiſen war ſehr lang weil man dort tief pflüget; und doch ſagte man ihm, daß das Feld den Saamen wenigſtens doppelt, im beſten Acker aber zehnfach, bisweilen dreyzehnfach bringe. Burgos hieß ehemals Arcadiopolis und Pyrgos; nahe dabey iſt ein Fluß Burgaſu, ehemals Chedrinus. B. ſagt hier in der Ueberſetzung: Burgos iſt eine Stadt, die vor Alters ꝛc. ꝛc. aber gleich darauf S. 19 ſteht, daß der Chiaga des Dorfs die Geſellſchaft aufgeſucht habe. Auch Büſching nennt Burgos

ein

ein Dorf, womit die von B. angegebene Zahl der Einwohner übereinſtimmt. Der deutſche Ueberſetzer bemerkte die Verſchiedenheit zwiſchen Stadt und Dorf, aber er ſahe ſie in ſeiner eignen Ueberſetzung nicht. Ohne Zweifel hat das Original eine Wendung, welche den Namen Stadt auf die alte Arcadiopolis zog. Bey dem Dorfe Kanara beſchreibt B. die Bauart der Bulgaren. Von ihrer Sprache und Religion ſagt er nur wenig. Das bulgariſche Dorf Karabnuori wie auch Karagilar finden wir im Büſching nicht. Das letztere iſt einem Prinzen von der Krim, Kolga Phereg Khan, zur Apanage gegeben worden. Er mit ſeinen Brüdern wohnt zu Jambol einer kleinen benachbarten Stadt, und ihnen gehören die umliegenden Dörfer. Der Flecken Karnabat ſcheint des Handels wegen wichtig genug, künftig in den Geographien einen Platz zu bekommen. S. 28. laſen wir, daß der Berg Balkan oder Harmus ꝛc. und hier finden wir S. 38 die ſich beym Balkan angefangen und bis an den Berg Harmus reichen: Hier hat ſich doch gewiß der Verfaſſer oder der Ueberſetzer unrichtig ausgedruckt. Aus S. 42 ſollte man faſt ſchließen B. nenne das Gebirge Rhodope Balkan. Die Stadt Schiumla fehlt bey Büſching. In einer großen Ebene dabey glaubte B. die Spuren eines ehemaligen Meerbuſens zu entdecken. S. 48. aber eben ſo unbeſtimmt und flüchtig ſpricht B. S. 42 von einem Vulkan des Gebirges Rhodope. Die Stadt Has Oghu Bazarzik nennt Büſching blos Baſarſchik. Sie iſt hernach 1774. abgebrannt. Die wallachiſche Sprache iſt von der bulgariſchen ſehr verſchieden; B. hält ſie für ein Gemiſch von mehrern Sprachen, und gröſtentheils von der italieniſchen und lateiniſchen. Die Stadt Matſchin nennt Büſching Maczin oder Mackſchin. Der Hafen Ibrail nebſt der Stadt welche zur Moldau gehört, iſt vermuthlich Ibrahilow beym Büſching, und Brailow in des Hrn. von Bauer Memoires ſur la Valachie. Die erſte Stadt in der Moldau war Galaz an der Donau; Büſching nennt ſie Galatſch. Der Hafen liegt an einem Orte, der nach B. Meynung einmal das Bette der Pruth geweſen iſt, welche iezt gegen Oſten in einer ziemlichen Entfernung geht. Auch ſoll ſich die Donau nach und nach der Stadt mehr genähert haben. (S. 80. 81.) Hr. B. maß hier die Breite des Hafens, und fand ſie 45 Grad 32 Minuten. Babadagh iſt nach S. 83 der Ort wohin man nach B. glaubt, daß Ovid verwieſen worden ſey. Hier kraxt

der Ueberſetzer aus, und behauptet, daß dieſes nicht der Ort ſeyn könne. Aber man ſehe Kantemirs Beſchreibung der Moldau S. 49 und 73. Den Agenten des Fürſten nennt B. den Kapikihaja; beym Kantemir aber ſteht: Kapu Kiehaja. Die Stadt Bitlat nennt Kantemir S. 55. Batlab. Jetzt ſieht ſie einem Dorfe ähnlicher, nachdem ſie von den Tartarn verwüſtet worden iſt. Das Landhaus des Fürſten von der Moldau, wo B. mit dem engliſchen Geſandten wohnte, hieß Formoſa und lag ohngefähr eine halbe italieniſche Meile von Jaßy; der Ueberſetzer hält dieſes Landhaus für den Flecken Tyrgulfurmos beym Büſching; aber Kantemir S. 53 ſagt, daß er acht Stunden Weges von Jaßy nach Sutſchawa liege. Alſo kann es unmöglich der nehmliche Ort ſeyn; B. ſagt auch nichts von einer Stadt oder von einem Dorfe. Dieſes Landhaus, oder Pallaſt hatte nach B. Erzählung S. 93 der Fürſt Gregorius Ghika erbauet; dieſer kann kein andrer ſeyn, als den Kantemir S. 124. Georgius Giga nennt. S. 59 handelt B. etwas ausführlich von dem damaligen Zuſtande der Moldau, aber alles was er ſagt, iſt aus den Erzählungen eines vornehmen Moldauers genommen. Die Moldau ſoll 100 Stunden Weges in der Länge und 80 in der Breite haben. Man zählte damals 160000 Einwohner, ohne Weiber und Kinder. Den Tribut, welchen der Großherr jährlich aus der Moldau zieht, ſetzt B. auf 50 bis 60000 Piaſter. Der damalige Fürſt ſoll für ſeine Confirmation 600 Beutel bezahlt haben. Dieſes ſind aber nur die öffentlichen und geſetzmäßigen Koſten. Dem Fürſten ſelbſt ſoll ſein Land gewöhnlich 2900 Beutel abwerfen; die Wallachey aber 5000 Beutel. Es ſoll dreyerley Grade von Adel im Lande geben, wovon der erſte Bojari heißt. Dergleichen Familien ſoll es auf 100 geben; aber faſt alle ſollen neue ſeyn; die alten aber wären nach der Unterwerfung an die türkiſche Herrſchaft ausgerottet worden, oder in das äußerſte Elend gerathen. Die drey Biſchöffe haben einen Erzbiſchof über ſich; deſſen Einkünfte B. auf 50 Beutel ſetzt. Der Fürſt darf ohne Einwilligung der Biſchöffe nicht wohl eine außerordentliche Auflage ausſchreiben. Die Cleriſey giebt ihm überhaupt nur die Hälfte der gewöhnlichen Auflagen. Jährlich gehen aus der Moldau 40000 fette Ochſen, wovon das Stück ohngefehr für 2 Ducaten verkauft wird; ferner auf 10000 Pferde, wovon viele zu 20 bis 30 Ducaten verkauft werden. An Hammeln gehen jährlich ohngefähr 200000 Stück aus dem Lande;

auch

auch verkauft man viel Honig und Wachs. Aus dieſen beyden Artikeln ſoll das Land jährlich ohngefähr 1000 Beutel ziehn. Es werden auf 300000 Chilo Getraide nach Conſtantinopel geführt. Dieſes Maas beträgt ohngefähr 22 Oquen. Die übrigen Artikel nennt B. S. 105. Die Verwandſchaft vieler Wörter in der moldaniſchen Sprache mit der lateiniſchen leitet B. von dem Handel her, welchen ſeit einigen Jahrhunderten die Italiener dahin getrieben haben. Der Staroſt Tſcharnauz ſagte dem Verf. daß er ſelbſt zu Sutſchava, der ehemaligen Hauptſtadt, etwa 30 Kirchen geſehen habe, welche zuſammen fielen, und voll genueſiſcher Inſchriften wären, und daß man an dem ruinirten Schloße noch das Wappen der Republik Genua ſehen könne. Vergl. S. 133. Von eben dem Herrn erfuhr B. S. 108. daß man zu Jaßy eine Handſchrift verwahre, welche die Geſchichte der Moldau enthält, und auf Befehl des Fürſten Gregorius Ghika zuſammengetragen worden iſt. Was wider die Volksſage von dem ungariſchen Ritter Dragoſch zu erinnern iſt, kann man in des ſeel. Prof. Thunmanns Geſchichte der Walachen S. 365 leſen. Die Ceremonien bey der Beſtätigung des Fürſten werden S. 111 — 114 beſchrieben; Kantemir hat alles ausführlicher erzählt. Das Städtchen Potocham nennet weder Kantemir noch Büſching. Dorohoi heiſt beym B. ein ſehr gutes Dorf; hingegen Kantemir und nach ihm Büſching nennen Dorohai ein Städchen. Von der Staroſtey Foczan an der Gränze der Wallachey S. 130. Kantemir nennt ſie S. 56. Fokſchany. S. 133. kommt eine Colonie von proteſtantiſchen Familien an der Gränze von Pohlen vor, welche mit einer andern auf dem Gebiete des Grafen Poniatowsky in Pohlen verbunden war; und ihre eigne Kirche in der Moldau an der Gränze hatte. Den Director der Manufacturen des Grafen nennt B. George Neumann; der Ueberſetzer erzählt in einer Note ſeinen ganzen Lebenslauf. Er war aus Bera im Voigtlande, und kehrte wieder dahin zurück. Von dem Schickſale der obigen Colonie meldet er weiter nichts. Die Stadt Tharnauz S. 133. liegt nebſt Sutſchava in der Bukowina, welches Land in dem Gränzſcheidungsvergleiche von 1777 an das Haus Oeſterreich abgetreten wurde. Daſelbſt nennt ſie auch Büſching S. 1648, Kantemir aber S. 66. Der Ueberſetzer ſagt in der angehängten Erläuterung der Reiſecharte des Abts Boſcowich S. 155: Die Stadt Tſchernauz oder Cernoucy nicht weit von der pohlniſchen Gränze

kann

kann gleichfalls ein Supplement zu einer künftigen Auflage der Büschingischen Erdbeschreibung abgeben.„ Aus dieser und vielen andern Stellen, welche wir nicht alle gerüget haben, kann man die Unwissenheit des Uebersetzers ermessen. Seine Unverschämtheit ist so groß, daß er alle seine sogenannten Zusätze und lehrreiche Anmerkungen aus dem Büsching Wort für Wort abgeschrieben hat. Doch einen Dienst hat er dem Leser dadurch erzeigt, daß er einige Umstände von dem Leben und Schriften des Verfassers in der Vorrede zusammen gebracht hat. Aus der Reisebeschreibung selbst haben wir das Brauchbare beynahe ganz geliefert, so daß man auch hieraus von der Wichtigkeit des Werkchens selbst wird urtheilen können. Die beygefügte Reisecharte ist aus Zannoni Charte de la partie septentrionale de l'Empire Otoman genommen, welcher die Oerter doch vielleicht aus dem Boscowich selbst hergenennt hat.

Vt.

12) Philologie.

Uebersicht verschiedener Ausgaben der griechischen und römischen Classiker mit Anmerkungen von Eduard Harwood, der Theol. D. Uebersetzt aus dem Engl. von Franz Karl Alter, Prof. der griech. Spr. — Wien, Joh. Chr. Weingand, 8. 1778. 344 S., nebst 1 Bogen, der den Vorbericht des V. und die Vorerinnerung des Uebersetzers enthält.

Das Original (London 1775.) und dessen Absicht, Einrichtung und Werth, sind schon aus andern litterarischen Anzeigen und kritischen Beurtheilungen bekannt. Eigene Erfahrung muß es dem Kenner einleuchtend machen, daß ein bloßes trockenes, sonst aber richtiges und genaues Verzeichnis aller alten griechischen und lateinischen Schriftsteller und deren Ausgaben, für den Kritiker und Philologen; so wie für den Litte-

Litterator von groſſem Nutzen ſey, und ihm neben ſeinem Fabricius und Hamberger mancherley Erleichterung verſchaffe. Und ein ſolches, aber noch etwas mehr, iſt das Buch, welches wir dem Fleiße des Hrn. H. zu danken haben, ohngeachtet jeder, der mit dieſem Theile der Litteratur etwas länger ſchon umgegangen iſt, ohne viel Mühe allenthalben Mängel und Fehler entdecken muß. Dieſe ſind freylich zum ſichern Gebrauche des Buchs nicht erwünſcht: aber bey Verſuchen dieſer Art iſt die erſte Ausgabe nie anders beſchaffen geweſen, und gleichwol würde ohne ſie die zweyte oder dritte vollſtändige und correcte Auflage, nicht erfolget ſeyn. Wollten wir — oder dürften wir vielmehr uns die Mühe nehmen, Schriftſteller für Schriftſteller durchgehen, und die Mängel, die wir fänden, bemerken, ſo ſollte es uns nicht ſchwer werden, ein beträchtliches Regiſter von Addendis zu liefern. Allein hier würde dieſer Fleiß wie bey Harles Einleitung in die griechiſche Litteratur, am unrechten Orte angebracht ſeyn, den man dargegen an einem neuen Herausgeber zu rühmen Urſache haben möchte. Es iſt Werth des Buches genug, wenn wir verſichern, daß der fleißigſte Litterator, es nicht ohne Erndte durchſehen werde.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe den Leſer aufrichtig vorbereitet haben, daß er nichts ganz vollſtändiges in dieſem Buche ſuchen müſſe, wollen wir die Einrichtung des Buchs ſelbſt ganz kurz beſchreiben. Die Vorrede enthält manche nützliche Bemerkung. Der V. ertheilt darin aus eigener Erfahrung gute Regeln für denjenigen, der es unternimmt, eine Bibliothek, beſonders von alten, ſeltenen und koſtbaren Ausgaben zu ſammlen. Leute, die nicht Geld im Ueberfluſſe haben, auch ſolche, die zu neidiſch ſind, als daß ſie andern geſchickten Männern den Gebrauch ihrer Sammlung geſtatten, ſelbſt aber zu ungeſchickt, als daß ſie das Geſammlete leſen, und zu einem vernünftigen Gebrauch anwenden können, ſollen, nach ſeinem Rathe, gar nicht ſammlen. Mit Vergnügen wird jeder den übrigen Inhalt ſelbſt nachleſen. Die Autoren, deren Ausgaben Hr. H. verzeichnet, ſind nach ihrem Zeitalter geordnet: am Ende ſtehet aber ein alphabetiſches Namenregiſter, das denjenigen zu ſtatten kömmt, die in der chronologiſchen Folge nicht geübt genug ſind. Man merket bald, daß des V. Abſicht war, auch die Ausgaben nach der Zeitordnung zu ſtellen; aber darinn iſt manche Verwirrung geſchehen, die den Gebrauch

brauch des Buchs unbequem machet. Hier und da sind Anmerkungen beygefüget worden, die weiter nichts als die Correctheit oder das Fehlerhafte des Drucks, auch den gewöhnlichen Laden- oder Auctionspreiß des Buchs betrift. Auch just dergleichen Bemerkungen sind desto schätzbarer, weil leichter andere, als diese zu machen waren. Sie setzen eine lange Aufmerksamkeit und Erfahrung voraus, neben derselben aber noch besonders glückliche Gelegenheiten, die sich jemand bey dem größten Fleiße nicht geben kann. Hr. H. hingegen hat hierin viele Vortheile genossen; ausser der Afkewischen Auction, einen freyen Zutritt zu einigen beträchtlichen Bibliothecken. Und darneben hat eine Art von Liebhaberey ihn getrieben, diesem Studium, und insonderheit diesem Verzeichnis, eine Zeit von 20 Jahren zu widmen. Er versichert, daß ihn kein anderes ungleich ansehnlicheres Buch, das er ausgearbeitet hat, so vielen Fleiß gekostet habe, als dieses.

Es ist zu loben, daß ein so nützliches Werkchen zum Gebrauch der Deutschen übersetzt und nachgedruckt worden ist. Aber wie wir vorhin schon erwähnet haben, ein Buch dieser Art muß in der zweyten und dritten Ausgabe werden, was es in der ersten nicht seyn konnte. Der Herausgeber hat wahrscheinlich eben dasselbe gedacht, indem er würklich den Plan zu erweitern und zu vervollständigen gesuchet hat. Wir wollen prüfen, was durch seinen Fleiß würklich geschehen ist, und was nach unserer Meynung etwa noch mehr oder auf andere Art hätte geschehen können und sollen.

Das erste, was er that, war ein bey jedem Autor vorausgesetzter Charakter; nächst dem hat er die Ausgaben selbst hier und da mit Zusätzen bereichert, die durch das Zeichen (U) von den übrigen unterschieden worden sind; und endlich hat er durch Hinzufügung einer Anzeige der Uebersetzungen und Erläuterungsschriften, den Plan seines Originals besonders nützlich erweitert.

An sich, ist gegen alles dies nichts zu sagen. Denn gesetzt auch, daß man die beygefügten Verzeichnisse der Uebersetzungen und Erläuterungsschriften eines Theils als entbehrlich, andern Theils als sehr unvollständig und mangelhaft betrachten könnte, so stand es in des Herausgebers Willkühr, den Lesern zugleich etwas zugeben, das ausserhalb dem Plane des ersten Verfassers lag, und über das Maas war. Hingegen

an

An der vorausgeschickten Charakteristik der alten Schriftsteller finden wir mancherley zu tadeln. Erstlich pflegen dergleichen allgemeine Bemerkungen einzelner Eigenschaften, als der V. sammlet, fast allemal und in aller Rücksicht unnütz zu seyn. Sie sind für den, der den Schriftsteller gelesen hat, zu wenig und für den, der ihn nicht gelesen hat, zuviel, das heist, zu unverständlich und räthselhaft. Zum Homer hat der Verf. den weitläuftigsten Prolog vorausgesetzt: der Recensent hat auch seinen Homer mehr, als einmal gelesen, und gleichwohl weiß er sich bey diesem kostbaren Wortgepränge nichts zu denken. Bey andern Schriftstellern hingegen sind wieder so gemeine Dinge gesaget worden, daß der V. besser gar nichts gesagt haben sollte. Daß zweytens, zwischen durch manches falsch behauptet und schief ausgedruckt worden sey, läßt die Methode selbst erwarten. Aber nichts ist anstößiger, als die Schreibart in diesen Eingängen, als welche bis auf die Wortfügung kostbar, gesucht und unnatürlich ist. Von dieser affektirten Schreibart ist schon die Vorrede ein Muster. Aber wenn vollends in den erwähnten Eingängen zu jedes Schriftstellers Ausgaben, wo der V. in aller Einfalt hätte erzählen sollen, die kühnsten Inversionen gebraucht werden, dann empfindet man Eckel, und weiß gar nicht, was das Ding soll. Statt dieser ganzen Charakteristik wäre es zweckmäßiger und nützlicher gewesen, wenn der V. blos die vornehmsten Lebensumstände historisch gesammlet hätte. Und wo noch etwas mehr hätte geschehen sollen, so würde er jungen Leuten den angenehmsten Dienst erwiesen haben, wenn er den Inhalt ihrer Schriften angezeiget, und ihre Hauptvorzüge oder Hauptfehler bemerket hätte.

Harwood hat die alten Schriftsteller nach ihrer Zeitfolge geordnet. Da bey vielen, diese noch sehr zweifelhaft und unentschieden ist, so wollen wir dem V. es nirgends zum Vorwurfe machen, er mag einer Meynung gefolget seyn, welcher er wolle. Aber da konnte zum wenigsten erwartet werden, daß er die Schriftsteller so auf einander würde folgen lassen, wie es die einmal angenommenen Jahre erforderten. Allein dies ist nicht geschehen. Ohngeachtet bey jedem Schriftsteller, das Zeitalter desselben gleich neben dem Namen bemerket worden ist, hat doch der V. die Ordnung der Jahre fast durchaus vernachlässiget, ohne daß sich eine Ursache erdenken läßt, warum dieses geschehen sey. Und Hr. Alter hat es auch dabey gelassen.

Dan

Dargegen betrachten wir es als eine nützliche Zugabe, daß Hr. Alter, (S. 345 bis 364.) aus des Crevenna bekannten Catalogo, einen Auszug, zur Vervollständigung des Harwoodischen Verzeichnisses, angehänget hat. Aber bequemer würde es gewesen seyn, wenn die in diesem Anhange nachgegebenen Artickel, allenthalben gleich an ihrer Stelle eingeschaltet und dabey auf Crevenna's Verzeichnis verwiesen worden wäre.

Theoph. Christ. Harles Introductio in historiam linguæ græcæ. Altenburgi, in offic. libr. Richter. 1778. 8. 717 S. ohne die Vorrede und Prolegomena, welche allein LXVI Seiten betragen.

Der Titul dieses Buch verspricht weniger, als der Inhalt würklich leistet. Unter eben demselben Titul hat man ähnliche Werke von dem sel. Simonis und Walch, auch eine Einleitung des Hrn. HR. Harles selbst in die Geschichte der lateinischen Sprache; aber das gegenwärtige Werk hat eine solche Einrichtung, Ausdehnung und Vollständigkeit, dadurch es sich von dergleichen Büchern sehr merklich auszeichnet, und zum Ruhme des V. wie zum Vortheil der Leser, unterscheidet. Es umfasset eines Theils mehr, als jene Bücher; und was es andern Theils mit denselben gemein hat, wird nicht so mangelhaft, unrichtig und unzureichend; sondern nach einem überlegten Plan, mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit abgehandelt.

Die Hauptabsicht ist auf die Schriftsteller der griechischen Sprache gerichtet, und in dieser Rücksicht mag man dies Werk als einen mit vielem Fleiße gemachten Auszug aus Fabricii Bibliotheka græca betrachten; aber in welchen der V. zugleich aus andern Werken so viele Zusätze und Ergänzungen eingewebet, auch alles bis auf die jetzigen Zeiten fortgeführet hat, daß dieser Auszug mit eben dem Rechte als Fortsetzung des Fabricius empfohlen werden kann. Indessen hat der V. das übrige, was zu einer Geschichte der griechischen Litteratur gehöret, nicht gänzlich übergangen, sondern wenigstens das hauptsächlichste davon in den vorausgeschickten Prolegomenis abgehan-

handelt. Man kann gewiſſermaßen die Prolegomena oder die Einleitung, darinn der übrige Apparatus beſchrieben wird, und das Werk ſelbſt, welches von den Schriften der Griechen und deren Verfaſſern handelt, als zwey Hauptheile deſſelben Werks anſehen, obgleich Hr. H. den erſten nur als Nebenſache und folglich nicht mit ſo großer Vollſtändigkeit, als den andern abgehandelt hat. Wir wollen unſern Leſern von der Einrichtung beyder, jetzt Rechenſchaft geben.

Nachdem der V. in den **Prolegomenis** gleich anfangs ſeine Gedanken über die Vorzüge der griechiſchen Schriftſteller ſehr beſcheiden und faſt mit zu großer Mäßigung vorgetragen hat, (die Werke der Dichtkunſt ausgenommen, ſcheint es, daß er die Verdienſte aller andern Schriftſteller weit unter die höhern Verdienſte der Neuern herunterſetze. Ich weiß nicht, ob hier das Syſtem ſo ſehr in Betrachtung gezogen werden müſſe. Plutarchs moraliſche Schriften, Hippokrates Verdienſte um die Arzneywiſſenſchaft u. ſ. w. erhalten auch in andern Theilen der Wiſſenſchaften einen entſcheidenden Preiß. Daß ihre Philoſophen nicht im Stande waren, die Unſterblichkeit der Seele zu demonſtriren, hätte ihnen am wenigſten zum Vorwurfe gemacht werden ſollen, da unſere beſten heutigen Philoſophen ihre Gründe noch eben ſo wenig über die Wahrſcheinlichkeit hinauf haben führen können. Offenbahrung dürfen wir der Philoſophie nicht entgegenſetzen:) ſo leitet er daher die Nothwendigkeit der frühen Erlernung der griechiſchen Sprache, und ſchränkt ſich darauf auf folgende Gegenſtände ein: 1) ein Verzeichniß derjenigen Schriftſteller, die vorhin die Geſchichte der griechiſchen Sprache und beſonders die Leben ihrer Schriftſteller beſchrieben haben. 2) Eine Erzählung der mancherley Meynungen über den Urſprung der griechiſchen Sprache und Schrift. — Herodot, von der Hardt, Ericus Rudbeck, Ihre; Montfaucon, Hugo, Bianconi, Bouhier, Renaudot. — Der Verfaſſer nimmt mit Hemſterhuis an, daß mit dem erſten Pflanzvolke, dadurch Griechenland bevölkert worden, auch zuerſt eine morgenländiſche Sprache dahin gekommen ſey, die dann in der Folge durch die einwandernden andern Colonien ſo verändert worden, daß eine neue Sprache daher entſtanden ſey. Und durch dieſe Hypotheſe glaubt er zugleich erklären zu können, woher die Spuren des Morgenlands in den älteſten Sprachen faſt aller Völker angetroffen werden.

3) Von den Accenten. Der Verf. führt blos die vornehmsten Schriftsteller an, welche über ihren Ursprung und Nutzen geschrieben haben. 4) Ueber die Aussprache der griechischen Buchstaben: aber auch hier größtentheils nur Litteratur. Indessen hat der Verfasser ein sehr richtiges und zugleich bescheidenes Urtheil gefället, daß die Aussprache der Buchstaben, darüber Erasmus und Reuchlin verschieden dachten, vielleicht schon in den ältesten Zeiten, nach Verschiedenheit der Völker verschieden gewesen ist. 5) die Hauptbücher über allerley andere grammatische Gegenstände, z. B. über den Spiritus, über den Gebrauch der Temporum, über die Verba Media u. s. w. 6) Von den Dialekten. Es habe frühe verschiedene Mundarten gegeben, die aber der Fleiß der Grammatiker noch nicht genau unterschieden habe. Daher müsse man sich keinen eigenen Dialect der Dichter oder ein vorsetzliches Gemengsel aller Dialekte träumen lassen. Die Dorisch-Aeolische Mundart sey die älteste. — Die vornehmsten Schriftsteller über die Dialekte der Griechen überhaupt und über einzelne derselben besonders, mit Verweisung auf Simonis und Walch. 7) Von ältern und neuern Sprachlehrern der griechischen Sprache. Dies hat dem Verf. Gelegenheit gegeben, hier auch der griechischen Scholiasten Erwähnung zu thun, und diejenigen Schriftsteller zu nennen, welche davon mit eigenem Fleiße gehandelt haben. Außer den Verfassern derjenigen Bücher, welche das ganze System zusammen getragen haben, führt Hr. H. auch diejenigen an, durch deren Fleiß einzelne Gegenstände genauer untersucht worden sind; als die von den Partikeln, Idiotismen, Ellipsibus, auch von der Prosodie geschrieben haben. 8) Ein Verzeichniß der vornehmsten Werke, welche Anzeigen und Beschreibungen der Handschriften griechischer Schriftsteller enthalten. 9) Ein Namenverzeichniß derjenigen Männer, die sich durch gute Ausgaben vorzüglich um die griechische Litteratur verdient gemacht haben. 10) Eine Anzeige solcher Gelehrten, welche einzelne Bemerkungen über verschiedene griechische Schriftsteller besonders herausgegeben haben. 11) Die vorzüglichsten Lexikographi der griechischen Sprache. 12) Ein Verzeichniß größerer und kleinerer Sammlungen griechischer Schriftsteller, nach verschiedenen Arten und Absichten, auch der brauchbarsten Chrestomathien, macht den Schluß dieser Vorbereitung.

Das Werk selbst beschreibt alle noch vorhandene Schriftsteller der Griechen nach ihren Umständen, Schriften und deren

Aus-

Ausgaben. Eben dieſer weite Umfang deſſelben aber, der würklich zu ſeinen Vorzügen gehöret, hat es nothwendig gemacht, folgende vier Arten von Schriftſtellern von einander zu unterſcheiden und denſelben zu Folge vier Hauptabtheilungen des Werks zu machen: I. Von den ſogenannten Profanauctoren. II. Von den griechiſchen Ueberſetzern des A. T. und den apokryphiſchen Büchern des A. T. III. Von den Schriften des N. T. und IV. von den Kirchenvätern.

Der Verf. hat aus guten Gründen die chronologiſche Ordnung gewählet, auch die Litteratur der claßiſchen Profanſchriftſteller, welche die erſte Hauptabtheilung ausmachet, am weitläuftigſten abgehandelt. In derſelben hat er gewiſſe Hauptepochen angenommen, und ſolche zu Unterabtheilungen oder Abſchnitten gemacht. Wir finden fünf derſelben: 1) Schriftſteller vom Homer bis auf Alexander den Großen. S. 20 — 220. 3) Schriftſteller vom Alexander dem Großen bis auf die Zeiten Auguſtus, S. 220 — 312. 4) Schriftſteller bis auf das Zeitalter Conſtantin des Großen. S. 313 — 464. 5) Schriftſteller bis auf die Eroberung der Stadt Conſtantinopel durch die Türken, oder vom Jahr 306 bis 1453. S. 464 — 590. Bey jedem einzelnen Schriftſteller hat der Verf., wo es die vorhandenen Nachrichten möglich machten, auf folgende Gegenſtände Rückſicht genommen: *a*) deſſen Zeitalter. Er führt die verſchiedenen Meynungen, Schriftſteller und Streitigkeiten an, ohne daß er ſelbſt etwas entſcheidet. Dies war auch nach der Abſicht des Buchs nicht von ihm zu erwarten. Indeſſen iſt zu beſorgen, daß dieſe Anführung, oft ſehr widerſprechender Meynungen, manchen Leſer verwirren werde, weil ihm der Verf. alle Gründe für eine oder die andere Meynung vorenthält. *b*) Das Vaterland und kurze Leben des Schriftſtellers. *c*) Schriften. Vorhandene und verlohrne, ächte, erwieſene, untergeſchobene und zweifelhafte. *d*) Ausgaben. *e*) Der Charakter des Schriftſtellers. Werth und Unwerth ſeiner Schriften. *f*) Erläuterungsſchriften. Hier hat der Verfaſſer ſehr fleißig geſammlet und vorzügliche Aufmerkſamkeit bewieſen. Zum leichtern Nachſchlagen der fabriciuſiſchen großen Bibliothek, welche nicht das bequemſte Regiſter hat, iſt es erwünſcht, daß der V. dieſe bey jedem Schriftſteller genau angeführt hat. Ohne unſer Erinnern läßt ſich leicht denken, daß bey gar manchem Schriftſteller, einer oder der andere dieſer Artikel, aus gutem

Urſachen, wegfallen mußte; aber wo es Hr. H. konnte, da hat er die zuertheilende Nachrichten unter dieſe 6 Artickel geordnet und durch eben ſo viele Zahlzeichen unterſchieden. Durchgehends haben wir gefunden, daß der Verf. mit Fleiß geſammlet und mit Geſchmack und Beurtheilung das Beſte und Brauchbarſte ausgewählet habe. Das Verzeichniß der Ausgaben iſt nicht vollſtändig, aber ausgewählt, ſo daß man zwar nicht alle angeführet findet, aber auch nicht oft eine vom Werthe vermiſſet. Wer da will, kann ohne Schwierigkeit eine Nachleſe anſtellen: aber es iſt nützlicher und eines Plans fähiger, ſolche zu Privatabſichten für ſich vorzunehmen, als hier öffentlich und ohne beſtimmte Regel vorzuzählen, welche Ausgaben etwan dem Fleiße des Verfaſſers entwiſcht ſeyn mögen. Zur Ueberſicht und Grundlage hat der Verfaſſer hinreichend und zweckmäßig zuſammen getragen. Er hat nirgends eine kritiſche Geſchichte der angeführten Ausgaben geliefert, aber auch nie ganz verſäumet zu bemerken, welche Ausgabe aus der andern entſtanden ſey und was für Vorzuge oder Mängel eine vor der andern habe, oder welcher Gelehrter gegenwärtig beſchäftiget ſey, uns eine vollkommene Ausgabe zu liefern. Da ſich nirgends die Grenzen richtig angeben laſſen, wie weit der V. nach jedes Abſicht habe gehen ſollen oder nicht, muß es Niemand Wunder nehmen, wenn er hier und da des V. Urtheil ſchwankend findet. Bey etwas mehr Weitläuftigkeit würde es möglich geweſen ſeyn, einige Urtheile beſtimmter vorzutragen, die ſo, wie ſie da ſtehen, nicht ſehr einleuchtend oder belehrend ſind, da ſie hingegen mit Beyfügung der Gründe und würklicher Anführung einiger bemerkten Mängel gar leicht lehrreicher und pragmatiſcher hätten gemacht werden können. Wir rechnen hieher, wenn z. B. der V. S. 24. ſagt: „Editionem *omnino criticam* Homeri nondum habemus.„ Dies Urtheil, ſo unbedingt und ſo ohne einige Erklärung ausgeſprochen, iſt räthſelhaft. Eine recht kritiſche Ausgabe? Will es der V. im ſtrengſten Verſtande nehmen, von welchem griechiſchen Schriftſteller kann er denn behaupten, er ſey recht kritiſch behandelt worden? Nimmt er es aber relativ, wie es die Natur der Sache erfodert, warum will er dem Homer, mehr als einem andern griechiſchen Schriftſteller, eine kritiſche Ausgabe abſprechen? Eine ähnliche Stelle iſt die S. 148., wenn er ſagt: Editionem (Thucydidis) quae et voluntati ſagaciorum criticorum &c. reſpondeat nondum habemus,

oder

oder S. 149. , Critici *multa* desiderant in hac (Dukeri) editione. Da würde es in alle Wege beſſer geweſen ſeyn, entweder ein ſolches Urtheil zurückzuhalten, oder die bemerkten Mängel ausdrücklich anzugeben.

Wir übergehen den erſten Haupttheil des Werks, welcher die Profanſchriftſteller betrift und der weitläuftigſte iſt, indem er von S. 1 bis 590 fortläuft; um unſern Leſern noch einige genauere Nachricht von den übrigen drey Theilen zu geben. Leztere ſind für eine Claſſe von Leſern vielleicht intereſſanter, als der erſte Theil, zumal da wir allgemein verſichern können, daß der V. bey aller Kürze die Sache ſehr erſchöpfet habe. Der **zweyte Haupttheil** enthält die Litteratur der **griechiſchen Ueberſetzungen**, zugleich auch der **apokryphiſchen Schriften des A. T.** S. 591 — 624. Es iſt ein Schreibfehler, wenn zu Anfang *Sectio I* ſteht; es folgt keine zweyte Section, und der V. hat blos durch §§. abgetheilt. Zuerſt und am vollſtändigſten handelt der V. von der Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher. Er erzählt die Fabel, die unter Ariſteas Namen bekannt iſt und führt die beſten Schriftſteller an, welche den wahrſcheinlichen Urſprung dieſer Fabel gezeigt und die Fabel ſelbſt widerlegt haben, mit Beyfügung einer Notiz von den Ausgaben des Ariſteas. Es folgt eine ganz kurze Anzeige der verſchiedenen Meynungen über den Urſprung dieſer Ueberſetzung, blos unter dem Namen der Hauptſchriftſteller, die darüber geſchrieben und eine oder die andere Meynung zuerſt vertheidiget haben: 1) ob wir noch die erſte Ueberſetzung haben, oder ob die gegenwärtige aus älteren Ueberſetzungen zuſammen geſetzet worden? 2) zu welcher Zeit die Ueberſetzung, welche wir jezt haben, verfertiget worden, ob auf einmal, oder welches wahrſcheinlicher iſt, nach und nach und in verſchiedenen Zeiten? 3) ob ſie nach dem ſamaritaniſchen oder nach dem hebräiſchen Texte oder nach einer griechiſchen Abſchrift des hebr. Textes verfertiget worden? Hierauf ſammlet der V. die Urtheile der Gelehrten über den kritiſchen Nutzen dieſer Ueberſetzung, welchen er empfiehlt, aber zugleich behutſam einſchränkt. Endlich eine Nachricht von den beyden vorzüglichſten Handſchriften, der vaticaniſchen und alexandriniſchen mit einem genauen und inſtructiven obgleich nicht ganz vollſtändigen Verzeichniße der daraus gefloſſenen Ausgaben, und einer Bemerkung theils der Mängel, die alle vorhandene Ausgaben noch

an ſich tragen, theils der groſſen Schwierigkeiten, die ein künftiger Herausgeber, wenn ſie er heben will, ohne den vereinigten Fleiß vieler gelehrten Männer nicht überwinden kann. So wie hier, wünſchten wir, daß es dem V. gefällig geweſen wäre, bey der Beurtheilung der kritiſchen Ausgaben des Homers, Thucydides u. a. zu verfahren. Es folgt noch eine Anzeige der Ausgaben einiger einzelnen Bücher und Stücken dieſer Ueberſetzung, und den Beſchluß machen noch allerley Erläuterungsſchriften, welche der V. zuletzt verzeichnet. — Kürzer handelt der V. im 2 §. dieſes zweyten Haupttheils, von den übrigen griechiſchen Ueberſetzungen des A. T., und bey dieſer Gelegenheit zugleich von den Schriften Origenes, den er hernach in der Litteratur der Kirchenväter übergeht; im 3 §. aber eben ſo kurz von den apokryphiſchen Schriften des A. T.

Der dritte Haupttheil iſt der Litteratur der Schriften des N. T. gewidmet, S. 625 — 663. Der V. erkennet gleich Anfangs den Reichthum der Materie, die ihm durch den Fleiß der gelehrteſten Männer zugearbeitet worden, mit Dank, und ſieht ſich durch die Grenzen ſeines Handbuchs jetzt noch mehr, als vorhin, genöthiget, dieſe Bücher, und was an ihnen geſchehen iſt, in möglichſter Kürze zu beſchreiben. Ein §. iſt den Schriften, die übrigen §§. aber den Leben der Verfaſſer gewidmet. S. 626. Der gemeinſchaftliche Namen, unter welchem ſie begriffen werden, (nicht novum Teſtamentum, ſondern nova religionis forma) wird zuerſt erklärt; wobey der V. zugleich diejenigen Schriftſteller namhaft machet, welche das göttliche Anſehen dieſer Bücher erwieſen oder vertheidiget haben. S. 628. Ueber die Sprache; ſie ſey allerdings ein durch das hebräiſche und durch jüdiſche Denkungsart neugebildeter Dialekt, darum aber nie die eigenthümliche Sprache eines beſonderen Volks oder Landes geweſen. S. 629. Vom Canon nur einige Schriftſteller, die vorzüglich verdienen nachgeleſen zu werden. Der V. hält für wahrſcheinlich, daß bald nach des Johannes Tod das Verzeichnis der kanoniſchen Schriften feſtgeſetzet und inſonderheit von Paulus die Abſchriften ſeiner ächten Briefe, durch ſeine Unterſchrift gleichſam vidimirt, worden ſind. S. 632. Einige allgemeine Nachrichten von der Beſchaffenheit der vorhandenen Handſchriften nebſt einer Empfehlung derjenigen Schriften, welche gute Regeln gegeben haben, wie man Lesarten ſammlen und beurtheilen oder den Text kritiſch behan-

behandeln müſſe. Von S. 635 — 639 folgt ein chronologiſches doch mangelhaftes Verzeichnis der vorzüglichern Ausgaben, mit Anführung einiger Verſuche in der Conjecturalkritik; S. 640 eine kurze Nachricht von den Ueberſetzungen des N. T., S. 641 eine Anzeige der mancherley Auslegungsarten, mit einer Verweiſung auf ſolche Bücher, darin die Ausleger ſelbſt recenſirt ſind, zuletzt S. 644. das Bild eines vollkommenen Auslegers aus dem Erneſti, wobey noch einige Hülfsmittel, als Lexica ꝛc. empfohlen werden. — Nun folgen in den übrigen §§. die Leben der Verfaſſer der Schriften des N. B. oder vielmehr eine Notiz ſolcher Bücher, darin ſie weitläuftiger beſchrieben ſtehr: §. 2. Jeſus Chriſtus; §. 3. die Evangeliſten und Apoſtel, hernach einzeln §. 4. Matthäus. Der V. ſtreitet für die griechiſche Urſchrift, ob er wohl auch die Vertheidiger der gegenſeitigen Meynungen anführt. §. 5. Marcus. §. 6. Lucas. §. 7. Johannes. Die Schriften, die für und wider die Aechtheit ſeiner Bücher geſchrieben worden, ſind fleißig angezeigt. §. 8. Paulus. §. 9. Petrus. §. 10. Jacob der jüngere. §. 11. Judas. In dieſen Leben merkt man es vorzüglich, daß der V. ſeinen Plan ſehr in die Enge gezogen und ſelbſt dasjenige, was blos Litteratur geweſen wäre, nicht mehr ſo genau und vollſtändig, als vorhin, zuſammen getragen hat.

Aber noch mehr erhellet dieſes aus dem vierten Haupttheile, der von S. 663 bis 717 von den griechiſchen Kirchenvätern handelt. Der V. hat dies Stück noch hinzugefügt, damit es in einer Bibliothek, welche nun einmal die ganze griechiſche Litteratur umfaſſen ſollte, nicht gänzlich vermiſſet werde, und folglich lieber eine nothdürftige, als gar keine Nachricht von den Kirchenvätern darſtelle. Aus dem Eingange möchte man urtheiken, daß der V. überhaupt dieſe Claſſe von Schriftſtellern nicht ſehr empfehle, wenn er nicht hernach ausdrücklich ihren Nutzen für den Geſchichtforſcher, Philoſophen und Kritiker erwähnet hätte. Voran einige Nachricht von Sammlungen und Auszügen der Kirchenväter; hernach die kurzen Leben der apoſtoliſchen Väter, und der vorzüglichſten Väter aus dem zweyten und folgenden Jahrhunderten: Juſtinus Mart. Athenagoras, Tatianus, Irenäus, Hegeſippus, Theophilus, Hermias, T. Flav. Clemens, Ammonius, Hippolytus, Julius Africanus, Gregorius Thaumaturgus, Dionyſius, Sixtus ꝛc. Euſebius, Euſtathius, Athanaſius, Antonius, Macarius, Di-

an ſich tragen, theils der groſſen Schwierigkeiten, die ein künftiger Herausgeber, wenn ſie er heben will, ohne den vereinigten Fleiß vieler gelehrten Männer nicht überwinden kann. So wie hier, wünſchten wir, daß es dem V. gefällig geweſen wäre, bey der Beurtheilung der kritiſchen Ausgaben des Homers, Thucydides u. a. zu verfahren. Es folgt noch eine Anzeige der Ausgaben einiger einzelnen Bücher und Stücken dieſer Ueberſetzung, und den Beſchluß machen noch allerley Erläuterungsſchriften, welche der V. zuletzt verzeichnet. — Kürzer handelt der V. im 2 §. dieſes zweyten Hauptheils, von den übrigen griechiſchen Ueberſetzungen des A. T., und bey dieſer Gelegenheit zugleich von den Schriften Origenes, den er hernach in der Litteratur der Kirchenväter übergeht; im 3 §. aber eben ſo kurz von den apokryphiſchen Schriften des A. T.

Der dritte Haupttheil iſt der Litteratur der Schriften des N. T. gewidmet, S. 625 — 663. Der V. erkennet gleich Anfangs den Reichthum der Materie, die ihm durch den Fleiß der gelehrteſten Männer zugearbeitet worden, mit Dank, und ſieht ſich durch die Grenzen ſeines Handbuchs jetzt noch mehr, als vorhin, genöthiget, dieſe Bücher, und was an ihnen geſchehen iſt, in möglichſter Kürze zu beſchreiben. Ein §. iſt den Schriften, die übrigen §§. aber den Leben der Verfaſſer gewidmet. S. 626. Der gemeinſchaftliche Namen, unter welchem ſie begriffen werden, (nicht novum Teſtamentum, ſondern nova religionis forma) wird zuerſt erklärt; wobey der V. zugleich diejenigen Schriftſteller namhaft machet, welche das göttliche Anſehen dieſer Bücher erwieſen oder vertheidiget haben. S. 628. Ueber die Sprache; ſie ſey allerdings ein durch das hebräiſche und durch jüdiſche Denkungsart neugebildeter Dialekt, darum aber nie die eigenthümliche Sprache eines beſonderen Volks oder Landes geweſen. S. 629. Vom Canon nur einige Schriftſteller, die vorzüglich verdienen nachgeleſen zu werden. Der V. hält für wahrſcheinlich, daß bald nach des Johannes Tod das Verzeichnis der kanoniſchen Schriften feſtgeſetzet und inſonderheit von Paulus die Abſchriften ſeiner ächten Briefe, durch ſeine Unterſchrift gleichſam vidimirt, worden ſind. S. 632. Einige allgemeine Nachrichten von der Beſchaffenheit der vorhandenen Handſchriften nebſt einer Empfehlung derjenigen Schriften, welche gute Regeln gegeben haben, wie man Leſearten ſammlen und beurtheilen oder den Text kritiſch behan-

behandeln müſſe. Von S. 635 — 639 folgt ein chronologiſches doch mangelhaftes Verzeichnis der vorzüglichern Ausgaben, mit Anführung einiger Verſuche in der Conjecturalkritik; S. 640 eine kurze Nachricht von den Ueberſetzungen des N. T., S. 641 eine Anzeige der mancherley Auslegungsarten, mit einer Verweiſung auf ſolche Bücher, darin die Ausleger ſelbſt recenſirt ſind, zuletzt S. 644. das Bild eines vollkommenen Auslegers aus dem Ernesti, wobey noch einige Hülfsmittel, als Lexica ꝛc. empfohlen werden. — Nun folgen in den übrigen §§. die Leben der Verfaſſer der Schriften des N. B. oder vielmehr eine Notiz ſolcher Bücher, darin ſie weitläuftiger beſchrieben ſtehr: §. 2. Jeſus Chriſtus; §. 3. die Evangeliſten und Apoſtel, hernach einzeln §. 4. Matthäus. Der V. ſtreitet für die griechiſche Urſchrift, ob er wohl auch die Vertheidiger der gegenſeitigen Meynungen anführt. §. 5. Marcus. §. 6. Lucas. §. 7. Johannes. Die Schriften, die für und wider die Aechtheit ſeiner Bücher geſchrieben worden, ſind fleißig angezeigt. §. 8. Paulus. §. 9. Petrus. §. 10. Jacob der jüngere. §. 11. Judas. In dieſen Leben merkt man es vorzüglich, daß der V. ſeinen Plan ſehr in die Enge gezogen und ſelbſt dasjenige, was blos Litteratur geweſen wäre, nicht mehr ſo genau und vollſtändig, als vorhin, zuſammen getragen hat.

Aber noch mehr erhellet dieſes aus dem vierten Haupttheile, der von S. 663 bis 717 von den griechiſchen Kirchenvätern handelt. Der V. hat dies Stück noch hinzugefügt, damit es in einer Bibliothek, welche nun einmal die ganze griechiſche Litteratur umfaſſen ſollte, nicht gänzlich vermiſſet werde, und folglich lieber eine nothdürftige, als gar keine Nachricht von den Kirchenvätern darſtelle. Aus dem Eingange möchte man urtheilen, daß der V. überhaupt dieſe Claſſe von Schriftſtellern nicht ſehr empfehle, wenn er nicht hernach ausdrücklich ihren Nutzen für den Geſchichtforſcher, Philoſophen und Kritiker erwähnet hätte. Voran einige Nachricht von Sammlungen und Auszügen der Kirchenväter; hernach die kurzen Leben der apoſtoliſchen Väter, und der vorzüglichſten Väter aus dem zweyten und folgenden Jahrhunderten: Juſtinus Mart. Athenagoras, Tatianus, Irenäus, Hegeſippus, Theophilus, Hermias, T. Flav. Clemens, Ammonius, Hippolytus, Julius Africanus, Gregorius Thaumaturgus, Dionyſius, Sixtus ꝛc. Euſebius, Euſtathius, Athanaſius, Antonius, Macarius, Di-

bymus, Theodorus, Cyrillus, Eunomius, Gregorius Nazianzenus, Baſilius Magnus, Gregorius Nyſſenus, Epiphanius, Hieronymus, Ephrem, Amphilochius, Johannes Chryſoſtomus, Syneſius, Cyrillus Alexandrinus, Theodoretus, Philoſtorgius, Socrates, Salamanes Hermias Sozomenus. — Iſidorus Peluſiota, Dionyſius Areopagita, Theodorus. — Dieſe ſind es, von welchen der Verf. einige, obwohl ſehr kurze Notizen ertheilet. Kaum geht er bis in das 6te Jahrhundert, wo er abbricht, und ohne weiter Lebensumſtände und Schriften anzuführen, einige ſpätere Kirchenlehrer, die zugleich Schriftſteller geworden ſind, faſt einzig nur nach ihren Namen verzeichnet.

Unter der Aufſchrift: *Addenda*, ſind einige Zuſätze und Verbeſſerungen angehängt. In denſelben erwähnt der V. zu S. 505. einen Auszug der ſcriptorum Byzantinorum in deutſcher Sprache von Hrn. Stritter, „quos Stritter Petroburgi in compendium redigere coepit, ſermone *theotiſco* uſus.„ Dieſe Anzeige iſt wenigſtens gewiß zweydeutig. Verſtehen wir aber das nemliche Werk, das der Verf. meynt, und bis jetzt aus zwey Quartbänden beſteht, (Es führt den Titul: Memoriæ populorum &c.) ſo irrt ſich Hr. H. Es iſt lateiniſch, aber nicht deutſch herausgegeben worden.

Arbeiten wie dieſe, können nie ohne Zuſätze und Verbeſſerungen bleiben. Jedem Leſer von einiger Kenntniß muß es leicht ſeyn, dergleichen anzumerken; und wir ſind gewiß verſichert, daß indeſſen der Verf. ſelbſt neue aufgezeichnet hat. Eben darum würde es Tadelſucht verrathen, wenn wir hier Nachleſe halten wollten. Indeſſen müſſen wir bey einem ſo guten, fleißig ausgearbeiteten und allgemein brauchbaren Buch, als das gegenwärtige iſt, beklagen, daß es durch ungewöhnlich viele und grobe, oft den Sinn ganz zerſtörende Druckfehler, verunſtaltet worden iſt. Der Verfaſſer hat ſelbſt ſeinen Unwillen darob zu erkennen gegeben, auch viele von ihm bemerkte Fehler angezeigt. Aber wir haben Urſache zu glauben, daß der unbemerkten Fehler ſo viele, als der angezeigten, ſeyn mögen. Das Buch verdienet es, daß der Verleger bey der zweyten Auflage beſſere Anſtalten treffe, und von Seiten des Correctors mehr Sorgfalt anwenden laſſe.

Kr.

An-

Anfangsgründe der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache, und Rechenkunſt zum Gebrauche der Vorbereitungsklaſſen zum Gymnaſium. Augsburg, bey Matth. Riegers ſeel. Söhnen, 1778. in 8.

Eine deutſche, eine lateiniſche, eine griechiſche Grammatik, und eine Rechenkunſt in 18 Bogen beyſammen zu haben, das wäre nun wohl compendiös genug: es wird nun freylich darauf ankommen, ob nicht dieſe Kürze mit Koſten der Brauchbarkeit erkauft ſey, welches ſich anders nicht als aus der Abſicht des Buchs beurtheilen läßt. Der Titel aber ſagt es ſchon, daß es nicht ein allgemeines Schulbuch ſeyn, ſondern nur zur Vorbereitung für diejenigen dienen ſoll, die in das Gymnaſium wollen aufgenommen ſeyn; für die Expliſten und Principiſten, wie ſie in der Vorrede genennet werden. Darnach muß denn alſo auch die Vollſtändigkeit deſſelben beurtheilt werden. Die Bogenzahl iſt ungleich unter den Inhalt vertheilt. Die deutſche Grammatik geht bis S. 28. dann folgt ein Stück aus einer alten Chronik, als ein Beyſpiel der unreinen Schreibart. Von S 37. bis 238. kommt die lateiniſche Grammatik, mit einer Chreſtomathie aus den Schriften des Sulpitius Severus und des Juſtinus; von S. 239 bis 255. die griechiſche, und von da bis S. 274. die Rechenkunſt. Jeder Theil des Buchs iſt wieder in 2 Claſſen abgetheilt, und dadurch die Grenze des Unterrichts für eine jede beſtimmt worden. Bey der deutſchen Grammatik ſind die 5 Gottſchediſchen Declinationen beybehalten, nur die Paradigmen, doch nicht immer glücklich genug, geändert werden. So ſagt man, z. Er. bey der vierten Declin. nicht; der Ceder, ſondern entweder die Ceder, oder der Cederbaum; noch bey der fünften, in der mehrern Zahl, die Spreuer, wie es Gottſched ſchon ſelbſt bemerkt hat. Bey dem ganz richtig angegebenen Unterſchied zwiſchen vor und für, wird angemerkt: man müſſe ſagen: mit einer Mahlzeit (nicht vor lieb, ſondern) für liebe nehmen. Allein nach dieſer Ableitung müßte es ja wohl vielmehr heiſſen: eine Mahlzeit für liebe nehmen. Auch ſagt man nicht: der ſchrieb den Brief vor mich (ante, coram me) ſondern vor mir. Bey der dritten lateiniſchen Declination wird blos das Paradigma ſermo angeführt, ohne nur einmal der übrigen Endungen

gen der Wörter nach dieſer Declination zu erwähnen, welches nun doch den Unterricht auch für die erſten Anfänger unvollſtändig macht. Auch vermiſſen wir die ſo nöthige Regel vom Gebrauch des pronominis reciproci. Die Verdeutſchung der grammatiſchen Kunſtwörter hat manchen Regeln ein wunderliches Anſehen gegeben, z. B. eine Regel vom Gebrauch der Participien nach Weglaſſung des Pron. qui, quæ, quod, heißt S. 187. alſo: „Man kann insgemein kein Mittelwort machen, auſſer es ſtehe das welche in der erſten Endung. Wenn alſo das welche in der vierten Endung ſtünde, müßte man die würkende Bedeutung in die leidende verändern„ Wer verſteht das ohne das beygeſetzte Exempel; Abel, welchen Kain getödtet hat, Abel a Caino occiſus? Eine andre unſchickſliche Regel iſt die vom Syntax zweener Zeitwörter: S. 150. „Wenn zwey oder mehrere Zeitwörter beyſammen ſind, folgt auf die Frage was? die unbeſtimmte Art; auf die Frage aber, was für ein, oder zu was das Gerundium in di „ Wie man bey einem Zeitwort fragen ſoll: was für ein, können wir nicht abſehen, und überdem hängt ja das Gerundium in di nicht vom vorhergehenden verbo ab. Andre Beyſpiele mangelhafter oder unſchicklich ausgedruckter Regeln, geben die vom ablativus abſolutus, wie der V. den ablativus conſequentiæ nennt. Die griechiſche Grammatik erſtreckt ſich nicht über die Buchſtabenkenntnis, das Leſen und die Declinationen, mit Ausſchluß derer, die eine Zuſammenziehung leiden; und die Rechenkunſt blos über die 4 Species. Schwerlich wird das Buch auſſer Augsburg einen Gebrauch finden, da es blos auf die locale Einrichtung der Schulen dieſes Ortes ſeine Beziehung zu haben ſcheint.

Pf.

13) Deutſche Sprache.

Die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtaments, das Buch Joſua, der Richter, Ruth, und das erſte Buch Samuels, ſo wie ſie auf Befehl des Römiſchen Königes Conrad des vierten, in der Mitte

des

des dreyzehnten Jahrhunderts, in einer gereimten Ueberſetzung entworfen worden ſind. Aus einer gleichzeitigen Handſchrift auf der öffentlichen Stadtbibliothek zu Hamburg, mitgetheilet, von Gottfried Schütze, Doctor und Profeſſor und Bibliothekarius. Hamburg, 1779. 1 Alphab. 10 Bogen.

Was bey dieſer Ueberſetzung vornehmlich zu bemerken iſt, hat der Hr. Herausgeber alles in der Vorrede angezeiget. Sie iſt in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, auf Befehl des römiſchen Königs Conrad des vierten, eines Sohns des Kaiſers Friederichs des zweyten verfertiget. Der Verfaſſer aber, hat ſich nicht anders als durch Abkürzung ſeines Namens und Verſetzung der Sylben ſeines Vornamens, in der Unterſchrift zu erkennen gegeben:

Nomen ſcriptoris, ſi tu cognoſcere gliſcis
Cus ei bhn verve tibi nomen ſine aperte — — — muck.

Er hat wenigſtens die hiſtoriſchen Bücher alle überſetzen wollen, allein das erſte Buch Moſe und ein groſſer Theil des zweyten, iſt durch einen unglücklichen Zufall verlohren gegangen, denn die Handſchrift fängt mit 2 B. Moſ. 31, v. 30. an; ſie gehet bis in das zweyte Kap. des 1. B. der Kön. wo der Verf. ganz unerwartet abbricht, wozu er, wie der Hr. Herausgeber urtheilet, vielleicht durch unerwartete Hinderniſſe oder durch den Tod des Königes Conrad im Jahr 1254. veranlaſſet worden. Hier haben wir nur die Bücher, welche auf dem Titel angezeigt ſind: der Herausgeber aber macht uns Hofnung, daß die übrigen nebſt den Fragmenten des 2 B. Moſ. und des 1. B. der Kön. gelegentlich folgen ſollen.

„Er will, heißt es von dem Verf. a. d. XI. S. ſehr oft die „Stelle eines Paraphraſten vertreten: und da webt er in ſeine „Ueberſetzung hiſtoriſche Anekdoten mit ein, die kein Sterblicher vor ihm gewußt hat, und auch ſeine oft zur Unzeit eingemiſchte Erläuterungen aus der Profangeſchichte, würde „man ſehr gern bey ihm vermiſſen. Allein bey allen Unvollkommenheiten werden wir dadurch ſchadlos gehalten, daß „viele Stammwörter der deutſchen Sprache, aus derſelben

„näher

„näher bestimmt, und viele veraltete Wörter und Redensar„ten, nach ihren urſprünglichen Bedeutungen berichtiget wer„den können.„

Wir wünſchten, daß es dem Hrn. Herausgeber ſelbſt gefallen hätte, ſolches in kurzen, beygefügten Anmerkungen zu thun, und zugleich die unbekannten Wörter zu erklären, ſo wäre dadurch dieſe Ausgabe, in Abſicht auf die Sprache, viel brauchbarer geworden. Denn es kommen nicht nur viel alte Wörter vor, welche man aus andern Schriftſtellern der alten Zeiten kennet, und in den Gloſſarien findet, als beiden, für warten: Michel für groß, Diet, Mage, Nonne, Orlaug, bald, baldeclich und dergleichen, ſondern auch verſchiedene, welche man in den Gloſſarien vergeblich ſuchen wird. z. B. Was iſt ſchampartine? 14. S. Druden 18. S. munſt 65. S. Bekales 94. S. Wuff 145 und 157. S. Der Recenſ. hat dieſe Wörter noch nirgend gefunden. Eine kleine etymologiſche Erläuterung derſelben wäre ihm, und vielleicht jedem andern Leſer, ſehr angenehm geweſen.

1. Um unſere Leſer, mit der Sprache und Schreibart dieſer Handſchrift, einigermaßen bekannt zu machen, wollen wir noch eins und anderes daraus bemerken. Das veraltete Wort, Hübſcherin, für Beyſchläferin, Kebsweib, findet ſich hier 85. S. Hübeſcherynne. Sollte man dieſes alte deutſche Wort, nicht ganz wohl anſtatt des franzöſiſchen Maitreſſe bräuchen können? Mayn ſtehet für Mond 12. S. Hartzauwe für Herzog 21 S. Myede für Lohn 89. S. Juſſel für Brühe 30. S. vermuthlich von dem lateiniſchen jus: Batel für Krug 40. S. Butte für ein Gefäß, und Bürtel für Bouteille, iſt noch an einigen Orten gebräuchlich; auch das hebr. בת bath kommt damit überein. Kornetin für Kornmühle 90. S. Bywort für Sprüchwort 142. S. Das franzöſiſche Wort Preſent für Geſchenk, muß ſchon in den damaligen Zeiten ſeyn gebräuchlich geweſen, weil es hier ein paarmal vorkommt. Z. B. von Abigail welche David entgegen kam:

Die preſende ſie zu ihr nahm. 211. S.

2. In einigen Zeitwörtern der zweyten Conjugation, lautet das Imperf. anders, als es jetzt gebräuchlich iſt. Z. B. Ffachte für focht, 1. S. Rach für rächete, 12. S. Bland für blendete 83. S. Bewag für bewog 204. S. Schar, für ſchur, 208. S. und dergleichen.

In

In der Rechtſchreibung, wird oft ein doppeltes f, anſtatt des einfachen gebraucht, als Ffacht, Ffuren 1. S. Uff 4. S. Ffunff 10. S. u. ſ. w. Den Zeitwörtern welche mit der Partikel er anfangen, iſt immer noch ein H. vorgeſetzt, herwekte, herſlagen, herſchrag, herloſen, herſchienen, u. ſ. w. Das z wird, wie bey den Alten gewöhnlich, auch hier für s geſetzet, daz für das; Haz für Haß, und tz ſtehet oft im Anfange des Worts oder der Sylbe, tzogete, tzucht, 11. S. viertzig 125. S. Anſtatt Furcht, fürchten, findet man durchgehends Forcht, forchten.

Von der Paraphraſi und Erklärung des Verf. wollen wir noch ein kurzes Beyſpiel mit ſeinen eigenen Worten anführen, woraus der Leſer zugleich den Styl deſſelben wird beurtheilen können. Bey der Salbung Sauls, ſoll Samuel ein gläſern Gefäß gebraucht haben: 140. S.

Unde goiß yme uff das Haubte ſin
Uß eyme Faß was gleſſin
Das heilige Öley unde wyhete in
Zu eyme könige dannen hin, u. ſ. w.

worüber folgende Deutung gemacht wird:

Die Gloſe der Dudunge
Seit bezeichenunge
Wo von das oleyfaß gleſen was
Liecht unde Glanze recht als das glas
Vnde ſo iz allerſchonſte iſt
So drockent iz in kurzer friſt
Das dudet bezeichecliche
Sauls konigreiche
Daz brach recht als das herte glas
Do iz in ſinre beſte was
Vnde zur ging by ſinen Dagen. u. ſ. w.

Vermuthlich werden auf der hamburgiſchen Stadtbiblio-thek, auch noch manche ſchätzbare Ueberbleibſel der niederdeutſchen Sprache vorhanden ſeyn, welche ſo unbilliger Weiſe itzt in Verachtung gekommen, und es möchte wohl zu wünſchen ſeyn, daß uns Hr. S. mit einem und dem anderen vorzüglichen Stücke bekannt machte.

Abraham Gotthelf Mäzkens, Rekt. s der evangelischen Schule zu Landeshut, Versuch in deutschen Wörter-Familien, nebst einer orthographischen Abhandlung, vom Etymologischen oder Dienst-h; Breßlau, 1779. 4. 27 Bogen.

Es hatte ein würdiger Patriot, einen Preis von 1000 Fl. auf die Frage gesetzt: „Wie ein deutsches Wörterbuch auf das vortheilhafteste einzurichten sey„? und Hr. M. hat eine Abhandlung darüber geschrieben, welcher das Accessit zuerkannt worden. Hier liefert er zu dem Plan, welchen er darinn angegeben, diesen Versuch als eine Beylage. In der Vorrede, erkläret er zuerst, was er unter Wörter-Familien verstehe, nemlich eine tabellenartige Anführung aller Wörter, die von einem Stammworte herkommen, und führet die Gründe an, warum er diese Art ein deutsches Wörterbuch einzurichten, der alphabetischen vorzieht. Er zeiget ferner XI. S. f. „daß „bey der gesunden Rechtschreibung einer Sprache, nicht nur die „Aussprache eines Worts, so entscheidend als möglich, sondern auch so viel möglich, dessen Etymologie, das heißt insonderheit dessen unmittelbare Abstammung bezeichnet werden „müsse.„ Ein Satz, welcher in der That seine vollkommene Richtigkeit hat, dem aber, von den neuen Verbesserern unserer Rechtschreibung, nur gar zu sehr entgegen gehandelt wird. Endlich handelt er von der besten Einrichtung der Wörter-Familien und den Grundsätzen, welche dabey zu beobachten sind.

Von den Wörter-Familien selbst, liefert der Verf. nur zwey, nemlich die von machen und bachen. es läßt sich aber kein Auszug daraus verfertigen, und die bloße Anführung einiger Wörter, welche Hr. M. von diesen Stämmen herleitet, würde dem Leser, doch keinen Begriff von dem Ganzen geben können. Wenn man den Entwurf ansiehet, a. d. 113. S. wie er nach der Hand, die Wörter-Familie von machen, noch besser anordnen würde, so möchte man wünschen, daß er seine erste Arbeit zurückgehalten, und alles nach diesem Plane umgearbeitet hätte, welcher würklich weit besser ist, und zugleich den Gang der menschlichen Ideen, in Bildung und Ableitung der Wörter deutlicher vorstellet. Allein er hat (wie er sich 117. S. erkläret) damit einen Beweis geben wollen, daß nur

der

der, welcher die ganzen Familien des Sprachſchatzes einigemal durchgeackert, und es dadurch ſo weit gebracht hat, das Ganze mit allen ſeinen Theilen zu überſehen, am Ende geſchickt iſt, ſich ſolcher Arbeit zu unterziehen, wobey er zugleich verſpricht, die vier Familien der Wörter, die m, n, l und r. zu Regenten, das iſt, unmittelbar vor dem Vocal der Grundſylbe vorhergehenden Conſonanten haben, herauszugeben. Je mühſamer dergleichen Arbeit iſt, deſto mehrern Dank ſind die Liebhaber der Sprachkenntniß, dem Verf. dafür ſchuldig, indem ſie ſowohl in der Wortforſchung als auch in der Rechtſchreibung großen Nutzen hat: Man ſiehet auch aus der Menge der Wörter, welche hier von einerley Stämmen abgeleitet werden, daß die Anzahl der urſprünglichen Stammwörter einer Sprache ſehr gering ſeyn müſſe.

Die Abhandlung vom Etymologiſchen oder Dienſt h; iſt von der 89 bis 112. S. zwiſchen den beyden Familien, machen und hachen, eingerückt. Hr. M. beantwortet zuerſt, dasjenige, was Hr. Fulda im Sprachforſcher gegen ſeine Meynung eingewandt hat, und ſeine Gründe, ſcheinen allen Beyfall zu verdienen; hernach zeiget er, in welchen Fällen das Etymologiſche h zu gebrauchen ſey, und nähert ſich nun wieder mehr dem bisherigen Schreibgebrauche. Er ſetzet nemlich das h, 1) erſtlich, nach allen einfachen Vocalen, worauf ſich die Grundſylbe eines Wortes, welches einer Endſylbe fähig iſt, zu enden ſcheinet, weil daſſelbe dann wirklich gelinde geſchleift wird, 105. S. z. B. froh, frohe, blühen. Hingegen, nach den Doppellauten, findet unmittelbar nie ein h ſtatt, alſo Reue, Frau, ſchreyen, u. ſ. w. Beydes kommt mit der gewöhnlichen Rechtſchreibung völlig überein, wenn man einige wenige Wörter ausnimmt. Man würde nemlich nach dem erſten Satz, wie Hr. M. will, auch Schneh, Kleh, ſähen für ſäen, und nach dem zweyten, weien, leien, zeien, für weihen, leihen, zeihen, ſchreiben müſſen; allein auch hier möchte man den bisherigen Schreibgebrauch vertheidigen können, welcher dieſe Wörter deswegen von der Regel ausnimmt, weil in den erſten niemals, auch nicht wenn ſie eine Endſylbe bekommen, ein h gehöret wird, denn man ſagt nicht, des Schnehes, Klehes, ich ſähete, ſondern Schnees, Klees, ich ſaete; in den andern hingegen, die gute Ausſprache, nach dem Doppellaute ein

h ganz deutlich hören läßt, weihen, leiher. Weil nun nach Hr. M. Grundſatz, vorzüglich die gute Ausſprache muß bezeichnet werden, und die Etymologie, nur wenn ſie dieſer nicht zuwider iſt, Vorr. 12. S. ſo würden dieſe Wörter, in der bisherigen Rechtſchreibung, zwar von ſeiner hier gegebenen Regel abweichen, aber doch nach der Ausſprache ganz richtig geſchrieben werden, Schnee, Klee, weihen. 2) Zweytens ſoll das h geſetzt werden, vor dem einfachen l, m, n und r, in jeder allgemein gedehnten Grundſylbe eines ächt deutſchen Wortes, wenn es einer Endſylbe fähig iſt, und auch dieſes, iſt in den mehreſten Fällen dem bisherigen Schreibgebrauche gemäß. Ob aber das h, auch anſtatt der Verdoppelung des Vocals einzuführen ſey, würde man noch näher unterſuchen müſſen.

Es hat alſo dieſer Buchſtab, an Hrn. M. einen ſehr geſchickten Vertheidiger gefunden, und wenn man ſeine Gründe prüfet, ſo wird man ſehen, daß das h, auch da wo es überflüßig zu ſeyn ſcheinet, nicht ohne Urſach und gute Gründe von unſern Alten geſetzt ſey.

Eg.

14) Erziehungsſchriften.

Lectüre für die kleine Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens. Zweyter Theil. Gießen, in der Kriegerſchen Buchhandlung. 1779. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Lectüre für die erwachſene Jugend zum Unterricht Vergnügung und Veredlung des Herzens. Herausgegeben von Johann Gottfried Röchling. Zweyter Theil. Gießen in der Kriegerſchen Buchhandlung. 1779. 1 Alph. 3½ Bogen in 8.

Wir nehmen dieſe zwey Schriften um des ähnlichen Titels wegen zuſammen, ob ſie gleich an Güte einigermaßen unterſchieden ſind. Zuerſt alſo von dem Buch für die kleine Jugend

Jugend. Wir wollen den Inhalt deſſelben für diejenigen unſerer Leſer, die bey Büchern dieſer Art intereſſirt ſind, unter gewiſſe Claſſen bringen. Erſtlich Fabeln in Verſen und Proſa, der böſe Knabe, der ſchöne Vorſatz, das Gelübde, der Löw und der Eſel, die Spinne zu Sansſouci, der Putz, die drey Brüder, der Knabe vor dem Spiegel, der geizige Rabe, zween Hamſter, zur Empfehlung der Vorſorge für die Zukunft, der Eſel und Fuchs, der Affe, das Johanniswürmchen und die Fliege, der Hamſter und Maulwurf, der Stieglitz und die Nachtigall, die Stunden des Tages, die fromme Nachtigall u. ſ. faſt insgemein von wenigem Werth und ſchlechter Erfindung; andere moraliſche Gedichte, als vom Werth der Zeit, über die Allgegenwart Gottes, ein Sonntagslied, Andenken an den Schöpfer in der Jugend, auf den Geburtstag einer Mutter, alle von gleich ſchlechtem Gehalt: z. B.

Ja heute, theuerſte Mama, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute;
Da möcht ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gerne was ſchönes ſchencken. u. ſ. w.

Noch ein ſinnreich Gedichtchen:

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laſter, reißten über Land;
Um anderwärts ſich was zu machen,
Weil ſich zu Hauſe Mangel fand. —
Sie kamen nah zu einer Brücke,
Da wandten ſie ſich ohngefähr,
Und ſieh es hinkte mit der Brücke,
Die Strafe hinter ihnen her.

Du hohlſt uns diesmals, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein! — doch dieſe ſprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm oft ſpath, doch richtig nach.

Welche eine wizige Erfindung! moraliſche Erzählungen; die drey Brüder; (die um ihre Mutter zu retten, über ihr eigen Leben das Loos warfen,) Unterredung eines Naturforſchers mit dem Sohne eines Edelmanns von den Inſecten, enthält moraliſche Betrachtungen über Raupen und Schmetterlinge;

linge; über die Glückſeligkeit; der Schäfer und ſeine Kinder (eine Erzählung zur Empfehlung des Mitleidens gegen Thiere — eine Moral die unter allen an meiſten eingeſchärft wird, einfältig aber iſt die Erdichtung, daß Raben und Geyer ſich auf den Sarg und das Grab des Knaben, der ein Vogelneſt ausgenommen hatte, geſetzt und ſeinen Leichnam ausgeſcharrt und verzehrt hätten, daß hingegen Rothkähichen aus dem mit Feldblumen bewachſnen Grabe eines Mädchens, das einem Vögelchen das Leben rettete, das Unkraut ausgezupft habe: wozu braucht es ſolcher albernen Mährchens, um eine Tugend zu empfehlen, die ſich von ſo vielen andern Seiten der Jugend eindringend an das Herz legen läßt?) Der beſchämte Sohn, der ſeinen Vater ermorden wollte; Jezid, eine orientaliſche Erzählung; Unterhaltung Mentors mit ſeinen Kindern, beyde wieder in dem Zweck, gegen die Thiere Mitleiden zu erwecken; das Muterſöhnchen; das verachtete Kind, zwey der beſten Stücke; der artige gefällige Knabe; das verlohrne Kind, eine morgenländiſche Erzählung; der wilde Ferdinand; etwas aus Carlchens Tagebuch, ein guter Gedanke, durch den ſich viel Gutes ſagen läßt; Duvergel, eine wahre Geſchichte, (eines Knaben der von ſeinem Vater einen Gefangnen losbittet) wahre Geſchichte einer kleinen deutſchen Prinzeſſin und ihres Bruders — Beyſpiele der Gutthätigkeit gegen Hülfsbedürftige Bedienten; Edelmuth eines armen Mannes zu Wien, eine Zeitungsgeſchichte, die der Sammler aber vermuthlich aus einem hamburgiſchen Kinderbuch abgeſchrieben und dabey nicht bedacht hat, daß im Reich die Reduction der Gulden in Mark, nicht nöthig iſt. Etwas von der Gärtnerey, vom Propfen und andern verwandten Verrichtungen und dem Baumbeſchneiden, ganz gut vorgetragen. Naturgeſchichte; vom Zobel, Bemerkungen über die vierfüßige Thiere, von Käfern, Beſchreibung des Ameiſenfreſſers, Fleiß und Geſchicklichkeit einiger Inſecten, beſonders der Spinne und Ameiſe, Mentors Unterhaltung ſeiner Kinder bey einer Frühlingsreiſe, von Störchen und Schwalben — und nach dem Geſetz der Ideenaſſociation, auch von Indianiſchen Vogelneſtern — und auf der nehmlichen Frühlingsreiſe auch das Leben Aeſops. Moraliſche auch hiſtoriſche Aufſätze. Das Glück eines frommen Lebens (das muß Kindern praktiſch in Beyſpielen, nicht wie hier theoretiſch und gleichſam a priori erwieſen werden) von Nachahmung der Eltern; über die Zeit; Carolinchens Betrachtungen über

die

die Welt; Geſchichte des deutſchen Reichs, nicht übel erzählt; Beſchreibung von Paris — Für diejenigen, die es noch nicht wiſſen, ſetzen wir daraus folgende Nachricht her: „das Wetter iſt in Paris ſehr veränderlich. Des Morgens regnet es, „um den Mittag iſt es ſchön, darauf ſchneyet es, auf einmal erhebt ſich ein Sturmwind mit Regen, der zwo Stunden „anhält, zuletzt wird die Luft wieder ruhig, die Sonne kömmt „hervor, und macht dem Tag ein angenehmes Ende. So iſt „nun die Witterung zu Paris. Auf einen kalten Morgen „folgt ein heiſſer Abend. Die Elemente ſind hier in beſtändiger Bewegung, und die Jahrszeiten faſt alle in Unordnung. „der Himmel iſt hier niemals in Ruhe„ — entweder müßte es in Paris gar keine beſtändige Tage geben, und da müßte beym Mangel phyſiſcher Urſachen, der Charakter der Pariſer auf ihre Atmoſphäre würken, oder der Mann muß nicht wiſſen, daß es auch dieſſeits des Rheins und der Seine, in Anſehung der Witterung, veränderliche Tage und Monathe giebt — endlich noch eine Nachricht vom Carneval. **Moraliſche Gedenkſprüche**, 220 an der Zahl, und endlich der **wohlthätige Unbekannte**, ein Schauſpiel, oder Familienſcene, die ſich auf die Geſchichte des Robert im erſten Theil beziehet. Das Buch wimmelt übrigens von Druckfehlern, deren nicht ein einziger angezeigt iſt: bisweilen ſcheinen ganze Zeilen zu fehlen.

Die **erwachſene Jugend** findet im zweyten Buch folgende Gegenſtände der Lectüre: Grundſätze für Studierende, ganz brauchbar und richtig; das Bild eines erblaßten Jünglings von ſeinen gehabten Lehrern, ſeinen geweſenen Mitſchülern empfohlen, eine kurze Parentation; moraliſche Denkſprüche, von Herzen ſchlecht, und faſt alle von der Oberfläche der menſchlichen Erfahrung abgeſchöpft, z. B. „ein bischen Meſ„diſiren iſt ja kein Fehler. Ich thue es ſelbſt, es gehört einmahl zur groſſen Welt, und iſt das Kennzeichen eines offenen „Kopfs. So urtheilte ehemals eine vornehme Dame.„ Welch ein Denkſpruch! Moraliſche Charaktere, des Weiſen, des Chriſten, des Abergläubiſchen, des Religionsſpötters, Vorwürfe (ſollte heißen: wegen) einer unheiligen Jugend; von der Beſcheidenheit und Höflichkeit; Göttes Größe im Kleinen, ein guter Artickel; Schilderung der Zärtlichkeit, eigentlich der Abſchied der Andromache von dem Hektor; moraliſche Anmerkungen;

Fragment einer vor einigen Jahren in Bengalen mit einem vernünftigen Heyden gehaltenen Unterredung eines christlichen deutschen Heyden — nicht gar eine Seite lang; Karakter; von der Tugend sich seine Fehler sagen zu lassen; Sulzers allgemeine Betrachtungen der Insecten; Dankbarkeit eines türkischen Galeerensklaven: seltsamer Irrthum einer Katze, die statt der ihr genommenen zum erstenmahl geworfenen Jungen, ein junges Hühnchen auf den Heuboden trug, das man lebendig neben ihr liegen fand; Gedanken über den Beschluß des Jahrs; von den Gebräuchen, die die Römer bey Grundlegung der Städte beobachtet haben; väterliche Lehre und letzter Wille D. Martin Geiers an seinen liebsten und einzigen Sohn, Joh. Christian, deren er nimmermehr vergessen soll, vom Jahr 1674. ein der weitern Bekanntmachung allerdings werther Aufsatz; Neun Aufgaben zur Beförderung der Glückseligkeit, mit ihren Auflösungen, als die Leidenschaft für Würfel und Karten zu unterdrücken, (unter den angegebenen Mitteln sonderlich in Ansehung junger Leute fehlt noch das: man gewöhne sie, an den Wissenschaften und soliden Beschäftigungen des Geistes Geschmack zu finden, denn solange die Seele des jungen Spielers leer ist, werden alte vorhergehende Mittel weniger fruchten) die Feyer des Sonntages zu befördern, die Kunst der Sparsamkeit zu befördern, (auch stelle man vor, wie wenig die Gegenstände der Verschwendung oder leichtsinniger Ausgaben etwas zu unsrer wahren Glückseligkeit beytragen, wie sie vielmehr Nachwehen und Reue verursachen) die Einbildung (eigentlich Einbildungskraft) moralisch zu verbessern — Frage und Auflösung wird manchem jungen Leser dunkel seyn; die Begierden zu mäßigen, (die Hauptantwort fehlt wieder: man bedenke, daß einmal befriedigte Leidenschaften immer neue Befriedigungen verlangen, nie Sättigung und Ruhe gewähren,) den Zorn zu unterdrücken, das Glück des Ehestandes zu befördern, da ließ sich noch sehr viel hinzusetzen; bey der Freundschaft glücklich zu seyn, die Verführung von den Freygeistern zu verhüten. Maximen des Glückseligen, dergleichen sich mit leichter Mühe noch mehrere hinschreiben lassen. Paradoxe Sätze — nicht eben gar zu paradox. Was muß der Mann, der so was schreiben konnte, für einen Begriff vom Paradoxen haben? Von den Beweisen der göttlichen Güte und Weisheit, aus den Werken der Natur, in Ansehung ihrer Verbindung, dem Ort und der Zeit nach; eine sehr brauchbare Lectüre. Von

den Freyſtädten, eine antiquariſche Abhandlung. Von der Reinigkeit des Herzens. Von der Abgötterey, nebſt einer ſehr richtigen Anwendung dieſer Betrachtung, zur Empfehlung des Chriſtenthums und des Verdienſtes, den es um die Aufklärung der Völker hat. Einige Grabſchriften. Von dem Inquiſitionsgericht in Portugall und Spanien, nebſt Beſchreibung eines Auto da fe. Der Abſchreiber dieſes, für junge Leute allerdings leſenswürdigen Aufſatzes, hat aber bey den Worten: daß die Inquiſition itzt ihrem Ende nahe ſey, nicht hinzuzuſetzen gewußt, daß ſich ſeitdem die Hofnung aufgeklärterer Zeiten in Spanien verlohren habe. Oekonomiſche und moraliſche Sentenzen. Die Ehrfurcht der Kinder für ihre Eltern als ein Religions- und Staatsgeſetz betrachtet. Der Greis, ein Nachtſtück, d. i. rührende Klagen eines alten Vaters, der von ſeinem Sohn aus dem Hauſe geſtoſſen wird, und in einer Winternacht vor dem Hauſe ſtirbt — das erräth't man aber wohl nicht unter dem Nahmen eines Nachtſtücks. Arnfried und Raufbold, eine kleine Studentenromanze. Abgeſonderte Gedanken — ſo wichtig und zuſammengeordnet wie die Schätze eines Kehrichthaufens. Lebensgeſchichte eines guten Jünglings — Schmahlings, von ſeinem Vater, werth allerdings, in einem Leſebuch für die Jugend wieder abgedruckt zu werden. Von der Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern. Thränen eines ehemaligen Verführers, ein nützlicher Artikel. Nachricht von einigen fabelhaften Vögeln, dem Greif, dem Pelikan, dem Phönix, den Harpyen, dem Himmelsvogel, den Stymphaliſchen Vögeln und einigen andern. Verſchiedene Hiſtorietten und Fabeln. Die Zufriedenheit, ein Weg zur Glückſeligkeit. Der Werth einer heiligen Jugend.

Auſſer dieſen fehlt es auch nicht an gröſſern und kleinern Gedichten, als Klagen eines Jünglings auf dem Sterbebette, dankbare Empfindungen, Warnung vor Verſchwendung der Zeit, die Allgegenwart Gottes, Wünſche einer zärtlichen Mutter für ihre Kinder, Fragment eines Gedichts von der Abgötterey u. a. Auch davon ein Exempel ꝛc. aus dem erſten:

O welch ein Troſt! Wenn zum Exempel
Der tugendhaften Jünglinge
Der Herr des Lebens mich in Tempel
Der Seeligen einführete!

Auch hier sind der Druckfehler soviel, als wenn die Probebogen gar keine Ausbesserung erfahren hätten. Man sieht übrigens aus dem ausgezogenen Inhalt beyder Bücher, daß es zwar in beyden nicht an moralisch guten und lehrreichen Aufsätzen fehlt, daß aber beyde mit mehr Geschmack und besserer Wahl gesammlet seyn könnten, und daß sie sich also bey so vielen andern Kinder- und Jugendbüchern, weder von innen noch von aussen vorzüglich empfehlen.

Zf.

15) Finanzwissenschaft.

Grundsätze der Wissenschaft Rechnungen vollkommen einzurichten, durch Philipp Engel Klipstein, Fürstlich Hessendarmstädtischen Kammerrath. Leipzig in der Weygandschen Buchhandl. 1778. 15½ Bogen in 8. nebst verschiedenen Tabellen.

Wir haben freylich in diesem Fache schon ganz vortrefliche Anweisungen, und unter allen bis itzt bekannten, verdienet wohl die Abhandlung des Herrn Lange immer den ersten Platz allein zu geschweigen daß dies Buch mehr einem Rechtsgelehrten als einem würklichen Kammeralisten nutzt, so hat es mit den mehrsten dieser Arten von Anweisungen noch immer das Mangelhafte, daß die gewöhnlichen Fehler in den bisherigen Rechnungsmethoden nicht deutlich genung gezeigt, noch weniger aber Vorschläge zu einer bessern Methode gegeben worden. Aus diesem Gesichtspunkt also betrachtet, ist die gegenwärtige Abhandlung des Herrn Kammerraths Klipstein gewissermassen eine ganz neue Erscheinung. Der eigentliche Rechtsgelehrte wird wenig befriedigendes darin finden, aber desto schätzbarer wird es jedem Kammeralisten und jedem angehenden Rechnungsbeamten seyn, der sich mit dem Rechnungswesen im Großen bekannt zu machen wünscht. Aber dies ist noch nicht der einzige Vortheil, den Herr K. mit diesem Buche stiftet; der Leser wird hier grosse und durchgedachte Plane finden, wie das ganze Rechnungssystem eines Staats so

denen eingerichtet werden könne, daß nicht nur der Staat gegen die Unterſchleife der Rechnungsführer hinlänglich geſichert, ſondern auch dieſe, bey getreuer Verwaltung ihrer Pflichten aller fernern Unterſuchungen und Chikanen überhoben ſeyn können. Beyſpiele der Art ſind ſo gar ſelten eben nicht, daß ein Mann, der bey ſeinen Lebzeiten von ſeinen Vorgeſetzten und Untergeordneten den Ruhm des rechtſchaffenſten ehrlichſten Mannes hatte, der ſich bey allen Unterſuchungen gerechtfertiget fand und deſſen Rechnungen, ſo lange er lebte, immer als genau und richtig abſolvirt wurden, daß eben dieſer Mann nach ſeinem Tode eine ſeufzende Wittwe hinterläßt, die ſich des kleinen, auf die ehrlichſte Art zuſammen geſparten Vermögens entriſſen ſieht, und oft kaum ſo viel übrig behält, ſich mit ihrer darbenden, und vielleicht oft zahlreichen Familie dürftiglich zu ernähren; und warum? — weil die Rechnungen ihres Mannes nach ſeinem Tode aufgenommen, aufs neue unterſucht, und bey den Unterſuchungen Fehler entdeckt wurden, für deren Erſetzung das Vermögen des Rechnungsführers haften muß. Sind dieſe Fehler durch ſeine Untreue oder Nachläſſigkeit entſtanden, ſo iſt dies Verfahren, ſo hart es ſcheint, billig und recht; obgleich hier wohl zuweilen die Rechtsregel ſummum jus, ſumma injuria ihre Anwendung finden möchte. Aber wenn nun würklich dieſer Mann der rechtſchaffenſte, treuſte und accurateſte Rechnungsführer war, wenn er ſeines übrigen Charakters wegen als der ehrlichſte Mann bekannt war, ſo iſt doch unläugbar, daß er von aller Schuld frey iſt, und der Fehler ſteckt entweder in mangelhaften Muſtern, wornach der ganze Rechnungsſtyl eingerichtet war, oder in zu lang aufgeſchobnen Unterſuchungen. Und wenn das iſt, wen treffen die Thränen der unſchuldig gedrückten Wittwen und Wayſen? Wird nicht jeder ehrlicher Mann einen billigen Abſcheu haben, ein ſolches Amt zu übernehmen? — Wieviel Dank, wieviel Segen verdienet nicht unſer V. wenn ſeine Vorſchläge in Zukunft manche Familie vom Untergang retten!

* Dieſe Ausſchweifung war vielleicht etwas zu lang, aber der Mühe werth. Wir wenden uns nun zu dem Buche ſelbſt, deſſen Inhalt wir dem Leſer hier im Zuſammenhange mittheilen wollen. Es enthält zwey Theile, der erſte handelt von der Rechnungswiſſenſchaft überhaupt, und der zweyte beſonders von der Kammeralrechnung. In der Einleitung wird die Be-

deutung der Wörter: Rechner, Rechnungsführer, Rechnungswissenschaft u. s. f. erklärt.

I. Kap. Schaden unvollkommener Rechnungen, und Nutzen vollkommener Rechnungen, und der Kenntniß sie zu entwerfen. §. 2. Rechnungen, die nicht den möglichsten Grad der Sicherheit geben, reizen den oft ehrlich gebliebenen Mann ein Betrüger zu werden. §. 3. Bey schlechten Rechnungen verfolgt Rechner und Eigenthümer ein ewiges Mißtrauen. §. 4. Dadurch kann ein ganzer Staat in Zerrüttung kommen; ein Vernünftiger entdecket oft die Ursachen des Unglücks, man verwirft alle Verwaltung und unterwirft sich hier den oft eben so schädlichen Folgen der Verpachtung. §. 5. Der Nutzen vollkommner Rechnungen äussert sich auf doppelte Art; jeder bekömmt was ihm gehört, und jeder Wirthschafter wird in den Stand gesetzt seine Verwaltung zu vervollkommnen. §. 9. Je vollkommner die Rechnungseinrichtung des Staats ist, desto vollkommner werden alle Handlungen des Regenten und seiner Finanzminister in Ansehung der Finanzen seyn können. Der Regent, der überzeugt ist, daß er auf nichts mehr und nichts weniger Rechnung machen kann, als ihm der Auszug aus dem Centralbuche zeigt, wird nie von seinen Kassen und Kammern unmögliche Dinge fordern.

II. Kap. Sätze, worauf sich alle Rechnungseinrichtungen gründen müssen. §. 1. Eine Rechnung bestehet in einer Verantwortung über das zur Verantwortung gegebene Vermögen in Ansehung der dabey vorgefallenen Einnahme und Ausgabe: Diese Verantwortung muß sich also über alles was zur Verantwortung gegeben worden, erstrecken. §. 4. Verschiedene Gegenstände, die gar keine Gemeinschaft haben, müssen auch in verschiedenen Rubriken berechnet werden. §. 5. Die Verantwortung erstreckt sich über das Ganze, folglich auch über alle seine Theile; aber da das Ganze nicht übersehen werden kann, wenn nicht alle Theile unter einerley Benennung gebracht sind, so müssen auch die zu verrechnenden Gegenstände unter einerley Benennung gebracht werden. §. 6. Alles überflüssige muß sorgfältig vermieden, hingegen nichts Nothwendiges ausgelassen werden. §. 8. Keine Rechnung endigt sich, bevor Einnahme und Ausgabe einander gleich gemacht. §. 11. Sicherheit und Uebersehung sind die eigent-

lis

nen Zwecke einer Rechnung; je vollkommner diese erreicht werden, desto vollkommner ist auch die Rechnung.

III. Kap. Von der Sicherheit, und den Mitteln sole che im Rechnungswesen zu erlangen. §. 1. Sicherheit ist derjenige Zustand wodurch Rechner und Eigenthümer beständig gegen einander in der Ueberzeugung, oder doch gegründeten Aussicht erhalten werden, daß keiner dem andern Schaden thue. Dieser Zustand muß sich auch auf die dritte Person erstrecken, die mit der Rechnung in Verbindung steht. Die Mittel zur Sicherheit sind §. 2. a.) Zuverlässige erste Aufschreibungen, deren Inhalt mit Zeugnissen der Wahrheit bescheinigt ist. Erste Aufschreibungen sind §. 3 diejenigen Rechnungsstücke, worin die zuverantwortenden Handlungen so wie sie geschehen, so gleich eingetragen worden. §. 7. b) Zuverlässige Zeugnisse, daß alles was der Rechner aufgeschrieben, auch wahr sey. Diese Zeugnisse sind: Urkunden, Befehle und Aufträge des Eigenthümers, schon beurkundete Rechnungsstücke, Kontrollen. §. 21. c.) Grosse Kassen müssen in Haupt- und Handkassen getheilt werden; die Hauptkasse wird der Aufsicht mehrerer Männer anvertraut, die von Zeit zu Zeit nach Durchgehung und Richtigbefindung des Journals dem Kassirer ein Gewisses wieder auf Berechnung in die Handkasse lassen. §. 22. d.) Wohleingerichtete Instructionen. §. 29. e.) Kaution; sie hat freylich das Unbequeme, daß sie die Auswahl tüchtiger Männer beschränkt, allein dies ist doch immer ein Mittel zur Sicherheit, dessen man ohne Gefahr nicht entbehren kann. §. 24. f.) Untersuchungen. Je kürzer die Termine sind, in welchen Rechnung abgelegt wird, je weniger haben beyde Theile zu fürchten. Die Zwischenuntersuchungen erfordern §. 28. eine solche Einrichtung, wornach die Rechnung jeden Tag und Stunde dergestalt geschlossen werden kann, daß man ohne Zeitaufwand, aber doch zuverlässig die Genauigkeit und Treue des Rechners beurtheilen kann; auch müssen sie unvermuthet geschehen. Das letzte Mittel zur Sicherheit, besonders auf Seiten des Rechners ist endlich §. 29.) das Absolutorium. (Nun folgen vom 30 §. bis zu Ende dieses Kapitels die eigentlichen Vorschriften, wie die verschiedenen Arten von Rechnungsstücken aufs vortheilhafteste einzurichten; alles ist aufs deutlichste und vollständigste auseinander gesetzt, nur wünschten wir, daß der Herr V. den 32 und 33 § mit einigen Mustern erläutert hätte, diese möchten sonst manchen unverständlich bleiben.)

IV. Kap. Von der Uebersehung, und den Mitteln sie zu erlangen. §. 1. Uebersehung besteht in der vollständigen Einsicht des Ganzen und aller zu berechnenden Theile des zuberechnenden Gegenstandes. §. 7. Einnahme und Ausgabe sind zwey Hauptabtheilungen in der Rechnung und jede Abtheilung macht §. 8. wieder in sich eine ganze Rechnung aus, die aber mit andern in Verbindung steht. §. 9. Wo in der Rechnung eine Ausgleichung zu machen ist, um ein gewisses Verhältniß zu finden, da ist auch eine Abtheilung nöthig, und diese Abtheilungen geschehen §. 10. durch eigene Rechnungsstücke, Bücher, Abschnitte, Rubriken und Kolonnen; die Vergleichungen sind wieder §. 11. Abschlüsse, (Saldis) oder Bilanzen, welche letztern sich wieder von selbst in Eingangs- Schluß- Vermögensbilanzen u. s. f. theilen. §. 14. Die Zuverlässigkeit bey Uebersehung der Rechnung bestehet in der sichern Ueberzeugung, daß beym Ein- und Uebertragen der Rechnung nirgends gefehlt sey. Diese Ueberzeugung wird nach den am Ende des III. Kap. vorgeschriebenen Regeln erhalten. §. 21. Um das Ganze des zu verrechnenden Vermögens in allen seinen Theilen genau zu übersehen, dient das Handbuch und die Nebenbücher, deren vortheilhafteste Einrichtung bis zum 35. §. mit vieler Deutlichkeit erklärt wird. Da das Handbuch nicht eher geschlossen werden kann, bis das Rechnungsjahr völlig zu Ende ist, so kann man im Jahre selbst nicht einsehen, wie alles stehe und sich verhält; dieser Unbequemlichkeit läßt sich §. 36. u. f. durch Auszüge aus dem Hauptbuche abhelfen, die noch bey finden alle Quartal, oder monatlich verfertigt werden können.

IV. Von den zwo Hauptrechnungsarten, der Kammeralischen und der kaufmännischen überhaupt. Dies Kapitel ist eigentlich ein Uebergang zum folgenden

Zweyten Theil, der vom Kammeralfuße insbesondre handelt.

I. Kap. Von denjenigen Geschäften, welche der wirklichen Einnahme und Ausgabe des Staatsvermögens vorgehen müssen. §. 1. Die Beschreibung des Staatsvermögens ist die Grundlage der ganzen Staatsrechnung. §. 2. Das Staatsvermögen hat seinen Ursprung aus dem allgemeinen Landesvermögen, und aus ersterem entsteht wiederum §. 3. das Kammeralvermögen, weil dies nicht allemal mit dem ei-

genta

genklichen Staatsvermögen einerley iſt. Die vornehmſten Theile des Staatsvermögens gründen ſich §. 4. auf die Anzahl und Beſchaffenheit der Unterthanen; §. 6. auf liegende Gründe und Gewerbe der Unterthanen. Hieher gehören Saal- Lager- und Flurbücher, Amtsbeſchreibungen u. ſ. f. Der weſentliche Unterſchied des Kammeralfußes vom merkantiliſchen beſteht in den Voranſchlägen, (Präliminarſyſtemen:) denn die zum Staat erforderliche Ausgaben müſſen §. 13. ſo viel als möglich voraus beſtimmt werden, weil man ſonſt §. 16. zu wichtigen Fehlern verleitet werden kann. Der Unterſchied unter Voranſchlag und Vorherbeſtimmung wird im 14. §. erklärt. Dasjenige Rechnungsſtück, in welchem alle Vorherbeſtimmungen geſammlet werden, heißt §. 29. das Anweiſungsbuch, die Einrichtung deſſelben gründet ſich auf die im III. Kap. des erſten Theils vorgetragenen Regeln.

II. Kap. Von den Geſchäften bey der würklichen Einnahme und Ausgabe. §. 1. Je genauer die vorgeſchriebene Schuldigkeit derer die etwas zu geben haben, erhoben wird, deſto beſſer. §. 2. Die Erhebung muß zu rechter Zeit geſchehen, nicht früher und auch nicht ſpäter. — Die Exekution iſt das gewöhnlichſte Mittel, wodurch dies im Unterlaſſungsfall bewürkt werden ſoll, aber ſie bringt nicht ſelten entgegengeſetzte Würkungen hervor; die dafür vom §. 6. vorgeſchlagene Methode verdiente immer in Ausübung gebracht zu werden. §. 12. Je geſchwinder die Einkünfte zu ihrer Beſtimmung gelangen können, deſto beſſer. Wenn die Erhebungen in verſchiedenen Arten von Gegenſtänden beſtehen, z. B. in Geld, allerley Naturalien u. ſ. f. ſo wird die Berechnung zuſammengeſetzter und die Ueberſehung beſchwerlicher; deſto mehr Aufſicht wird erfodert, und deſto mehr Unterſchleife können vorgehen, mithin iſt dies allemal eine vorzügliche Regel §. 22. Je mehr man die herrſchaftlichen Gefälle in Geld verwandeln kann, deſto beſſer. Der 24. §. enthält eine Erklärung der Verglichung zu Briefgüter; in den übrigen Paragraphen werden bis zum Schluß dieſes Kapitels ſpecielleré Regeln für die würkliche Einnahme und Ausgabe Geſchäfte vorgetragen.

Die beyden letzten Kapitel müſſen im Zuſammenhange geleſen werden; das III. handelt von den Kaſſen- und Rechnungs-

rungsgeschäften, die sich erst nach dem Abschlusse der einzelnen Kammeralrechnung ergeben, und das IV. von einigen bisher als untrüglich angenommenen Sätzen im Kammeralstyl.

Wir hoffen unsre Leser durch diesen vorgelegten Entwurf mit diesem vortreflichen Buche hinlänglich bekannt gemacht zu haben. Auch wünschen wir herzlich, daß Herr K. sein Versprechen erfüllen, und uns würkliche Muster von allen Satzungen Kammeralrechnungen samt den dazu gehörigen Erklärungen baldigst liefern möge.

Kr.

16) Münzwissenschaft.

Grundlehren von den Münzen. München, bey J. M. Fritz, 8. 1778.

So klein diese Schrift, so brauchbar ist sie für Anfänger in der Münzwissenschaft. Der ungenannte Verfasser hat sie eigentlich zum Unterricht derjenigen, so einige Kenntniß von dieser Wissenschaft verlangen, aufgesetzet, und darnach ist sie zu beurtheilen. Das erste Cap. handelt von dem Ursprunge, Alter, und den Münz Sammlungen überhaupt. Er zeiget, daß anfänglich die Menschen der ersten Jahrhunderte ihr Gewerbe durch Vertauschung getrieben: wie die Metalle entdeckt waren, so wog man in Stücken diese einander zu (appendebantur) und endlich ward es gezeichnet, und bekam größtentheils eine runde Figur, so in der Folge mit Aufschriften, Bildnissen ꝛc. versehen ward. Diese Münze hieß im lateinischen *nummus*, so aus dem Griechischen, und nicht von dem Numa Pompilio herkömmt, auch *pecunia* von dem Thiere (Pecus) so nach dem Zeugnisse des Varro und Plinius auf die erste römische Münzen gepräget ist.

Er theilet sie in antike und moderne ein. Die antiken begreifen die griechischen, römischen und die ausländischen Münzen. Die ersten sind ohnstreitig die schönsten und ältesten. Ihr Gepräge ist von solcher Kunst und Zierlichkeit, daß sie

auch

auch den beſten römiſchen weit vorzuziehen ſind; vorzüglich findet man ſolches bey den Münzen der griechiſchen Städte, wo der Hauptſitz der bildenden Künſte war. Die römiſchen ſind in die bürgermeiſterliche, kayſerliche, und in die Münzen des verfallnen Reichs abgetheilet. Die erſte Gattung iſt die älteſte. Die kayſerliche Münzen fangen mit dem Julius Cäſar an, und endigen ſich ohngefehr in der Zeit der 30 Tyrannen, bey dem Jahr 260. (oder vielmehr 200 und etliche 60 bis zu Lic. Gallieni Regierung, dieſe nennen die Antiquarii *anteriora*, und die nach dem Gallieno geprägte *poſteriora*, wo auch faſt lauter kleine von den Numis aereis gepräget ſind) nach Chriſtus Geburt. In dieſem Zeitraum ſind die beſten röm. Münzen, ſowohl an Gepräge und Geſchmack, als am innern Werthe geſchlagen worden. Ihr Verfall ſowohl am Gepräge, als beſonders am Werthe fängt ſich ſchon früher an, als der Verfaſſer angiebt, nemlich unter dem Gordiano III. und Philippo dem Arab. Von §. 9-17. hat der Verfaſſer eine Anweiſung gegeben, wie eine Sammlung von modernen Münzen angeſtellet und rangiret werden ſoll, die hier ganz am unrechten Orte, und bey dem Schluß angebracht ſeyn ſollte, auch überhaupt nur mager iſt.

In dem 2ten Cap. giebt er von der Verſchiedenheit der Münzen in Rückſicht der Materie und Größe eine recht gute Nachricht. Die griechiſche, römiſche und hebräiſche Münzen, als die berühmteſte Gattungen, ſind gröſtentheils an Materie von Gold, Silber und Erz gepräget. Die alten römiſchen Münzmeiſter drückten dieſelbe durch die Buchſtaben AAAFF oder Auro, Argento, Aere, Flando, Feriundo aus. Von dem beſten Golde ſind die alten griechiſchen goldenen Münzen, und die römiſchen in dem beſten Flor des Reichs bis auf die Regierung des Alexander Severus. Die Epoche der röm. Goldmünzen fängt erſt im Jahr 546. nach Roms Erbauung an, die ſilbernen aber 60 Jahr früher unter dem Bürgermeiſteramte des C. Fab. Pictor ꝛc. So rein in Golde ihre Goldmünzen waren, ſo geringhaltig wurden bald ihre Silbermünzen, beſonders die ſo nach der Regierung des Septimius Severus bis auf Conſtantin den Großen geſchlagen ſind. Von des Gallieni Zeiten (ſchon etwas früher) fangen die Münzen aus Billon oder vermiſchten Metall an, wo das Silber den geringſten Theil ausmacht. Nach den Poſthumis fin-

der

bet man überſilberte, deren inwendiges Gehalt Kupfer iſt, und noch eine andere Gattung, ſo inwendig von Kupfer, und auswärts mit einem dünnen Silberblech überzogen ſind. Dieſe geführten Münzen muß man allerdings unter die Betrugmünzen rechnen. Unter die Münzen von Erz rechnet man nicht allein diejenige von ächten Erz, ſondern auch die von rothen Kupfer und Meſſing, ſo von den Zeiten des Auguſtus anfangen. Wenn man eine Antike findet, die 3 Daumen breit iſt, ſo gehört ſie ſchon unter die Seltenheiten. *Medaglioni conturniati* nennet man diejenige Schau- und Denkmünzen, ſo ringsumher einen hohlen und hervorragenden Rand haben. Dieſes ganze Cap. hat der Verfaſſer aus des Jobert, Einleitung zur Münzwiſſenſchaft genommen.

Das 3. Cap. von den Seiten, Aufſchriften und Sprachen. Jede ordentliche Münze hat eine Hauptſeite *Avers*, und eine Rückſeite *Revers*. Jene ſtellet die Häupter verſchiedener Kayſer, Kayſerinnen, Conſuln, Götter ꝛc. vor, dieſe aber zeiget ihre Thaten, Siege, Einzüge, Opfer, und andere Sinnbilder. Die erſten röm. Münzen waren glatt, und rund von Kupfer ohne Figur, hernach prägte man darauf Thiere, endlich ſetzten die Münzmeiſter nach ihren Gefallen was dare auf, ſo auf ihre eigene Handlung Bezug hatte, bis Julius Cäſar ſein Bildniß zuerſt darauf prägen ließ, und die Rückſeite auf verſchiedene Art auszierete, bey welcher Gewohnheit man geblieben iſt. Diejenige Aufſchriften, ſo man ringsumher am Rande der Münzen ſiehet, heiſſet man Umſchriften auch wohl Legenden, die aber mitten auf der Münze ſtehen, Inſcriptionen. Wenn man die Griechen vor der römiſchen Unterjochung ausnimmt, ſo iſt die lateiniſche Sprache, diejenige, ſo am häufigſten gebraucht iſt.

Cap. IV. Von den Ehrentiteln, Verzierungen und Sinnbildern. Die röm. Münzen ſind voll von Ehrentiteln, und die Schmeicheley iſt öfters darauf übertrieben. Die abgekürzten Worte, wodurch man die verſchiedene Aemter und Ehrentitel ausgedruckt hat, erfordern allerdings eine genaue Kenntniß der röm. Schreibart, Sitten ꝛc. ſonſten man ſehr ofte in der Auslegung fehlen wird. Z. B. PP. Pater Patriæ, PM. Pontifex Maximus, Cenſ. PP. Cenſor perpetuus etc. Auf den Reverſen die Sinnbilder zu erklären, erfordert noch

mehr

mehr Kenntnis vorzüglich in der Mythologie und in den röm. Sitten. Man findet Diademe ſchon auf den älteſten Münzen. Einige Häupter ſind mit Kränzen von Lorbeer umgeben, deren ſich faſt alle Kayſer nach dem Julius Caſar bedienet haben. Andere haben ſtrahlenförmige Kronen wie Gallienus ꝛc. und noch mehr andere Gattungen. Die Gottheiten haben beſondere Kränze, wornach man ſie unterſcheiden kann. Z. B. Bacchus hat einen von Rebenblättern, Ceres einen von Kornähren ꝛc. Die ſyriſchen und armeniſchen Könige haben Infuln, die perſiſchen eine Thiaram oder Mütze, ſo mit der päbſtlichen Krone viel gleiches hat. Verſchiedene unter den griechiſchen Königen bedienten ſich nach dem Beyſpiel des Hercules der Löwenhaut zur Bedeckung des Hauptes ꝛc.

Auf den Münzen Conſtantins des Großen ſiehet man eine Art von Standart (Labarum) worauf ein X. oder die Buchſtaben A und Ω als Sinnbilder der Gottheit. Zuweilen findet man auch einen Wetterſtrahl über das Haupt des Kayſers, beſonders auf den Münzen des Auguſts, wodurch die Göttergleiche Macht vorgeſtellet iſt. Ueberhaupt wird ein jeder leicht einſehen, wie nothwendig einem jeden Münzverſtändigen eine genaue Kenntniß der Göttergeſchichte ſowohl, als der ganzen römiſchen Staatsverfaſſung und Geſchichte iſt, ohne welchen er in Finſtern allemahl tappen wird. Gleichergeſtalt iſt es mit ihren Sinnbildern beſchaffen, zumahl derer, ſo gewiſſe Vorfälle und Thaten vorſtellen ſollen, z. B. das Füllhorn bedeutet Glück, Ueberfluß ꝛc., der Lorbeer in der Hand, Sieg und Triumph, die Weintraube, Freude und Ueberfluß am Weine, ein Wagen von Pferden, Löwen, Elephanten gezogen, einen Triumph, oder eine Vergötterung der Fürſten ꝛc.

Cap. V. Von Vergleichung der alten Gewerbe Münzen mit dem heutigen Werthe Zuerſt nimmt er die römiſchen *As, Seſtertius, Seſtertium &c* wovon das erſte 1 Kreuzer, und der Seſtert. 2 Kreuzer, 1000 Seſtertia aber 33 Fl. 20 kr. nach Convent. Münze ausmachen ſoll, hiernächſt die Griechiſchen; beyde hat er auf ein ſynoptiſches Verzeichniß gebracht, wo derſelben jetziger Werth beſtimmet iſt. Ob der Verfaſſer hier alles genau getroffen hat, ſtehet dahin, weil ſolches zu beſtimmen nicht allein viele Kenntniß voraus ſetzet, ſondern vorzüglich der innere Gehalt der Münze, wie viel Silber

ber darinn ſteckt, durch Scheidung der Metalle unterſucht werden muß ꝛc.

Das VI. Cap. Von den Betrug Münzen, fängt mit §. 67 an, und iſt ungemein brauchbar. Im §. 68. handelt er von dem ächten natürlichen, und von dem falſchen nachgemachten Firniß auf den Münzen. Erſter hat eine gewiſſe Röthe, oder eine lichtbraune glatte Farbe, ſo ſich an die allerkleinſten Striche hängt, ohne ſie unleſerlich zu machen, wogegen man das Gegentheil bey dem andern findet. Das letzte Capitel iſt gleichfalls gut, worinnen er von den erforderlichen Eigenſchaften des Münzkenners Anweiſung giebt.

Obwohl in dieſer kleinen Schrift vieles aus dem *Jobert* und *Savot* genommen iſt, ſo bleibt ſie doch für Anfänger in der Münzwiſſenſchaft ein ſehr brauchbares und nützliches Buch, worin in gedrungener Kürze die beſte Anweiſung davon gegeben iſt.

Hk.

17) Haushaltungswiſſenſchaft.

Der Königl. Grosbritanniſchen Churfürſtl. Braunſchweigl. Lüneburl. Landwirthſchafts-Geſellſchaft, Nachrichten von Verbeſſerung der Landwirthſchaft und des Gewerbes. Dritten Bandes, zweyte und dritte Sammlung. 8. Zelle. 1778. 15 Bogen.

In der 2ten Sammlung des dritten Bandes dieſer bekannten und vortreflichen Nachrichten kommen vor: CXX Stück: Beantwortung der Preißaufgabe über den jetzigen häufigen Gebrauch des Kaffee, — S. 130 — S. 200 vom Herrn Regiſtrator Dies in Hannover, welche den erſten Preiß erhalten hat. Der dieſer Abhandlung beygefügte Vorbericht fängt ſich mit dieſen Worten an: „Der Kaffeegebrauch „hat ſeit der letztern Hälfte unſers Jahrhunderts ſo feſten Fuß

„auf

„auf deutſchem Grund und Boden gefaſſet, daß man ſein Ver„ſchwinden, wie bey andern flüchtigen Modeerſcheinungen, nicht „von der Zeit allein erwarten darf„ u. ſ. w. Ein ſtarker Beweiß daß dieſer edle Trank viel etwas ſolideres iſt, als eine Bandſchleiffe Couleur de Puce, oder eine Coëffure à la Waſhington. Recenſent wird wenigſtens bey ſich dieſe Mode nimmer abkommen laſſen. Doch wir gehen weiter im Text.

Erſte Frage: **Was hat der jetzige häufige Gebrauch des Kaffee für merkliche und ſichtbare Veränderungen im oekonomiſchen Zuſtande bisher gewürket?** S. 134. u. f. f.

Der oekonomiſche Zuſtand der Menſchen iſt zweyerley, der allgemeine und der beſondere S. 154. Erſterer betrift ein ganzes Land, der beſondere, einzelne Oerter, einzelne Stände, einzelne Familien. Der Verf. beweiſet ſehr gründlich, daß für Kaffee und Zucker viele Tonnen Goldes zum Lande heraus gehen, darin die Indianer und die Seehandlungs-Städte ſich theilen, und davon nichts wieder in das Land zurücke kommt. Die S. 155. u. f. f. hieher gehörige Berechnungen beweiſen dies ſonnenklar, und man erſchrickt, daß ſich gar nichts dawider einwenden läſſet.

Zwote Frage: **Welche Folgen ſind ferner in dieſem Betracht annoch mit Gewisheit oder wenigſtens wahrſcheinlich zu erwarten?** S. 161. u. f. f. Deren führet der V. fünfe an, und hält ſich bey der letzteren S. 162. nehmlich der Gewisheit des zunehmenden Geldmangels in Deutſchland am meiſten auf. S. 164. u. f. f. vergleichet der V. den alten Zuſtand Deutſchlands mit dem jetzigen in Abſicht der Handlung, vor und nach dem Hanſeatiſchen Bund, und zeigt tiefe Einſichten im Commerzweſen. Damals, ſagt er, hatten wir offenbahr das Uebergewicht über alle handelnde Nationen, und in den älteren Zeiten war Deutſchlands Handel blos activ; andere Nationen nahmen unſere Producten, und wir brauchten nichts von den ihrigen, ſie mogten veredelt ſeyn oder nicht; folglich mußte natürlicher Weiſe viel fremdes Geld in unſer Vaterland kommen. „Unſere jetzigen Kaufleute aber, heißet es S. 166, „ſind die Mittler zwiſchen den Ausländern und unſerm Geld„beutel, die die Artikel der Uebergabe des letzteren ſtudieret „haben. Wie ſtehets nun um die Balance, wenn einer Geld „ins Land führet, und 99 es hinausführen? Wie ſtehets „um den Kaufmann, wenn er erſt alles Geld das unſere Vor-

„fahren herein geführet, wird weggeführet haben? Er muß „aufhören zu handeln.„ In der Folge wird dargethan, daß wenn auch unſere Induſtrie vielleicht in allen andern Artikuln die Balance im Handel hielte, ſo würde doch der leidige Kaffee wegen der ungeheuren Conſumtion, allein den Ausſchlag geben und unſern Verluſt verurſachen.

Dritte Frage: **Iſt es beſſer dem Gebrauch dieſes Getränks freyen Lauf zu laſſen, oder durch Gewalt, oder durch ſonſtige Mittel denſelben einzuſchränken und zu hemmen?** S. 174. u. f. f. Freylich iſt es nach dem vorhergehenden, in mehr als einer Abſicht ſchädlich, dieſem Unweſen freyen Lauf zu laſſen, folglich findet der letzte Theil der Frage ſtatt. Der V. ſetzet hier vorläufig 4 Mittel feſt, welche in der folgenden

Vierte Frage: **Was für beſondere gute oder böſe Folgen im gemeinen Weſen, würde jedes ſolcher Mittel nach ſich ziehen können? weiter erörtert werden: a) ob der Kaffee durch einen ſtrengen landesherlichen Befehl, durch Geld- oder Leibesſtrafe z. B Veſtungsbau, Zuchthauß, Stanpenſchlag, Landesverweiſung u. ſ. w. abzuſchaffen ſey?** S. 176. wird mit Recht gänzlich verworfen. b) Ob durch die Confiſcation deſſelben? wird auch aus verſchiedenen angeführten Gründen für fruchtlos erkannt. c) Wie wenn man dem Kaufmann eine Taxe ſetzte, dabey er Schaden hätte, und alſo dieſe Waare nicht mehr führen würde? S. 180. Findet auch Schwierigkeiten, wegen der Liſt der Krämer; d) Aber ein hoher Impoſt? S. 181. würde wegen der unendlichen Defraudation vielleicht das allerſchlechteſte Mittel ſeyn. Nun was denn am Ende? Sollte denn gar kein Mittel ſeyn, dieſer Landverderblichen Plage Einhalt zu thun? — Der V. ſagt in der

Fünften Frage: **Wie würden der Mittel zum allgemeinen Wohlſtande modificiret, und eingerichtet werden müſſen, unter welchen der Gebrauch des Kaffee entweder willkührlich zugelaſſen, oder eingeſchränkt oder auch ganz aufgehoben werden könnte?** — Ja! und zwar ohne allen Zwang, ohne Verordnung, ohne Defraudation, und in der Stille, S. 182. u. f. f. Nun laß hören: Es iſt eine Genealpacht des Kaffee O hol — Mein wertheſter Herr V. alles was Sie hierüber mit vielen Scharfſinn bis zu Ende vorbringen, hat an ſich ſeine gute Richtigkeit, allein Defraudanten

ten und Kaufleute sind hier zwey wichtige Hinderniſſe, welche den guten Endzweck ſicher verfehlen laſſen, und unten S. 262. hat Herr Jacobi in der 10ten Anmerkung noch mehrere angeführet. Das beſte iſt noch der Vorſchlag S. 198. daß alle erfinderiſche Köpfe tauſend Arten des Getränkes ausdenken ſollten, darunter man 30 bis 31 brauchbare herausfinden könne, um jeden Tag des Monats ein ander Getränk anſtatt des Kaffes zu haben. Zuletzt nimmt ſich Recenſent die Freyheit noch ein Mittel anzugeben, ein Compelle! dieſe neuen Getränke im Gange zu bringen. Dies beſtehet darinn, daß der Landesherr gar keinen Kaffee mehr über die Grenze kommen lieſſe. Alsdenn würde die Noth, die Erfinderinn ſo vieler Künſte ſchon von ſelbſt etwas ausſinnen, welches anſtatt des Kaffes dienen könnte. Wie müßten wir thun, wenn einmal in der ganzen Welt alle und jede Kaffee-Plantagen, keine einzige ausgenommen durch ein wohlthätiges Erdbeben untergiengen? — Armer Recenſent! alsdann müßteſt du ja auch bey deinem Morgenpfeifgen anſtatt des Kaffee, Thee, warm Bier, Cichorien, gebrannte Gerſte, türkiſchen Weitzen u. d. g. trinken. Ey nun! ſo trink nur, deine Geſundheit und dein Beutel ſollen ja dabey gewinnen, ſagen die Leute.

CXXI. Zuſätze zu der vorhergehenden Beantwortung der fünffachen Aufgabe über den jetzigen häufigen Gebrauch des Kaffee S. 199. u. f. f. enthalten theils eine Widerlegung eines Aufſatzes von der Defraudation, theils noch einige Vorſchläge zu Getränken anſtatt des Kaffee.

CXXII. Von Verfertigung des Cider-Weins, oder Cider-Eßigs, ſoll wegen Mangel des Raums, in einem andern Stück gehandelt werden, weil dismahl der liebe Kaffee ſoviel Platz eingenommen hat.

CXXIII. In der dritten Sammlung des dritten Bandes, Anmerkungen zu des Herrn ꝛc. Dies Beantwortung — wegen des Kaffeegebrauchs, von A. L. Jacobi, ſind ſehr gründlich, und unterſtützen entweder die Sätze des Herrn Dies, oder ſchränken ſolche ein, und machen ſie der Sache mehr anpaſſend, ſo daß ſelbige mit der vorigen Abhandlung und der folgenden

CXXIV. Beantwortung eben dieſer Preißaufgaben des Herrn — Krauts — welcher noch einige andere gute Vorſchläge thut, ein deſto ſchöneres Ganze ausmachen.

CXXV. Des Herrn — Brandes — Beantwortung der Preißaufgabe, wie bey denen Gemeinheitstheilungen wegen der herrſchaftlichen Rechte über die Laßgüter am vortheilhafteſten zu verfahren ſey? iſt zwar nur kurz, enthält aber verſchiedene Regeln, die an ſich ſehr gut, und nach dem locali mit geringen Veränderungen leicht allenthalben zu nutzen ſind.

Man muß es dieſer Societät überhaupt zum Ruhm nachſagen, daß ſie bis jetzt noch lauter vortrefliche Abhandlungen in dieſen Nachrichten geliefert hat.

Ak.

18) Vermiſchte Nachrichten.

Ein Schärfgen auf den Altar des Vaterlandes geleget, von H. H. Füßlin, Zürich bey Orell, Geßner und Comp. 1778.

Stolzens Bemerkungen über Herrn Füßlins Schärfgen in Zürich.

Nicht nur ein Schärflein, eine handvoll Ducaten hat Hr. Füßlin auf den Altar des Vaterlandes, nicht gelegt, ſondern mit dem Eifer eines Mannes geworfen, der gern giebt und der empfindet, daß Geben ſeeliger iſt als Nehmen. Er hat es aber in der Hitze die ihn trieb, nicht ſo genau genommen und er hat manche grobe Kupfermünze, manchen Zürichſchilling, manchen weißgeſottenen Baſelplappert, manchen Zahlpfenning mit ſeinen Ducaten vermengt. Er hat ſeine Mitbürger ein wenig wie Bettler beſchenket, denen alles gut iſt, oder wie Schuldgläubiger, die alles an Zahlung nehmen, was einigen Werth hat, und die oft auch etwas mit unterlaufen laſſen, das eben nicht allzu ächt iſt. Die Sammlung beſtehet aus drey Stücken.

1. Rede beym Eintritt in das Lehramt der vaterländiſchen Geſchichte und der Politik. Ein vortreflicher Aufſatz voll warmen, edlen Gefühles für Tugend und für Vaterland, voll ſtar-

ker

ker und erhabener Gedanken, aber entziert durch allerhand ſatyriſche Einfälle, nicht angemeſſen der Würde des Lehrſtuhles, der in dem Augenblicke, da der Redner ihn betrat, ihm vorzüglich heilig ſeyn ſollte. Indeſſen wird dieſes Stück jedem Jünglinge nützlich, unendlich nützlich ſeyn, der ſich dem Dienſte des Vaterlandes widmet. Er hüte ſich aber, daß nicht der Stolz, den es athmet, in ſeine Seele übergehe. Was dem Lehrer wohlſteht, was wenigſtens ſeinem Enthuſiasmus verzeihlich iſt, iſt Hochmuth und Vermeſſenheit an dem Schüler. Und dieſe ſoll er nicht nur verbergen, ſondern gar aus ſeiner Seele austilgen. In dieſem Sinne allein iſt die Lehre gut, die unſer Redner ſeinem jungen Freunde giebt: „Junger „Mann, verbirg vor den Augen des Pöbels den heiligen „Enthuſiasmus der Tugend. Wenn dieſes mehr heißt, als „prahle nicht mit dem heiligen Enthuſiasmus der Tugend; Laß „nicht Poſaunen blaſen wenn du Almoſen giebſt: ſo verſtehen wir es nicht.

2. Jacques und Liſe, keine Geſchichte, und doch kein Traum. Wieder ein ſehr ſchöner Aufſatz, daß es einem Wehe thut, ſo manche Schlacken unter dem feinſten Golde zu finden, ohne die er beſonders brauchbar ſeyn würde, das Herz und den Geſchmack der jungen Bürger zu bilden. Allein ſo wie er iſt, befürchten wir, er möchte ihm den Geiſt des Spottes und der Satyre allzubeliebt machen, und ihn verführen, Schwänke und niedrige Ausdrückungen für Witz und Geiſt anzuſehen. Damit unſer Urtheil nicht bloßer Machtſpruch ſcheine, wollen wir hier eine Stelle ausſchreiben: „Liſe pflegte, welcher Leſer allenfalls hier abermahls die Meiſterkappe rücken oder den Kopf ſchütteln möchte, der mag es thun, — vornehmlich ihren Geiſt mit Erforſchung der Wahrheit bey einer kurzen, aber täglichen Lektüre zu beluſtigen. — Als Jaques ſich das „erſtemal bey ihrem kleinen Bücherſchrank verweilte, erſtaunte „er, ſo viel er ſonſt den Einſichten ſeiner Freundin zutraute, „über ihre Wahl; denn er wußte von dem Geiſtlichen und „von ihrem Vater, daß es würklich die ihrige war, die ſie, nach „dem was ſie aus den Urtheilen dieſer beyden einſichtigen „Männer über ältere und neuere Schriften nach und nach „auffieng, ſo glücklich getroffen hatte. Es waren im religiöſen Fache: erſtlich Bahrdts neueſte Offenbahrungen Gottes, „ein Buch, dem ſie einen ſo hohen Werth beylegte, daß ſie „es ſchon mehrmals gekauft, und wieder an dürftige Chri-

„ſten weggeſchenket. Es kümmerte ſie freylich für dieſes „Bahrdts arme Seele, wenn wahr wäre, daß er auf Akade„mien ſich als ein loſer Vogel, und ſeither nicht viel beſſer „aufgeführt; dennoch mußte ſie herzlich lächeln, als ſie das „erſtemal bey einem Neujahrsbeſuch einen gewiſſen Geiſtlichen „darüber wie ein Kind radotieren, und ihn vom den behaup„teten Charakter des Mannes, den vornehmſten Grund ent„lehnen hörte, warum ſeine Ueberſetzung — man denke doch, „des Teſtaments! — unmöglich was taugen kann; und las „es nach wie vor mit inniglicher Erbauung fort. Hiernächſt „fanden ſich Heſſens Geſchichten der Patriarchen, Jeſu und „ſeiner Apoſtel: aus allen dreyen hatte ſie mit einer Hand „einen kürzen, höchſt intereſſanten, hiſtoriſchen Auszug ge„macht. Darauf folgten Jeruſalems Betrachtungen und Rei„marus; von Kanzelreden, Forſter, unſer Ulrich und Crägot. „Von des letztern zweyten Theil ſagte ſie, dies ſey eins von „den wenigen Büchern, das man unmöglich leſen könnte, ohne „ſittlich beſſer zu werden. Hiernächſt die Predigten von Las„vater und Heß aus den Sechzigerjahren in Handſchrift, die „nicht ihres gleichen haben. Von aſcetiſchen Schriftſtellern „war, neben dem Chriſt in der Einſamkeit, Dohler ihr einzi„ger Mann. Von geiſtlichen Dichtern, Gellert und Klop„ſtocks zehen erſte göttliche Geſänge des Meſſias; denn die fol„genden hielt ſie für ein Quodlibet oben im Himmel, und das „gleichen großen Mannes geiſtliche Lieder für ein Geheul „unten auf Erde. Das Fach der theoretiſchen Philoſophie „enthielten einzig des oberwähnten Reimarus Vernunftlehre, „und Mendelsſohns Schriften. Größer war das von der Sit„tenlehre; unter den Alten waren Arrians Epiktet, Plutarchs „moraliſche Verſuche, die Denkwürdigkeiten des Sokrates, — „und unter den neuern, Schaftesbüry und der engliſche Zu„ſchauer, in der Urſprache, Touſſaint, Möſer, Zimmer„manns Nationalſtolz, Büſch, Engel, Gellerts Vorleſun„gen, und die Weißiſchen Kinderſchriften, ihre Leibbücher. „Von Naturlehre und Naturgeſchichte, hatte ſie die einzelen „Ebertſchen Briefe, und Bonnets Betrachtungen. Ihr lieb„ſtes Feld aber waren die Dichter, zumal die, welche häußliche „und bürgerliche Weisheit in erdichtete Geſchichten gebracht. „Hier ſtellte ſie, und machte das Signum Crucis, die neue „Helvise und den Emil oben an. Dann folgte, Clariſſa und „Tom Jones, Humphrey Klinker, Jorick's Reiſen, der Dorf-

„pre-

„prediger von Wakefield, alle diese englisch, Wielands Agathon, Siegwart und der junge Werther. Bey der ersten „Lektur dieses letztern vergoß sie bittere Thränen über die Leiden „des Helden, und bey einer zweyten nicht viel minder über „das Unglück, daß dies Buch geschrieben war. Von theatralischen Werken fand Jaquet den Schakespear und die dürftigen Trauerspiele der Engländer; die beyden Schauspiele „des Diderot, den deutschen Sophokles, Euripides und Terenz. „Von Epopeen, Bodmers Homer und den Leonidas. Aus „den übrigen Dichterreihen, Geßners Idyllen an der Spitze, „darauf Thomsons Jahrszeiten und Kleists Frühling. Den „Versuch über den Menschen konnte sie auswendig, und so „auch Hallern und Hagedorn; von ästhetischen Schriften traf „der Freund Sulzern und Home an. Ueber die Geschichte „begnügte sie sich mit den Uebersetzungen von Voltaires Essai „sur l' Histoire generale, Raynals Histoire de deux Indes, Robertson, und dem Dictionaire des Portraits. „Doch bald hätt' ich das Buch vergessen, welches ihr schon in „ihrem sechszehnten Jahre von ihres Vaters Freund geschenkt „wurde, und wovon seitdem, als einem ihrer liebsten, stets „ein Theil auf ihrem Putzschranke stund; ich meyne Plutarchs „Biographien. Denn überhaupt waren die Alten ihre Leute; „sie verstund es eben nicht besser.„ Wehe dem Gürtler und jedem andern ehrlichen Manne, dessen Frau ihre einzige Lieblingslectur aus den Schriftstellern machen würde, welche den Büchervorrath der guten Lise ausmachten. Ein solcher Kopf muß ein seltsames Gemenge von Ideen seyn, die sich beständig an einander stoßen müssen. —

Fremde Leser, Ausbürger, man wird diesen Ausdruck aus dem Nationalstolze kennen, mit einem Worte Leser welche nicht Schweizer sind, werden sich einen so gelehrten, und so groß denkenden Handwerksmann nicht denken können, wie hier Füßlins Gürtler ist. Allein wir kennen einen Zinngießer der vielleicht nicht so gelehrt, aber gewiß eben so viel werth ist als Jaques der Gürtler. Eine Lise aber kennen wir nicht: Ohne Zweifel wird es wohl mehr als eine geben; denn es ist sonst leichter für den besten Mann eine würdige Frau, als für eine gute Frau einen Mann zu finden, der sie verdiene.

3. Etwas für die gute Sache des Ehestands. Fragmente aus öffentlichen Vorlesungen. Hier das Resultat der ganzen langen Vorlesung. „Heyrathen ist eine beschwerliche